Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

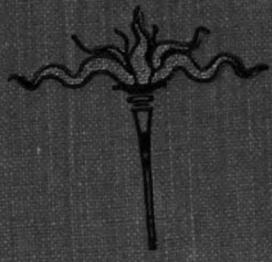
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

niversity Library
080742362

LITERARISCHE WARTE



Monatsschrift
für schöne
Literatur

Digitized by Google

0902
.956
v. 2

ANNEX

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarische Warte

Monatsschrift
für schöne Literatur

Herausgegeben von der
Deutschen Literatur-Gesellschaft

Zweiter Jahrgang

München 1901
Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

I. Aufsätze kritischen, literarhistorischen und ästhetischen Inhalts.

Seite

Buchner, Eberhard. Berliner Premièrenmarkt 110
Brausewetter, Ernst. Zwei Dramen Björnson's über die Arbeit 577
Dreyer, Aloys. Novalis 369
do. do. Über Dialektdichtung 610
Eggert, Walther. Die literarische Kritik 683
Eschelbach, Hans. Allerlei Dichtungen 72
do. do. Flachsmann als Erzieher 410
do. do. Der Niedergang des Volksgesanges 513
do. do. Allerlei Dichtungen 556
Gleichen-Rußwurm, Alexander Freiherr v. Gabriele d' Annunzio als Dramatiker 130
Grunner, Ferdinand. Neue Dramen I 228
do. do. Neue Dramen II 457
do. do. Neue Dramen III 663
do. do. Heimatkunst 758
Hauser, Otto. August Strindberg als Lyriker 738
Herbert, M. Leo Tolstoi als Moralist und Künstler 67
Houben, Dr. Heinrich Hubert. Neue Übersetzungsliteratur 40
do. do. do. Literarhistorische Streifzüge I. 647
do. do. do. Literarhistorische Streifzüge II. 709
do. do. do. Ein Roman aus der Revolutionszeit . . 691
Kellen, Tony. Literarische Mißgriffe und Entgleisungen 49
Kieningers, Max. Ein deutsches Spiel 625
Kiesgen, Laurenz. Neue Lyrik I 135
do. do. Neue Lyrik II 415
do. do. „In wachen Träumen" von A. Müller 526
do. do. Neue Lyrik III 595
do. do. Unsere Lyrik I 122
do. do. Unsere Lyrik II 264
Komarek, Alfred. Vom Wesen der Kunst 388

(RECAP)
0902
.956
Jahrg. 2

559557

Digitized by Google

Seite

Krapp, Lorenz. Aufruf zur Bildung eines Musenalmanachs katholischer Studenten Deutschlands 362
Lignis, A. Gerechtigkeit. Drama von Eggert 543
do. Dr. Fr. W. Helle † 698
Lohr, A. Etwas über Tendenz 168
do. Aufgaben und Ziele der katholischen Literaturbewegung 421
do. Das 19. Jahrhundert in der Literatur 705
Maier, Karl. Zum 500jährigen Gedenktage Chaucer's 163
Meier, P. Siegisbert, O. S. B. Gottschall und die Modernen 105
do. do. Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke von Dr. J. Schwering 171
Möller, Alfred. Wiener Theater 115
Popp, Dr. Hermann. Der Schönheitsbegriff in der Ästhetik 12
Roth, L. von. Franz Eichert 19
do. Unsere literarische Frage — eine Honorarfrage? 242
do. Lyrische Purzelbäume 305
do. „Sommersänge" von Hans Eschelbach 479
Ruth, A. Noch etwas über Tendenz 291
Savreux, Paul. Die Dichtung von morgen 257
do. do. Was mir der Tag zuträgt 302, 425
do. do. Moderne Literatur 483
do. do. Moderne Literaturgeschichten und Essays 548
Scapinelli, Carl Conte. Neue Erzählungsliteratur 354
do. do. „Starke Frauen" I 44
do. do. „Starke Frauen" II 238
do. do. „Macht der Finsternis" 496
do. do. Der Roman 617
do. do. Maxim Gorki 749
Schweiker, J. G. Die obersten Leitsätze in der Kunst 294
do. do. Das Häßliche in der Kunst 630
Sues, R. Dramatik, Bühne und Shakspere 193
do. Jugend 1
Volk, K. Selma Lagerlöf's „Astrid" 288
do. Lagerlöf's „Unsichtbare Bande" 568
Welter, Dr. Nicolaus. Ein Besuch bei Frederi Mistral 321
Witkop, Philipp. Eichert's „Höhenfeuer" 159
do. do. Kipling's Dschungelbücher 432

II. Novellen und Skizzen.

Bojer, J. Frieden. Aus dem Schwedischen von Brausewetter 30
Cüppers, Jos. Ad. Mors navigatrix 6
do. do. Eine Episode 522
Ekensteen, M. von. Großstadtbilder 275
do. Herzensbrecher 536

Digitized by Google

Seite

Gruner, Ferdinand. In der Dämmerung 365
Herbert, M. Traum der Allwissenheit 373
do. Pax Domini 584
Holnstein, Graf. Zigeunermutter 500
Iseke, Anton. Verstoßen 330
do. do. Von oben 755
Keller, Paul. Der Starenkasten 148
Kiesgen, Laurenz. Der lange Heinrich 210
Kluger, W. Wo ist das Paradies? 554
Krapp, Lorenz. Thanatos Kyrios 470
Lohr, Anton. Hoch gewertet 397
do. do. Das große Schweigen 653
Müller, Anton (Br. Willram). Annuntiata 728
Pfeiffer, Max. Chang Han 338
do. do. Eines neuen Lebens Pforte ist der Tod 601
Quensel, Paul. Von einem, der ausgezogen, das Glück zu suchen . . . 88
Scapinelli, Carl Conte. Die Freunde 674
Singolt, Th. Die Birke 287
Witkop, Philipp. Ein Künstlermärchen 358

III. Gedichtcyklen und umfangreichere Gedichte.

Clemens, A. Gedichte 348
Ekensteen, M. von. Sagesse von Paul Verlaine. Übertragungen 154
do. do. Poesien 659
Eschelbach, Hans. Madonnenbild 452
Iseke, Anton. Fürs Vaterland 696
Koschate, Paul. Gedichte 606
Krapp, Lorenz. Gedichte 282
Müller, Anton (Br. Willram). Kain. Episches Gemälde 140
Pfeiffer, Max. Gedichte 679
Pohl, Julius. Des heiligen Vaters Jahrhundertode 627
Stäger, Robert. Gedichte 395
Welter, Dr. Nic. Auf unsers Vaters Tod 218
do. Im Banne des Karussels 80

IV. Kleinere Gedichte.

Barinkay, S. 26
Condenhove, Gräfin Paula. 206
Cüppers, Jos. Ad. 95, 477
Dreyer, Aloys. 29, 534

Digitized by Google

Seite

Eggert, Walther. 753
Eichert, Franz. . . . . 17—19, 271, 332, 475, 592
Ekenſteen, M. von. 25, 476, 532
Eſchelbach, Hans. 96, 270, 478
Faly, M. 98
Fuchs, H. 334
Herbert, M. 129, 475, 530, 724
Kießgen, Laurenz. 208, 532, 589
Kaiſer, Iſabelle. 727
Knauth, Peter. 533
Kranz, Richard. 97, 208, 274, 534
Krapp, Lorenz. 727
Lehner, R. 726
Leſſert, J. H. 207, 334
Miller, Eliſe. 535
Mair, Severin. 591
Möller, Alfred. 204, 205 594
Oeke, Wilhelm. 98
Paſch, Georg. 99, 274
Pfeneberger, J. 726
Ruth, Alca. 28
Scarello, Friedrich. 590
Singolt, Th. 479, 590
Sleumer, A. 273
Stäger, Robert. 99
Steets, H. 336
Unding, Paul. 333
Walden, Franz. 65, 333
Weiß, Albert. 477
Witkop, Philipp. 27, 94, 209, 271, 272, 337. 592, 725

V. Zeitschriftenschau.

Dr. Frz. X. Thalhofer. 53, 175, 298, 437, 562

VI. Bücherbesprechungen.

Romane und Novellen: Ein Jünger Ahasvers (S. 57). — Adrienne, ein Kloſterkind (S. 59). — Karoline Svetla (S. 59). — Roman- und Novellen-Schatz (S. 59). — Immergrün (S. 60). — Die blonden Frauen von Ulmenried (S. 126). — Kuckucksei (S. 127). — Eine Nähmamſell (S. 184). — Tony. Die kleine Kinderfrau (S. 185). — Auguſta Trevirorum (S. 185). — Im Menſchenbrodem (S. 249). — Traum vom Weibe (S. 250). — Die Sonne (S. 250). — Die Sünde

Digitized by Google

wider den heiligen Geist (S. 251). — Buch der Toten (S. 309). — Marianne Fiedler (S. 311). — Die neuen Heiligen (S. 379). — Aus dem tollen Jahr (S. 380). Estrella (S. 443). — Salongespenster (S. 444). — Käthchen, Karlchen und ich (S. 444). Märchenprinzessin S. 505). — Es giebt solche Menschen (S. 506). — Peter Goddons Tochter (S. 574). — Aus dem Buche des Lebens (S. 633). — Ehepaar Orlow (S. 635). — Wenn die Sonne untergeht (S. 701). — Verratene Liebe (S. 702). — Kinder der Geschiedenen (S. 763). — Schlangendame (S. 635). —

Historische Romane: Münsterbaumeister von Straßburg (S. 56). — König Heinrichs Söhne (S. 182). — Haus Hasmonai (S. 246). —

Lyrik. Gedichte von L. Raphael (252). — Roter Mohn von Coudenhove (S. 315). — Werden von Trepplin (S. 381). — Stimmen und Gestalten von Ad. Vögtlin (S. 382). — Gedichte Ihrer Durchlaucht Frau Prinzessin von Arenberg (S. 445). — Frühling und Liebe (S. 574). — Wilde Blumen von Zesch (S. 574). — Der Bayern Ruhmesthaten (S. 636). — Ausgewählte Gedichte von Benz (S. 703). — Das hohe Lied von Neumann (S. 765). — Frühlingsfahrten durch Italien von Koulen (S. 704).

Märchen, Mundartliches, Volkserzählungen, Frauenfrage: Aus Wald und Flur (S. 60). — Jett Klein's (S. 61). — Die Frauen in der sozialen Bewegung (S. 127). — Geistesblüten (S. 189). — Eine schwäbische Philosophin diesseits und jenseits des Ozeans (S. 189). — Anna Katharina Emmerich und Clemens Brentano (S. 190). — Benfey Schuppe's „Märchen" (S. 253). — Wildrups Hoff (S. 317). — Frühlingsblumen von K. Lampl (S. 506).

Dramen: Die Wegmüden (S. 186). — Gretl hinterm Busch von H. Lengauer (S. 446). — Der Bibabu in Pechheim ꝛc. (S. 507). — Des Sittenmeisters Ärgernisse von F. Dukmayer (S. 573). — Japanische Dramen (S. 638). — Fastnachtsfreuden oder Die Stiefzwillinge (S. 764). — Der Kurfürst (S. 764).

Literaturgeschichte: Geschichte der französischen Nationalliteratur von Suchier und Birch-Hirschfeld (S. 186). — Abriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur v. E. M. Harms (S. 507). — Streiflichter auf die Unterhaltungsliteratur der letzten 20 Jahre von Hassell (S. 637). — Hanstein, Das jüngste Deutschland (S. 766). —

Zeitschriften: Völkerschau (S. 509). — Stimmen der Gegenwart (S. 575). — Neuland (S. 767).

Prachtwerke und Vermischtes: Goethestiftung (S. 62). — M. Denis (S. 63). — Mosait (S. 254). — Winter (S. 317). — Geheimnisvolles Flüstern (S. 319). — Antikritik (S. 383). — Streitende Gedanken aus Lienhards „Neuen Idealen" (S. 441). — Erwiderung (S. 448). — Aus Nah und Fern (S. 508). — Deutsche Literatur-Gesellschaft (S. 509). — I. Vortragsabend der „Deutschen Literatur-Gesellschaft" (S. 510). — Berichtigung (S. 511). — Varia (S. 575). — Autodafé (S. 575). — Walhall, die Götterwelt der Germanen (S. 639). — II. Vortragsabend der „Deutschen Literatur-Gesellschaft" (S. 639). — Zeitlexikon (S. 768). —

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Jahrgang. 1900. Heft 1.

Jugend.

Von R. Sues, Gießen.

Des Todes haben diese keine Hoffnung,
Und so verächtlich ist ihr dunkles Leben,
Daß jedes andre Schicksal sie beneiden.
Es läßt die Welt nicht ihren Nachruhm dauern,
Gerechtigkeit verschmäht sie und Erbarmen.
Dante, Göttl. Komödie Is.

Die Welt war müde und hoffnungslos geworden. — Während auf der einen Seite die Menschen im Staub sich wälzten, mit aussichtsloser Wut den Schmerz der Sünde, des Lasters umarmend, hatten die Denker nach jahrtausendelanger Mühe auf das Finden der Wahrheit verzichtet.

Aber der Erlöser kam. Und siehe, der erblindende Blick drang in weite und tiefe Fernen, und das Herz lernte eine neue, unvergängliche Liebe. Der Mensch lernte sich kennen in anderen, denn er lernte, daß der andere sein Bruder sei. Er arbeitete mit ihm; denn die Arbeit war ja keine Schande mehr. Und gemeinsam in Liebe brachten sie vieles fertig und großes; — denn hatte Macht und Haß das Weltreich gebaut und auch vernichtet, — die verstehende Liebe baut fester. Es erhob sich der Geist, und Schranken stürzten vor ihm, Schranken zwischen den Brüdern hier und dort, in Nord und Süd, Ost und West. Und siegreich ergoß sich der Strom der Liebe über alle hin und weckte, was jedem tief drinnen im Herzen schlummerte, aus einheitlichem Sein zu einheitlichem Wirken. — Erweiterte und vertiefte Beziehungen waren nach allen Seiten hin geknüpft, und es hob sich Verkehr und Treiben, Handel und Wandel, der Blick wurde freier und freier, man lernte die Welt mehr verstehen. Und man wurde sich dessen bewußt, teilte

Digitized by Google

die Gedanken mit, schrieb sie nieder, wenn man Zeit besaß; — und als man die technische Geschicklichkeit erlangt hatte, sprach man, was einem nahe lag, konkret aus in den bildenden Künsten. Schließlich gab es viele, die nur den Künsten lebten, in ihnen den Gipfel der Kultur erblickend, von dem sie alle Beziehungen und Gestaltungen menschlichen Lebens in der Gesamtheit wie im einzelnen mit durchdringender Klarheit durchschauten, — und in diesem gewaltig dramatisch-tragischen Weben die Offenbarung des unendlichen Gottes erblickten. Und das war ihre Askese, dieses Verständnis, diesen Blick zu erlangen durch Selbstzucht, ihre Askese, die sie klein machte und demütig, und die sie groß machte und emporhob. Das ist die Askese der Kunst für alle Zeiten, denn nur wer mit eisern konsequentem Willen stets zur Wahrheit strebt, besitzt sie, denn er ist wahr gegen sich. —

Aber die vermehrten und vertieften Beziehungen schufen Reichtum, Luxus, — Streben nach Reichtum und Luxus. Und das vermehrte Wissen, das ewig enttäuschte, schuf Streben nach weiterem Wissen. Das Leben war breiter geworden, aber auch flacher. Man vergaß die Ruhe in Gott — man sah ja: es giebt noch so viel, so unendlich vieles, was wir nicht wissen, nicht besitzen, — das Leben ist größer als wir. — Das Altertum wurde bekannt. Eine neue Welt, die sich mit dem errungenen Besitz der Gegenwart mischte und verwuchs, vielen den Tod bringend, doch eine immer mächtiger weitergreifende Wiedergeburt im Ideal geschichtlicher, philosophischer, künstlerischer Größe einer geschwundenen Zeit.

Immer mehr bewußte und dreister werdende Unzufriedenheit wuchs heran, und es kam die Reformation. Die Menschen hatten ja kein so zartes religiöses Gewissen mehr, sie waren schlechte Diener der Kirche, die sie in weltliche Verwaltung gezogen hatte. Und viele fielen ihr zu; Schlechte, die schlecht sein wollten, aber noch mehr, die nur Hilfe suchten, und viele, die Raum haben wollten für den Geist, für ihr Streben. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wurde die Schar der letzteren mächtiger — und heute herrscht sie. Sie herrscht im Leben, herrscht in der Wissenschaft, herrscht in der Kunst. Wie der neue Schößling dem alten Stamm den Saft entzieht, in dessen Schatten er aufwächst, so war auf dem Boden, den die Kirche durch Organisation der von frischen Kräften wirr durchströmten Völkermassen bereitet hatte, das weiter Strebende erwachsen. Und die Kinder, die bei der Mutter blieben, stehen da, unthätig und leugnen, daß jene größer geworden, die selbst ihre Nahrung gesucht.

Wo aber liegt hier der Punkt des Umschlags?

Gewiß, vieles kam jenen zu gute. Entdeckungen wurden gemacht und flugs knechtete sie das rastlose Streben, ließ sich von ihnen über Meere tragen und eilte über Länder — Reichtum und Luxus, Fluch und Armut und Tod zu verbreiten. Die Geister waren nicht mehr gebunden — es wurde niemand mehr verbrannt, der sagte, auch Ungläubige könnten selig werden — und die Keime, die schon bei manchem Mystiker und Philosophen da waren, gelangten zur Entwickelung in der Philosophie durch die Denkweise derer, die in ihrem eigenen Innern das ganze Leben umspannen wollen.

Der Ackerbau nahm ab, der Feudalismus ging unter, denn der Handel

Digitized by Google

und folglich auch die Industrie überhaupt nahm zu, wachsend und immer wachsend. Und Ströme von Menschen und Kräften, die einst den Boden urbar gemacht, spannten nun ein anderes Netz der Kultur über die Erde, lernten andere Thätigkeit, andere Ziele und weiteres Denken. Die Kirche war geschwächt, — sie war in eine ganz andere Stellung der Menschheit gegenüber gekommen, denn nun gab es noch eine zweite Macht, die sich anheischig machte, ihr gleich, ja noch größer zu sein; und diese Macht fußte auf sehr konkreten Faktoren, die eine weite Entwickelung versprachen. Und welche zeigte sich darum den neuen Kulturaufgaben mehr gewachsen?

Wie steht es heute? Durch die infolge der Umwandlung zum Industrieleben bedingten historischen, staatlichen und konstitutionellen Veränderungen mußte notwendig die weltliche Gewalt der Kirchenfürsten fallen, und sie ist gefallen. Und was bleibt der Kirche? Die höheren Stände, die Reicheren und Vornehmen, die auf der Höhe der Kulturbewegung sichtbaren Blickes stehen, sind ja meist von ihr gewichen; und sie beschränkt sich durchgehend auf die, deren Sache nach geschichtlicher Gesetzmäßigkeit noch mehr zurückgehen muß, auf die Landbevölkerung, soweit sie noch gläubig demütig und fromm ist. Und schon zeigt sich, für die meisten mit erschreckender, drohender Deutlichkeit das Grundelement des Staates der Zukunft, die Ansprüche der international organisierten, immer wachsenden und an Macht gewinnenden Arbeiterbevölkerung, die zunimmt mit der zunehmenden Industrie und unzerstörbar ist wie diese; — Ansprüche, die nicht nur im eignen Lager unterstützt werden, sondern auch von oben von den am meisten Gebildeten, den hervorragenden Kathedermännern und deren heute mehr wie je machtvollem Einfluß. — Und die Pflichten der Gegenwart, die sich aus all dem ergeben? —

Und das Schicksal der Männer, die auf unserer Seite darauf hinweisen?

Wo ist denn nun aber der Punkt des Umschwungs?

Wo trennen sich die Wege, da die einen stehen blieben, die anderen vorwärts schritten?

Ein Streben, rastloses Streben hat die einen vorwärts getrieben, ein inniges Versenktsein, ein Glühen nach bloß persönlicher Vollkommenheit, die anderen gehemmt. Es ist das Suchen des richtigen Verhältnisses zu Gott: des richtigen Erkennens, richtigen Liebens, richtigen Dienens. Und diese drei Dinge einen sich in dem Begriff der Demut, diesem Begriff für die Gesamtheit des inneren Lebens. Die einen glauben, der richtige Weg hierzu sei die innere konsequente Negierung — gleichwie der Hund durch Hiebe getrieben wird; die anderen aber sind überzeugt, daß durch die innere, aufrichtige Wahrheit, das Gefühl der Bejahung, der unendlich Wahre den richtigen Weg in sie hineingelegt. Die Voraussetzung jener ist Mißtrauen, die dieser Vertrauen. Was ist größer und edler? — Man fühlt den Gegensatz und glaubt die beiden Richtungen einander feindlich, man glaubt, die andere bekämpfen zu müssen bis aufs Blut, wenn man der einen angehört. Und man vergißt, daß die wahre Liebe immer erst das Gemeinsame sucht, das Findende und Versöhnende, woraus das Höhere in herrlicher Weise entstehen kann. Die einen streben vor allem nach Gutheit, die anderen nach Erkenntnis; und da der Mensch ein niedergedrückter Sünder ist, sind jene miß-

Digitized by Google

trauisch, — und weil die Erkenntnis erhebt, diese vertrauend. Aber es bricht die Zeit von Generationen an, die jenes beides zuerst im Schönen zu erfassen suchen. Hier ist auch ein einendes Band: wer nicht gut ist, kann weder in Wahrheit erkennen, noch das Schöne wahrnehmen im innersten Herzen, denn er kann nicht lieben d. h. sich innerlich zu dem Höchsten erheben.

Welch herrliche Welt uns hier aufgeht! Nicht in einer inneren fortgesetzten Lüge besteht die Demut, womit der Schwächling innerlich beständig, was er erreicht hat, leugnet, mit dem Hintergedanken dadurch noch mehr zu erreichen, sondern in dem offenen und ehrlichen Eingestehen des höchsten Strebens und des Erreichten, verbunden mit dem praktischen Durchdrungensein von der klaren, liebenden Erkenntnis, daß darin nie ein Grund liegt, sich auch nur über den Geringsten zu erheben, da Gott wirkt, was der erreicht, der ihn liebt. Und auch der Beifall der Welt, der Ruhm ist nichts Tadelnswertes; er ist erstrebenswert und gut, so bald er nicht jene praktische Erkenntnis vergessen läßt, sondern in dem offenen Aussprechen des erkannten Guten von seiten der Guten besteht.

Das meinen die Verse Dante's, die diesen Zeilen vorangehen; und er meint mit den Unglücklichen, deren Getümmel —

immer
In diesen endlos schwarzen Lüften kreiset,
Dem Sande gleich, wenn Wirbelwinde wehen,

jene, die aus lügnerischem Selbsttrug ihre Gaben nicht benutzt, wo sie sie benutzen konnten, die sich nicht kümmerten um das, was andere erreichten. Denn er spricht weiter:

Die jammervolle Weise
Ist den elenden Seelen jener eigen,
Die ohne Lob und ohne Schande lebten;
Vermischt sind sie mit jenem feigen Chore
Der Engel, welche nicht Empörer waren,
Noch Gott getreu, für sich gesondert bleibend.
Nicht seinen Glanz zu trüben, stieß der Himmel
Sie aus, noch nimmt sie auf die tiefe Hölle,
Weil Sünder stolz doch auf sie blicken könnten.

Jugend! Herbei darum! Herbei, die ihr begeistert und opferwillig seid, gebt euer Leben für die eine große Idee, denkt euere Gedanken konsequent und ehrlich zu Ende, lacht des Schmerzes und lacht derer, die da glauben, euch zu hemmen, wenn sie euch Schmerz bereiten; lacht eueres eigenen Todes, wenn ihr erschöpft niedersinkt, denn euer Ziel, euer unendlich geliebtes Ziel: — Gott — läßt er euch erreichen, und seine Sache, welche die euerige ist, wird weiter geführt!

Dieser Erkenntnis, dieser Gesinnung und diesem Bestreben ist auch die „Literarische Warte" entsprungen.

Mehr denn je hat sich heute die Industrie, wie sie sich äußert in den unendlich komplizierten Wechselwirkungen des geistigen und materiellen Verkehrs, der Erfind-

Digitized by Google

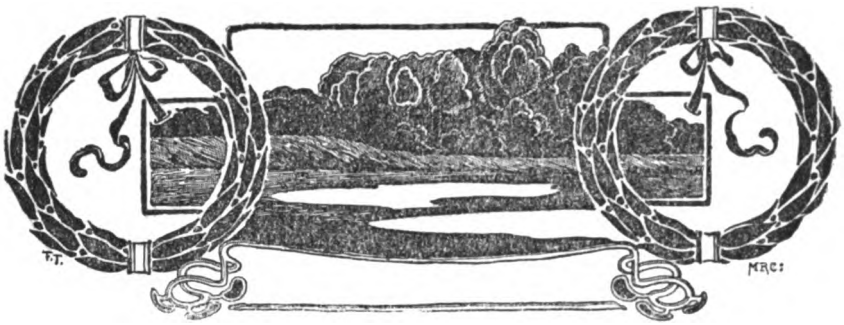
ungen bemächtigt, die gipfeln in einer unglaublichen Vervollkommnung der Technik auf allen Gebieten, und somit auch der mechanischen Wissenschaften. Es läßt sich darin der Ausdruck der modernen Denkweise erblicken, die, auf der einen Seite groß und umfassend, sich doch andererseits bewußt ist, ohne die exakteste Sorgfalt nicht zu gesicherten Ergebnissen zu gelangen. Und so wie wir schon oben sahen, in welchem Verhältnis die Kunst zur gesamten Kultur steht, sehen wir auch hier, wie sich auf der Grundlage der äußeren, materiellen Bedingungen ein Wechselverkehr lebhafter und neuer Gedanken erhebt, die eine überaus reiche und einflußvolle Tages- und Zeitschriftenliteratur dem Vernehmen und Verstehen vermittelt. Erst die schon etwas abgeklärten Ideen werden, aufgenommen in die Lebenserfahrung hervorragend Befähigter, zum literarischen Kunstwerk, und etwas später bemächtigt sich ihrer auch der bildende Künstler, den seine Technik heute meist bei den Ideen der Zeit seiner Jugend stehen bleiben läßt. Zuletzt aber gelangt die künstlerische Geistesoffenbarung, wie die Resultate der exakten Forschung, in der Philosophie zur Verwertung, gipfelnd in der Erkenntnis des Einen, Höchsten.

So ergibt sich mit präziser Genauigkeit aus dem Vorstehenden Stellung und Wert der „Literarischen Warte" im Kulturleben der Gegenwart. Ein Organ für das Streben unserer Jugend, die, soweit sie ihrer Bildung nach in Betracht kommt, ganz auf diesem Standpunkte steht.*) Ferner ein stetes Verbundensein mit der älteren Generation, das es notwendig macht, auch deren literarische Leistungen zu beachten und zu vermitteln, und das so die Haltung der gedeihenden Zeitschrift mitbeeinflußt.

Mögen alle Widersprüche dazu dienen, die Begriffe zu schärfen, die Bestrebungen anzufeuern, den Geist zu heben! —

*) Ein weiterer Beweis, daß es sich nicht um eine bloß vorübergehende Erscheinung handelt, die man durch Regieren beseitigen kann.

Digitized by Google



Mors navigatrix.

Skizze von Ad. Joſ. Cüppers.
(Düſſeldorf.)

Still war es im Hafen, und glatt lag das Meer. Graue Dämmerung ſchleppte ſich langſam heran und legte ſich breit auf die Waſſer. Nur im Weſten, wo die Sonne verſunken war, brannten die Wolken noch.

Ein heißer Windhauch ging von ihnen aus. Mühſam kroch er über das Meer und fiel kraftlos an den Segeln der Barken herab in die Flut.

Draußen am Vorhafen ſchwamm ein Boot abſeits von den anderen. Unbeweglich lag es auf dem Waſſer. Zwei Männer befanden ſich darin, Vater und Sohn. Der Alte ſaß am Steuer und ſtierte vor ſich auf den Kiel. Er hatte den großen ſchwarzen Filz in den Nacken geſchoben und ſtemmte die Arme auf die Kniee.

Der Junge ſtand am Maſte und lehnte den Rücken gegen den glatten Baum. Er blickte nach Weſten in die verlöſchende Abendglut. Seine Gedanken folgten dem verſunkenen Sonnenballe auf ſeinem Fluge um die Welt, und er träumte von blumigen Eilanden und rauſchenden Palmenhainen.

Noch ſah er das Leben durch den Schleier der Hoffnung, den ſie mit lichten Maſchen vor der Jugend ausſpannt.

Anders der Alte am Steuer. Er kannte das Leben. Hart hatte es ihn angefaßt, drei Kinder waren ihm geſtorben, dann ſein Weib. Mit ihr hatte er ſein Glück begraben.

Digitized by Google

Nur eine Hoffnung war ihm geblieben, der jüngste Sohn. Das war der stämmige Bursche mit den braunen Wangen und den blitzenden Augen. Der riß einen Anker im Spiel aus dem Sande, und wenn er die Ruder führte, ächzte das Meer unter seinen Schlägen. In ihm sah er sein Leben sich erneuen, und sein Herz schlug allein noch in dem Herzen des Sohnes. Sonst hatte er nichts mehr, was er liebte.

Blaß und bleich waren die roten Wolken geworden, einsam hingen sie am weiten Himmel. Das Meer schlief, aber heiß wehte sein Atem herüber zu den beiden Männern, der Jüngling knöpfte die Jacke auf, und die schwüle Luft kostete mit seinem heißen Blute. Immer fester schmiegte sie sich an seine Brust, und es war ihm, als entfache sie einen verzehrenden Brand darin.

Der Alte nickte unter seinem Hute.

„Vater, ein Schiff!“ rief plötzlich der Sohn.

Knurrend erhob sich der Alte von seinem Sitze.

„Weit drüben, wo die grauen Wolken auf dem Wasser liegen.“

„Ich sehe nichts,“ erwiderte der Alte und rieb sich die Augen.

„Ein großer Dreimaster ist's, aber er führt kein Licht.“

„Wohin steuert er?“

„Er rührt sich nicht.“

„So hat er geankert. Was soll's?“

„Ein rotes Licht steigt auf am Hauptmaste, einmal, zweimal, dreimal.“

„So wollen sie jemand landen. Hm, wir fahren hin.“

Der Alte löste das Tau von dem schweren Eisenring in der Mauer und warf es ins Boot. Dann setzte er sich ans Steuer.

Der Sohn zündete eine Laterne an, zog sie am Maste auf und ergriff die Ruder.

„Leg kräftig aus, Jan, das soll ihnen einen tüchtigen Stuber kosten!“

Die Ruder fielen ins Wasser, und das Boot flog in die Nacht hinein. Kein Stern stand am Himmel, aschfarbig lag er über der schwarzen See. Aber immer glühender wogte die Luft, wie ein erstickender Brodem lastete sie auf den Wassern.

Die Brust des jungen Schiffers keuchte, und von seiner Stirne floß der Schweiß in heißen Rinnsalen.

„Eine höllische Fahrt!“ sagte der Alte. „Man sollte glauben, wir führen in des Teufels Rachen.“

Digitized by Google

Die Ruder fielen Schlag um Schlag, und weiter flog das Boot. „Ich kann nicht mehr", stöhnte der Jüngling.

Kraftlos sanken seine Arme nieder. Nach wenigen Augenblicken stand die Barke. Der Jüngling beugte sich über den Rand des Schiffes und schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus dem Meere. Damit besprengte er Gesicht und Brust, aber es brachte ihm keine Kühlung.

Der Alte lugte aus.

„Wir haben nicht weit mehr," sagte er, „schau, dort liegt das Schiff! Die ganze Arbeit wäre vergebens, wenn wir nicht hinkommen. Frisch, Jan, Du sollst den Fährlohn allein haben. Oder soll ich Dich ablösen?"

„Nein, Vater", erwiderte der Sohn, „es wird schon wieder gehen."

Er faßte die Ruderstangen, biß die Zähne zusammen und arbeitete weiter.

Immer erstickender drückte die Luft, und immer langsamer bewegte sich das Boot. Es war, als würde es durch glühendes Blei geschoben.

Wieder ließ der Jüngling die Arme sinken, doch siehe, da lagen sie neben dem Dreimaster. Wie ein schwarzer Berg ragte er vor ihnen auf, nicht waren Mast und Segel zu unterscheiden. Ein Dunst wie von Moder und Fäulnis ging von dem Schiffe aus. Der Alte spuckte und sagte: „Na, was hat denn der geladen?"

„Hohiho!" rief er dann. Doch der Ruf blieb ihm fast in der Kehle stecken, so legte der Qualm sich auf seine Brust.

Keine Antwort.

Aber da flog eine Strickleiter nieder, gerade in das Boot hinein. Gleich darauf kletterte etwas Dunkles rasch daran herab und sprang in die Barke. Man hörte den Sprung nicht, und das Boot zitterte nicht.

Die Strickleiter sauste wieder auf, und im gleichen Augenblicke scholl ein Gelächter von dem Deck des Dreimasters, so furchtbar und gräßlich höhnisch, daß die beiden Schiffer bis ins Mark erbebten und ihre Haare sich sträubten.

Ein kalter Windstoß fuhr heulend über die See, kalt wie Grabesluft.

Der Dreimaster war verschwunden.

Vater und Sohn starrten einander an, aber keiner sah des anderen entsetztes Gesicht in der Finsternis.

„Was war das, Vater?" flüsterte der Junge und legte die zitternden Lippen an das Ohr des Alten.

Der schwieg, aber unter seinen Füßen rasselten die Planken des Bootes.

Endlich stöhnte er schwer auf und tastete sich nach dem Maste hin.

Digitized by Google

Er ließ die Laterne herab und löste sie von dem Seile. Dann bekreuzte er sich und schritt, das Licht in der hoch erhobenen Rechten, langsam nach dem Bug des Bootes, um den Fahrgast zu beschauen, der sich dort niedergelassen. Seine Augen bohrten sich auf die Stelle, er sah eine schwarze Gestalt — da löschte ein Windstoß das Licht.

Er stand still, holte sein Feuerzeug aus der Jacke und versuchte, die Laterne wieder anzuzünden. Aber es gelang ihm nicht. Da warf er sie hin, schritt vorwärts und beugte sich, um jenen zu fassen. Aber er griff ins Leere. Stöhnend sank er selbst auf die Bank am Buge.

Das Boot fing an zu schwanken, eine scharfe Brise krallte sich in das Segel, und das Meer kochte und schäumte.

„Jan, wir haben den Teufel am Bord!" ächzte der Alte. „Gott steh uns bei! Wir müssen fahren."

Er wankte zum Steuer, und der Sohn fiel zähneklappernd auf die Ruderbank.

Mit zitternden Händen griff er an die Stangen und schlug sie ins Wasser. Da wurde das Meer glatt, und das Boot tanzte darüber, pfeilschnell.

Schwarz war der Himmel, schwarz die See.

Vom Bug her wehte es dem Jüngling kalt in den Nacken, und er schauerte zusammen. Hinter ihm saß der unheimliche Gast, das fühlte er, aber er sah nichts.

In der Ferne glänzten die Lichter des Hafens.

Dorthin hielt der Alte, und das Steuer wich nicht unter seiner Faust.

Aber die Lichter schienen trüb und rötlich wie durch dicken Dunst.

Doch endlich fiel ihr Schein auf das Boot.

Das war es, was der Alte ersehnte. Jetzt ein Ruck, das Boot drehte sich und stand.

Jan hob die Ruder aus dem Wasser und wandte sich um; neben ihm stand sein Vater.

Am Bug saß eine Gestalt in weiten schwarzen Gewändern, die bis in das Boot herabrollten. Sie verhüllten auch das Gesicht, und nichts war zu erkennen sonst.

Der Alte bekreuzte sich noch einmal. Er rückte einen Fuß vor, beugte sich nach vorne und rief: „Wer bist Du, Fremdling?"

Aber die Gestalt rührte sich nicht, und hohl klang des Schiffers Ruf über die See.

Digitized by Google

„Bist Du ein Geist der Hölle, oder ein Verfluchter und Verdammter?“ Schreckensbleich umklammerte der Sohn den Arm des Vaters.

„Gieb Antwort“, schrie der Alte, „oder —

Doch das Wort brach ihm auf der Zunge entzwei. Denn das dunkle Wesen vor ihm schien plötzlich zu wachsen und sich zu dehnen bis an den Himmel. Aber im nächsten Augenblicke kauerte nur wieder eine schwarze Gestalt auf dem Brette.

Da faßte der Zorn den Alten.

Er wandte sich um, hob ein Ruder aus den Pflöcken und faßte es zum Schlage.

„In den Abgrund mit Dir!“ brüllte er.

Das schwere Holz sauste und fuhr krachend und splitternd auf den Rand des Bootes nieder. Die Gestalt war verschwunden.

„Ha,“ keuchte der Alte. „Wir sind ihn los. Er hat sich über Bord gestürzt. Sieh doch zu, Jan!“

Aber das Wasser lag glatt und ruhig um das Boot, keine Welle kräuselte seinen schwarzen Spiegel.

Doch als die beiden sich umkehrten, da saß die schwarze Gestalt am Steuer.

Entsetzt taumelte der Alte gegen den Mast.

Wieder hob er das Ruder, sprang auf die andere Seite und schlug nach dem Unhold, und wieder traf er das Boot.

Die schwarze Gestalt saß wieder am Bug.

Mit schlotternden Knieen stierte der Schiffer nach ihr, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne.

„Faß ihn, Jan, würg ihn, wirf ihn ins Meer!“ stammelte er aus zugeschnürter Kehle.

„Vorwärts, Jan, Du bist noch ein unschuldiger Kerl, ich, ich — kann den Satan nicht bezwingen.“

Einen Augenblick erbebte der Jüngling vor dem unheimlichen Wagnis. Dann aber loderte plötzlich feueriger Mut durch seine Adern. Mit einem einzigen Sprunge stand er vor dem schrecklichen Gaste.

Schon streckte er die Arme aus, da prallte er zurück.

Glühende Augen blitzten ihn furchtbar an aus einem aschfahlen Gesichte, ein langer dürrer Arm streckte sich ihm entgegen und berührte seine Brust.

Ein kalter Schauer schüttelte ihn, und mit dumpfem Schrei schlug er rücklings in das Boot.

Digitized by Google

Der Alte ſtand wie zu Stein erſtarrt. Vor ſeinen Augen drehte ſich alles.

Als er wieder zu ſich kam, lag das Meer ruhig und glatt wie vorher, und die Lichter des Hafens ſchimmerten trüb herüber.

Er ſchwankte zu der Ruderbank, ließ ſich ſtumm darauf nieder und ſchob die Ruder ins Waſſer. Angſt und Schrecken gaben ihm Kraft; er hatte nur noch den Wunſch, ſo ſchnell als möglich das Ufer zu erreichen.

Und ſiehe, ehe er ſich deſſen verſah, da ſchlug das Boot an die Mauer, und als er haſtig und furchtſam das Geſicht dahin kehrte, da ſtand auch der unheimliche Fahrgaſt ſchon am Geſtade.

Er wandte ſich der Stadt zu, und wie er weiter ſchritt, hob ſich ſeine Geſtalt und ragte endlich bis zu den Dächern der volkreichen Häuſer. In einer der engen, dunklen Gaſſen verſchwand er.

Und wie der Schiffer noch ſtand und ihm bebend nachſtarrte, da erhob ſich von der Stadt her ein ſchreckliches Wehklagen, und aus allen Gaſſen quoll lauter Jammer, und von den Dächern wälzte es ſich wie das Stöhnen von Sterbenden.

Die Peſt war in den Hafen eingezogen.

Zu den Füßen des Alten aber lag ſein Sohn, bleich und tot, ſeines Lebens Hoffnung und einziger Troſt. Er hatte den Fährlohn allein erhalten.

Und der Alte barg das Geſicht in ſeine ſchwieligen Hände und weinte.

Digitized by Google

Der Schönheitsbegriff in der Aesthetik.

Von Dr. Hermann Popp.

(München.)

Fast ausnahmslos begegnet man in aesthetischen Schriften der Gleichstellung der Begriffe „schön“ und „aesthetisch.“ Ja schon die Titel wie „Aesthetik oder die Lehre vom Schönen“ — „Aesthetik oder Philosophie des Schönen“ setzen diese Identität als selbstverständlich voraus, so daß die Behauptung entsteht: was aesthetisch wirkt, soll auch schön oder muß schön sein. Angenommen der Begriff „schön“ sei fest begrenzt und exakt anwendbar, so könnte man sagen, daß das Schöne in jeder Art der Aesthetik angehöre. Nun ist aber bekanntermaßen nicht jede aesthetische Wirkung schön, denn auch das Häßliche, also die Negation des Schönen, oder mathematisch ausgedrückt, die Negative desselben, erregt aesthetische Gefühle, indem es eine durch Unlust vermittelte Lust hervorruft. Hieraus ergiebt sich schon, daß durch die Identitätserklärung beider Begriffe die Auffassung des Aesthetischen zum mindesten zu eng begrenzt wird. Praktisch läßt sich dies schon durch die Beobachtung in einer Gemäldegallerie beweisen, denn, wenn wir hier die Forderung, daß alles Aesthetische auch schön sein müßte, aufrecht erhalten wollten, dann könnte eine solche Bildersammlung, selbst bei der größten Vielseitigkeit, nur wenige aesthetische Genüsse bieten. Da aber, wie die Erfahrung lehrt, gerade das Gegenteil der Fall ist, so muß gesagt werden, daß sich die Aesthetik, so lange sie auf dieser Forderung besteht, immer mehr von der Kunst entfernt, anstatt im gleichen Schritte mit ihr vorwärts zu schreiten, was doch das Na-

Digitized by Google

turgemäße wäre, denn die Aesthetik ist erst entstanden, nachdem schon eine vollendete Kunst vorhanden war, aus deren Erzeugnissen sie ihre Schlüsse zu ziehen vermochte.

Die Spaltung, die zwischen ihr und der Kunst thatsächlich besteht, die Gleichgiltigkeit und Geringschätzung, die ihr von seiten der Künstler entgegengebracht wird, beruht eben zum allergrößten Teile auf ihrer Unfähigkeit, mit den veralteten Anschauungen zu brechen, um der neuen Kunst gerecht werden zu können. Notwendigerweise müßte diese neue Kunst, die sich in der wahren Erkenntnis ihres innersten Wesens vom Schönheitsbegriff befreit hat, von jener Aesthetik, die noch auf der Identität von „aesthetisch" und „schön" besteht, in den meisten ihrer Äusserungen verdammt werden. Viele unserer modernen Künstler meiden das Schöne absichtlich und suchen die Regionen des Häßlichen auf, ohne deswegen weniger Anspruch auf hohe Künstlerschaft zu haben. Der Franzose sagt sogar „le vrai beau, c'est le laid", er spricht von einer „belle laideur" einer „schönen Häßlichkeit." Der ganze Widerwillen, welcher der naturalistischen Richtung anfangs in weitesten Kreisen entgegengebracht wurde, ist lediglich auf die Verworrenheit und zu enge Fassung der Termini „aesthetisch" und „schön" zurückzuführen. Durch die Forderung aber: die Kunst hat das Schöne darzustellen, oder die Absicht des Künstlers habe in der Erregung des Schönheitsgefühls zu bestehen, wurde jene Verwirrung im Kunstgeschmack herangebildet, die heute Publikum und Kunst einander entfremdet haben, was umso bedauerlicher ist, als die, welche jene Schönheitsforderung aufstellen, keinen Begriff von der Tragweite ihres Verlangens haben, ja sogar, in dem sie Worte für Realitäten hinnehmen, nicht einmal wissen, was sie verlangen, da ja der Begriff „Schönheit", den sie der Kunst als Endziel vor Augen setzen, noch immer der Erklärung harrt.

Sehen wir vorläufig von der Bedeutung des „Schönen" ab und wenden wir uns der Forderung zu: die Kunst hat die Schönheit darzustellen. Das hat zunächst zur Folge, daß ein großer Teil aller Dichtung, voran das Drama, seines künstlerischen Charakters entkleidet, oder doch zum mindesten als eine niedere Gattung von Kunst betrachtet werden müßte. Baudelaire, der aus dem Grundsatz „l'art pour l'art'" diesen Standpunkt der Schönheitsaesthetiker vertritt, giebt dafür ein geradezu klassisches Beispiel, indem er die Sonette Gautiers als Kunstwerke über die Dramen Shakespeare's stellt.

Ferner hätte, im Hinblick auf diese Forderung, die Aufgabe der Aesthetik in der Hauptsache darin zu bestehen, daß sie dem Künstler vorschreibt, welche Gefühlsqualitäten er mit seinen Werken im Beschauer zu erregen hat und welche nicht. Dadurch würde der ganze Kunstgenuß, der in einer gleichmäßigen Zusammenwirkung von Vorstellungen und Gefühlen, nicht aber in einer Zusammenwirkung von bestimmten Vorstellungen und bestimmten Gefühlen besteht, in eine Form gezwängt, in der die Kunst ersticken müßte. Die Schönheit läßt sich aber keineswegs zu einem bestimmten Gefühl verdichten, sie umfaßt unter diesem einen Begriff unzählige Gefühle und Gefühlsfarben, die allen möglichen Einflüssen ausgesetzt, keiner Beständigkeit fähig sind, sondern den Wandlungen des Geschmackes unterliegen, der bald die bald jene Form annimmt. Dem Künstler die Schönheit als Aufgabe und Zweck hinzustellen, heißt daher nichts-

Digitized by Google

anderes, als ihn jenen ewigen Schwankungen des Geschmackes auszuliefern. Aber wenn selbst, aller Wahrscheinlichkeit entgegen, angenommen wird, daß das Wort „schön" stets denselben Gefühlston bezeichnet, obwohl die Erreger desselben jedesmal andere sind, so ist damit gar nichts erreicht. Es bliebe dann immer noch zu erweisen, daß nur die Objekte, die diesen Gefühlston erregen, dem Begriffe „Kunst" angehören, was übrigens nur dann möglich wäre, wenn dieser Begriff, der in Streit steht, gegeben wäre. Wir kommen nun, nachdem dieser Versuch einen Ausweg zu bahnen mißlungen ist, wieder auf unseren Ausgangspunkt zurück und betonen nochmals, daß die Schönheitsforderung die Kunst vom jeweils herrschenden Geschmack abhängig macht. Es könnte hier vielleicht behauptet werden, daß es für die Kunst noch immer besser sei, vom Geschmack abzuhängen, als durch Autoritätslosigkeit der Aesthetik fortwährend vor den Kopf zu stoßen. Dazu ist zu bemerken, daß der Geschmack, sobald er aus der Gefühlssphäre des einzelnen Individuums heraustritt, um allgemeine Giltigkeit und Gesetzeskraft zu erlangen, keine Berechtigung mehr hat. Denn jede Schönheitsforderung, die auf bestimmte Punkte hinzielte, würde dadurch, daß sie eine selbstständige individuelle Auffassung unmöglich machte, auch den künstlerischen Fortschritt aufheben. Um durch ein praktisches Exempel die Unmöglichkeit der Schönheitsforderung darzuthun, möchte ich auf die Bildnismalerei hinweisen, die am allerwenigsten einen solchen Ansinnen Genüge leisten kann. Die Kunstgeschichte lehrt uns übrigens auch, daß die Portraits, deren Ruhm und Popularität auf der Schönheit der Dargestellten beruht, künstlerisch am minderwertigsten sind, wogegen die vollendetsten Bildnisse aller Kunstepochen Persönlichkeiten wiedergeben, die im wirklichen Leben kaum besondere Reize auszuüben vermocht hätten. Eines der besten Bildnisse des Velasquez, das vielleicht eines der vollendetsten Kunstwerke ist, die je geschaffen wurden, ist jene Gruppe, welche eine kränkliche, in ein grotteskes Kostüm gepreßte Infantin an der Seite eines verwachsenen Zwergenpaares schildert. Jeder, der Gelegenheit hat, dieses Bild zu sehen, wird eine ungemeine Wirkung durch die in ihm erregten aesthetischen Gefühle verspüren. Und doch ist dies Bild weder in formaler, noch in organischer Beziehung schön zu nennen. Wollte man trotzdem bei seiner Wertschätzung von diesem Begriffe ausgehen, so müßte man es im Gegensatze zu Bildern von Raffael oder Tizian entschieden „häßlich" nennen. Nun ist es aber doch ein Kunstwerk im höchsten Sinne, dem alle Epochen, die es überdauerte, ihre vollste Bewunderung zollen. Liegt da nicht der Gedanke nahe, daß die Bezeichnung „schön" für die Wertschätzung des künstlerisch Darstellbaren überhaupt ungeeignet ist? „Schön" ist z. B. die sixtinische Madonna Raffael's. „Schön" ist ihr Antlitz, ihre Gestalt, die Farbe und der Linienfluß ihrer Gewandung. „Schön" ist das Kind, Santa Barbara und Papst Sixtus. „Schön" sind die Köpfe der beiden Engel.

Denken wir uns nun eine Mutter mit gramdurchfurchtem, entstelltem Gesicht, zerrissener, schmutziger Kleidung, eine Verkörperung des Leidens, der Armut und „Häßlichkeit" im landläufigen Sinne, — ob wir sie Madonna oder sonstwie benennen, ist nebensächlich. Denken wir uns ferner ein Kind an ihrer Brust mit allen Zeichen der Entbehrung und Krankheit. Dies ist gewiß ein

Digitized by Google

Bild, das in direktem Gegensatze zu der hl. Mutter Raffaels steht, und doch erscheint es uns in all seiner Armut und Häßlichkeit, allein durch den innigen liebevollen Blick, den das Mutterauge auf das Bettelkind richtet, in unendlicher „Schönheit", ja ebenso „schön" wie das Werk des Urbinaten.

Stelle man dem Publikum unter Verschweigung des Namens Raffael die Wahl, welches von den beiden Bildern das „schönere" sei, so dürften sich doch wohl alle Stimmen auf die Sixtina vereinigen. Frägt man aber danach, was es unter seinem Verlangen, ein Bild soll schön sein, versteht, so wird man die mehr oder weniger unklare Antwort erhalten, ein Bild soll schöne Gesichter, schöne Gegenden, schöne Begebenheiten in schönen Linien, Formen und Farben darstellen, damit sich das Auge erfreue und sich der Geist erhebe. In dieser geläufigen Anwendung ist „schön" nicht der Ausdruck einer kritischen Ueberlegung, sondern einer unklaren allgemeinen Wertschätzung, die außer auf Kunstwerke auch auf alle möglichen anderen Erscheinungen bezogen wird. So spricht man nicht nur von schönen Werken der bildenden Kunst und Literatur, sondern auch von schönen Gedanken, Thaten, Worten, schönen Seelen und schönen Tönen. In gewissen Gegenden richtet sich sogar die Qualitätsbestimmung für Essen, Trinken und Riechen nach dem Terminus „schön". Schon aus dieser unterschiedlichen, widersprechenden Verwendung ist die Gefährlichkeit dieses Begriffes, sowie auch die Unmöglichkeit erkenntlich, ihn mit Worten zu fixieren oder auch nur zu definieren, wie dies bei den Eigenschaften der Dinge, wie etwa die Härte oder die Schwere möglich ist.

Trotzdem muß konstatiert werden, daß die Bemühungen der Aesthetik in den letzten 150 Jahren hauptsächlich dem Schönheitsbegriff zugewandt waren und eine Kette von Deutungen und Definitionen desselben zeitigten, deren Resultat Köstlin in den Satz zusammenfaßt: „Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren: zu einer gedeihlichen, nach Inhalt und Form wirklich befriedigenden Entwickelung hat es die moderne Aesthetik trotz der Fülle von Geist und Fleiß, welche auf sie gewandt ward, trotz des großartigen Aufschwungs, welchen sie im Beginne ihres Laufes nahm, nicht gebracht."

Was an Erklärungen und Interpretationen des „Schönen" geleistet wurde, davon giebt Lotze's „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" beredtes Zeugnis. Die Anhänger Wolff's und Baumgarten's als strikte Vertreter des Rationalismus, stellten die begriffsmäßige oder sinnlich erkannte Vollkommenheit als das Prinzip der Schönheit auf, die Kantianer sagten, sie sei „die Form der Zweckmäßigkeit eines Objektes, sofern sie ohne Vorstellung des Zweckes an ihm wahrgenommen wird" oder das „was ohne Interesse oder ohne Begriff allgemein gefällt", Hegel formulierte sie als „die unmittelbare Erscheinung der absoluten Idee", Schelling als „das in der Natur in der That seiende", wieder andere betrachteten sie mit Burke als „das sinnlich Angenehme", als „die Einheit in der Mannigfaltigkeit" als „unbewußte Vernunftmäßigkeit" oder als „die genossene Harmonie des absoluten Geistes", Vischer interprätierte sie mit „Gegenwart der Idee in begrenzter Erscheinung", Horwicz als „das den Dingen immanente, ihre Wesenheit und Qualität ausmachende Gesetz", Herbart nannte sie „das unwandelbar Wohlgefällige."

Digitized by Google

Zwischen diesen dem Schönen zugeschriebenen, angeblich sein Wesen ausmachenden Eigenschaften und der Empfindung des Schönen selbst, ist kaum mehr Zusammenhang als zwischen den Aether- und Schallschwingungen und den uns dadurch zum Bewußtsein gebrachten Qualitäten. (Du Bois Reymond). Aus den angeführten Erklärungsversuchen, die sich noch mannigfach vermehren lassen, ist jedenfalls ersichtlich, wie schwankend und unklar sich der Schönheitsbegriff unserem Geiste präsentiert, so daß Dalberg's Worte noch heute zu Recht bestehen können: „Viele fürtreffliche Schriftsteller haben in verschiedenen Teilen der Aesthetik Meisterwerke geliefert; aber in den Grundbegriffen dieser Wissenschaft scheint noch immer einige Verworrenheit zu liegen."

Selbst wenn der Künstler das Schöne darzustellen hätte, wie wäre es ihm möglich, aus den genannten Deutungen so viel Klarheit zu gewinnen, um sich einen Begriff seiner Aufgabe und eine Richtschnur für dieselbe zu bilden? Wie wäre es ferner dem Laien als kunstgenießendem Menschen möglich, an der Hand dieser verworrenen Erklärungsversuche eine Basis für seine Kunstbetrachtung und sein Kunsturteil zu gewinnen? Wird es nach diesen Ausführungen nicht immer deutlicher, daß der Schönheitsbegriff sowohl wie die Schönheitsforderung eine direkte Gefahr bedeuten? Die moderne auf die Basis der Empirie gestellte Aesthetik (Aesthetik von Unten) suchte sich durch die Beseitigung des Schönheitsbegriffes und der Schönheitsforderung von dem letzten Bodensatz der alten Metaphysik zu befreien, indem sie gleichzeitig das ganze System der bisherigen Aesthetik (Aesthetik von Oben) auf den Kopf stellte. Es handelt sich nun nicht mehr darum, das aesthetische Erfahrungsgebiet einem, von obersten Gesichtspunkten (Ideen und Begriffe der Schönheit ꝛc.) aus konstruierten, ideellen Rahmen ein- und unterzuordnen, sondern darum, unter Außerachtlassen dieser Begriffe, die ganze Aesthetik auf Grund der ästhetischen Thatsachen und Gesetze aufzubauen, indem man von den Erfahrungen über das, was gefällt und mißfällt, ausgeht und hierauf alle Begriffe und Gesetze stützt, die in der Aesthetik Platz zu greifen haben. Berücksichtigt werden dabei natürlich die allgemeinen Gesetze des Sollens, denen die des Gefallens stets untergeordnet bleiben müssen. (Fechner).

Wenn trotz dieser Umwälzung der Begriff der Schönheit noch immer in der Aesthetik sproßt und gar wundersame Blüten treibt, und wenn neuerdings durch Lipps dieser Terminus wieder verteidigt wird, so dürfte dabei eben übersehen worden sein, daß die Zweideutigkeit der Bezeichnung: „Gegenstand der Kunst ist das Schöne oder die Schönheit" noch immer nicht geklärt ist. Mit diesem Ausdruck wird dann nämlich einerseits im allgemeinen das künstlerisch Darstellbare überhaupt bezeichnet, andererseits wird eine bestimmte Richtung innerhalb der Kunst speziell damit charakterisiert, daß sie das Schöne und nicht etwa das Charakteristische darstelle. Raffael ist in diesem Sinne ein Maler des „Schönen" und etwa ein Jan Steen, Bouts, Teniers d. Ä. oder ein Hieronymus Bosch oder Schongnier ein Maler des „Charakteristischen". Die Zweideutigkeit des Begriffes „Schönheit" wird aber zur Vieldeutigkeit, wenn man hinzunimmt, daß wiederum das Formal-Schöne, die virtuose, in sich vollendete Darstellung, oder das Gegenständlich-Schöne, wie es etwa bei

Digitized by Google

Bougereau in hervorragender Weise vertreten ist, unter diesem Ausdruck verstanden werden kann.

Es mag hieraus nochmals hervorgehen, wie verwirrend dieser Begriff, der am besten mit „ästhetisch wertvoll“ zu decken wäre, auf die Kunst und namentlich auf das kunstgenießende Publikum wirken muß. Sollte es denn so schwer sein, sich davon zu trennen, nachdem man eingesehen hat, daß mit nichts in der Kunst und Aesthetik ein größerer Mißbrauch getrieben wird als mit den Worten „schön“ und „Schönheit“? Sollte es nicht zu denken geben, daß der größten Künstler Einer — Albrecht Dürer — einst die Worte schrieb: „Was die Schönheit ist, das weiß ich nit“?

Gedichte
von Franz Eichert.

Sah dich jüngst im Garten gehn —

Sah dich jüngst im Garten gehn,
Dort im Lichte bliebst du stehn.
Eine Rose, glutentbrannt,
Sah ich blühn in deiner Hand.

Sah noch oft dein Bild; umher
Nacht — und keine Rose mehr.
Hab' nicht Freude, hab nicht Schmerz —
Jene Rose war mein Herz. . .

Digitized by Google

Der Goldregen blüht —

Du gabst mir die Hand —
Du mußtest es thun —
Der Frühling im Land,
Der ließ dich nicht ruh'n.
Die Rose erglüht
Im bräutlichen Drang,
Der Goldregen blüht —
Nun dauert's nicht lang. . . .

Und wieder, mein Herz,
Im Maien es war,
Du steckteſt zum Scherz
Die Myrthe ins Haar.
Der Nachtigall Lied
Am ſonnigen Hang,
Der Goldregen blüht —
Nun dauert's nicht lang. . .

Und über ein Jahr . . .
Auf Linnen ſo weiß,
Dein Händchen ſo klar,
Wie ſchimmerndes Eis.
Vom Thurme ſo müd
Ein brechender Klang.
Die Aſter ſchon blüht —
Nun dauerts nicht lang . . .

Über den Wettern!

Durch die toſenden donnernden Wetter
Stieg ich empor,
Sturm in den Locken,
Staubumflort die Blicke,
Auf der keuchenden Bruſt
Schwerlagernde Nebel der Walſtatt.
Glutjauchzende Blitze
Goſſen Flammen
In die Saiten meiner Harfe.
Aufloderte hoch
Greller Kampfgeſang.
Empor zur Wolke
Griff meine Fauſt,
Entriß ihr die Blitze,
Schwang ſie als Geiſel
Über zuckendes, giftiges

Digitized by Google

Ekles Gewürm —
Nieder! Nieder!
Ihr nicht an den reinen Schild,
Das reine Schwert nicht an euch —
Nur unter den Fuß, Gezücht —
Nieder! Nieder!
Es war ein Kampf,
Nicht ein Gesang!
Höher drang ich herauf
Durch kämpfende Nächte
In freiere Höhen,
In leuchtende Lüfte.
Unten raucht jetzt der Kampf,
Tief unten die Wetter,
Unten jagen die Blitze,
Heulen die Stürme.
Noch lodern der Harfe Saiten,
Noch weint und jauchzt
In ihren Tönen
Des Kampfes Pein, des Kampfes Freude;
Doch sein Getöse,
Sein Schmutz und Staub
Blieb dort unten,
Verrauchend —
Verhauchend.
Näher jauchzt mein Lied
Empor zum Schöpfer,
Reiner und mächtiger
Hinunter über die Erde.
Hier ragt das Kreuz,
Aller Kämpfe Ziel,
Aller Weinenden Hort,
Zweier Welten Markstein,
Dereinst des Sieges
Loderndes Zeichen.
Schon dringen Töne
Des ewigen Siegesangs
In meine Harfe. —
Durch die Donner der Walstatt
Stieg ich empor
Und singe mein Lied
Beim ewigen Kreuze
Über den Wettern!

Franz Eichert.

Literarische Studie von L. v. Roth.

So oft mir der Dichter-Name, den ich eben niedergeschrieben, an's geistige oder körperliche Ohr klingt, empfinde ich bis in die äußerstent Finger spitzen jedesmal jenes Gefühl der Gefühle, das mich stets überkomm, wenn so ein Dichter vom Schlage der Großen mit souveränem Können die subjektiven Lehrmeinungen von Kleinen und Kleineren lächelnd über den Haufen wirft ... So Einer ist Franz Eichert. — Derselbe erlaubt sich nämlich, ein moderner katholischer Dichter zu sein, trotzdem unsere Kunstorthodoxen älterer Ordnung: „modern katholisch", längst als eine contradictio in adjecto erklärt haben, und „das bischen Formgewandtheit, dessen die Modernen sich rühmen, für ihre innere Schadhaftigkeit, die vielfach in moralischer Verkommenheit ausartet, keinen Ersatz bieten kann." Wie, Eichert, der katholische Tyrtäus — ein moderner Dichter? Unmöglich! Und doch ist

Digitized by Google

es so. Freilich bin ich nicht der Ueberzeugung, daß zu einem katholischen Dichter das Vorhandensein technischer Unebenheiten und ein frommer Inhalt gehöre, zu einem „modernen" aber „Formgewandtheit" und frivoler Inhalt. Das sind lediglich Nebensächlichkeiten und machen das Wesen der Poesie, der Lyrik, noch lange nicht aus. Die sich aber noch immer auf dieselben versteifen, beweisen dadurch, daß sie aus den literarischen Auseinandersetzungen der letzten Zeit nichts gelernt und verstanden haben.

Eichert ist ein moderner Dichter, weil er ein großer Dichter ist. Alle großen Dichter, speziell Lyriker, sind in diesem Sinne modern, — Goethe und Eichendorff und Heine. Nicht die größere oder geringere „Formgewandtheit" oder Verskünstelei macht den großen Lyriker aus — ich erinnere an den „Pegnitzorden" und seine Kollegen seligen literarhistorischen Andenkens — auch der katholische, akatholische oder neutrale Inhalt nicht, sondern die Erfassung des Lebens. Das Leben macht die Kunst aus, nicht die bloße Technik oder sonst etwas.

Der echte Lyriker muß wahr und warm empfinden, und wenn des Herzens heißglühend Fühlen sich nicht mehr zurückdämmen läßt, dann strömt es mit Naturgewalt in ein Lied aus. So war es bei allen wahren Dichtern, so heißt es auch bei Eichert schon in der „Zueignung" zum „Wetterleuchten.":

Was ich singe, was ich bringe,
Hab' im Herzen ich gefühlt:
Lange hat des Schmerzes Klinge
In der Seele mir gewühlt.

* * *

Als ich unter Wölfen, Drachen
Sah mein Volk in grauser Schlacht,
Zwischen Weinen, Hoffen, Lachen
Hab' ich da mein Lied gemacht.

Und von Goethe ist bekannt, daß insbesondere seine Lieder sein Leben waren, die „Aufregungen", die er sich herunterschreiben mußte. Diese innere, elementare Kraft, die den Dichter fast wider seinen Willen treibt, in Liedern ausströmen zu lassen, wovon das Herz ihm übervoll ist, ist ganz dasjenige, was den Dichter zum Dichter stempelt, und wovon schon Ovid singt:

Est deus in nobis.

Das Nichtvorhandensein von „Nachlässigkeiten in Satz- und Versbau, von unreinen Reimen, Härten, Elisionen und Hiaten" u. s. w. samt „gediegenem" Inhalt macht noch lange kein lyrisches Gedicht aus, wie gewisse Leute bei uns glauben machen möchten; dazu ist vor allem notwendig, daß die dargestellten Empfindungen leben. Selbst ein Goethe hätte kein Freiheitsdichter von Bedeutung werden können, weil er einfach das nicht in sich hatte, was einen Körner, Arndt, Schenkendorf und Rückert begeisterte.

Digitized by Google

Anempfundene Gefühle und gereimte schöne Gedanken geben selbst bei vollendetster Technik noch keinen Dichter, selbst wenn die Zeitgenossen ihn dafür halten; die Nachwelt wird ihn einfach vergessen.

Und darum habe ich gesagt: Eichert ist ein moderner Dichter, weil er das ausspricht, was er empfindet und wie er es empfindet; weil er aus dem vollen Herzen schöpft, weil er wahr ist und echt und lebensvoll sich gibt.

Alles ist Wechselwirkung in der Welt, Grund und Folge zugleich. Der Haß gegen Napoleons schmachvolles Joch hat die Dichter der Freiheitskriege zu ihren glutvollen Sängen begeistert, und die freiheitsglühenden Lieder haben diesen Haß wieder verdoppelt und verzehnfacht, und die Massen hineingetrieben in Schlacht und Tod für's Vaterland. Ein schmachvolleres Joch als dieses hält unser Nachbarreich in Banden, das Joch des Geldsacks, des Jobbertums, des Semitismus; kein Wunder, wenn der Freiheitsschrei des unterdrückten Volkes sich einen Propheten wie Eichert erstehen sah, der mit heiligem Zorne die Parole kündet:

Wir künden den Krieg der Lüge und dem Hasse,
Wir künden Krieg dem neuen Heidentume;
Hochauf das Kreuz, das frech die Schacherrasse
Uns niederschlug zu ihres Goldkalbs Ruhme!
Dem Rechte und der Wahrheit eine Gasse!
Und dem Verdienste blühe seine Blume!
Seid, Brüder, wieder deutsch und treu und bieder!
Seid frei! — Seid wahr! — Seid ehrlich Christen wieder!

In der That läßt sich Eichert's „Wetterleuchten" am besten mit einem Gedichtbande der Freiheitssänger vergleichen und wird auch poetisch ungefähr auf demselben Niveau stehen. Freilich verstand es der Dichter damals noch nicht so ganz, sich zu zähmen; und so wurden ihm viele Lieder zu lang, was deren poetische Kraft uud Wirkung beeinträchtigte. Auch wußte Eichert damals noch nicht in allen Fällen, solche unpoetische Stoffe von den passenden Sujets zu trennen, die bei aller Begeisterung und aller poetischen Gestaltungskraft keine wirklich vollendeten lyrischen Gedichte werden konnten, sondern ihrer Natur nach immer etwas vom gereimten Leitartikeltypus zurückbehalten mußten.

Einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen da seine „Kreuzlieder" (Jos. Roth'sche Verlagshdl. Stuttgart 1899.) Der ärgste Kampflärm ist vertost, noch klingt zwar hell sein Schwert und sieghoffend braust sein Lied:

Des Kreuzes Sieg wird kommen wie ein Sturm,
Vor dem der Berge Felsenstirnen zittern,
Der all' die Götzentempel wird zersplittern,
Der Riesen fällt und mild verschont den Wurm,

aber es ist nicht mehr der Kampf Mann gegen Mann, der in den Liedern sich abspiegelt, sondern der allgemeine Gegensatz zwischen Kreuzesanhängern und Gegnern. Einen bedeutenden Schritt vom Parteistandpunkte zum Allgemein-Menschlichen hin hat damit Eichert's Muse gethan; der Dichter sieht im

Digitized by Google

Gegner jetzt nicht mehr den grimmen Feind, der mit Absicht, Bosheit und Falschmut das Gute zerstört, sondern vielfach den „glückverlassenen Wanderer," den „irren Bruder." Bei aller Kampfesstimmung umweht uns eine höhere, reinere Luft als die des Schlachtgewühls; über die augenblickliche Not und das Leid der Zeit hinweg taucht des Dichters Blick immer wieder magnetisch zum ewigen, hehren Siegeszeichen des Christentums, zum Kreuze, in selige Höhen hinauf und zeigt dem tollenden Erdensohn eine andere Perspektive:

Die Welt ist arm. — Ihr Glück ist Schatten, Rauch,
Der heute sich erhebt und morgen sinkt.
Betrog'ner, der von ihrem Becher trinkt —
Betrog'ner — denkst du wohl ans Sterben auch?

Ja, die „Kreuzlieder" — das ist religiöse Lyrik! Alles ehrlich und voll und tief empfunden, und lebensgleich, glutvoll, Empfinden weckend wiedergegeben.

Und nun kam, was kommen mußte. — Die Kritik auf katholischer Seite hatte sofort nach dem Erscheinen von „Wetterleuchten" Eichert zugejubelt als dem neuen großen katholischen Lyriker, hatte ihn den Tyrtäus und gottgesandten Propheten der christlichen Weltanschauung gepriesen und bewundernd herausgehoben aus dem Chorus des Gros der katholischen Lautenschläger und Auchdichter. Was wäre nun natürlicher gewesen, als daß Eichert jetzt fortfuhr, den rasch errungenen Ruhm noch zu vermehren und bis ins Ungemessene zu vergrößern, indem er im bisherigen erfolgreichen Genre weiterdichtete bis an sein seliges Ende? So etwa in der Art jener patentierten Kollegen — oder sage ich besser Kolleginnen? — in Apoll, die jahraus, jahrein, unverzagt und unverdrossen für alle möglichen Kalender und erbaulichen Blättchen Neujahrs-, Oster-, Pfingst-, Heiligen-, Fest-, Mai- und Herbstgedichte ad nutum redactoris liefern, und von der Presse in ihrem löblichen Thun meist thatkräftig unterstützt, ja gegen „ewig nörgelnde" Kritiker sogar feurig verteidigt werden? —

Eichert hätte es thun können; er hätte seine Sache immer noch besser gemacht als die meisten andern, — aber er hätte damit auch bewiesen, daß er nicht jener Große sei, als der er sich durch seine ersten Gedichtbände ankündete. Als Uhland seiner Jugend Feuer verraucht sah, da schwieg er seine vier letzten Dezennien vollständig; er hätte immer noch besseres geschaffen als so mancher, der sich erbeingesessen glaubte im hohen Parnaß, aber nicht mehr mit Naturgewalt zwang es ihn, zu singen — und so verstummte er, dem Vogel gleich, dessen Frühling vorbei, um seinen Nachruhm nicht zu gefährden.

Die tiefpoetische Natur Eicherts quoll in Liedern aus, was sie nicht mehr zurückdämmen konnte, den heiligen Haß des ehrlichen deutschen Mannes über die verlotterten Zustände seines Vaterlandes, über den Moloch des Großkapitals, der in semitischer Skrupellosigkeit die darbenden Kinder des Volkes aussog, über die Sittenlosigkeit und den Unglauben der oberen Stände, gegen die er schon in der Ferne den dumpfen Schritt der revolutionären Arbeiterbataillone herandonnern hörte. Aber die Aufregung legte sich immer mehr,

Digitized by Google

je mehr er sich in Liedern von ihr befreite, und „kämpfen lernt' er, ohne hassen . . ."

Da nahte ihm wohl die Skepsis, die keinen Menschen verschont. Die glühheiße Begeisterung und der edle Zorn, die wie feuerige Glut die Lieder seinem Munde entströmen ließen, hatten sich bereits Luft gemacht und waren in bestimmte Bahnen eingelenkt. Und der Dichter, der reifer geworden die Stimmung der früheren Lieder nicht mehr mit sich herumtrug, erkannte und fühlte, daß das Gedicht mehr ein fulminanter Leitartikel sei wie ein lyrisches Produkt und jenes mehr Polemik enthalte wie Poesie.

Dazu kam, daß bei Eichert wie bei jedem reichen Dichtergemüte der politische, soziale und religiöse Kampf und Streit nicht sein ganzes Wesen ausmachten. Er hatte viel mehr, viel besseres zu geben. Der äußere Kampf und Streit war nur die Oberfläche, unter der sich ein reiches Innenleben, ein unendlicher Fond barg. Und wenn in der richtigen Stimmung ein prächtiges Kampflied ihm wieder gelang, so fühlte er doch daneben etwas Mächtigeres sich in ihm zum Ausdruck ringen; es kam ihm vor, als beschmutze des Kampfes Staub und Getöse das Kleid der heiligen Muse, und was er bisher gesungen, sei mehr Kampf gewesen und Streit als wahre Poesie . . .

Diese natürliche Entwickelung, die in den „Kreuzliedern" schon so stark eingesetzt hatte, geht nun ihren organischen Gang weiter und wird sich in dem demnächst erscheinenden neuen Gedichtbande Eicherts in größerem Maßstabe dokumentieren. Hier und da zuckt noch ein Blitz, dumpfe Donner vergrollen unter uns — denn wir befinden uns bereits „Über den Wettern." Der materielle Kampflärm unten verstummt, nicht die Leiden und Freuden einer beschränkten Anzahl gilt es mehr zu singen, höher zum Lichte schweift des Dichters Geist und tiefer taucht sein Sinn als nach dem Lärm der Welt; er will singen, was alle Menschen fühlen, verstehen und was ihm heiß im eignen Herzen glüht.

Der Vorteil für den Dichter ist ein ungeheurer. Waren seine Lieder auch bisher im besten Sinne poetisch, so spiegelten sie im Wesentlichen doch nur das öffentliche Leben und Treiben, einen Zeitspiegel eines Landes und einer Periode wieder, die, von noch so großem individuellem und materiellem Reiz, doch für die Weltliteratur wenig bedeuten konnte. Erst dadurch, daß Eichert dieses beschränkte Milieu verläßt und Töne anschlägt, wie sie jedes Menschenherz aller Zeiten und Zonen versteht und in Erschauern nachempfindet, wird er Dichter der Weltliteratur. Natürlich ist damit nicht gemeint, daß Eichert jetzt „süße Liebeslieder lispeln" solle. Das stände dem eichenfesten Manne auch wahrlich schlecht an. Nein, er braucht bloß seinem dichterischen Genius und Empfinden nachzugeben, wie er das bisher gethan. Die an anderer Stelle dieses Heftes mitgeteilten Proben der neuesten lyrischen Schöpfungen Eicherts beweisen doch wohl, welch' eminente Wendung aufwärts unseres Dichters Entwickelung macht. Oder hätten etwa Goethe oder Heine das Gedichtchen „Sah dich jüngst im Garten gehn —" viel besser gemacht?" —

Schade, daß es heutzutage keine Mäcenaten mehr gibt. Welcher Gewinn für die katholische Literatur, für die Dichtkunst überhaupt wäre es, wenn Eichert seinem mühseligen Berufe als Redakteur entrissen und ihm eine

Digitized by Google

Stellung geschaffen werden könnte, in der er frei seiner Muse leben könnte! Inter arma silent musae, heißt es doch sonst; welcher unzerstörbare Idealismus, welch' heilige Begeisterung muß daher in dem Manne lohen, der für die miserable Bezahlung, wie sie bei katholischen Redaktionen, speziell noch den österreichischen, meist gang und gäbe ist, vier Blätter redigiert, sich den ganzen Tag mit Liberalen und Semiten herumstreiten muß und darnach noch den glänzenden Aufschwung findet zu den erhabenen Höhen der Schönheit und Wahrheit . . . der Poesie.

Ja, Eichert's Lyrik „hält der Moderne vollwertig die Stange." Und warum? Weil sie selbst modern ist im besten Sinne; denn modern sein ist ja gar nichts anderes als wahr und natürlich sein, nichts anderes als die Fähigkeit besitzen, wahr und wirklich zu fühlen, und das, was man fühlt, und wie man es fühlt, auf seine ureigene Manier zu sagen. Und weil Eichert modern ist, darum ist er auch originell; er steht poetisch durchaus auf eigenen Füßen. So ist es stets beim echten Poeten; nur der Versifex wandelt ausgetretene Geleise, weil er die Kraft nicht besitzt, eine selbsteigene Bahn zu gehen. —

Digitized by Google

Ein Kreuzweg.

Original. Nachdruck verboten.

Herbstfäden spinnen sich ums fahle Laub,
Grau senken Nebel sich hernieder,
Zum fernen Süden zieh'n die Schwalben,
Und übers Stoppelfeld jagt rauh der Wind.
In blutigroten Tinten glüht der wilde Wein,
Traumhaft aus weiter Ferne klingt der Winzer Sang —
Und einer Krähe Ruf hallt aus dem Wald herüber. —
— Ich steh' am Wegrand an ein Kreuz gelehnt;
Herbstfäden spann die Zeit mir in das Haar,
Eh' ich den Weg zu diesem Kreuz gefunden;
Zum Stoppelfelde ward das Ährenland,
Das mir zu reicher Saat das Schicksal angewiesen
In fahlem Laub, in herbstlich roten Tinten,
Hat all die Blätterpracht sich umgewandelt,
Die meines Lebens stolzer Baum getragen!
Wie schwarzer Krähen Fittig zog die Sünde
All Jahr, all Tag mit mir durch Land und Gassen,
Und wie die Schwalbe flieht gen Süden,
Flog ich dem gleißnerischen Trugbild nach,
Das mir in tausend Schillerfarben
Die hohle Frucht geboten, nach der ich durstend griff
Ein irrewandernd, armes Menschenkind ...
Doch, immer klang aus weiter Fern' dazwischen
Ein traumhaft leiser Ton, der tief in's Herz mir drang,
Und stetig mahnend sprach:
„Eil', eile, nimmer raste, blick aufwärts voll Vertrauen!

Digitized by Google

Ob auch dein Frühling floh, ob auch dein Sommer ſchied,
Es bringt der Herbſt die reichen Früchte
Dem, der ſein Land bebaut!“
— — — — — — — —
Mein Herbſt iſt kommen, voll von Segen;
Den rechten Weg hab ich gefunden — —
Ein Kreuzweg iſt's,
Der aufwärts führt!

M. von Ebenſteen.

Herbſt.

Original. Nachdruck verboten.

In gelben Flammen ſteht der Wald
Und purpurn leuchten alle Hänge!
Mit wunderſamen Kräften malt
Natur dies ſchimmernde Gepränge!

Wohin das frohe Auge blickt,
Streut noch die Sonne gold'ne Garben,
Von Herbſtzeitloſen überſtickt,
Erglüh'n die Wieſen lilafarben!

Der Himmel ſanft türkiſenblau,
Wie Spiegelglas die Teiche blitzen,
Die Luft wie Lenzhauch mild und lau
Und klar bis zu den Bergesſpitzen!

O ſtolze Farbenſymphonie!
O holder Glanz in allen Weiten!
Beglückt wie ſelbſt im Frühling nie
Wir ſtumm durch deine Schönheit ſchreiten!

S. Barinkay.

Digitized by Google

Nach trüber Zeit.

Wie fröhlich dort im Gras die Kinder ſpielen,
Und wie mein Weh bei ihrem Lachen floh!
Sie wiſſen nichts von ernſtgewichtigen Zielen,
Und jeder Halm am Wege macht ſie froh.

Rings iſt ſolch große, ſonnenwarme Klarheit,
Mit Blatt und Gräſern ſpielt der Sommerwind —
Jetzt fühl ich es, das Heilandswort ſpricht Wahrheit:
„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder ſind . . .“

Ein leichter Lufthauch kräuſelt den Hollunder
Und ſchüttet weiße Blüten auf mein Haar,
Und jede Blüte iſt ein holdes Wunder,
Und alles rings iſt groß und wunderbar.

Die Sonne ſpielt in breiten, goldnen Maſchen
Und legt ſich flimmernd über Haag und Hain —
Ich möchte nach den hellen Kringeln haſchen
Und froh und thöricht wie die Kinder ſein.

Braunfels.

In meine Kniee bin ich geſunken
Tieferſchauernd vor all der Pracht.
So viel Schönheit hat mich ja trunken,
Hat mich überſelig gemacht.

All meine Jugend hab ich vertrauert
Unter den Schloten und Eſſen der Stadt.
Eingeniſtet und eingemauert
Wurde ich müde und flügelmatt.

Doch wie ein Falke, der Kerkern und Schlingen
Trotzig entfloh nach bedrängter Haft,
Recke auch ich nun die ſchimmernden Schwingen,
Und ich erſtaune ob meiner Kraft.

Über die Wälder will ich mich heben,
Sie zu belauſchen in ſonniger Ruh
O du mein junges, blühendes Leben:
Ich habe dich lieb, ich jauchze dir zu!

Digitized by Google

Lachen will ich der dornigen Bahnen,
Die ich gewandelt seit langer Frist —
Ach, ich konnte ja nimmer ahnen,
Daß die Erde so herrlich ist!

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Ich ging . . . .

Ich ging durch die Breite und Bonen der Welt,
Wo Berge die Länder umsäumen,
Wo der Eishauch weht über's starre Feld,
Wo Bäche um Felsgestein schäumen.
Ich ging zu den Hütten auf toter Heid',
Zu den Menschen, die fühlen und weinen,
Zu den Armen ich ging, im Lande weit,
Die beten in dunklen Hainen.
Zum einsamen Wächter am Föhrengrund,
Auf goldner Höhe zum Kaiser.
Ich fragte und lief die Erde rund
Und wurde dennoch nicht weiser.
Ich frug nach dem stillen Friedenswort,
Das irgendwo Einer gesungen,
Nach dem Schiffe am weltvergessenen Port,
Wo der Menschen Träume verklungen.
Ich frug nach dem Lächeln, deß milder Schein
Ein kampfmüdes Dasein beleuchtet.
Ich frug nach der Thräne, die still und rein
Ein glückliches Auge befeuchtet.
Ich wanderte über die Berge fort
Und frug und ging in die Irre;
Es wußte ja keiner das Friedenswort,
Ihr Reden klang mir so wirre.

Digitized by Google

Die Welt so weit! Wo such ich das Glück?
Was starrt ihr mich an so blöde? — —
Vorbei! Ein luftiger Augenblick!
Und dann — die endlose Öde!

Alca Ruth.

Morgen in den Alpen.

Ein süßer Zauber ruht ergossen
Auf einsam stiller Bergeswelt,
Wenn dort, von lichtem Schein umflossen,
Der Morgen seinen Einzug hält.

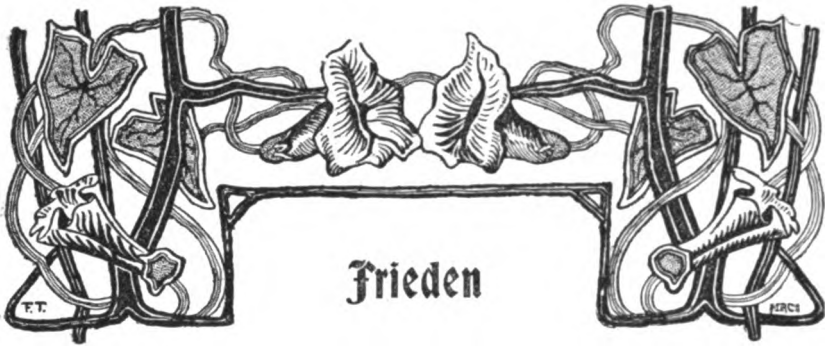
Wie Silber blinkt es von den Firnen.
Im Hochwald wogt ein Meer von Glanz,
Und auf den kahlen Felsenstirnen
Erblüht ein Alpenrosenkranz.

Von steilen, vielgezackten Spitzen
Enteilt mit scheuem Fuß die Nacht,
Und goldumsäumte Wölkchen blitzen:
Des Tages Königin erwacht.

Vor ihrem Flammenkuß zerrinnen
Die Nebelschleier tief im Thal,
Und auf den hohen Bergeszinnen
Wiegt sich ihr sieggewohnter Strahl.

A. Dreyer.

Digitized by Google



Frieden

von

Johan Bojer.

Einzigautorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von E. Brausewetter.

Es war einmal ein großer und mächtiger Kaiser, der über viele Völkerstämme regierte und in Glanz und Freuden lebte und das Dasein aus vollen Schalen genoß. Heute gab es ein Fest im Schloß und morgen und übermorgen, alle Tage, im Winter, wie im Sommer. Der Kaiser sah selten nach der Uhr — die Zeiger liefen ja im Kreise, und so machte es wohl auch die Zeit.

Dann aber in einer Nacht pochte es an die Thüre seines Schlafgemaches, — doch er achtete nicht darauf. Draußen standen ja seine Diener! Er blieb ganz ruhig und schloß die Freude nur stürmischer in seine Arme als früher.

Aber in der nächsten Nacht vernahm er dieselben unheimlichen Schläge, ja, es wiederholte sich Nacht für Nacht; aber der Kaiser baute auf seine Diener und wähnte sich frei von Gefahr.

Da — einmal — springt plötzlich die Thüre auf; der Kaiser fährt empor. Siehe, da steht ein gebückter, weißhaariger Greis in der Thüre, und der alte Mann friert, so daß er zittert und mit den Zähnen klappert.

„Wer bist Du?" rief der Kaiser. „Und wie kannst Du es wagen! .... Wache, nehmt diesen Mann fest und führt ihn in den Kerker! Wache!"

Aber es kam keine Wache, und der Greis blieb ruhig stehen, verzog den Mund zu einem furchtbaren Grinsen und lachte kalt und bitter.

„Deine Diener," sagte er mit hohler Stimme, „sind von nun an nicht Deine, sondern die meinigen. Und da Du mich nicht erkennen willst, muß ich mich selbst vorstellen: ich bin das Alter! Lange habe ich an Deine Thüre gepocht, aber Du warst verstockt, obschon Du ahntest,

Digitized by Google

wer da vor der Thüre stand, das kannst Du wohl nicht leugnen. Nun wohl, ich beabsichtige, mich hier im Hause niederzulassen, ich will an Deinem Tische essen und auf Deinem Stuhle sitzen und in Deinem Bett schlafen und Deinen Freuden anwohnen — auf meine Art. Ich bleibe hier und warte auf meinen Bruder, den Fürst — na, seinen Namen kennst Du wohl, wenn Du Dich ein wenig bedenkst. Er sandte mich einige Tagereisen voraus, denn er ist ein höflicher Mann und möchte Dich gern auf sein Kommen vorbereiten. Er ist auch ziemlich schlicht und verlangt weder Ehre noch hohe Titel, und zum festlichen Empfange brauchst Du nur die Treppen auszuputzen. Wir müssen zusammenhalten und uns auf's beste die Zeit vertreiben, bis er kommt. Aber ich habe so meine Gewohnheiten, he, he! Ich kann wegen meiner Gicht keinen Zug vertragen, und liebe es, zeitig zu Bette zu gehen. Die Weiber haben auf meine Stimmung weder einen erhebenden noch einen niederdrückenden Einfluß, wohl aber warme Füße und ein unbeschwerter Magen. Aber wegen der Lebensregeln brauchst Du Dir keine Sorge zu machen, ich werde Dir getreulich zur Seite stehen und sie Dir bei Tisch zuflüstern und Dein Glas füllen, Dir auf dem Nacken sein, wo Du gehst und stehst. Kurz und gut: da hast Du mich!"

Von nun an wurde der Kaiser ganz verwandelt. Wenn er in den Spiegel sah, stand das ungebetene Alter und sah ihn an. Daher ließ er alle Spiegel aus dem Schlosse entfernen; aber wenn eine Uhr schlug, fuhr er zusammen und starrte nach den Zeigern hin, die unerbittlich herumwanderten und Stück um Stück seiner Zeit fortschnitten.

Da lies er alle Uhren anhalten und kein Zeiger im Schlosse wies mehr die Zeit.

Aber der Kaiser fand doch keinen Frieden; er ging in den großen Sälen umher und grübelte, und selten bekam ihn jemand zu sprechen. Aber das ewige Denken und die wachen Nächte griffen ihn sehr an, so daß er schnell dahinwelkte.

Dann kamen Aerzte, um ihm zu helfen — er schickte sie fort. Priester kamen, um mit ihm zu beten — er ließ sie nicht ein. Freunde kamen, um ihn zu trösten — er wollte sie nicht sehen.

Und dann eines Tages war es dunkel und still im Vorgemach, die Hofleute und Diener flüsterten draußen, denn jeden Augenblick konnte der Kammerdiener die Thüre öffnen und den Tod des großen Kaisers melden.

Da trat der alte Bischof in vollem Ornate herein, durchschritt leise das Vorgemach, und die Diener öffneten ihm alle Thüren, denn sie

Digitized by Google

wußten, er war zum Kaiser berufen. Dieser Bischof war der älteste im Reich, ein weiser und kluger Mann.

Der alte Bischof tastete sich durch die schweren Portièren und stand bald in dem dunklen Schlafgemach. Da gewahrte man ein prachtvolles Himmelbett, und der Bischof ging hin und schob behutsam den Vorhang bei Seite und siehe — da lag der mächtige Herrscher und stöhnte und wand sich in Schmerzen.

„Schaff mir Frieden!" sagte der Kaiser und sah den alten Bischof an. „Frieden!" wiederholte er. „Es kommt bald ein Fremder zum Schloß, und wenn er fortzieht, muß ich mit. — Halte die Zeit auf, Bischof. Ich habe alle Uhren anhalten lassen, aber dennoch fühle ich, daß die Zeit entflieht. Sie geht, sie geht, ich höre ihren Tritt! Drinnen in meiner Brust tickt meine Lebensuhr, und mit jedem Schlage ist wieder einer weniger. Halte die Zeit auf, ehrwürdiger Greis! Dann finde ich Frieden!"

Der alte Bischof blickte mitleidig auf den Kaiser herab und sagte nach einer Pause: „Haben Ew. Majestät zu beichten versucht? Bekennt mir Euere Sünden, dann wollen wir zusammen beten!"

„Du irrst, Bischof!" sagte der Kaiser. „Wenn ich beichte und Vergebung erhalte, deshalb bekomme ich noch nicht Frieden. Eine Sünde wird nicht ausgelöscht, weil Gott sie vergiebt. Die Zeit schreibt alles auf, was wir thun. Sie folgt uns mit der Feder auf dem Nacken und ritzt unaufhörlich ihre Buchstaben ein und vergißt nichts. Wenn ich nun stürbe und in's Himmelreich käme, wie könnte ich Zufriedenheit empfinden, wenn ich wüßte, daß die kommenden Geschlechter in meinem Lebensbuche lesen und Aergernis daran nehmen und mich verdammen müssen."

„Glauben Ihre Majestät an das Himmelreich?" fragte der Bischof.

„Ich glaube gar nichts! Ich habe nur ein Gefühl, und das ist die Angst, in den großen, dunkeln Staubhügel hinabzugleiten, in den niemals ein Sonnenstrahl hineinschlüpft. O, es ist furchtbar! Hier bin ich umhergegangen und habe all' diese Säle und die Kostbarkeiten und die Ehre und die Macht mein genannt! O nein, nichts besitzen wir, wir wohnen zur Miete beim Tode, und wenn er kommt und sagt: „Ziehe!", dann müssen wir aus unseren Sälen ausziehen und unsere Kostbarkeiten ausliefern, und ein Anderer bekommt das Ganze und genießt es, wie sein Eigentum!"

Der Bischof saß lange und grübelte, dann erhob er sein ehrwürdiges Haupt und erwiderte:

Digitized by Google

„Könnten Eure Majestät noch drei Tage leben, dann glaube ich, ich könnte ein Mittel schaffen, das Euch Frieden zu geben vermöchte. Ich will Euch den Zusammenhang zeigen, dann werdet Ihr verstehen — und wer versteht, der glaubt auch!"

„Spute Dich!" bat der Kaiser. „Vielleicht kann ich noch drei Tage leben. Aber thue Dein bestes, es gilt eine Menschenseele!"

Dann vergingen die drei Tage, und während dessen lag der Kaiser und wartete darauf, was der kluge Bischof ausfindig gemacht haben mochte.

Der vierte Tag brach hell und mild herein. Es war die Zeit des Frühlings, und in der Nacht hatte es geregnet; aber nun stand die Sonne goldigrot über Wald und Wiesen und über den nassen Bäumen und Blumen im Schloßgarten, und die Rosen hoben sich mit großen, leuchtenden Wasserperlen und dufteten.

Aber in diesem Laubwalde unterhalb des Schlosses wimmelte eine große Menschenmasse, die auf Befehl des Bischofs aus allen Teilen des Reiches herbeigeströmt war. Und sie blickten nach der Schloßpforte in seltsamer Erwartung. Denn es hieß, der sterbende Kaiser wolle seinem Volk Lebewohl sagen, und nun gingen Diener umher und ordneten die Massen nach den Bestimmungen des Bischofs, während eine Menge Musikanten sich zum Spielen vorbereitete.

Und nun stand alles bereit, wie es der Bischof bestimmt hatte, und alle blickten nach der Schloßpforte, ob sie sich nicht öffnen würde.

Endlich marschierte die Leibwache heraus und stellte sich auf beiden Seiten des Weges bis zu einer Anhöhe im Garten auf, und vor dieser Anhöhe lief ein breiter sandbestreuter Weg vom Walde her, und der Weg war geschmückt, wie zu einem großen Feste.

Und da standen die Soldaten aufgestellt und warteten, und plötzlich ertönte ein Hornsignal im Schloßhof, und die Soldaten salutierten.

Siehe, da geht die Schloßpforte auf, und heraus kommt ein Gefolge von Priestern, Aerzten, Hofleuten, Dienstleuten und Dienern, und in der Mitte sieht man einen Tragsessel, und über ihm einen Himmel aus blauer Seide, und der Himmel wird von vier schwarzgekleideten Mönchen getragen, und unter dem Himmel gewahrt man den sterbenden Kaiser.

Aber voran schritt die Hofmusik, und sie spielte einen gedämpften Trauermarsch, und der Zug bewegte sich ganz, ganz langsam durch die Reihen der salutierenden Soldaten zu der Anhöhe hin, wo man den Tragsessel niedersetzte.

Digitized by Google

„Hebt den Himmel höher empor!“ befahl der Kaiser, und die vier Mönche hoben den blauen Seidenhimmel höher empor.

„Was willst Du nun thun, Bischof?“ fragte der Kaiser.

„Das werdet Ihr bald sehen, Majestät,“ erwiderte der Bischof und dann gab er ein Zeichen, das von den ausgestellten Posten nach dem Walde hin weiter gegeben wurde.

Aber nun begann der Kaiser zu klagen:

„Wie herrlich alles ist!“ sagte er und blickte über die Landschaft hin. „Hier habe ich gelebt!“ Und seine eigenen Worte rührten ihn so, daß ihm die Thränen in die Augen traten. „Höre! wie alles mich anklagt!“ sagte er. „Jeder Lebenslaut, jedes Stäubchen ist ein Buchstabe in meinem großen Sündenbuch. Ich habe die Zeit verhöhnt, darum ist sie mir davongeeilt. Ich habe achtzig Jahre lang Augen gehabt; aber erst heute denke ich daran, wie schön die Sonne ist und wie herrlich die Natur! O, könnte ich doch jedes Stäubchen und jede Blume um Verzeihung bitten, daß ich sie nicht geliebt habe, so lange die Freude in mir wohnte. Nun soll ich sterben, und ich sehe alles zum letzten Male. Und wenn ich fort bin, dann wird die Sonne wie früher scheinen und die Blumen werden duften, nichts, nichts wird sich ändern, niemand wird mich vermissen. Ich, der das Schicksal von Millionen in seiner Hand gehabt hat, ich möchte nun mit dem kleinsten Stäubchen tauschen. Denn das darf in Frieden liegen, und die Sonne wird darauf scheinen, ich aber . . . . . ich gehe in das ewige Dunkel!“

Wie der Kaiser also sprach, ertönte Musik vom Walde her, und bald sah man die Musikanten in's Freie hinaustreten, und die Töne kamen mild und ruhig, wie stiller Friede, wie ein Gebet oder wie sanfte Ruhe.

„Welch liebliche Töne!“ rief der Kaiser und lauschte.

„Wartet ein wenig, Majestät“, sagte der Bischof. „Bald werdet Ihr sie auch zu sehen bekommen!“

Und dann kam ein langer Zug aus dem Walde heraus, und als er näher kam, konnte man sehen, daß er aus Greisen bestand — alten, uralten Männern, die meist gebeugt gingen und schneeweißes Haar hatten, und ihr Schritt war langsam, wie der Tritt der Jahre selbst, und ihre Augen starrten vor sich hin, wie im ernsten Gedenken.

Und der Zug folgte der gedämpften, düsteren Musik und kam näher und näher zu der Anhöhe hin. Und der Kaiser richtete seine müden Augen auf all' diese seltsamen Gestalten; nun waren sie dicht unter der Anhöhe, auf dem mit weißem Sande bestreuten Wege, nun entblößten

Digitized by Google

die alten Männer ihre Häupter und grüßten mit teilnehmenden Mienen zu ihrem Kaiser hinauf. Man sah da vornehme Männer in Seide und Purpur und arme Männer in Lumpen, Hoch und Niedrig neben einander, ohne Unterschied. In der Mitte gewahrte man einen hohen, stattlichen Greis, der sein schneeweißes Haar und sein Alter mit geradem Rücken und erhobenen Hauptes trug, er war wie eine Fahne, wie ein Wimpel über dem Zuge all' dieser gebeugten Männer.

„Seht!" sagte der Bischof. „Seht, wie tief sich das Leben in all' diese Züge eingegraben hat. Jedes Gesicht hat seinen originalen Text, seine eigene Geschichte, seht, wie düster, schmerzvoll, sorgenbedrückt einige sind, und manche sind freudiger, auf einigen wechselt Freude und Leid, denn beide wohnen beisammen, wie der lustige Scherz sich im Trauerspiel findet. Aber seht auch, wie die meisten doch ruhig und getrost sind; sie haben gelitten; aber das Leid hat nur mit seiner Hand über ihre Gesichter hingestrichen, daß sie heller geworden und um so klarer das Herz wiederspiegeln. Ja, da ist viel zu sehen, Majestät! — Seht, seht, all' die Grauen, all' die Gebeugten, all' die Gesichter, auf denen das Leben sitzt und lagert und von seiner Wanderung erzählt. Aber wie verschieden auch alle sind, in einem sind sie sich doch gleich, sie alle, alle — haben Frieden. Seht, wie der Friede all' die Augen geküßt hat, wie er Euer Majestät entgegenstrahlt, indem sie Euch grüßen!"

Da antwortete der Kaiser düster:

„Was hilft es *mir*, wenn diese Männer Frieden haben? Sie *gehen* ihrem Grabe entgegen, ich werde *getragen*, ist das ein Unterschied, sich seiner zu freuen? Sie sind glücklich! Wohl. Aber wenn das Glück sich neben das Unglück setzt, dann wird das letztere um so offenbarer. Nein, nein, mein Bischof, Du irrtest, Dein Mittel hilft mir wenig, führe mich nach Hause!"

„Wartet noch ein wenig, Majestät", bat der Bischof und blickte unruhig umher. Er war offenbar enttäuscht.

Da kam ein neuer Zug vom Walde her, das war der Zug der alten Frauen. Auch dieser hatte seine Musik, und die Klänge waren weich und warm, hie und da ein Ton wie stilles Weinen.

Und der Zug kam daher wie der vorige, da waren alte, alte Frauen mit wankenden Schritten, gebeugte und aufrechtschreitende durcheinander, still daherwandelnd mit dem Schritt des Alters. Und alle waren schwarz gekleidet, und ihr weißes Haar schimmerte, und auch ihre Gesichter hatten ihre eigene Geschichte, jedes seine besondere. Und da

Digitized by Google

waren reiche in prächtigen Kleidern und arme in einfachen; aber alle waren in Schwarz, und über allen ruhte das Alter wie ein stiller Friede.

„Seht", sagte der Bischof. „Seht die Mutter mit dem Widerschein der Kinderaugen, seht die Witwe mit den getrockneten Thränen, die Gattin mit dem Reichtum des Lebens über sich, seht, wie der Glaube, die Geduld, die Aufopferung und Hingabe sich dort spiegelt. Seht, einige heben sich hie und da aus dem Zuge heraus. Ihre Gesichter sind stumm, und doch sieht man, was sie denken. Seht, in ihren Augen sitzt noch die Jungfrau mit ihrem vergilbten Kopftuch und all' die Strahlen, die einst im Brautkranz sich spiegelten — seht, nun sind sie erloschen. Und die Lippen, die einmal über einen Gedanken erröteten, sie sind blaß und stumm. O hört, wie es in den Tiefen all' dieser Schicksale schluchzt, unter ihr Leben hat die Geschichte vergessen, ihren Namen zu setzen!

Nun ist ihr Weinen versiegt im Arme des Alters, sie haben Frieden gefunden. Nun grüßen sie her, all' die reifen und welken, all' diese sterbenden Lichter strahlen auf Euer Majestät hin, o, ich bitte, seht Euch diesen Zug an, der nun vorbei zieht!"

Der Kaiser sah und er antwortete mit Thränen in den Augen: „Ich sehe, ich sehe den Zug der Vergänglichkeit. Einst waren diese alten Frauen lichte und frohe Wesen. Sie waren das Lachen und die Hoffnung, die Sehnsucht all' der jungen Männer — nun, nun! Ach nun . . . . ! O könnte ich euch helfen; aber ich bin selbst der Unglücklichste von Allen! Nein, Bischof, Du kannst mich nicht froh machen! Führe mich heim und laß mich sterben!"

„Wartet noch ein wenig, Majestät!"

Und auf das Zeichen des Bischofs kam ein neuer Zug, das war der der jungen Männer. Und an der Spitze des Zuges spielten junge Musikanten, und die Töne kamen eilend, zitternd von Leben, es tanzte und brauste, es stieg, es kämpfte und nahm, es klang, wie des Lebens keckes Spiel, ja wie die jubelnden Fanfaren des Willens und der Kraft.

Und der Zug näherte sich — eine lange Schaar junger kräftiger Männer, neben und hinter einander, weit hinaus — und alle Rücken waren aufgerichtet und alle Köpfe erhoben, wie die Hoffnung, und die Schultern durchschnitten gleichsam die Luft, und die Tritte ertönten fest, elastisch, voll überquellender Kraft auf dem Boden. Und diese jungen Männer zogen vorbei und entblößten ihre jugendlichen Häupter und grüßten den Kaiser und ihr Haar flatterte im Sonnenlicht, und ihre Augen strahlten.

„Seht, Majestät!" sagte der Bischof. „Das ist das Leben selbst

Digitized by Google

in seiner Morgenstunde, seht, wie jeder Blick, jede Bewegung ein Gesang ist zum Preis des Lebens. Sagt, ist das nicht ein Anblick, der von einem ewigen Leben kündet! Hört Ihr nicht Lobgesänge über diesem Zug! Nun ziehen sie an uns vorbei, gleiten der Zukunft entgegen, und wir bleiben zurück. Glaubt Ihr, so viel Schönheit kann fortziehen und nicht zurückkehren! Seht, o seht diesen Zug, ich vermag nicht mehr zu reden!"

Der Kaiser erwiderte:

„Ach ja, ich sehe, und ich entsinne mich meiner eigenen Jugend. Dieser Zug gemahnt mich auch an die Vergänglichkeit! Nun sind diese Männer stark und mutig; aber in hundert Jahren sind sie alle Staub!"

„Aber in hundert Jahren wird ein neuer Zug da sein, Majestät! Die Jugend ist doch ewig und kehrt immer wieder!"

„Und was hilft das mir!" erwiderte der Kaiser und weinte. „In hundert Jahren kann ich diese Jungen nicht sehen, nein, nein, mein Herz schnürt sich zusammen bei dem bloßen Gedanken daran. Führe mich heim, Bischof, Deine Mittel helfen nicht!"

„Nun bitte ich zum letzten Mal, Majestät — wartet noch einen Augenblick! Noch habe ich etwas im Hinterhalt, hilft das nicht, dann habe ich mich geirrt!"

Und dann kam wieder ein neuer Zug aus dem Walde, und der Zug war schneeweiß und schwebte langsam daher, und bald darauf vernahm man eine ganz gedämpfte Musik, die ihnen entgegenwanderte, sich wie Mondschein ausbreitete, es war ein Rieseln in ihr und ein Hingleiten,

n einem Fluß mit Elfenspiel auf den Ufern.

Das war der Zug der Jungfrauen. Aber hier war der Bischof klug gewesen in der Wahl, denn keine war unter vierzehn und keine über achtzehn. Und dieser Zug von weißgekleideten Mädchen kam näher, und voran flatterte die gedämpfte Musik und bat gleichsam, aufzuschließen für das, was hinter ihr kam.

Und die Sonne fiel über diese weißen, schlanken Gewänder — braune und blaue Augen blickten so still unter den roten, schwarzen, braunen und blonden Haaren und den halbgesenkten Augenlidern hervor, diese Augen und Wimpern, auf denen noch kein Kuß gebrannt hatte. Und der Wind spielte in den glänzenden Haaren, und die weißen Gewänder bauschten sich weich auf den schlanken, zarten Formen, und die Schritte waren wie schwebend, leicht und behutsam, als schliefe die Erde und dürfte nicht erweckt werden.

„Seht, Majestät!" sagte der Bischof und erhob seine Hände segnend

Digitized by Google

über diesen Zug. „Seht!“ sagte er. Weiter aber sagte er nichts, denn er war ein kluger Mann und wußte, hier würden Worte zu grob sein.

Und der Kaiser sah, und dann begann er eifrig hinzublicken, ein Leuchten fiel über sein Gesicht hin, wie von einem Spiegel, und dann streckte er die Hände aus und versuchte auf seinem Tragsessel aufzustehen, vermochte es aber nicht. Da rief er:

„Der Zug soll halten!“

Und der Zug wurde angehalten, und der Kaiser zeigte auf eines der jungen Mädchen und sagte: „Wie heißest Du, mein Kind, Du mit dem roten Haar?“

Das junge Mädchen errötete und wagte fast gar nicht, ihre Augen zum Kaiser zu erheben, sie antwortete aber:

„Ich heiße Vita*!“

Da bat sie der Kaiser, zu ihm hinzukommen. Vita sah sich verlegen nach ihren Freundinnen um; aber dem Kaiser mußte sie ja wohl gehorchen, und so ging sie geneigten Hauptes zum Tragsessel hinauf.

Da zeigte der Kaiser auf eine Braunhaarige hin, und fragte, wie sie heiße, und das Mädchen sagte ihm ihren Namen: Sylphida.

„Sylphida!“ sagte der Kaiser. „Komm her zu Deinem Kaiser!“

Und Sylphida errötete und sah sich auch um, wie Vita; aber sie kam.

Darauf stellte der Kaiser dieselbe Frage an ein blondhaariges Mädchen, sowie auch an eine Schwarzhaarige, und die Blonde hieß Hildur, die Schwarze aber Galathea. — Und sie mußten, wie die Vorigen, zum Kaiser hinkommen.

Da sagte der Kaiser zu allen vier Mädchen:

„Wollt Ihr Euch bei mir zu Kopfende aufstellen und den Himmel über Eueren Kaiser halten?“

Und die alten, schwarzgekleideten Mönche überließen den Himmel den jungen Händen, und die Jungfrauen hoben den blauseidenen Himmel hoch empor mit ihren weißen, zierlichen Händen und blickten nach dem Kaiser hin, um seine Wünsche zu erraten.

Der Kaiser sagte:

„Der Zug soll weiter ziehen!“

Und der Zug setzte sich wieder in Bewegung und schritt hinter seiner gedämpften Musik her, und die Töne erstarben allmälich, indem der

*Vita, lateinisch = Leben.

Digitized by Google

weiße Zug, sich strahlend auf die dunkle Volksmasse zuschlängelte, die weit draußen auf der Ebene versammelt war.

Und der Kaiser starrte diesem Zuge nach, und lange war es ganz still. Endlich sagte er bewegt: „Seht!"

„Wie meinen Euer Majestät?" fragte der Bischof.

Der Kaiser sank in die Kissen zurück, sein Mund bebte; aber dann wandte er den Blick von dem fortziehenden Zuge ab und richtete ihn auf die vier jungen Mädchen der Reihe nach — die noch da standen und den Himmel über ihn hielten.

Da entblößte der Bischof plötzlich sein Haupt, und dasselbe thaten die Priester und die Mönche und die Aerzte und Hofleute und Diener. Der Bischof aber lächelte und richtete seine Augen gen Himmel.

Und die Sonne ließ ihr Licht strahlen über dieses Bild: die entblößten Häupter, den Tragsessel und die vier weißgekleideten Mädchen, die den blauseidenen Himmel über den sterbenden Kaiser hielten.

Nach einer Pause trat der alte Bischof zum Tragsessel hin und fragte ganz leise: „Euer Majestät — habt Ihr nun Frieden?"

Und siehe, der Kaiser hatte seine Hände gefaltet und seine Augen geschlossen!

Digitized by Google

Neue Uebersetzungsliteratur.

Von Dr. Heinr. Hub. Houben.

Den deutschen Büchermarkt überschwemmt jährlich eine Flut von Uebersetzungen, von denen drei Viertel ruhig in ihrem Urtext eingesargt bleiben sollten, ohne einen geistigen Verlust dadurch zu veranlassen. Von Amerika, England und teilweise auch Frankreich wird die größte Masse der seichten Unterhaltungslektüre bestritten; besseres sind wir gewohnt, aus Skandinavien zu beziehen; dessen Literatur hat seit Björnsons und Ibsens Anfängen im Vergleich zu der Größe des Landes einen wunderbaren Anlauf gemacht, und Deutschland ist oft genug bei ihm in die Schule gegangen.

Von den acht Bänden, die mir zur Besprechung vorliegen, verdient denn auch ein norwegisches Werk den Preis; ihm schließen sich einige ungarische an, aber dann geht es reißend bergab. Jonas Lie ist der Dichter, der uns mit einem neuen Werk überrascht. Es heißt „Maisa Jons“ und erschien in O. Gracklauers Verlag in Leipzig. Für jeden, der moderner Literatur nicht abgeneigt ist, wird desselben Dichters Novelle „Lebenslänglich verurteilt“ ein Ereignis bedeutet haben. Diese gewaltige Ironie der Thatsachen, die einen jungen mit schönstem Wollen begabten Menschen geradezu zum Verbrechen zwingen, dieser von leisem wehmütigen Spott durchtränkte Stil waren Lies persönliche Note, und die neue Rechnung, die er über das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn aufstellte, hat auch auf die deutsche Literatur eine tiefe Wirkung geübt. In diesem neuen Werke „Maisa Jons“ steht der heute siebenundsechzigjährige Dichter nicht mehr völlig auf der Höhe seiner Kraft, aber was er noch zu bieten vermag, ist genug, um einen künstlerischen Genuß zu bereiten. Er schildert uns das Leben einer einfachen ehrlichen Näherin, die durch bessere Häuser wandert, ihre Kraft für geringen Lohn verkauft und dafür Demütigungen aller Art erdulden, ja sich sogar gefallen lassen muß, daß ihr Leben durch diese fremden Menschen in seiner allerpersönlichsten Entwicklung bestimmt wird. Sie hat durch Zufall die Bekanntschaft eines armen Studenten gemacht und es entwickelt sich zwischen beiden eine

Digitized by Google

Neigung, die sie aus ihrer gemeinsamen Not emporhebt und einen sonnigen Hauch von Poesie über ihr dürftiges Dasein spinnt. Das Verhältnis ist so keusch geschildert, beruht so ganz auf noch rein geistiger Gemeinschaft, daß ich niemanden wüßte, dem man dies Buch nicht in die Hände geben könnte. Aber dieses Streben der um ihren Wochenlohn bangenden Nähmamsell ist ihren Brodherren ein Dorn im Auge; sie, deren intimes Familienleben dem scharf beobachtenden Mädchen so offen vorliegt mit all seinem Bedenklichen und Morschen, das nach außen hin sorgsam verdeckt wird, finden in dieser Freundschaft, die doch keine „passende Partie" werden wird, ein Aergernis, und durch Drohung mit Arbeitsentziehung 2c. treiben sie die Arme dazu, einem ihr nachstellenden Handwerker sich verkuppeln zu lassen. Die Ehe wird eine Tragödie; der Mann ergibt sich dem Trunke, stirbt, und Maisa Jons beginnt nun, an Leib und Seele gebrochen, mit der Sorge für ein Kind beladen, ihr Hausiererleben aufs neue. Es ist eine stille, einfache Geschichte, wo die großen Ereignisse gleichsam unter der Decke schlummern und uns nur so entgegentreten, wie die einfache Intelligenz der Nähmaisa sie auffassen kann, und grade durch diese stille Resignation, die hindurch geht, wirkt sie um so ergreifender. Vielleicht hätte der Dichter in der Schilderung der verschiedenen Familieninterieurs etwas kürzer sein können, und dem Schluß mangelt etwas Abrundung. — Die Uebersetzung von M. Janensch ist noch stark norwegisch stilisiert. —

Unter vier ungarischen Werken ist Franz Herczegs Familiengeschichte „Die sieben Schwestern," der noch einige kleinere Novellen folgen, zweifellos die hervorragendste. (Johannes Cotta, Berlin. 2 Mk.) Sie zeigt eine feine satirische Ader, die sich behaglich auslebt und doch immer in den Grenzen bleibt, die die Satire von der peinlichen Derbheit trennen. Sein Stil ist von einer geschmeidigen Eleganz, und wenn er seinen Lesern auch nicht gerade neues von Konflikten und Motiven vorsetzt, er weiß dem Alten, Wohlbewährten, das ihm heute einen großen Freundeskreis in seinem Vaterlande sichert, stets doch eine reizvolle Seite abzugewinnen. Er erzählt da die Geschichte von sieben, nicht gerade vermögenden Gutsbesitzerstöchtern, die von ihrer Mutter Jahr für Jahr systematisch nacheinander unter die Haube gebracht werden. Man fürchtet, der Erzähler möchte sich wiederholen, und doch ist es immer ein neuer Charakter, eine neue Situation, die er für uns zu entfalten weiß. Durch die Einführung eines Vetters, der sieben Schwestern der Reihe nach verehrt, aber nie ernst genommen wird, um ihre Versorgung sich redliche Mühe gibt und schließlich doch an der siebenten hängen bleibt, erhält die Geschichte eine gute technische Form. — An diese Titelnovelle schließen sich noch vier kleinere an. „Verkannt" bringt uns den bärbeißigen, mit einer düsteren Vergangenheit behafteten ungarischen Militärtypus, der sich hinterher doch als Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle herausstellt; ein Major hat einen jungen Komponisten erschossen, weil er mit der Liebe einer Dame renommierte. Der „Pirat" hat wenigstens den Vorzug eines guten Einfalles; zwei Verlobte gehen auseinander aus Geldrücksichten; erst nach der Trauung spürt er jedoch, daß er seine Braut liebt; bei einem nächtlichen Fest entführt er sie daher und sie ergibt sich in ihr Schicksal. Ganz originell und lustig zu lesen ist die „Erste Liebe. Aus dem Tagebuch eines kleinen Mädchens." Der Kontrast zwischen persönlicher Unwissen-

Digitized by Google

heit und durch Romanlektüre großgezogener Erfahrung ist vortrefflich herausgearbeitet, die Tagebuchform ist dazu sehr dienlich. — Eine sehr ernsthafte Geschichte ist die letzte Novelle dieses Bandes „Zweite Liebe." Eine in jungen Jahren geschlossene Liebesheirat geht auseinander nach dem skandinavischen Sprichwort: „Wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Pferde". Sie kehrt mit ihrem Kinde zu ihrer Mutter zurück, er wirft sich auf die Arbeit und zwar mit solchem Erfolg, daß er es nach einigen Jahren zum Abgeordneten bringt. Als er ein berühmter Mann ist, trifft er wieder mit seiner Frau zusammen, die Sehnsucht zu seinem Kinde hat ihn schon lange beherrscht und er macht Annäherungsversuche, denen sie ausweicht. Auf einer eiligen Flucht vor seinem Nahen erkrankt ihr Kind und stirbt. Dieser Tod söhnt sie wieder aus. —

Ein zweiter Band von Herczeg „Die Moraſtblume" (2. Aufl., Verlag moderner Belletristik, Leipzig. 2 Mk.) interessiert wohl kaum so sehr wie der vorige. Ein junger Lebemann gerät durch seinen Leichtsinn ins Gefängnis; er beginnt ein neues Leben ehrlicher Arbeit und teilt dieses mit einem Mädchen, das ihm in sehr zweifelhaften Situationen begegnet ist, sich hinterher jedoch als Engel herausstellt. Man ist etwas skeptisch dem ganzen Konflikt gegenüber, der auch nichts neues in sich birgt. Aber die Technik und Form der Erzählung ist eine feste und sichere, und der Autor führt uns in fesselnder Weise in die ungarische Gesellschaft ein. —

Der Roman „Schneewittchen" von Alexander Bródy, einem jungen ungarischen Dichter, der schon durch die Masse seiner Produktion Aufsehen erregt, verbindet märchenhafte Motive mit einem sehr menschlichen realen Konflikt. (Verlag moderner Belletristik. Leipzig. 2. Aufl. 2. Mk.) Auf der Fahrt zu seiner Braut verirrt sich der Bräutigam und trifft ein andres Mädchen, das die Gedanken an jene in ihm auslöscht. Der Vater der neuen Geliebten vergiftet die Braut um seinem Kinde das Glück zu schaffen. Nach der Hochzeit quält ihn jedoch das Gewissen, er bekennt seine Schuld. Die Tote wird ausgegraben, doch findet man sie unversehrt, von einer Salpeterschicht überzogen wie in einem gläsernen Sarge liegend. Die Selbstanschuldigung des Mörders fällt daher in sich zusammen, man hält ihn für verrückt. Zwischen den beiden Eheleuten aber hat die Tote eine Trennung verursacht; das Bewußtsein, auf einem Grabe ihr Glück aufgebaut zu haben, treibt sie voneinander. Da stirbt der Alte und auf seinem Totenbette schwört er, daß er jenen Mord nicht begangen, er schwört falsch, nur um seiner Tochter das Glück zu retten. Damit ist das Hemmnis weggeschafft. Es liegt etwas Gespensterhaftes in diesem Motiv, das an die venetianische Novelle von Gaudy „Frau Venus" erinnert. Phantastisches und Reales mischt sich wie in einem Shakspeareschen Lustspiel. Die Erzählung ist das Werk eines Dichters. Der Umschlag des Buches ist so geschmacklos wie möglich.

Der Altmeister der ungarischen Dichtkunst — „Altmeister" heißt der, der einmal etwas gekonnt hat — Maurus Jokai hat in einem Roman das Leben Friedrichs von Trenck, des Abenteurers aus der Zeit Friedrichs des Großen, beschrieben und nennt ihn: „Ein entgleister Stern" (Verlag moderner Belletristik, Leipzig. 3. Aufl. 3 Mk.) Dies Buch gehört zu denen, die man höchstens auf der Eisenbahn lesen kann, wo die äußere Störung

Digitized by Google

jede innere Sammlung unmöglich macht. Trenck hat selbst in zahlreichen Bänden seine mehrfachen Fluchtversuche geschildert und der Scharfsinn, mit dem er sich aus den unmöglichsten Situationen rettete, und die Energie, mit der er um sein Leben kämpfte, sind bewundernswert. Jokai stellt ihn als ein Genie dar, das in falsche Bahnen geraten ist, und gibt uns ein psychologisches Gerippe seiner Entwickelung, das aber den Ansprüchen, die man an einen in der That nicht undankbaren Stoff stellen kann, nicht entspricht. Er bietet Unterhaltungslektüre, die durch die Thatsachen fesselt. Ludwig Wechsler, der auch den ersten Band von Herczeg gut übersetzte, hat sich auch dieser Uebertragung mit anerkennenswerter Gewandtheit unterzogen.

Der Titel des Bandes „Gyp. Vornehme Dilettanten und andere Novellen" im selben Verlag ist eigentlich eine Fiktion; außer der zweiten Novelle „Zu heiß" sind die übrigen von anderen Autoren. „Die Bachantin" von Moreau-Vauthier, „Nissa" von Albert Delpit und „Der Führer" von L. Damrncz. (Nach dem Schmutztitel 3. Aufl., nach dem Buchtitel 2.!) Die Verfasserin von „Autour du mariage" zeigt auch in diesen zwei Novellen wieder ihre graziöse Satire, die sie besonders den aristokratischen Kreisen angedeihen läßt und die „Vornehmen Dilettanten" sind recht ergötzlich zu lesen. Die letzte Novelle „Der Führer" von Damrncz erinnert in ihrer Pointe stark an das packende Gedicht „Terje Wigen" von Ibsen, wenn man die veränderte Szenerie abrechnet; die beiden hier geschilderten Männer sind um ihr Lebensglück betrogen und der Zufall bietet ihnen die Gelegenheit einer Rache, aber sie bezwingen sich selbst. Die anderen Novellen sind unbedeutend. Dasselbe gibt von „Aline's Zukunft" von Henri Gréville (E. Piersons Verlag, Dresden. 3 Mk.) Diese Vielschreiberin steht noch unter Ohnet. Sie hat schon mehrfach solche eigensinnige Mädchencharaktere behandelt, und dieser ist besonders flach. Die Lektüre verlohnt sich nicht.

Ganz der Kolportageliteratur gehört eine Erzählung aus Transvaal von J. B. Mitford an: „Das Auge der Nacht"; die Internationale Verlagsanstalt (Tilbtson u. Son) hat es herausgebracht, sie wird sich mit ähnlicher wertloser Makulatur wenig Ruhm erwerben.

Noch ein Roman liegt mir vor, eine Übersetzung aus dem Englischen „Gervasius Sacheverill oder durch Leid gefunden" von Theodore Howard Galton; die Missionsdruckerei in Steyl verlegt ihn und er soll 3 Mark kosten; ich kann jedoch nur raten, den Thaler besser anzuwenden. Nachdem ich mich mühsam durch die miserable Übersetzung der ersten Kapitel durchgearbeitet, begnügte ich mich mit „cursorischer" Lektüre. Das Werk nennt sich eine „Episode aus dem siebzehnten Jahrhundert und behandelt natürlich eine Katholikenverfolgung; zum Schluß wird ein Pater gehängt, das unvermeidliche Liebespaar, das sich nach altbewährtem Rezept durch Leid findet, gründet natürlich eine zahlreiche Familie in ungetrübtem Glück. Wenn ein Mensch zu einer anderen Religion übertritt, so ist das wohl kein Ereignis, das mit der Literatur irgendwelche Verbindung hat, und wenn der Verfasser nicht versteht, den Fall uns psychologisch interessant zu machen und zu entwickeln, soll er seinen historischen Kram da ruhen lassen, wo er mit großer Gewissenhaftigkeit gemaust hat, in Macaulays englischer Geschichte und anderen Werken, die er à la

Digitized by Google

Spillmann als Quellen für seine höchst überflüssigen und historischen Details anführt. Ein junger Mensch, der von vornherein für den Katholizismus eine starke Neigung hat, der es kaum wagt, sich zu einer eigenen Religion zu bekennen, und dem die Liebe — ohne sie gehts ja nicht, diese Romanschreiber sorgen dafür, daß auch bei solchen innerlichen Revolutionen die Frage où est la femme? stets berechtigt ist — dann den letzten Rest giebt, ist wahrlich kein Problem, das zur Lektüre eines 400 Seiten starken Buches reizen könnte. Sienkiewicz hat uns in „Ohne Dogma" gezeigt, daß historisches Brimborium nicht nötig ist, um religöse Konflikte, die zugleich menschliche sind, aufzudecken. In diesem englischen Roman wird von nichts anderem geredet, als von religiösen Streitigkeiten, man glaubt, sich in einem Seminar zu befinden. Wenn man meint, durch solche englischen Pietistenromane die deutsche Literatur zu bereichern, irrt man sich gewaltig. Die Verlagsanstalten könnten besseres thun, als durch solche religiöse Kolportage den Geschmack zu verderben.

„Starke Frauen."

Von Carl Conte Scapinelli.
(Wien.)

Der Kampf der Geschlechter, der bis dato nur still zwischen den einzelnen Individuen stattgefunden hat, der auf den Spielplätzen der Kinder beginnt, wo der kleine Fritz mit Anna nicht spielen will, weil sie ein Mädchen ist, der sich im spröden Weigern der umworbenen Jungfrau weiter sichtbar macht, um als ewiger alltäglicher Zank der Ehegatten zu enden, wird jetzt nach und nach zu einem Feldzug beider Parteien gegen einander. Mit Schrift und Wort versucht ein guter Teil intelligenter Frauen, die Menschheit davon zu überzeugen, daß der Mann grundschlecht sei, daß er bis jetzt das arme Weib unterdrückt und geknechtet, schutz- und rechtlos hingestellt habe, und daß es an der Zeit wäre, ein neues Recht, ein freies Recht der Frau zu schaffen. Schmunzelnd lächelnd, den Feind unterschätzend läßt sich der Mann jene Vorwürfe entgegenschleudern. Kaum einmal antwortet ein Schriftsteller auf derlei Vorwürfe, der versucht eine Ehrenrettung des Mannes. Aber das beirrt jenes tolle Völkchen von Frauenrechtlerinnen nicht, sie kämpfen und schreien ruhig weiter.

Digitized by Google

Das zeigt die Hochflut der Frauenromane, die die letzten Jahre über den Büchermarkt überschwemmen. Es sind dies nicht Blaustrümpfe, nicht Schriftstellerinnen vom Schlage einer Marlitt oder Eschstruth, sondern wirklich Frauen, die mit Ueberzeugung, ja mit ihrem Herzblut, diesen Kampf führen. Manche trägt den ganzen Schmerz, das ganze Leid, das sie an der Seite eines Mannes erlitten, zusammen zu einer großen Anklage in Buchform. Einsichtigere und objektivere Frauen führen diese Unzufriedenheit des weiblichen Geschlechtes ganz richtig auf die traurigen sozialen Verhältnisse unserer Zeit zurück, auf die zunehmende Eheloſigkeit, die wieder in der zunehmenden Teuerung ihren Grund hat.

Wer zum Beispiel Gabriele Reuters Roman „Aus guter Familie“ gelesen hat, der mit Recht große Aufmerksamkeit von seiten der Kritik erfahren hat, kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß diese Geschichte, die das allmähliche Entblättern, allmähliche Barwerden aller Ideale eines Mädchen schildert aus dem Leben gegriffen ist. Tausend junge Mädchen treten wie die Heldin dieses Romanes alljährlich in die Welt, das junge, unberührte Gemüt voll sehnenden Hoffen nach Glück und Liebe. Und wie sie allmählich praktischer, nüchterner werden, schließlich nur mehr an eine Versorgung durch die Ehe denken, und dann allmählich zur alten Jungfer werden, die vergebens durch Krankenpflege, und derlei guten Werke die bittere Enttäuschung des Lebens wegzumachen suchen.

Wir alle wissen, daß die Frauenfrage eine sozeale Frage geworden ist, deren Auflösung höchst schwierig ist. Und wie jede bedeutendere Frage auch in der Literatur zur Sprache kommt, so beginnt auch jetzt der Büchermarkt nicht nur von Büchern der neuen Frau zu wimmeln, sondern es entwickelt sich auch eine ansehnliche Literatur über die neue Frau.

Ernst von Wolzogen hat in seinem „dritten Geschlecht“ in witziger, satirischer Art die Auswüchse dieser Bewegung gezeichnet. Er abei auf alle Spielarten der Frauenrechtlerin Rücksicht genommen.

Nun befaßt sich auch der bekannte französische Romancier Marcel Prèvoſt in seinem neuesten Roman „Starke Frauen“. (Deutsch bei Albert Langen, München 1900, erschienen) mit der Frauenfrage. Es ist dies derselbe Prévoſt, der vor einer Reihe von Jahren mit seinem Roman „Demi-vierges“ sich eine Berühmtheit verschafft hat, die er eigentlich leider dem pikanten Inhalt dieses Buches verdankt.

Ich will damit nicht sagen, daß die „Demi-vierges“ unmoralisch waren, aber durch die schonungslose Bloßlegung jenes traurigen Mädchentypus war er in ein trübes, schmutziges Fahrwasser geraten. Fast alle Bücher, die er seit damals schrieb, sind wenig literarisch, aber stark gepfeffert und gewürzt. Und nun hat Prévort ein reines keusches Buch geschrieben, tiefernst und erhabentraurig bis ins kleinste Detail. Man kann nicht leugnen, daß der Prévoſt der Demi-vierges geschickter schrieb, und daß die Technik dieses Romans, weit über die des neuesten Buches hinausragt, tiefer aber und elementarer sind die „Starken Frauen.“

„Vierges fortes“ lautet der französische Titel des Romanes. Und

Digitized by Google

in diesen zwei Worten liegt die ganze Idee des Romans. Durch die Kraft der Jungfräulichkeit soll die Frau über den Mann siegen, mit dieser Waffe ausgestattet wird es ihr möglich sein auf den meisten Gebieten, das zu erreichen, was der Mann erreicht. Erst wenn das Weib auf die Liebe, auf die Ehe verzichtet, kann sie etwas erreichen.

Frederike Surier hat schon in ihrer Kindheit von allen Schreckniffen einer unglücklichen Ehe erfahren. Ihre Eltern lebten nicht gut zusammen, bald wußte sie, daß sie die Tochter eines anderen sei und daß ihr angeblicher Vater nur ihre Mutter geheiratet, weil ihm dadurch ein pekuniärer Vorteil erwuchs. Ihr jugendliches Gefühl hatte sich gegen all' dies aufgebäumt, und so war sie von Kindheit an auf der Hut vor jedem Manne. Sie beschloß ihre Mutter zu rächen. Ihre jüngere Schwester Lea, ein bildhübsches, zartes Kind, stellte sie ganz unter ihre Obhut, auch diese sollte niemals einem Manne zum Opfer fallen. Ein selten intimes Verhältnis verband diese beiden Schwestern. Frederike hatte durch Fleiß und Ausdauer eine Buchhalterstelle in einer Tapettenfabrik erhalten und war nach und nach zur ersten Stelle vorgerückt, nachdem der alte Buchhalter gestorben. Durch ihren Einfluß wurde Lea als Zeichnerin in derselben Fabrik beschäftigt. Ihre beiderseitigen Einkünfte gestatten es ihnen nach dem Tode des Vaters, Herrn Surier, für den Unterhalt der kränkelnden Mutter zu sorgen. Zu jener Zeit mietete ein seltsames Fräulein, Romaine Pirnitz ein Zimmer bei ihrer Mutter. Romaine war klein und verwachsen, aber ihren Augen war ein eigenes Feuer eigen, das einen bis zum Grunde der Seele leuchtete. Gleich vom Anfange an erkannte Pirnitz, die eine der tapfersten Verfechterinnen der Frauenfrage war, daß Frieberike und Lea, jene schönen, keuschen arbeitsamen Mädchen, wie geschaffen seien, das Evangelium von der neuen Eva in die Welt zu tragen. Pirnitz hatte schon einmal in London sich an der Schaffung eines Mädchen-Pensionates nach neuen praktischen Ideen beteiligt. Nun trug sie sich mit dem Gedanken auch hier in Sairs eine ähnliche Schule, eine Art Gewerbeschule, zu errichten. Bald sind diese drei junge Mädchen, Romaine, Frieberike und Lea mit einander bekannt. Die jungen Pariserinnen verehren und vergöttern Romaine, wie eine Heilige, und dies ist auch der Name, den die beiden Schwestern ihr gegeben. Und sie verdient ihn. Entsagungsvoll und keusch lebt sie dahin, lebt nur für die eine Idee, für die Rettung der Frau. Sie will sich nicht einmal mit der Gleichstellnng der Geschlechter zufriedengeben:

„Wir wollen Frauen," sagt sie, „die weit über das Niveau der Männer von heutzutage stehen und das ganze Leben der heutigen Gesellschaft regenerieren...." Die Frau muß die Priesterin der Moral sein. Wir brauchen das starke jungfräuliche Weib, um eine neue Welt zu schaffen."

Und begeistert riefen die beiden Schestern: O, wenn man eine solche Frauwerden könnte; alles dafür hingeben, sich selbst aufopfern, um die anderen besser zu machen, wie sind."

Digitized by Google

„Das ist unser Ziel" sagte Pirnitz. Und sie streben nun diesem Ziele zu, geben wirklich alles hin.

Als Friederike und Lea später nach dem Tode ihrer Eltern nach England ziehen, um dort zu arbeiten und zu lehren, lernen sie ein seltsames Geschwisterpaar kennen: Georg und Tinka. Beide sind Finnländer. Der Bruder Maler, die Schwester geschiedene Frau und Schriftstellerin. Mit diesen beiden seltenen Menschen führen sie ein geschwisterliches Leben. „Geschwisterlich" ist der richtige Ausdruck für ihre gegenseitigen Beziehungen, denn keine sinnliche Regung trübt den reinen Verkehr dieser jungen Leute. Sie essen zusammen, gehen miteinander spazieren. Georg wendet nach und nach sein Interesse der jüngeren der beiden Schwestern, Lea zu. Und obwohl beide mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes ausgestattet sind, die ein Weib begehrenswert machen, begehrt er keiner. Er ist selbst zu rein, zu keusch dazu. Seine Schwester hat einen Roman geschrieben, in dem ein junges Mädchen, um einer Heirat mit einem ungeliebten Mann zu entgehen, zu einen guten Menschen flüchtet, der sie liebt und den sie achtet. Sie bittet diesen Mann er möge ihr gestatten, vor der Welt seine Frau zu sein, — nur vor der Welt! „Alle meine Gedanken, meine unerschütterliche Treue, all' die warmen Empfindungen meines Herzens gehören Ihnen."

Ebenso wie diese beiden Leute im Roman, verloben sich Georg und Lea in ihrer Unschuld, verloben sich zu einer geistigen Ehe.

Wochen lang leben sie in ihrem unschuldigem Glück dahin, niemals denkt eines etwas schlechtes. Nur an einem Ausfluge, den sie zusammen machen, erwacht in ihnen, ohne daß sie es wissen, auch jene sinnliche Liebe. Als sie allein nach Hause fahren, küßt Lea ihren Georg leidenschaftlich auf den Mund. Das ist der einzige Augenblick. Als aber Lea merkt, was sie gethan, trennt sie sich sofort von Georg und, ohne ihn wieder zu sehen, verläßt sie London. Denn lieber will sie alles verlassen, alles hingeben, als einem Manne angehören, wenn auch als dessen rechtmäßige Gattin.

Die furchtbaren Seelenkämpfe, die Lea durchmacht, werden erschütternd beschrieben. Die beiden Schwestern kehren nach Paris zurück, wo durch ihre Hilfe jene Gewerbeschule für Mädchen eröffnet wird, die ich eingangs schon erwähnte. Ein schönes herrliches Werk entsteht da durch ihr Wirken und Schaffen. Georg weilt einstweilen in Italien und sucht Lea zu vergessen. Am Eröffnungstage der Schule kommt auch er heimlich nach Paris. Die unansehnliche „heilige" Pirnitz hält da eine herrliche kurze Rede, in der sie die Mühen und Sorgen beschreibt, die es gekostet, bis diese Schule fertig war. Dann sagt sie zu den Kindern gewandt: „Alles das ist nichts gegen das, was ihr uns mitbringt: Eure reine unschuldige Kinderseele. — Ihr seid die Zukunft. Was aus euch allen werden wird, das können wir euch noch nicht sagen. „Die Erfüllung unserer Ideale liegt noch im Schoß der Zeit verborgen. Aber wir wollen auf das geheimnisvoll erwachende Leben eurer kleinen Seele lauschen. Ihr selbst sollt uns lehren."

Diese herrlichen Worte bergen eine ganze Pädagogik in sich.

Digitized by Google

Auch Georg hört diese Worte. Und obwohl Lea sich auch fürderhin diesem edlen Dienste weihen will, ist er doch entschlossen, sie zur Frau zu fordern.

Noch einmal tritt er ihr entgegen, noch einmal fleht er sie an, seine Frau vor Gott und den Menschen zu werden. Und obwohl Lea ihn noch immer liebt, entsagt sie ihm, um sich ganz ihrem neuen Lebenswerke zu weihen.

Mit Wehmut, aber mit tiefer Ehrfurcht sehen wir dies starke Weib, diese vierge forte verwelken und verblühen, weil sie sich einem höheren Zwecke widmet.

Man mag mit den Theorieen, die das Buch enthalten, nicht einverstanden sein, aber jeder Widerspruch wird verstummen, vor der erhabenen Idee des starken Weibes. Freilich kann man einwenden, daß nur der geringste Teil der Frauenrechtlerinnen, gleich jener Friederike, Lea und Romaine leben werden, aber Prévost wollte nur eine Formel angeben, nach der Frauenrechtlerinnen ihr Ziel eher erreichen, er wollte nur das Ideal schaffen, wie sie leben und wie sie lehren müßten, um zum Siege zu gelangen.

Das Ganze ist nur der Traum eines Künstlers, dessen Phantasie wir schon vergiftet wähnten von jenen starken Pariser Cocotteparvenüs, von denen seine letzten Bücher erzählten.

Aber mit diesem Buche hat Prévost bewiesen, daß er ein echter Künstler ist, erstens weil er sich wieder los zu machen gewußt von jener Richtung, in die ihn sein junger Ruhm getrieben, und zweitens, weil er für eine erhabene Idee eine würdige Form fand.

Digitized by Google

Literarische Missgriffe und Entgleisungen.

Von Tony Kellen.

Irren ist menschlich, sagt ein bekanntes Sprichwort, und wie sehr dieses wahr ist, muß zuweilen selbst der gewissenhafteste Schriftsteller zu seinem Leidwesen erfahren, wenn irgend ein Kritiker einen Anachronismus oder sonst einen Schnitzer bei ihm entdeckt hat. Kleine stilistische Entgleisungen wird man selbst bei den besten Dichtern und Schriftstellern aller Nationen finden können. Man darf aber Metaphern nicht zu streng beurteilen, wenn sie dem genauen Buchstaben nach nicht ganz richtig sind. In der Schlußszene des 5. Aktes des „Misanthrope" heißt es z. B.:

Pourvu que votre coeur veuille donner les mains
Au dessein que j'ai fait de fuir tous les humains.

Ich möchte ja heutzutage keinem Dichter raten, dieses Bild wieder zu gebrauchen, wenn man aber berücksichtigt, wie zu Molières Zeit der Ausdruck Herz so häufig zur Bezeichnung der Person gebraucht wurde, wird man das Bild gar nicht als so ungeheuerlich betrachten, wie man es in neuester Zeit dargestellt hat. Wer sich in den Geist der klassischen französischen Literatur versenkt hat, wird jene Stelle lesen oder hören, ohne Anstoß daran zu nehmen.

Man hat auch viel über den Vergleich gespottet: „Ihre Hand war kalt und feucht wie die einer Schlange." Man bezeichnet bekanntlich eine falsche Person als eine Schlange, und der Vergleich bezieht sich natürlich auf erstere nicht auf letztere. Ich möchte allerdings damit den Vergleich nicht empfehlen, aber ich wette 100 gegen 1, daß sowie der Verfasser ihn ahnungslos geschrieben, auch 99 Prozent der Leser darüber hinweggleiten werden, ohne das Unrichtige darin zu bemerken.

Schlimmer steht es jedenfalls mit der Phrase von Franzisque Sarcey: „In der Stimme der Frl. Marguerite Ugalde machte sich die Hand ihrer Mutter bemerkbar." Der Kritiker Albert Wolff schrieb sogar: „Das Talent der Frau Indic ist eine Tintenflasche, an die man das Seziermesser nicht zu sehr anlegen darf, weil man sonst auf dem Grunde nur ein Häufchen Asche finden würde."

Digitized by Google

Henri Monnier läßt seinen Helden Joseph Prudhomme Phrasen reden wie: „Der Staatskarren schwimmt auf dem Krater eines Vulkans.“ Daher wird noch heute Prudhomme täglich in den Zeitungen zitiert, wenn man eine derartige mißglückte Ausdrucksweise charakterisieren will.

Ein Anachronismus ist zwar eben so schlimm, wie ein mißglückter Vergleich, aber in den meisten Fällen wird er, wenn er nicht augenfällig ist, von den meisten Lesern gar nicht bemerkt. Wenn man alle historischen Romane durchstöbern würde, könnte man sicher ein ganzes Buch mit Anachronismen füllen.

Alexander Dumas Vater war es bei der riesigen Eile, mit der er arbeitete, natürlich nicht möglich, jedes einzelne Wort auf seine historische Richtigkeit zu prüfen, und so hat er sich eine ganze Anzahl Schnitzer zu Schulden kommen lassen. So läßt er z. B. Ludwig XIV. auf der Jagd durch ein Kartoffelfeld gehen, obschon die Kartoffeln erst hundert Jahre später in Frankreich eingeführt wurden.

Auch bei Scribe sind solche Irrtümer gar nicht selten. In seiner Antrittsrede in der französischen Akademie bedauerte Scribe, daß Molière das Edikt von Nantes nicht verurteilt habe. Molière konnte das aber aus dem einfachen Grunde nicht, weil er zwölf Jahre vorher gestorben war. Da die Antrittsreden vorher der Akademie unterbreitet werden, kann man sehen, wie leicht ein solcher Schnitzer durchschlüpfen kann. Im „Chevalier d'Harmental,“ dessen Handlung 1718 spielt, sagt Büvat zu Dubois, seine Mündel male wie Greuze; dieser wurde aber erst 8 Jahre später geboren. Büvat bewundert auch von seinem Zimmer aus die Beleuchtung der Galerien des Palais-Royal, die erst 70 Jahre später angelegt wurden.

Balzac arbeitete viel gewissenhafter, und doch läßt er Watteau einen Fächer für Madame Pompadour malen, die erst im selben Jahre (1721) geboren wurde, wo jener starb.

In einem der schönsten Abschnitte der „Legende des siècles“ sagt Viktor Hugo: „Tu rêves, dit le roi, comme un clerc en Sorbonne.“ Diese Rede sollte im Jahre 778 bei der Rückkehr Karls des Großen aus Spanien gefallen sein, und doch wurde die Sorbonne erst 1250 von Pierre Sorbonne gegründet.

Andere Ungenauigkeiten kann man bei Schriftstellern, die viel schreiben, natürlich in großer Zahl entdecken. So läßt z. B. Zola seinen Helden Saccard einen Blick auf das „Kapital“ von Marx werfen; „mais la vue des caractères gothiques le rebuta.“ Nun ist aber das „Kapital“ nicht in deutschen, sondern in lateinischen Lettern gedruckt!

In Zeitungsartikeln sind solche Mißgriffe schon eher zu entschuldigen, und wie oft schon ein braver Journalist hereingefallen ist, brauche ich wohl nicht näher zu erzählen. Eine Zeitung in Nizza brachte vor einigen Jahren einen Bericht über die Ankunft des Königs Milan in der Schweiz in Begleitung der Königin der Hovas und ihres Ministers. Diese phantastische Meldung, die übrigens mit allerlei komischen Einzelheiten ausgeschmückt war, hatte der betreffende Redakteur ganz ahnungslos einer in Montreux erschienenen Festzeitung, einer Art Bierzeitung, entnommen.

Ein Pariser Journalist sagte einmal von dem Herz Voltaires, das der Nationalbibliothek übergeben wurde: „Ce coeur, illustre vertèbre ....“ Ein anderer sprach in einem Bericht über eine in der Akademie der Wissenschaften gemachte Mitteilung von der cétoine (Metallkäfer) als von einer Pflanze. Jules Janin nannte den

Digitized by Google

Hummer den „Kardinal der Meere" und Zola spricht von roten crevettes, die gefangen werden!

Daß die „Presse" im Jauar 1863 die Aufnahme Octave Feuillets in der französischen Akademie unter „Verbrechen und Vergehen" (crime et délits) mitteilte, war natürlich nur ein Versehen des Metteurs, aber Victor Fournel versichert, er habe in einem Katalog die Werke Ciceros als opera Ciceronis unter der Opernliteratur aufgeführt gesehen. Natürlich hat auch schon einer die Venus als ein Werk des Bildhauers Milo bezeichnet.

Eine komische Verwechselung erzählt Xavier Eyma. Ludwig XVIII. gebrauchte hie und da ein lateinisches Citat. So sagte er eines Tages zu seinen Ministern, mit denen er beraten hatte, sie möchten die Angelegenheit möglichst rasch erledigen, und er entfernte sich mit den Worten: „Macte animo!" Der Kriegsminister war im Latein sehr schwach, und als später jemand ihn fragte, wie der König gestimmt sei, antwortete er: „Sehr schlecht. Er hat uns sogar Tiere (animaux) genannt."

Der General Moreau blamierte sich einmal gründlich infolge seiner Unkenntnis der englischen Sprache. In Amerika wohnte er einem Konzerte bei, in dem ein Chor vorgetragen wurde, dessen Refrain lautete: „To morrow, to morrow" (Morgen, morgen!) Er glaubte, man singe ein Lied zu seinen Ehren, weil er „To Moreau" verstand, und jedesmal stand er beim Refrain auf und verneigte sich dankend nach allen Seiten. Erst nach dem Konzerte erfuhr er, weshalb man ihn so erstaunt angegafft hatte.

Die ungenügende Kenntnis einer fremden Sprache oder Literatur kann bei Uebersetzern natürlich zu den schlimmsten Mißgriffen Anlaß geben. So schrieb z. B. der Berliner Korrespondent der Pariser Zeitschrift „Le Monde artiste" über die Aufführung von „La couronne de roses et l'étoile d'or" im königlichen Schauspielhause; die Namen „Rosenkranz und Güldenstern" waren ihm offenbar völlig unbekannt. Ein Antwerpener Blatt brachte einen Auszug aus einer Rede des deutschen Kaisers in Koblenz, in der sein Besuch bei „Benedic fils" erwähnt war. Das Blatt hatte „St. Benedikts Söhne in Maria-Laach" offenbar für ein berühmtes Geschäft gehalten.

Auch den französischen Zeitungen in Elsaß-Lothringen passieren häufig solche Schnitzer. So übersetzte z. B. der „Messin" in Metz eine Lokalnachricht über „blinde Passagiere" mit voyageurs aveugles. Ein andermal entnahm er einem deutschen Blatte eine Notiz: „Ein Rabenvater". In derselben hieß es u. a.: Der Vater, ein sogenannter Eckensteher. Der Messin übersetzte: „Le père, un nommé Eckensteher."

Auch in deutschen Uebersetzungen französischer Werke finden sich häufig genug Schnitzer. So schreibt z. B. der Übersetzer der „Mèmoires d'outre-tombe" von Châteaubriand: „Sie hatte in den Ohren Armleuchter (!), die bis auf die Schultern reichten." Das französische girandole bedeutet aber nicht bloß Armleuchter, sondern auch Ohrgehänge aus Edelstein, und der Uebersetzer hätte sich wohl sagen können, daß selbst eine excentrisch geschmückte Dame sich Armleuchter wohl schwerlich an die Ohrläppchen hängen wird.

Digitized by Google

Eine schwedische Schriftstellerin hatte in den vierziger Jahren in einem Roman die Verse des Geistes in Goethes Faust als Motto benutzt:

Du flehst eratmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu seh'n;
Mich neigt dein mächtig Seelenfleh'n
Da bin ich usw.

Da Goethes Name den Versen nicht beigefügt wurde, ahnte der Übersetzer natürlich auch nicht, von wem sie herrührten und übersetzte sie dann wie folgt ins Deutsche zurück:

Du bittest und du wünschest, du hegest das Verlangen.,
Zu hören meine Stimme, mein Angesicht zu sehn,
Ich bin dir gern zu Willen, du rührest mir die Seele,
Hier bin ich usw.

Aus diesem Beispiel ersieht man, wie Verse schließlich aussehen, wenn sie hin und her übersetzt werden.

Für manche Schnitzer ist übrigens nicht der Verfasser verantwortlich, da der Druckfehlerteufel oft die perfidesten Sachen in ein Werk hinein schmuggelt. Seitdem es Setzer und Drucker giebt, giebt es auch Druckfehler und sie werden sich nie ganz vermeiden lassen. In einem 1524 in Dresden erschienenen Werke giebt der Buchdrucker Wolfgang Stöckel ein Druckfehlerverzeichnis im Anhang mit folgendem Zusatz: „Die anderen Buchstaben, so zuweilen verrückt oder gar ausgeblieben, muß ein verständiger Leser dem Sinne nach lesen, denn es ist im Winter bei dem schlechten Lichte so die Stuben warm und die Drucker faul und schläfrig sein, bald was übersehen."

Man sagt zwar, Malherbe verdanke einem Druckfehler seinen schönsten Vers:

Et rose elle a vécu ceque vivent les roses.

Man hat nämlich behauptet, er habe geschrieben: „Et Rosette a vécu" u. s. w. Dies ist aber falsch, und es dürfte wohl selten sein, daß ein Druckfehler einmal Nutzen stiftet.

Wenn die Druckfehler zu häufig auftreten, können sie sogar ebenso unangenehm werden, wie Haare, die man in der Suppe findet. Ein Beweis ist folgender Fall. Eine französische Schriftstellerin hatte auf ihre Kosten bei einem Verleger einen Roman drucken lassen. Da das Buch aber durch Druckfehler völlig entstellt war, wollte sie die Kosten nicht bezahlen. Ein anderer Verleger, der als Gutachter vernommen wurde, sagte vor Gericht aus, Druckfehler wären ohne Belang, da der Leser sie ja erst bemerkte, nachdem er das Buch schon gekauft habe; die Druckfehler übten also auf den Absatz des Werkes keinen Einfluß aus.

Mit gleichem Rechte könnte man sagen: die Haare, die man im Restaurant in einer Suppe findet, üben auf den Absatz der Suppe keinen Einfluß mehr aus, da sie ja schon verkauft ist. Ob aber jener Gutachter im Restaurant auch dieser Ansicht huldigen würde, darf man doch wohl billig bezweifeln.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau.

Die letzten zwei Monate brachten wenig Material für meine Zeitschriftenschau. Die Ruhe der Ferien macht sich auch hier bemerklich.

In der „Literarischen Rundschau" (7) kommt Muth in einer längeren Besprechung über Klasens „Friedrich der Freidige" zu dem Schlußurteil: „Fr. ist die sehr beachtenswerte tüchtige Schöpfung eines entwicklungsfähigen und echt dramatischen Talentes, das mit poetischem Sinn einen praktischen Blick auch für bühnenmäßige Wirkung glücklich verbunden zeigt." Lagerlöfs „Wunder des Antichrist" findet in Ranftl einen feinsinnigen Kritiker (Hist. pol. Blätter 126 Bd. 1. Hft). In richtiger Kennzeichnung der neuen mystizierenden Bewegung meint er, die Hauptsache liege bei Lagerlöf nicht im Stoff, sondern in der Behandlung, welche vor dem Vordersten, Allzunahen sich scheut, und die Dinge in einer gewissen Entfernung vom Leben hinbringen will." Die „Dichterstimmen" (10) bringen eine Skizze über den Dichter der „Hochlandsklänge" Lieber,| besprechen Herbert's Gedichte anerkennend, doch ohne den Eigenton derselben genügend herauszustellen und rühmen E. Müller's „Frisch von der Schmiede" echtes Naturgefühl nach. Unter den Originalbeiträgen scheint mir L. Bitters „Ich war zu Heidelberg Student" herauszuragen. Der Herausgeber der „Renaissance", Müller, berührt in Nr. 5 sein vermittelndes, Verhältnis zu Rosegger und widmet dem ihm persönlich befreundeten Johannes Schrott einen schmerzdurchwehten Nachruf. In beiden Ausführungen klingen so ehrliche Herzenstöne an, daß sie mich immer wieder mit den unterlaufenden Schroffheiten aussöhnen. Sienkiewicz's Skizze „Auf dem Olymp" möchte ich nicht allzu viel Wert beilegen, dagegen ist Linzen's „Schlaflose Nacht" von außerordentlichem Stimmungsgehalt. Beide in „Alte und Neue Welt" Nr. 12. Aus „Haus und Welt" Nr. 16 erwähne ich das zarte Gedicht Kiesgen's „Mein Heim." Ich mußte an Greif's „Mittagslied" denken: „Gebüsch und Tann umziehen den Ackergrund voll Ruh u. s. w. Das Doppelheft 6 und 7 der „Kultur" fällt gegenüber den erfreulichen Gaben der vorausgegangenen Hefte leider ab. Kralik's tüchtige Arbeit über altgriechische Musik und Salzer's gut orientierende Besprechung der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte von Nagl und Zeidler sind aller Beachtung wert. Dagegen halten wohl die Gatten Hansson und Marholm uns Katholiken für bescheiden genug, sich mit dem Abfall aus ihrer literarischen Küche zu begnügen. Denn einen solchen nenne ich deren Beiträge:

Digitized by Google

„Verjüngter Katholizismus" und die „kleine Fanny" trotz der geistreichelnden und witzelnden Garnitur, die Mann wie Frau darum herum zu machen ja verstehen. Auf 5 Seiten erledigt Hansson die, um mich kurz auszudrücken, „reform-katholischen Probleme" mit einer Unbefangenheit, die durch Detailkenntnisse wenig beschwert ist. Und Marholm benützt „die kleine Fanny", die doch „niemandem etwas Böses that und keinem etwas Böses nachsagte," um aus ihrem eigenen Leben Verschiedenes mitzuteilen, was freilich ebenso wenig weitere Kreise interessieren wird als die Geschicke, nein, das Alltagsleben der kleinen Fanny. Weder stofflich noch formell ist die 25 Seiten lange „Cousinengeschichte" über das Niveau eines langweiligen Familientratsches hinaufgehoben. In der „Wahrheit" spricht A. Lignis über „Historische Dramen, ihre Berechtigung und ihre Hemnisse besonders in Deutschland." Wenn doch auch auf die verschiedenen Theorieen, die wir hervorzuheben vermögen, die künstlerische That folgen würde! Und wenn — ob sie allgemeine Anerkennung fände? Sie würde wahrscheinlich ebenso umstritten wie die historischen Thatsachen selbst. Unsere Geschichtsauffassung ist bislang noch eine von theologischen Tendenzen zu sehr beengte, als daß wir historische Dramen künstlerischer Art genießen könnten. Lignis empfiehlt vaterländische Stoffe nicht zur Behandlung, weil sie ohne Stellungnahme zum Konfessionsstreit nicht bearbeitet werden könnten. Aber abgesehen davon, daß diese Beschränkung nichts hilft — denn ethisch-religiöse Probleme sind in keinem großen Drama zu umgehen — scheidet er damit die Stoffe aus, die uns und wohl auch den Künstler am meisten interessieren. Ich denke, auch hier müßten wir eben durch Heimatkunst zum Größeren vordringen.

Historischen Dramen ergeht es wie historischen Romanen. Gewöhnlich beurteilt sie jeder nach seinem religiösen Standpunkt anders. Wie viel Gutes lesen wir in katholischen Organen über Mazetti: „Helmpergers denkwürdiges Jahr." Das „Lit. Centralblatt" Bl. 13, rechnet es aber „zu jenen Erzeugnissen der Literatur, in denen um der Tendenz willen eine Kunstform in geradezu unerhörter Weise gemißbraucht wird." In der gleichen Nummer wird Schuler's „Thomas Plantagenet" als „unerträglich" abgelehnt. Freilich meint darüber auch Langthaler in der doch zahmen Linzer Quartalsschrift III. 1. „Unsere Begeisterung für das Buch ist nicht groß, der Verfasser rechnet auf ein gar zu leichtgläubiges Publikum", die Erfindungsgabe sei schlecht, die Sprache holperig, es sei verwunderlich, daß Kirchheim sich um diese Arbei annehmen konnte.

Als hervorragende oder wenigstens erfreuliche Erscheinungen werden dortselbst (Nr. 13—17) unter der zahlreichen besprochenen schönen Literatur herausgehoben: Dietz, Klänge aus dem Elsaß; Jensen, Nacht- und Tagesspuck; Altherr, Beckenfriedli, Henckels gesammelte Gedichte; Gersdorff, Blumen im Schutt; Wilbrandt, Feuerblumen; Heer, der König der Bernina; Ritter, Befreiung.

Im „Kunstwart" benützt Lublinski Viebig's „Weiberdorf" als „Schulbeispiel" zu treffenden Bemerkungen über Naturalismus. Derselbe sei im besten Falle ein wichtiges Ingredienz eines Kunstwerkes, ähnlich wie das Einmaleins ein solches der Rechenkunst, nicht aber die Rechenkunst sei. Der eigentlich große Stoff des „Weiberdorfes" mußte an dem Naturalismus der Verfasserin zu Grunde gehen. Das Werk hat zwei mächtige Rohstoffe in sich, es fehlt aber die innerste Seele, „der elektrisch überspringende Funke"; trotz seiner enormen plastischen Kraft ist dieser Roman kein Kunstwerk, weil er in zwei Teile unorganisch auseinander klafft. Sehr wertvoll ist

Digitized by Google

dann der weitere Nachweis, wie der künstlerischwunde Punkt dieses Übergangswerkes auch die Ursache seiner moralischen Schwäche ist und wie erfolglos und verfehlt es wäre, letztere zu verurteilen, ohne ersteren unerbittlich bloßzulegen. Eine durchaus erquickende Gabe war das Bachheft (20) des „Kunstwart" mit Söhle's köstlicher Skizze: Die Familie der Bache. Das hätte auch der alte Kiesl nicht besser machen können. Viel versprechend ist die Szene aus Bartels neuestem Werk: „Der junge Luther." Ein sonniger Sommertag, in den hinein von Ferne das kommende Gewitter noch verhalten grollt. Die Anregung betr. einer Goethe-Stiftung (Hft. 19) wäre einer speziellen Besprechung in der „Literarischen Warte" wert.

In der „Zukunft" (44—48) äußert sich Servaes zustimmend über die Heimatkunst. Gegenüber einer oft geäußerten Befürchtung meint er mit Recht: Jedes Kunstcentrum, das die Kraft besaß, seine lokale Eigenart zu behaupten und zum Ausdruck zu bringen, erlangt eben um seines ausgesprochenen Heimatcharakters willen eine universale Bedeutung. (Auch Schleikjer hieß „die Heimatkunst auf Abwegen, auf denen konservativer Politik" (Hilfe 33), bespricht aber als ein Buch der „Heimatkunst" sehr anerkennend: Masurenblut v. Fritz Skowroneck.) Dem zu Ende gehenden französischen Symbolismus wird dagegen eine ehrende Grabrede gehalten. Aus den „Selbstanzeigen" hebe ich die der jüngst konvertierten Gnauck-Kühne über ihre gesammelten Skizzen „Aus Wald und Fluren" an erster Stelle hervor. Das dort sich auch findende „Geranium" (zuerst in der „Hilfe") hatte mich seinerzeit ganz ergriffen. Laura Marholm sagt über ihre jüngste Publikation: „Der Weg nach Altötting." Was ich hier vorlege, ist nicht Literatur, es sind auch nicht Theorien und Probleme, es sind Erlebnisse . . ." Von lapidarer Deutlichkeit ist Dehmel's Anzeige: „Dr. Richard M. Meyer: Privatdozent an der Universität Berlin, ein literarischer Ehrabschneider. Mit einem Anhang. Meine Brochüre hat ein Vorwort und ein Nachwort, das Vorwort lautet: „Schlagt ihn tot den Hund, er ist ein Recensent." Goethe; und ein Nachwort: „Er ist besorgt und aufgehoben." Schiller." Da sind wir in der „Literarischen Warte" trotz des allzuwenig „vornehmen Tones" doch die reinsten unschuldigen Waisenknaben.

Donauwörth. Dr. Thalholfer.

Digitized by Google

Kritische Umschau.

Historische Romane.

Der Münsterbaumeister von Straßburg. Kulturgeschichtliche Erzählung von K. Th. Zingeler. Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem. 254 S. broschiert 2.50 Mk., gebunden 4.00 Mk.

Glücklicherweise bricht sich auch bei uns immer mehr die notwendige Erkenntnis Bahn, daß in den letzten Jahrzehnten zu viel in historischen Romanen „gemacht" worden sei und daß das Genre der letzteren überhaupt eine untergeordnetere Rangstufe in der Prosadichtung einnehmen müsse. Um das einzusehen und auszusprechen, braucht man noch lange kein Feind der historischen Romane zu sein — im Gegenteil! Aber es ist doch sonnenklar, daß auch das gelehrteste Haus beim hingebendsten Versenken in die Kultur- und Sittenzustände längst entschwundener Zeiten, trotz eifrigsten Quellenstudiums und genauester Festhaltung historischer Details dem Schilderer der Gegenwart und ihres Lebens, ihrer Seele, Kämpfe und Ideale, der unmittelbar in seinem Milieu lebt und sich bewegt, das Wasser nicht reichen kann. Namentlich die Hauptsache, die Erfassung des Lebens, wird dem historischen Romancier nur in sehr wenigen Fällen gelingen können, während der Gegenwartsdichter, sofern er ein wahrer und echter ist, nur das, was er sieht, hört, beobachtet und fühlt, in seine Kunstform umzugestalten braucht, um in einem lebensvollen Spiegel der Zeit ihr Bild zu zeigen. Daher kommt es auch, daß bis zur heutigen Stunde trotz aller bodenlosen Gelehrsamkeit der Verfasser aber auch jedem dieser Romane ein mehr oder minder fühlbarer Mangel an Lebenswahrheit und Naturechtheit der Charaktere sowohl wie auch des Milieus eignet. Freilich herrscht in diesen Romanen eine meist bis in's kleinste berechnete Diktion in Verbindung mit einer reichen und farbenliebenden Phantasie, die nicht nur den Lesepöbel über diese Fehler hinwegtäuschen. Und dann: der romanschriftstellernde Geschichtschreiber, der sich in eine bestimmte Geschichtsperiode eines bestimmten Landes oder Ländchens eingelebt hat, braucht nicht zu befürchten, daß ein noch gelehrterer Kritikus ihm die Nichterfassung des damaligen Lebens und Milieus schlagend nachweist. Also kurz und gut, der Beurteiler historischer Romane thut wohl am besten, wenn er vom rein literarischen Werte solcher Professorenromane etwas absieht und mehr darauf achtet, daß der historische Stoff so belebt und verteilt ist, daß der Leser ein abgerundetes, einheitliches und plastisches Bild der dargestellten Zeit und der Orte erhält. Das trifft bei Zingeler's „Münsterbaumeister von Straßburg" in vollem Umfange zu. Jeder Leser dieser spannend geschriebenen und einheitlich aufgebauten kulturgeschichtlichen Erzählung wird sich nach der wirklich genußvollen Lektüre eine festes Bild von des großen Meisters Erwin Leben, Schaffen und Schicksale machen können; ebenfalls plastisch tritt dessen künstlerisch ebenfalls hervorragende Schwester Sabina

Digitized by Google

hervor, während seine Gattin Husa schemenhafter gehalten ist. Interessante Einblicke gewährt das Buch ferner in die namentlich während des Interregnums stark hervortretende Tendenz der größeren deutschen Städte, völlig frei und reichsunmittelbar zu werden, die sich hier in den siegreichen Kämpfen der Straßburger mit ihrem Bischof und seiner Sippe zeigt. Auch auf das damals auftretende Flagellantenunwesen fallen gelegentlich einige Streiflichter.

Jedenfalls ist der Verfasser, der bekannte Historiker und Romancier Zingeler, eine der geeignetsten Persönlichkeiten, uns das historisch lebendige Bild des unsterblichen Münsterbaumeisters Erwin von Steinbach und seiner Zeitgenossen zu zeichnen, geeigneter auf alle Fälle als Künstler und Gelehrter, wie es im vorigen Jahre Josephine Grau zu ihrer Karolingergeschichte: „Das Lob des Kreuzes" war. Wir begrüßen in der vorliegenden Erzählung eine gute Acquisition für den heuerigen Weihnachtsmarkt. — L. v. Roth.

Romane und Erzählungen.

Ein Jünger Ahasvers. Roman von Karl Landsteiner. Kl. 8° 268 S. Regensburg, Verlagsanstalt (vorm. G. J. Manz), 1900. Preis broch. 2.40 Mk.

In dem Vorwort sagt der Verfasser, daß sein Roman „Anspruch macht, etwas mehr zu bedeuten, als gewöhnliches Lesefutter;" er will ein Werk geschaffen haben, „das der katholischen Literatur zur Ehre gereicht, und das auch Gegner mit Nutzen lesen können." Zum Schluß fragt er: „Was wird aber der strenge Kritiker Veremundus zn diesem Buche sagen?" — Ich gebe hier die Antwort, und ich glaube, ich kann mich kurz fassen. Die Fragestellung am Schluß ist mir nach den vorausgegangenen Erklärungen etwas überraschend. Ein Roman kann mit Recht beanspruchen, mehr zu bedeuten, als gewöhnliches Lesefutter und deshalb dennoch jeder künstlerischen oder dichterischen Bedeutung entbehren. Es gibt heutzutage wie zu allen Zeiten Romanzwitter, die für die geistige Diät dasselbe sind, was Gänseleberpasteten für die leibliche — schwer verdaulich, also kein Lesefutter. Daß in einem solchen nicht lesefuttermäßigen Roman, wie der Verfasser meint, innere und äußere Entwickelung der Handlung bestimmten Gesetzen folgen müsse, kann ich nicht einsehen, auch wenn ich mir unter den „bestimmten Gesetzen" das Unbestimmteste vorstelle. Es genügte völlig, daß man sich unter Beibehaltung der landläufigen Romanform eben vorwiegend an den denkenden Leser wandte, und der „denkende Leser" ist es dann auch, um dessen Beifall der Verfasser wirbt. Nun aber wendet sich der Künstler, der Dichter, nie in erster Linie an den Verstand, an die Denkthätigkeit, und thut er es, so handelt er in diesem Falle eben nicht als Künstler und Dichter, so beweist er, daß er andere Zwecke als die der Kunst und Dichtung verfolgt. Der katholischen Literatur kann sein Werk natürlich trotzdem „zur Ehre" gereichen, einer künstlerischen hingegen wohl nie. „Auch werden es die „Gegner" mit Nutzen (!) lesen können," gewiß, aber warum, wenn es sich um eine Kunst- und nicht um eine Tendenzschöpfung handelt, überhaupt im Voraus von Gegnern reden? — Der Verfasser besagt dann auch mit allen seinen Erklärungen nichts anderes, als daß er einen Tendenzroman geschrieben habe, obwohl er vielleicht jetzt die gegenteilige Meinung aussprechen wollte. Denn wozu sonst der Appell an Veremundus? — Soweit das Vorwort. Ein solches hat mir bei belletristischen Werken noch immer als eine höchst überflüssige, den Argwohn weckende Einrichtung geschienen. Denn, wie man sieht, hat es die Stimmung bereits getrübt, noch ehe wir an die Hauptsache, den Roman selber kennen — einen Ich-Roman.

Der Held geistig nicht viel mehr als

Digitized by Google

ein lernbegieriger Dutzendmensch, wird durch einen plumpen, philosophischen Zungendrescher um seinen Glauben, einen Teil seines Vermögens und seine streng religiöse Jugendgeliebte betrogen. Gleichzeitig läuft er Gefahr, der Tochter eines verarmten adeligen Beamten in's Garn zu geraten. Aber die Augen werden ihm noch rechtzeitig geöffnet, er geht auf Reisen und landet bei einem Oheim, einem weltscheuen Sonderling, der dem verzweifelnden „Jünger Ahasvers" Resignation predigt. Und wieder treibt ihn die Reiselust, diesmal nach Egypten. Auf dem Schiff macht er Bekanntschaft mit einem Ordensmann, erkennt später in einem zweiten einen Jugendfreund, schließt sich, beeinflußt und allmählich umgestimmt, einer Pilgerfahrt nach dem hl. Lande an und findet nach und nach den Glauben wieder. Nach Hause berufen, söhnt er sich mit seiner erkrankten Jugendgeliebten aus, die ins Kloster geht, während er ein christliches Leben beginnt. Und nun unternimmt er es, rückblickend sein Leben, die Geschichte seines Falles und seiner Erhebung zu erzählen, nun wie eben ein seeleneifriger Mann, der nicht Dichter und nicht Künstler ist, zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen dergleichen erzählt. Lehrhafte Worte — aber kein Bild, kein Miterleben! Letzteres wäre auch unmöglich, da nicht einmal die Logik des Seelenlebens immer stichhaltig ist, dieses selbst aber der wirklichen Größe, Bedeutung und Tiefe ermangelt. Nur ein temperamentloser Schwächling vermag sich gegenüber den beschimpfenden Aeußerungen eines Menschen wie jenes Dr. Weigand über die soeben verlorene Geliebte so zu verhalten wie unser „Jünger". Seine Entwickelung vom gläubigen Menschen, der am Krankenbette der Mutter noch betet, bis zum „vollständigen Atheismus" machen wir mit dem „Helden" auf ganzen 16 Seiten mit! Von Entwickelung kann da überhaupt gar keine Rede sein. Es werden nur einige Gedanken vorgetragen, wieso er bis zu diesem Punkte gekommen ist, welche falschen Mittel er zur Lösung religiöser Zweifel angewendet und welche guten er zur Bewahrung des Glaubens vernachlässigt hat. Dazu kommt nun der Einfluß Weigands, eines phrasenreichen Privatdozenten von extremnaturalistischer und dabei noch geistlos vorgetragener Weltanschauung, der sich über Offenbarung, Dogma und Schöpfungsgeschichte lustig macht, von unbewußtem Weltwillen und Protoplasma faselt und so seinen Freund um seinen „Glauben" bringt. Wenn er schließlich (S. 16) meint, „es hätte einen schweren Kampf gekostet", so ist nur zu bedauern, daß der Leser von diesem Kampf so gar nichts zu sehen noch innerlich mitzuerleben bekommt, obwohl doch gerade in dieser Veranschaulichung eine Hauptaufgabe für den Darsteller gelegen war. Aber nicht nur in seinem „Glauben", auch in seiner Erzählungstechnik ist unser „Jünger" schwach. Um uns z. B. sein Seelenleben zu veranschaulichen, unterbricht sich der selbsterzählende Held selbst: „Lassen wir mein Tagebuch darüber sich äußern", um dann nach einigen Seiten zu bemerken: „Ich setze nun meine Erzählung fort". Das beste an dem Buche ist der Schluß mit den Schilderungen und Eindrücken aus dem hl. Lande. Hier scheint der Verfasser aus Erlebnissen und aus direkter Anschauung zu schöpfen; es gelingt ihm manche schöne und innige Stelle, manches anschauliche Bild. Denn die Ruhe und den Frieden der Seele kennt er, während er bei der Darstellung des Gegenteils im Schema stecken bleibt.

Alles in allem, der Roman ist nicht, was sein Verfasser von ihm zu halten scheint, noch was ihm ein Teil der Kritik nachgerühmt hat. Mit jedem anderen Maßstabe als dem der katholischen Gesinnung und einer gewissen schriftstellerischen Gewandtheit gemessen, wird er kaum viel gewinnen. Der Verfasser hat mich öffentlich um mein Urteil angegangen, er möge mir nun auch nicht zürnen, wenn ich es

Digitized by Google

mit dem Mute der Ueberzeugung öffentlich hier ausspreche.

Einsiedeln. Karl Muth.

Adrienne ein Klosterkind. Erzählung von Paula Baronin Bülow-Schweiger. Mainz 1900. Verlag von Franz Kirchheim. 8. (VIII und 420 S.) Preis geheftet 3.50 Mk. In eleg. Salonband 5 Mk.

Ein ungeheuer harmloses Buch! Im ersten Teile wird das Klosterleben der jugendlichen Comtesse Baltis und ihrer Freundinnen beschrieben, im zweiten deren Debüt in der Welt, mit Bällen, Liebe und Verheiratung. Im Backfischstile gehalten, mit vielen französischen und englischen Bonnenphrasen, vermag das Werk wohl dem Geschmacke nicht allzu verwöhnter Institutsdämchen zu genügen; als gesund und für späteres literarisch-künstlerisches Genießen und Verstehen vorbereitend kann das Buch wohl kaum bezeichnet werden. Als „Mosaikbildchen aus den kleinen Steinchen der alltäglichen Ereignisse", geschrieben zur Erinnerung an Mitschülerinnen und Jugendfreundinnen, mag ja das Werk, das durchaus einen frommen Geist atmet, seine gute Berechtigung haben; nur darf dabei nicht vergessen werden, daß es keine Bereicherung der Literatur in sich schließt.

A. Lohr.

Karoline Svetla. Sylva. Uebersetzung von Dr. Guido Alexis.

Wie Gebirgsluft und Tannenduft weht's den Leser aus diesem Buche an, dessen Handlung sich im Jeschken, dem nördlichen böhmischen Gebirge, abspielt. Menschen und Sitten dieser Gegend sind so naturwahr und erschöpfend in diesem eigenartigen Buche geschildert, daß der Roman ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der nordböhmischen Bevölkerung genannt werden kann. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne etwas Neues gelernt und erfahren zu haben, ohne um ein Stück Poesie reicher geworden zu sein. Die Entwickelung der Charaktere ist von einer bewunderungswürdigen psychologischen Feinheit, die einzelnen Situationen sind so klar und scharf erschaut, so dramatisch zugespitzt, daß der Leser nie die Spannung und das Interesse verliert, wohl aber vergißt, daß der Autor des Buches eine Dame gewesen ist. Man merkt jeder Zeile des Romans an, daß eine besondere Liebe zum Jeschken und seinen Menschen die Feder der Verfasserin geführt hat.

Die vorliegende Uebersetzung von Dr. Guido Alexis liest sich wie ein Original, und man muß dem Verdeutscher dieser Dichtung sehr dankbar sein, daß er das bedeutendste Werk der genialen Svetla, deren kurze interessante Biographie dem Roman vorausgeschickt ist, dem deutschen Lesepublikum zugänglich gemacht hat.

Hanns Fuchs-Stadthagen.

Roman- und Novellen-Schatz. Zweiter Jahrgang. München und Wien. Verlag von Rudolf Abt. 50 Pfennige jeder Band. Eleg. gebunden 75 Pf.

Der neue Jahrgang des „Roman- und Novellen-Schatz" wurde eingeleitet durch Eschelbach's Roman: „Künstler und Herrenkind." War diese Nummer auch kein Muster eines psychologischen Romans und mochte sie auch in der Schilderung des Realen nicht ganz zweifelsohne sein, so war sie doch von so natürlichem poetischem Sprach- und Stimmungszauber umwoben, daß man sie als anziehende Lektüre für weitere Kreise betrachten konnte. Ihr folgte als Band 2: „Des Menschen Wille" und andere Novellen von Franz Herczeg. Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Ludwig Wechsler, (151 S.) Herczeg's Schilderungsgabe ist bekannt; hier zeigt sie sich in der Titelnovelle in der äußerst anschaulichen Schilderung des Ent-

Digitized by Google

wickelungsganges zweier junger unbändiger und zu allen Streichen aufgelegter Gymnasiasten zu ernsten, nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft und des Staates. „Blutsvertrag" benennt sich die folgende Novelle. Das klingt zwar etwas romantisch oder schauergeschichtlich, ist es aber durchaus nicht. Es ist eine duftig zart ausgesponnene Episode aus dem Eheleben eines Literaten. Eigentümlich mutet die Schlußnovelle: „Donna Sol" an. Man könnte sie fast eine psychologisch-psychiatrische Studie nennen.

Band 3 ist überschrieben: Prinzessin Ilse. Roman von Herbert von Osten. (176 S.)

Diese Nummer präsentiert sich als zu dem Genre der Gesellschaftsromane gehörig. Sie spie größtenteils in Offiziers-, dann auch in Theaterkreisen und bietet viel Abwechselung und Spannung, trotzdem ihr etwas Stereotypes, Konventionelles nicht abzusprechen ist. Die Komposition ist eine ebenmäßige und übersichtliche; Milieu und Personen sind mit jener in's einzelne gehenden Kenntnis und Naturtreue gezeichnet, die im Verfasser den Eingeweihten verraten. Der ideale Sinn und der Hauch christlicher Weltanschauung, der das Ganze durchzieht, lassen den Roman als eine gesunde, edle Lektüre erscheinen.

W. Harder.

Märchen.

Elisabeth Gnauck-Kühne, „Aus Wald und Flur." Jos. Roth'sche Verlagshandlung, Stuttgart, Wien 1900. „Märchen für sinnige Leute" benennt die Verfasserin ihre kleinen Arbeiten. Ich bin mir bei der Lektüre derselben des Untertitels nicht recht klar geworden. Es sind Märchen nach jenem bewährten Muster: Eine bekannte Sentenz, die die Spatzen von allen Dächern pfeifen, erscheint in neuem Kleide, das heißt neuen Pflanzen, neuen Tieren in den Mund gelegt. Dabei kommt es nur darauf an, daß der Autor die Kraft besitze, die Dinge auch in inneren Zusammenhang zu bringen. Und derjenige Dichter, der dies kann, braucht keine Märchen für sinnige Leute zu schreiben, seine Märchen sind für Jedermann. Die vorliegenden Märchen bringen in etwas langathmiger, abgebrauchter Form manche gute Idee, führen manches Ding, manches Blümlein, recht poetisch redend ein, im übrigen mangelt ihnen aber alles, um sie volkstümlich zu machen. Sie sind zu wenig einfach, zu wenig einheitlich durchgeführt. Man muß sich manch hübschen Gedanken erst aus allem herausschälen Oder liegt darin vielleicht ein Vorzug?

Wien. Carl Conte Scapinelli.

Volkserzählungen.

Immergrün. Volks-Erzählungen von Franz von Seeburg. Fünftes und sechstes Bändchen. Verlag von Friedrich Pustet 1899. Diese Geschichtchen sind Muster von Volkserzählungen. Und in diesem einem Satze liegen alle Vorzüge und alle Mängel derselben. Anschaulich, leicht faßlich, für den naivsten Leser verständlich, voll guter Lehren und reiner Gedanken. Freilich von der alten, armseligen Schablone sind sie nicht losgelöst. Wir lernen darinnen immer dieselben für derlei Erzählungen typischen Gestalten kennen Den grausamen Vater, den talentierten armen krüppelhaften Dorfjungen, der ein großer Maler oder Bildhauer wird und dergleichen bekannte Typen, daß man fast auf den Gedanken kommt, Volkserzählungen, seien solche Erzählungen, bei welchen nur zweierlei Figuren vorkommen, ganz schlechte und ganz gute Menschen. Und gerade diese Extreme fehlen doch auf Erden fast ganz. Ich unterschätze das Argument nicht, das der Volksschriftsteller vor Augen haben mag: Deutlich, großspurig zu zeichnen, das eine

Digitized by Google

vom anderen genau zu trennen, daß der arme Verstand des ungebildeten Lesers die einzelnen Figuren und ihre Charaktereigenschaften genau begreift. Denn auch die Gebetbücher und Kalender für alte und ungebildete Leute sind in großen gesperrten Lettern gedruckt, weil ihr Auge den Druck nicht gewohnt ist, die kleinen Buchstaben gar nicht ausnehmen, gar nicht unterscheiden würde. Und dennoch ist der Volksschriftsteller berufen, dem Volke „lesen" zu lernen, das heißt, die geistigen Augen des kleinen Mannes zu stärken, die Beobachtungsgabe anzuregen, die in jedem noch so ungebildeten Menschen schlummert. Diese Zeilen sollen kein Vorwurf für den Autor Franz von Seeburg sein, dessen Erzählungstalent längst anerkannt ist, es sind nur Gedanken, die mir bei der Lektüre dieser Bändchen kamen, vielleicht geeignet, irgend einen anzuregen. Denn das Volk soll durch die Schriften des Volksdichters nicht nur unterhalten, erbaut und belehrt werden, sondern auch angeregt werden, selbst zu denken, zu fühlen. Auf je mehr Schönheiten man jemanden aufmerksam macht, desto mehr genießt er.

Wien. Carl Conte Scapinelli.

Mundartliches.

Faust P. P. Jett Klein's[1]). Humoristische Erzählungen aus dem Kölner Leben. Köln, Stauff. Preis 50 Pf.

Daß mundartliche Dichtungen nicht bloß lokales Interesse erregen, ist längst bewiesen durch die hervorragende Stellung, die Fritz Reuter, Klaus Groth, F. W. Grimme u. a. in unserer Literatur einnehmen. Gerade die Mundart übt mit ihrer Naivetät und Ursprünglichkeit einen unwiderstehlichen Zauber auf jeden aus, der für echten Realismus empfänglich ist und die geringe Mühe des Hineinlesens nicht scheut. Diesen Zauber wird jeder Empfinden, der des bekannten Kölner Dialektdichters Faust neueste Gabe liest. Die erste Erzählung enthält ein wunderbar plastisches Bild einer Kölner Kirmes von „Anno dazumal". Der Wirt Kivernagel, der seinem Sohn Mibes einen Nagel ins Griffbrett der Baßgeige schlägt, damit er an einer gewissen Stelle nimmer falsch spiele, der gutmütige Polizeisergeant Brambach, der keine Protokolle macht, damit sein „Anschrievboch"[1]) nicht zu schnell vollgeschrieben werde, das sind Gestalten mit warmem Lebensblut, die auch heute noch in der gemütlichen Kolonia zu finden sind, wenn gleich die nivellierende Flut modernen Lebens sie seltener gemacht hat. Wer über „Nen ärme Schäl", „Poppe" nicht Thränen lacht, ist unheilbar gallsüchtig. Von den drei „Sandmännche" ist jeder vom Sonnenlicht echter Poesie verklärt. — Leider muß ich dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er nicht strenge gesichtet hat. Die Geschichte von den Vielliebchen hätte ruhig fehlen dürfen. Zeigt sich Faust in den eben erwähnten Gaben als scharfer Beobachter und flotter Zeichner, so offenbart sich hier ein Mangel an Kompositionsgabe, der hoffentlich nur akut ist. Die Handlung ist durchaus unwahrscheinlich, so künstlich verworren, daß großer Scharfsinn dazu gehört, sie zu verstehen. Und das lohnt sich wahrlich nicht der Mühe bei diesem witzlosen Mätzchen. Ausserdem paßt die Nummer nicht in den Rahmen des Buches, da sie nichts aus dem Kölnischen Leben erzählt. Wenn diese Jünglinge und Jungfrauen nicht „kölsch" sprächen, wenn sie ihre übrigens recht albernen Reimereien auf hochdeutsch drechselten, dann könnte die Geschichte auch im äußersten Ostelbien passiert sein, d. h. wenn dies überhaupt möglich wäre. Das Gedicht „Die Heimkehr vum Waldfeß" wird durch den schrecklichen Tingeltangel-Rhythmus (Melodie des berühmten „Die Banda

[1]) Etwas Kleines.

[1]) Notizbuch.

Digitized by Google

kommt") dichterisch wertlos und durch die gehackte vorletzte Strophe (sechs einsilbige Wörter nach einander) völlig ungenießbar. — Von P. P. Faust wünschen wir noch manches zu hören, aber wir empfehlen ihm dringend eine sorgfältige Auswahl. Auch dem besten Dichter gelingt nicht jeder Wurf. Das nimmt ihm aber niemand übel, solange er solche Zeichen menschlicher Schwäche nicht an die Öffentlichkeit bringt. Also etwas mehr Selbstkritik, dann wird der Verfasser von „Jett Klein's" vielleicht einmal „Jett Großes" bieten.

Ostheim b. Kalk.

Gerhard Hennes.

Goethe-Stiftung.

„Unter dem Namen Goethe-Stiftung wird eine nationale Stiftung errichtet zur Unterstützung des wertvollen dichterischen Schaffens im Wettbewerb mit der bloßen Unterhaltungsliteratur. Indem die Goethe-Stiftung einerseits das dichterische Schaffen vom Tages-Marktwert unabhängiger macht, soll sie anderseits gediegene dichterische Schöpfungen auch der Gegenwart für die Allgemeinheit leichter zugänglich und somit schneller nutz- und fruchtbar machen. — Der Goethe-Stiftung wird aus Reichsmitteln eine jährliche Beihilfe von 250 000 Mark gewährt. Das Urheberrecht an Dichtungen erlischt fortan nicht mehr zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern geht dreißig Jahre nach dem Tode des Urhebers in das Eigentum der Goethe-Stiftung über. Ueber die Einrichtung und Verwaltung der Goethe-Stiftung werden die Einzelheiten beschlossen, nachdem hierüber Gutachten eingeholt sein werden von einem Ausschusse, dessen 30 Sachverständige zur Hälfte vom Vorstande der „Deutschen Schiller-Stiftung", zur anderen Hälfte vom Vorstande des „Deutschen Schriftstellerverbandes" ernannt werden." Also beginnt F. Avenarius' im „Kunstwart" in Anregung gebrachte Goethestiftung, die ein dauerndes Denkmal der 150. Wiederkehr des Goethe'schen Geburtstages werden soll. Abgesehen von allem andern können wir dies eher als Ehrung des Goethe'schen Andenkens auffassen wie den famosen Goethebund. Was freilich der Reichstag zu dieser Idee sagen wird, bleibt noch abzuwarten. Bisher hat ja der Staat noch nichts gethan, unserer Nationalliteratur ein gedeihliches Wachstum zu ermöglichen. Nun, vielleicht haben unsere Volksvertreter so viel Sinn für die Entwickelung unseres Geisteslebens, daß sie der Bittschrift, die bereits von etwa hundert bekannteren Persönlichkeiten unseres künstlerischen und literarischen Lebens unterzeichnet wurde, williges Gehör schenken und darauf reagieren.

Aus der beigefügten Begründung der Eingabe seien zur näheren Orientierung nachstehende Sätze entnommen:

„Ausführen ließe sich die Aufgabe der Goethe-Stiftung auf verschiedene Weise. Sie könnte das Urheberrecht an wertvollen Werken gegen Renten erwerben, die sich bis zur Versicherung unabhängiger Lage auf die Dauer des eigenen Lebens und des Lebens der Hinterlassenen erhöhen könnten. Auch Käufe durch einmalige Zahlungen und andere Formen der Entschädigungen wären möglich. In je manigfaltigerer Weise sich die Förderung durch die Goethe-Stiftnng den Bedürfnissen des wirklichen Lebens anpassen könnte, um so besser.

Aber die Goethe-Stiftung möge zugleich eine schnellere Verwertung der besten dichterischen Schöpfungen im Volke erstreben. Gegenwärtig sind dichterische Werke gerade höherer Art, die also nur auf ein kleines Publikum rechnen und deshalb teurer sein müssen, zunächst nur den Begüterten zugänglich. Dreißig Jahre nach dem Tode ihrer Verfasser erst werden sie „frei", und dann steigt nach Ausweis des buchhändlerischen Absatzes ihre Verbreitung durch billige Ausgaben plötzlich zum 10-, 20-, ja 100fachen. Wir sehen:

Digitized by Google

ihr Einfluß auf das Volk wird im Gegensatz zu der in dieser Beziehung nützlichen Nachdrucksfreiheit von ehedem durch das Urheberrecht künstlich verzögert. Ja, er wird, wenn jene Werke im Zusammenhange mit wechselnden Zeiterscheinungen stehen, durch jenes Zurückhalten geradezu gebrochen, zu Gunsten der durch Buch oder Bühne massenhaft verbreiteten „sensationellen" literarischen Tagesware, die nicht fragt: was ist gut?, sondern was verheißt ein Geschäft? Erst wenn jene Dichtungen gleichsam verblaßt und gealtert sind, dürfen sie zu weiteren Kreisen sprechen. So wird durch das Urheberrecht behindert jene Uebung des Volkes durch das Lesen guter und doch zeitgenössisch lebendiger Werke, die Geschmack und Urteil bilden, gegen die Wirkung schlechter Lektüre schützt und der guten Lektüre jene häßlichen Nebenwirkungen nimmt, die mißverständlichem oder halbem Erfassen entspringen.

Deshalb erstreben wir auch, daß die Goethe-Stiftung, sei es durch Ankauf oder Herausgabe zum Selbkostenpreis, sei es durch sofortige Freigabe des von ihr erworbenen Urheberrechts gediegene und bedeutende Schöpfungen so schnell und so weit wie möglich in der Nation gleichsam aussäe zur Veredelung des geistigen Lebens."

Vermischtes.

M. Denis.

Wenn es auch manche Leute giebt, die behaupten, der Jesuitenorden hätte bis auf den heutigen Tag noch nie etwas Respektables und Nennenswertes in Nationalliteratur und ihren verschiedenen Zweigen geleistet, so braucht man das nicht allzu wörtlich zu nehmen. Bereits Wolfgang von Goethe besaß eine hohe Meinung von Jakob Baldes Lyrik, wenn diese auch lateinisch sich gab und so selbst den Weg zum Herzen des Volkes sich versperrte; und seit den Tagen der „Trutznachtigall" des Jesuiten Spee bis zur heutigen Stunde ist die Lyra der Sänger aus dem Orden des heiligen Ignatius von Loyola noch nicht verstummt. Es ist zwar richtig; unter den priesterlichen Dichtern der Jesuiten fand sich noch keiner, der auch nur entfernt jenen Gewaltigen beigezählt werden könnte, wie sie höchstens alle Jahrhunderte einmal das Menschengeschlecht entzücken, einem Dante, Calderon, Shakspere und Goethe. Aber es sind doch ganz nennenswerte Leute darunter, die sich ihr bescheidenes Plätzchen in der Literaturgeschichte für immer gesichert haben.

So Einer ist auch Michael Denis, mit seinem Bardennamen Sined genannt, dessen hundertsten Todestag († 29. Sept. 1800.) wir nicht vorübergehen lassen wollen, ohne seiner mit einigen Worten zu gedenken.

Geboren 1729 zu Schärding am unteren Inn besuchte er in der Folge das Jesuitengymnasium in Passau und trat 1747 in die Gesellschaft Jesu. Zwölf Jahre später wurde er zum Lehrer am Collegium Theresianum in Wien bestimmt und 1773 erhielt er die Aufsicht über die daselbst befindliche, später nach Lemberg überführte Garellische Bibliothek. Nach Aufhebung der Theresianischen Akademie 1784 wurde er zum Custos an der Hofbibliothek ernannt, als welcher er unter anderen auch mehrere Werke über Bücherkunde sowie verschiedene religiöse Schriften publizierte, bis ihn der Tod von seiner reichen Lebensarbeit abberief. — Als Dichter war Denis keine ursprüngliche, echtdichterische Natur, die nur singt, weil sie singen muß und in allem die „persönliche Note" anschlägt und findet. Er war mehr nachempfindender Poet. Klopstock, Gerstenberg, Milton und Ossians Lieder waren die hauptsächlichsten Vorbilder, die er bewunderte und an denen er sich bildete.

Seine erste Veröffentlichung waren die „Poetischen Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit 1756" (Wien, 1760), in denen er in einem Cyklus von etwas schwulstig angehauchten, aber immerhin wertvollen Gedichten die Begebenheiten

Digitized by Google

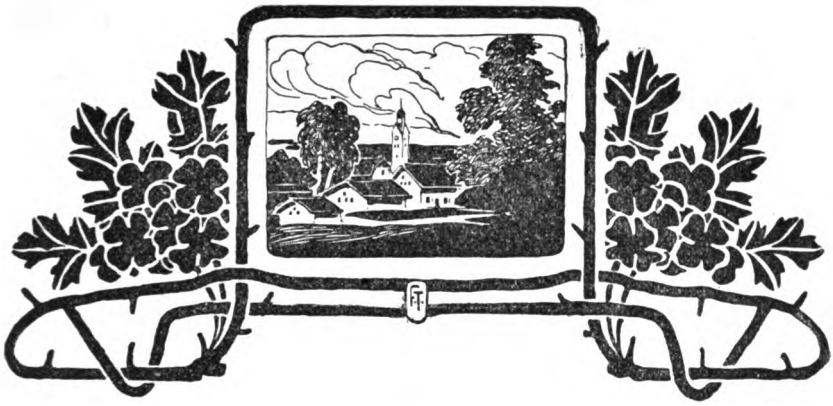
des siebenjährigen Krieges in österreichisch-patriotischem Sinne behandelte. Als Gerstenberg 1766 mit dem „Gedicht eines Skalden" die Bardenpoesie in Deutschland einführte und bald der ganze germanische Dichterwald von Bardengebrüll durchtönt wurde, da wollte auch Denis nicht zurückbleiben. Unter dem anagrammatischen Namen Sined dichtete er eine Sammlung stark von Ossian und Klopstock beeinflußter Gedichte unter dem Titel: „Die Lieder Sineds, des Barden." (Wien 1773.) In den Jahren 1784—85 veröffentlichte er sodann „Ossians und Sineds Lieder", eine fünfbändige Sammlung, die teils aus Uebersetzungen Ossians, teils aus eigenen in der Weise der altschottischen Gesänge gedichteten Liedern bestand.

Die Bedeutung Denis' besteht nun nicht so fast in seiner eigenen Eigenschaft als Dichter als vielmehr darin, daß er seine Schüler und Landsgenossen für die zeitgenössischen Dichtergrößen, von denen er selbst so viel lernte und inspiriert wurde, zu erwärmen und zu begeistern suchte, vor allem aber, daß er durch seine Dichtungen zur Bildung des gesunkenen literarischen Geschmackes und zur Veredelung der deutschen Sprache in Oesterreich beitrug, wodurch er nicht wenig das Aufkommen der österreichischen Dichtertalente in der Periode nach seinem Tode ermöglichte. Auch wir können von Denis noch manches profitieren und wenn es nur das ist: Die weite Fühlung im Literaturleben der Gegenwart nicht zu verlieren und vom Dichter eines andern Milieus das gute und brauchbare zu lernen wobei freilich das richtige Maß nicht aus dem Auge gelassen werden darf. —

An unsere geschätzten Leser richten wir die ergebenste Bitte, an Bahnhöfen, Hôtels, Restaurants, Cafés, in Lesezimmern etc. immer wieder die „Literarische Warte" zu verlangen oder zu empfehlen.

Herausgeber: A. Lohr und M. Pfeiffer in München. Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstraße 5. Druck und Verlag von Rudolf Abt in München.

Digitized by Google



II. Jahrgang. 1900. Heft 2.

Den „Unſern“!

Die Fahne hoch auf freier Sängerwarte!
Das gold'ne Kreuz empor am deutſchen Schaft!
Weit in die Lande ſchaue die Standarte!
Die Fahne hoch auf freier Sängerwarte
Als Schutz- und Trutzpanier der alten Kraft!
Empor den Blick, german'ſche Sangesmannen,
Empor, empor zum Licht des Geiſtes Flug!
Das Ideal aus unſrer Bruſt zu bannen
Iſt doch der Gegner Lärm nicht laut genug.

Weil wir uns treu um Romas Mauern ſcharen
Und gläubig ſteh'n für Petri Herrſcherthron,
Weil wir katholiſch bleiben, wie wir waren,
Trifft uns ſchon ſeit Dezennien von Jahren
Der Menge „Crucifige!“ ſchneidend Hohn.
Wir buhlen nicht um Hoſianna-Singen
Mit unſ'res Saitenſpiels beſcheid'nem Klang;
Wir wollen auch der Kunſt ein Opfer bringen
Gehorſam folgend unſ'res Herzens Drang.

Digitized by Google

„Gebt uns das Recht, das ihr den andern gebet,
Nicht, daß ihr ſtrebet, wie ihr tot uns ſchweigt;
Auch unſ're Seele fordert, daß ſie lebet,
Der Genius, der um die eure ſchwebet,
Hat auch auf ſie den Flügelſchlag geneigt. —
O, glaubt es uns: auch uns bewegt den Buſen
Für Gott und Vaterland ein glühend' Herz,
Und unſ're Stirn, geweiht vom Kuß der Muſen,
Hebt frei ſich aus dem Schwarme ſphärenwärts.“

„Und wollt ihr uns ein „Volk von Zwergen“ ſchelten,
Pygmäen uns, o ſchweigt, o ſchweigt davon;
Wir haben unſ're Namen auch, die gelten,
Wir haben Sonnen auch in unſern Welten:
Da einen Shakeſpeare, einen Calderon;
Noch winden friſchen „Wildwuchs“ unſ're Hände,
Noch iſt ein Greif, der unſre Lyrik träumt;
„Jeſus Meſſias“, unſ'rer Epik Spende. —
Noch haben wir wahrhaftig nichts verſäumt.“

Die Fahne hoch im güld'nen Schmuck der Sterne!
Nur der hat Recht, der recht gemüht ſich hat.
Gewaltig dring' der Chor in fernſte Ferne,
Nicht leer' Gezänk: „Hie Antik' — hie Moderne!“;
Des deutſchen Sängers würdig iſt die That! —
Drum friſch das Band um's Saitenſpiel geſchlungen!
Auf, Spielmann, durch die Lande deinen Gang,
Eh' er noch nicht in jedes Herz gedrungen,
Verſtumme nimmer deiner Lieder Klang!

Friſch auf drum, wack're Schar im deutſchen Lande!
Friſch auf von Oſt und Weſt, von Nord und Süd,
Vom Alpenfuß zum balt'ſchen Meeresſtrande,
Vom Memelufer bis zum Rheinesſtrande!
Friſch auf zum Himmel dring' das „neue“ Lied! — —
Orakelgleich raunt's in des Eichwald's Blättern,
Der ſchon den Barden ſeine Kränze bot . . .
Das Banner wallt. . . . Die Siegsfanfaren ſchmettern. . . .
Und glückverheißend winkt das Morgenrot.

Franz Walden-Erfurt.

Digitized by Google

Leo Tolstoi als Moralist und als Künstler.

Von M. Herbert.

Neulich las ich in einem Aufsatz „Vom Zweck der Kunst", der in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" erschien, den schon tausendmal geschriebenen Satz, welcher also lautet:

„Wir sind ja glücklicherweise seit langem über die Zeiten hinaus, in denen man vom Kunstwerk verlangte, daß es einen unmittelbaren Zweck erfülle. Wir wollen durch die Romane, Novellen, Gedichte, welche wir lesen, nicht mehr gebessert werden. So wenig wie durch die Dramen, welche wir sehen. Nicht daß die Neigung, solche Forderungen an die Kunst zu stellen, gänzlich unterdrückt wäre. Im Gegenteil. Allen unkünstlerischen Naturen, und die werden noch immer die Mehrzahl bilden, wird es stets nahe liegen, nach dem unmittelbaren Zweck, der direkten, auf geradestem Wege zu erreichenden Nützlichkeit zu fragen.

Weil sie anderes aus dem Theater (und von der Lektüre) nach Hause zu bringen nicht im stande sind, werden sie stets Sehnsucht nach einer klaren faßlichen, moralischen Nutzanwendung haben, und welcher Verfasser ihnen eine solche bietet oder auch nur zu bieten scheint — wird stets ihr Mann sein. Und mag es bleiben."

Diesem Satze dürfen wir kühnlich erwidern, daß die Großen, Unsterblichen aller Zeiten nicht bloß große Künstler, sondern auch tiefe, rastlos in die Probleme ihrer Zeit und ihres Lebens eindringende Menschen, daß sie nicht bloß Künstler, sondern auch Philosophen, Moralisten und zum Teil Theologen gewesen sind.

Wir greifen getrost auf die Bekanntesten zurück. Homer, Dante, Shakespeare, Milton, Molière, sogar Goethe und Schiller waren Moralisten wider Willen, denn ein jedes Werk, das in den Herzen der Menschheit

Digitized by Google

den Platz der Unsterblichkeit einnimmt, trägt in sich einen Funken göttlicher Wahrheit, allgemeiner Gültigkeit und übermittelt ihr eine Lehre, die sie um eine Stufe höher hebt, auf der unendlichen Leiter der für unser Geschlecht erreichbaren Kultur.

„Alles Irdische ist nur ein Gleichnis"! Jeder, der als rechter und echter Künstler der Natur die Kunst entreißt — etwas schafft, das den Keim der göttlichen Wahrheit in sich trägt, ist ein Könner, und als solcher ein Lehrer und Moralist.

Die Gerechtigkeit schläft in allen Dingen und besonders im Kunstwerk. Alle diese Sätze gelten in erster Linie literarischen Kunstwerken, denn kein Künstler ist so ganz und gar auf die Basis des Menschenlebens gestellt, als der Dichter und der Schriftsteller. Keiner kann so unendliche Tiefen, so unendliche Höhen erreichen, als er, dessen Pinsel und Meißel, das ureigenste Ausdrucksmittel der menschlichen Seele, die von tausenden von Generationen gebildete, vertiefte, erweiterte und empfundene Sprache, an der alles Glück und Weh des Lebens, alle Arbeiten und Künste, alle Erregungen, Leidenschaften und Schmerzen, alle Schauspiele und Ereignisse gearbeitet haben, die alle Farben, alle Lichter alles Grauen und alle Finsternisse enthält, die alle Skalen durchläuft vom Entzücken der Jugend und der Liebe, bis zu den Qualen des Alters, der Entsagung und des Todes, die alle Schuld und alle Reue, allen Kampf und Sieg mißt.

Dem Maler und dem Bildhauer sind nur Momente und Stimmungen gegeben. Dem Schriftsteller aber gehört die Welt aller Zeiten mit ihren unendlichen Möglichkeiten, vor allem gehört ihm die Gegenwart.

Immer wurde jenen Fürsten des Geistes die größte Herrschaft zugeeignet, die es verstanden in das Leben ihrer eigenen Zeit einzudringen, der neben ihnen und mit ihnen ringenden, strebenden, leidenden, sündigenden und sich nach dem Höheren sehnenden Menschheit, den Spiegel der Wahrheit vorzuhalten.

Und allezeit, ob sie nun ihr Antlitz zu dem der Medusa versteinert oder zu dem des Engels verklärt geschaut hat — ob sie vor krasser, nüchterner Wirklichkeit erblichen oder vor heroischer Schönheit und Idealisierung erröten mußte, immer wurde sie fasziniert, weil sie ihre eigene so oft verlorene Wahrhaftigkeit dort fand — und sie dankte, versuchte zu lernen und bildete sich.

Was für die Spanier von heute, Pater Coloma, was für die Franzosen Daudet, was für die Deutschen Theodor Fontane, Spielhagen, und in einer gewissen negativen Richtung Sudermann und Gerhardt Hauptmann sein wollten, das ist für die Russen Graf Leo Tolstoi. An tiefem, genauem Studium des Lebens kommt ihm nur ein Schriftsteller gleich, und dieser Schriftsteller ist eine Frau, — ich meine George Eliot. Aber natürlich hatte sie niemals so viel gelebt wie Tolstoi, niemals so viel gesehen, und so blieb ihr Kreis, den sie in so bewundernswerter Weise vertieft hat, dennoch ein beschränkterer. Aber was Leo Tolstoi seinem erwählten Berufe mitbrachte, war eine Ausrüstung, wie sie wohl selten in dieser Vereinigung einem Schriftsteller zu Gebote stand.

Digitized by Google

Er besaß hohen Rang, Reichtum, einen gesellschaftlichen Kreis, der die höchste und mindeste Rangstufe umfaßte, unglaubliches Genie, heiße Sinne, unerschöpfliche Genußfähigkeit, ein fühlendes, leidenschaftliches Herz, eine bis zum äußersten geschärfte Beobachtungsgabe, Liebe zu den Unterdrückten, Begeisterung für die Gerechtigkeit, Zorn gegen die Grausamkeit, Verlangen nach Gott und Entsühnung, Kraft zur Entsagung, und die robuste Gesundheit, zuweilen auch die brutale Ausdrucksweise und unflätige Lasterhaftigkeit eines russischen Bauern, außerdem auch die Grobheit des Egoisten, dem die verletzendste Wahrheit die liebste ist. Zu all diesen großen, erhabenen und verderblichen Eigenschaften ist freilich im Alter auch die des Sonderlings und der Don Quixoterie getreten. Was aber von Anfang an den Tolstoischen moralischen Kunstwerken den großen, ewig giltigen dichterischen Wert gab, ist die tiefe Seelen- und Menschen-Kenntnis, die er sich in erster Reihe durch unabläßige strenge Selbstprüfung und Selbstbeobachtung erworben hat. „Durch uns selbst lernen wir die Welt kennen." Keiner hat das mehr erprobt — als der Einsiedler von Jasjana Poljana. Allen seinen dichterischen Gestalten hat er Geist von seinem Geist, Blut von seinem Blut gegeben, und von ihm gilt im vollem Umfange, daß alle tief religiösen, tief fühlenden, streng an sich selbst arbeitenden und in sich selbst forschenden Menschen auch große Menschenkenner und Seelenergründer sind.

Tolstoi steht schon längst außerhalb jeder kirchlichen Gemeinschaft, er gehörte zu den ungeduldigen, leidenschaftlichen Geistern, die nicht zu der Einsicht kommen können, daß man nie das Bekenntnis und die Bekenner verwechseln soll, daß die Menschen nie ganz ohne Rest in dem aufgehen, was sie ihren Glauben nennen, weil sie eben alle der Gerechtigkeit ermangeln.

Der Zorn über die Fäulnis und Entchristlichung der russischen Gesellschafts- besonders der Beamtenkreise, die Empörung über die Zustände in den Gefängnissen und auf sibirischen Transporten, der Haß gegen das gedankenlos lächelnde und konversierende Lasterleben der Reichen — eine furchtbare Ironie gegenüber der Verlogenheit und Verdorbenheit mancher Ehen in hohen Kreisen, der Schauder vor den Folgen des Ehebruchs und der geschlechtlichen Verirrung, das Aufbäumen gegen einen christlichen Staat, der in seinem Schoße die Prostitution mit ihrem unsagbar großen Gefolge von Elend, Schmach und Erniedrigung duldet, der Jammer von Kindern, deren Jugend vergiftet und die ganze entsetzliche Summe von Ungerechtigkeit, welche die Schwachen und Hilflosen verfolgt, das sind die hauptsächlichsten Triebfedern, aus denen seine Romane entstehen, die große unbestreitbare Kunstwerke und doch zugleich zerschmetternde, anklagende, grausame und schonungslose Moralpredigten sind, die seinem Volke ein unaufhörliches jammerndes und strafendes „Wehe dir Jerusalem!" zurufen.

Wir zitieren aus dem vorhergenannten hervorragenden Aufsatz noch den folgenden Satz:

„Wir stehen heute dem ganzen nach gerechnet, in einem wissenschaftlich praktischen Zeitalter. Unsere äußeren Lebensbedingungen haben seit einem Jahrhundert eine außerordentlich weitgreifende Aenderung erfahren. Und

Digitized by Google

zwar wurde diese Aenderung herbeigeführt durch technisch wissenschaftliche Fortschritte, welche Periode verstandesmäßiger Erweiterung unseres Machtbereichs in der Natur auch noch nicht ihren Abschluß gefunden hat. Es frägt sich, ob der innere Mensch mit diesen äußeren Fortschritten mitgekommen ist. Jedenfalls erwächst Kultur nie aus nur technischen Neuerwerbungen. Eines ist sicher, an Unmittelbarkeit hat unser Leben bedeutend eingebüßt".

Diese Klage ist gewiß weit mehr auf das Leben in Deutschland anzuwenden, wo der Kastengeist, der Gelehrtendünkel und die Rangabstufungen den Verkehr zwischen „Menschen" so unendlich erschweren als auf das in Rußland.

Trotz der dort herrschenden Despotie scheint eine freie Entfaltung des Individualismus möglich zu sein. Wenigstens haben wir in Deutschland keinen Romancier, der wie Tolstoi z. B. in „Anna Karenina" einen solchen Reichtum der Erscheinungsformen des Lebens, eine solche ganz individuelle Entwickelung der verschiedensten Typen schildern könnte, vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil wir schon zu zivilisiert und nivelliert sind, weil bei uns nicht wie in Rußland, halbasiatische Barbarei, germanische Gemütstiefe und Gottessehnsucht, krasser Nihilismus und raffiniert französische Ueberkultur und Verdorbenheit nebeneinander liegen, weil wir die Schmerzen schon überwunden haben, welche das imperatorische Aufdrängen fremder Kulturformen dem heiß empfindenden Naturmenschen bereitet. Aller dieser Elemente ist Tolstoi mit einer geradezu titanischen Kraft Herr geworden. Zu Zeiten mit der ruhigsten Objektivität des fernstehenden Schilderers, und dann wieder mit all' dem glühenden Subjektivismus eines Kämpfers, der das Herz seiner eigenen Zeit in der Brust trägt, enthüllt er vor uns den Spiegel des Lebens seines Volkes.

Zu ernsten, gereiften Männern spricht er, zu Frauen, die das Leben kennen und denken gelernt haben. Er ist kein Lehrer und Erzieher der Jugend, dazu ist er zu grausam, zu schonungslos, zu brutal und zu unvorsichtig.

Er verhüllt und verschleiert nichts, aber seine Brutalität hat nichts mit dem breiten, abscheulichen Behagen zu thun, mit dem Zola und Gabriele d'Annuncio das Laster schildern. Er will ein vollkommenes, erschöpfendes Bild des Lebens geben und watet mit seinen hohen Bauernstiefeln furchtlos auch durch den tiefsten Kot, unbekümmert darum, wie hoch er aufspritzt.

Das große sittliche Moment in Tolstoi's Schriften ist die unerbittliche, schonungslose Konsequenz, mit der er die Folgen des Lasters und der Schuld schildert. In dieser Richtung feiert seine Psychologie die höchsten Triumphe. — Eines der glänzendsten und erschütterndsten Seelengemälde schuf er in dem Niedergang und Ende der einst so gefeierten und liebenswürdigen Weltdame Anna Karenina. Sie und Wroesky sind wohl die vollkommensten Gestalten, die er geschaffen hat.

Weniger gelingen ihm Beispiele der Erhebung und Versöhnung.

So können wir nicht recht an die geschilderte Erhebung der armen Kathuschka, in dem grausamsten Buche, das Tolstoi geschrieben, in der „Auferstehung" glauben, und wir legen diese furchtbare, peinliche Anklageschrift so unbefriedigt und erkältet aus den Händen, weil auch der Held, trotz

Digitized by Google

seiner ungewöhnlich starken Bußanwandlung kein Mensch ist, bei dem die christliche Weltanschauung des „Sühnenmüssens“ bis zur äußersten Konsequenz zum Durchbruch kommt.

Wir wissen, dieser gute Fürst Nechljudow wird schließlich wieder in die alten Bahnen seines bequemen Daseins zurückkehren, und Beamtenbestechlichkeit, sibirische Transporte und Prostitution im Kreise einer liebenswürdigen Familie vergessen. Um zu einem solchen Ende zu gelangen, steigt man nicht in die Hölle hinab. Wenn man einmal die Qualen der Verdammten gekostet hat, bleibt als einzige Rettung der steile Aufstieg zum Himmel, den die Aszese weist.

Trotz dieses großen Fehlers seines letzten Werkes, bleibt Tolstoi der Ruhm, daß er zu jenen dichterischen Aposteln gehört, die unermüdlich, wenn auch oft mit falschen Mitteln und verkehrten Worten, einer entarteten Welt die Rückkehr zur Natur und zu den einfachen, vernünftigen Sitten des Christentums predigen, und der tiefe unentwegte Ernst, mit dem er das thut, ist der Grund seiner Größe und der seines Erfolges.

Außerdem ist er einer der seltenen Künstler und Moralisten, welche ihre Theorieen im eigenen Leben bethätigen. An vielen soll er Großes und Gutes gethan haben, wunderbare Bekehrungen, tief einschneidende Umkehr des Lebens soll er bewirkt haben. Das ist wohl der Erfolg, um den die Künstler, welche nur geboren sind, um dem Kultus der Schönheit zu huldigen, den Moralisten und Künstler am meisten beneiden dürfen.

Digitized by Google

Allerlei Dichtungen.

Von Hans Eschelbach, Köln.

Eine recht hübsche Gabe legt Otto Promber in seinen bei Ludwig Hamann in Leipzig unter dem Titel „Herzmuscheln“ erschienenen Sinngedichten auf den Weihnachtstisch. Obschon bei einigen Sprüchen eine noch prägnantere Fassung des Gedankens wünschenswert wäre: der größte Teil der Sinngedichte ist recht erfreulich.

Ein ähnliches Büchlein gab Joseph Holl, Pfarrer in Angermund unter dem Titel „Der Mensch“ bei Fredebeul Koenen, Essen, in zweiter Auflage heraus. Die hier gebotenen Aphorismen bewegen sich oft in recht originellen Bildern und in einer etwas bizarren Sprache. Wenn auch eine noch strengere Sichtung wünschenswert erscheint, wenn wir namentlich manche recht hübsche Vergleiche deshalb doch noch nicht als Goldkörner der Weisheit anerkennen können: zwischen hausbackener Alltagsklugheit finden wir doch oft recht reife Früchte vom Baume der Erkenntnis, so daß wir das Büchlein nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Hier einige Proben: „Manche Hunde heulen, wenn sie Musik hören, manche Menschen heulen (!), wenn sie Wahrheit hören. — Dummheit ist immer Armut, aber viel Wissen noch lange nicht immer Reichtum. — Wer mit sich in Frieden lebt, der kann mit der Welt den Krieg aufnehmen. — Keine Freunde haben, ist traurig, keine Feinde haben, bedenklich. — Alle Wege auf Erden führen in den Himmel, wenn der Mensch sie nur an der Hand Gottes gehen will! —

„Gestalten und Bilder“ nennt Wilhelm Idel seine in Berlin — Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, — erschienenen Gedichte. Der Verfasser ist ein getreuer Sohn seiner Bergischen Heimat, deren Sagen er mit aner-

Digitized by Google

kennenswerter Gestaltungskraft dichterisch behandelt. Am entsprechendsten ist unter den epischen Dichtungen das mit gesunder Realistik geschriebene „Komödiantenmädchen". Während wir in den „Sprüchen" manch dankenswerte Gabe finden, läßt uns die Lyrik in den „Naturbildern" und in „Lust und Leid" kalt. Die Gedichte sind nicht warm genug empfunden, um über das Mittelmaß hinauszuwachsen, und die vielen Silbenverstümmelungen, wie „kind'scher Groll, der dürre Rapp', der Weiber Stimm'" u. s. w. sind immer ein Zeichen von mangelndem Form- und Sprachsinn.

Therese Köstlin, eine Enkelin Karl Geroks, bietet uns zwei Liedergaben auf einmal „In der Stille erblüht" (Gießen, Universitätsdruckerei) und „Bilder aus Geschichte und Leben" (Gießen, Rickersche Verlagsbuchhandlung). Sind es auch noch recht bescheidene Gaben, die wir in dem ersten Bändchen finden, so ist doch das darin offenbarte feine Formgefühl für ein Erstlingswerk lebhaft anzuerkennen. In dem zweiten Buche tritt uns die Dichterin schon bedeutend reifer entgegen. Die Bilder aus Geschichte und Leben verraten so viel Talent, so viel ruhige Beherrschung von Sprache und Form, so viel zielbewußte Kraft — ich erinnere nur an das fast männlich klingende „Des Türmers Tod" — daß man der jungen Dichterin nur Glück und Muse zu weiterem Schaffen wünschen kann. Wer Gedichte schreiben kann, wie „Im Gold erstickt", wer so viel tiefes Gefühl mit markigem Realismus verbinden kann, der darf sich ruhig zu den Berufenen zählen, denen das Wort gilt „Singe, wem Gesang gegeben!"

Von den Gedichten Köstlins bis zu dem „Hohen Lied von der nackten Kunst" wie Paul Hildebrandt seine im Verlage gleichen Namens in Berlin erschienenen Gedichte nennt, ist ein weiter Sprung. Grüner noch wie der Umschlag dieser hirnverbrannten Gedichte scheint die Lebensauffassung des — — — „Dichters" zu sein.

Nie war ich, Gottlob, bei meiner kritischen Rundschau genötigt, tiefer in einen Hexenkessel von poetischem Unfug hineinzublicken, als bei diesen zwei Druckbogen. Warum das Ganze eigentlich ein hohes Lied von der nackten Kunst sein soll, ist nicht recht ersichtlich, es sei denn, daß der Autor all seine Gestalten: Poesie, Unschuld, Sehnsucht, Kunst, Muse, Seele, Amazone, Natur, Mammonshexe (!), Bergfee, Judith, Märtyrerin, die keusche Susanna und schließlich sogar unsere Stammutter Eva die Kleider ausziehen läßt, letztere allerdings:

Brüste schlaff, der Körper matt
Wie ein abgewelktes Blatt.

Aber was soll das Einzelne, was das Ganze? Ich konnte selbst bei bestem Willen mit der Lupe keinen verständigen Gedanken entdecken; vor lauter Gähnen kommt man nicht dazu, den ganzen Quark gebührend auszupfeifen. Gleich im ersten Gedichte läßt der Barde die Poesie sagen:

Dann endlich, wenn ihr mich berühret,
Mit eurem sinnlich nackten Sinn,
Wenn ihr mich schändet und verführet

Digitized by Google

Begreift ihr, daß ich greifbar bin.
So bin ich unter euch getreten
Als nacktes Opfer eurer Lust
Und will zu meiner Gottheit beten,
Daß euch dies Opfer werd' bewußt.

So, jetzt wissen die übrigen Poesieschänder es, jetzt begreifen sie, daß .... die verführte Poesie greifbar ist! Unbegreiflich! Wo hat denn der Dichter bei diesem Unsinn seinen „sinnlich nackten Sinn" gelassen? Vielleicht bei der „Unschuld", die er im zweiten Gedicht von sich selbst sagen läßt:

„Wer meine Nacktheit rein genießt,
Dem bin ich eine keusche Braut,
Auf deren Weg die Unschuld sprießt."

Also bei der nackten, keuschen Braut, der Unschuld, bei der Unschuld sprießt, ist unser Reimschmied in die Schule gegangen! Wenn er im folgendem Gedichte „Die Kunst" klagen läßt:

„Denn das ist meines Grämens tiefster Gram,
Daß ich bei euch so tief herunter kam!"

ahnt er wohl gar nicht, daß dieser Klageruf doch an allererster Stelle ihm selbst gilt. Als „frischer Knabe" sieht er die Poesie, die „aus Reben, Laub und Eichen ein Schurzgewand" trägt. Und nun passiert unserem „frischen Knaben", dem frühreifen Dichterling etwas Sonderbares:

Sie schlang um mich die Arme
Voll heißer, süßer Lust.
Es wallte ihre warme
Meergleiche Frauenbrust,
Sie wallt an meinem Herzen ...

So geht es weiter im schönen Wahnsinn:

Das Höchste wird genossen,
Ein heil'ges Sakrament,
Es wird ein Blut vergossen,
Das wie das Feuer brennt.
Es wird ein Leib gespendet
Von unerreichter Kraft.
Das Höchste darin endet,
All Kunst und Wissenschaft.

Wenn der Dichterling schon als frischer Knabe solch ein illegitimes Verhältnis mit der nur zum Teil „eichenbekleideten" Poesie unterhält und in so zartem Alter schon „all' Kunst und Wissenschaft" spenden kann, dann haben wir noch viel von ihm zu befürchten. Der frühreife Dichterknabe, der an einer anderen Stelle in „vollster Liebesbrunst" „der Seele die Seele aus dem Haupte reißen" soll, kommt aber schließlich zu der Erkenntnis:

„Ich habe Flügel, doch muß ich wandern,
Denn meine Flügel sind mir gestutzt.
Ich kann nicht fliegen wie all die andern!"

Digitized by Google

Bliebe doch dieser unberufene Sänger der nackten Kunst, der sich gleich darauf von der „Mammonshexe“ „ans nackte Mieder, ans volle“ ziehen läßt, bei dieser Selbsterkenntnis. Fliegen kann er gewiß nicht, und die Flügel müssen ihm noch mehr gestutzt werden. Von allen Dichterlingen deutscher Zunge kann ihm in der Hervorbringung nacktesten Unsinns nur ein Einziger würdig zur Seite gestellt werden: Anno Alexander Ecker, zu dessen Lobe gesagt sein muß, daß seine Dichterharfe seit einiger Zeit zum besten seiner Mitmenschen verstummt zu sein scheint. Man sage nicht, daß ich dem Flügelroß des frischen Knaben zu viele Federn ausgerupft, ich wollte nur verhindern, daß andere Leute unter die Hufe seines Pegasus geraten, und so sehr ich auch bestrebt bin, jeden ehrlichen, wenn auch verfehlten Versuch auf dem Gebiete der Kunst gewissenhaft zu prüfen: Leuten gegenüber, denen bei ihrer Verblendung absolut nicht zu helfen, ist es nicht ratsam, sie ernst zu nehmen; im Namen der Kunst: Die Narrenpritsche über solches Gelichter!

Wir kommen zur dramatischen Dichtung. Hans Roeder ließ in Görlitz bei Hoffmann Reiber zwei moderne Prosa-Dramen erscheinen: „Leoni oder die Wortbrüchigen“ und „Volksfreunde“. Beide Dramen, wie fast die meisten Produkte moderner Bühnendichtung mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen geschrieben, verraten eine geschickte Mache, Beherrschung der Bühnentechnik. Trotzdem bieten beide Dramen keinen reinen Genuß, es fehlt etwas, was schon der alte Aristoteles die „Phathematha der Katharsis“, die Läuterung der Gefühle genannt. Vor allem ist es in „den Wortbrüchigen“ Albert, der schuftige Gatte Leonis, der im Verein mit seiner Frau seinen Bruder um große Summen betrogen und, von schlimmer Krankheit endlich mürbe gemacht, sein Unrecht eingestanden hat. Dieser alte Sünder, der seine Frau ruhig in den Tod gehen sieht und dann auf die letzten Worte der Vergifteten „Sterben ist süß“ als Chorus antwortet: „So sagst du jetzt, weil du das Leben nie zu leben gewußt; aber das Leben ist süß und schön wie der Tod, wenn man das Leben in Wahrheit zu leben versteht“, dieser elende Schwächling thäte besser, in sich selbst zu gehen, als moralische selbstherrliche Betrachtungen über den Tod seiner Frau anzustellen. In den „Volksfreunden“ führt uns der Verfasser in eine recht gemischte sozialdemokratische Gesellschaft, in der des Fabrikmädchen Maria Baier die Rolle der verkannten schönen Seele, der zielbewußten „Genossin“ spielt, ihre Pläne aber an der Dummheit und Rohheit ihrer Genossen scheitern sieht und enttäuscht stirbt. Schade, daß der Autor nicht glücklichere Stoffe gewählt; gelingt ihm dies, so ist besseres von ihm zu erwarten.

A. Gaus-Bachmann liefert uns im „Teufelsschlosser“ (Stuttgart, Roth'sche Verlagshandlung) in vier Aufzügen ein dramatisches Gedicht, welches in gewissen Grenzen auf Vereinsbühnen vielleicht seine Wirkung thun wird, sonst aber als typische Dilletantenarbeit keine Beachtung verdient. Schade, daß sich für solche Erzeugnisse dichterischer Schwäche immer noch gutmütige Verleger finden; auch das Vereinstheater verdient wahrlich bessere Gaben. Johannes Heeß, der im Verlage von Franz Kirchheim in Mainz eine ganze Reihe dramatischer Spiele für Vereinstheater erscheinen ließ, bietet auch in „Julia“ ein in recht hübscher Sprache geschriebenes, frommes Drama,

Digitized by Google

welches auf der Vereinsbühne gute Wirkungen thun wird. Bei der Unmasse von dramatischen Stümpereien, die namentlich für Vereinsbühnen geschrieben werden, ist es recht erfreulich, daß die Dichtungen unseres Autors in dichterisch schöner Sprache geschrieben, geschickt aufgebaut und ganz geeignet sind, gemütbildend und veredelnd auf weite Kreise zu wirken. Der Ausfall gegen Veremundus im Vorworte wäre wohl nicht notwendig gewesen; Veremundus wird gewiß das Gute anerkennen, was in Vereinsdichtungen zu finden ist; aber die Masse des Schlechten und Minderwertigen auf diesem Gebiete fordert den Tadel heraus. Der von Veremundus summarisch ausgesprochene Tadel trifft die Dichtungen von Heeß nicht; seine Schauspiele für Vereinsbühnen gehören zu dem besten, was auf diesem Gebiete zu finden ist.

Weit schwächer als Julia ist das Trauerspiel „Juliana" von August Gotthard. Daß das bei Pierson in Leipzig erschienene Drama den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt wurde, ist entschieden übertriebene Vorsicht: kein Theaterleiter wird sich an diesem Dilletantenwerke vergreifen.

Ein Tag. Drama von Berthold Weiß, Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig. Das bereits in zweiter Auflage vorliegende dramatische Spiel läßt uns in phantastischer Handlung die Erlebnisse eines Fremdlings am Morgen, Mittag und Abende eines Tages sehen. Erheben kann uns diese pessimistische Dichtung ganz gewiß nicht, aber gerne erkennen wir an, daß der Autor eine schöne, bilderreiche Sprache schreibt und daß das Werk manche überraschende Gedanken in origineller Weise zur Geltung bringt. Hier eine Probe:

Ein Tag! Was ist ein Tag?
Und was sind vielmal hunderttausend Jahre?
Gar dunkle Rätselworte spricht die Zeit,
Und spottet deiner Freuden, deiner Wunden:
Erdulde mich: ich bin die Ewigkeit. —
Beständig stürzt der Zukunft träger Strom
Im raschen Wasserfall der Gegenwart
In der Vergangenheit erstarrten See;
Und was jetzt eben Vorgefühl noch war,
Von Furcht und Hoffnung übergroß gestaltet,
Versinkt schon wieder als Erinnerung.
Ein Tag! Aus Nacht in Nacht! Es leuchten länger
Nicht Sonn' und Mond, der Sterne Bühnenlämpchen
Den willenlosen Puppen Mensch und Menschheit.
So vielversprechend auch das Stück beginnt,
Es endet traurig bald und ohne Trost:
Der erste Aufzug zeigt die Jugend, blind,
Im Banne des Geschehens am Lebensmorgen;
Vergeblich kämpft im zweiten das Erkennen
Am Lebensmittag gegen das Geschehn;
Der Dritte endlich zeigt am Lebensabend
Das Alter, lahm, im Banne des Erkennens. — —
Daß in dem blauen Aether-Oceane

Digitized by Google

Zu einer andern schönern Welteninsel
Kein Schiff uns, ach, von dieser Erde trägt! —

In diesen Worten liegt die Idee des Stückes, das aus trostloser Weltmüdigkeit geboren ist. Ein reiches, lyrisches Talent spricht fast aus jeder Zeile zu uns; aber der Dramatiker? Möchte er doch einmal einen herzhaften Griff ins frisch pulsierende Menschenleben thun, Handlung bieten, mehr als Schattengestalten schaffen, die gar zu sehr von des Gedankens Blässe angekränkelt sind, bei allen Fehlern steckt ja ein echter Dichter in ihm; möge es ihm vergönnt sein, sich durchzuringen!

Adele Osterlohs Schauspiel „Das Märchen vom Glück“ (Piersons Verlag, Dresden und Leipzig) führt uns einen Prinzen vor, der sein thatenloses Parasitenleben als eine Last fühlt, der aber ähnlich wie der Mann bei Heine in seinem Streben nach dem Positiven allen Glanz, alle Blumen, alle Lieder und alle Freude selbstquälerisch aus seinem Dasein hinaus philosophiert hat, und dem nichts mehr übrig zu bleiben scheint, als das dunkle, kalte, positive Grab.

Dem Mädchen, das ihm zur Gattin bestimmt ist und das sich ihm — verschmäht — in der Verkleidung eines Knaben nähert, sagt er als Quintessenz seiner Lebensauffassung:

Mein Kind, wer den Verstand verdunkelt, sei
Es Liebe, sei's Begeisterung, was es sei:
Ist Schein, ist Gaukelspiel, doch Glück ists nicht!

Der Knabe aber, der die Leute in einen wunderbaren Spiegel schauen läßt (ideale Lebensauffassung) antwortet:

Ob Schein, ob Gaukelspiel; wie du's auch nennst,
Ich nenn' es Glück und lasse mir's nicht schelten.
Seht! Rosenfarbe wirft die Abendsonne
Auf Flur und Hain. Nicht rot, Ihr wißt es, ist
Der Hain! das Gras ist grün und grau die Straße,
Und doch entzückt die trügerische Röte.
So sieht der Jüngling schöner die Geliebte,
So scheint dem Mutterauge hold das Kind,
Erschien es andern dürftig gleich und häßlich.

Prinz

Und jene Alten, sprich, die Rosenfarbe,
Zu ihnen reicht sie nicht; zum Tanzen, Küssen
Sind sie zu alt und schwach. Dein Zauberspiegel
Hat keinen Trost für sie.

Knabe

Ihr irrt. Ich drehe
Den Spiegel einfach um; die alten Leute,
Die keine Gegenwart und Zukunft haben,
Erblicken alles, wie es war; sich selbst
Wie sie gewesen.

Digitized by Google

Dem Prinzen selbst weigert der Knabe den Blick in den Spiegel:

Wer in meinen Spiegel blicken will,
Darf nicht mit sattem, überladnem Magen
Darf nicht in sammtenem Gewand sich nahn.

Erst spät erkennt der zum König gewordene Prinz in dem Knaben die lange vergebens gesuchte Geliebte und vereinigt sich mit ihr. Der Zauberspiegel ist zwar zerbrochen worden; aber die Splitter wurden von Berufenen und Unberufenen aufgelesen, und mancher Marktschreier täuscht die Leute mit einer falschen Scherbe (Afterkunst). Wer aber in idealer Lebensauffassung das Gute thut oder als Künstler Schönes gestaltet, den macht auch schon ein Teil das Wunderspiegels glücklich.

Ja, Schwindler sind darunter, und wer jetzt
Ein Stückchen bunten Glases hat gefunden,
Der rühmt sich gleich es sei der Wunderspiegel.
Wir können jeden Einzelnen nicht prüfen,
An eigner Ohnmacht geht er bald zu grunde!

sagt die Prinzessin, ein Wort, das speziell an alle Pseudo-Künstler und Reklamehelden gerichtet ist.

Doch wer vom echten, wahren Glücksspiegel
Ein Stückchen nur gefunden, einen Splitter,
Der ach! ein einzig Fleckchen nur der kalten
Und grauen Alltagswelt mit seinem Glanze
Verschönt, der einen Armen nur in seiner Hütte,
Auf seinem Schmerzenslager einen Kranken
Getröstet; — schöne, sonnighelle Bilder
In eines Menschen Hirn gezaubert hat,
Ein Menschenherz erhoben und beglückt —
Nennt ihrs gleich Täuschung, ich heisse ihn willkommen!

sagt der geläuterte König. Es liegt eine Fülle gereifter, schöner Lebensweisheit in diesem . . . Lesedrama, das von einem starken Talente zeugt und dem wir viele, viele Freunde wünschen. Möchten doch auch die „Sänger" der „nackten Kunst" aus diesem Buche etwas lernen!

Mit starkem Reklamegeklingel und mit einem Waschzettel, der als falscher Prophet orakelte, binnen kurzem sei es Pflicht jedes Gebildeten „Thomas Bekket" gelesen zu haben, wurde dieses „Passionsspiel" von Hans Wellberg von der Firma Freund Jeckel in Berlin, die sonst solche Kunstgriffe verschmäht, auf den Büchermarkt gebracht. Das phantastische Stück, das zur Zeit Heinrich II. von England spielt, hält nicht im entferntesten, was der Waschzettel so lebhaft verspricht. Die Jambensprache erhebt sich nicht über das Durchschnittsmaß, die Handlung packt nicht, und der überspannte Held läßt kalt: man ist froh, wenn er tot ist; er stirbt — am fünften Akt.

Der Erzieher, ein Schwank von Arno Tänzer, Verlag von Richard Wöpke in Leipzig, und „Der englische Hund", Lustspiel in einem Aufzuge von Herm. Küchling sind auch keine Treffer. Die billigen Mittel, mit dem beide Autoren die Lachmuskeln in Bewegung zu bringen sich bemühen, versagen gänzlich ihre Wirkung, zum Teil aus Altersschwäche. So junge

Digitized by Google

Autoren und so alte Witze! Der Raum dieser Zeitschrift gestattet nicht, auf derartige Leistungen näher einzugehen. —

Unter dem etwas sonderbaren Titel „Und hätte der Liebe nicht“ läßt Agnes Harder im Verlage von Faber in Magdeburg in schöner Ausstattung drei Novellen erscheinen, die ein starkes, ziemlich ausgereiftes Talent verraten. „Bis ans Ende“, der ersten Novelle, gebührt unstreitig der Vorzug. Modern im besten Sinne geschrieben, verrät diese Novelle das reiche, zartbesaitete Dichtergemüt, dem sie entsprossen. Wer sich allerdings an Eschstruth'schen Leutnantsromanen den Geschmack verdorben, der lasse die Finger von dieser ernsten Lektüre, die tiefergreifend wirkt, und die bei aller Zartheit des Empfindens mit vortrefflicher Realistik geschrieben ist. Die zweite Novelle „Ein vergessener Kuß“ ist recht flott geschrieben; wäre sie weniger gemachtgeistreich, sie gefiele uns entschieden besser; dasselbe gilt von der dritten Novelle „Leitmotive.“ Die Hauptfiguren der zwei letzten Novellen, hypergebildete, emanzipationslustige Frauenrechtlerinnen, hinter denen Mephisto kichert: „Es ist ihr ganzes Weh und Ach in einem Punkte zu kurieren!“ vermögen uns keine Sympathie zu entlocken. Gleichwohl müssen wir anerkennen, daß auch hier die Darstellungsweise sehr geschickt. Wollte die Verfasserin sich dazu bequemen, mehr Handlung und weniger „Philosophie“ zu bieten, sie würde entschieden gewinnen. Ihre Versuche sind sehr beachtenswert und berechtigen uns zu der Hoffnung, daß Agnes Harder als Erzählerin eine Zukunft hat.

Digitized by Google

Im Banne des Karussels.

Von Nikolaus Welter (Dickirch, Luxemburg).

Kirmesabend! Auf dem Platze
Schweben Lampen, farbighell;
Bei dem heißen Ton der Orgel
Blitzend fliegt das Karoſſell.

Burſch und Mädchen, große Kinder,
Wohl nach Wahl und Wunſch gepaart,
Die im Wagen, die zu Pferde,
Machen manche heiße Fahrt.

Wie die drallen Dirnen lachen,
Glühn die Wangen, hoch die Bruſt —
Kirmeslaune, Ringelrennen,
Jugendmut und Liebesluſt! —

Durch die wirren Wege ſchreitet,
Hoch und ſchlank, ein ernſter Mann.
Tief den Schlapphut im Geſichte,
Daß ihn niemand kennen kann.

Eben ruht die bunte Wölbung,
Klirrend hält des Pferdes Lauf,
Doch zu neuer Runde bieten
Pfiff und Ruf des Meiſters auf.

Schnell betritt der Mann die Bretter,
Dort der Wagen iſt noch frei —
Auf den Wink des Fremden eilig
Kommt des Künſtlers Weib herbei.

Leiſe ſannen ſie und nicken,
Münzen klingen ſilberblank,
Langſam in der Wagen Ecke
Sinkt der Fremde auf die Bank.

Einſam lehnt er da im Dunkel,
Tief den Schlapphut im Geſicht;
Burſchen lachen, Mädchen kiechern,
Doch er ſieht und hört ſie nicht.

Endlich kann die Fahrt beginnen
Vorwärts ſtürzt der Gaul und zieht,
Und die Orgel, alt und heiſer,
Spielt ein altes Liebeslied.

Knarrend fliegt die breite Wölbung;
Zu dem Takt der Melodei
Singen liebesreiche Knaben:
„Einmal blüht im Jahr der Mai!“

In des Wagens dunkler Ecke
Leiſe ſtöhnt der fremde Mann.
In den allbekannten Lauten
Schläft für ihn ein alter Bann;

Dieſe allbekannten Laute,
Mächtig ein Beſchwörungswort,
Tragen ſie auf ihren Wellen
Seine müde Seele fort. —

Digitized by Google

Pfingſten wars, vor manchem Jahre.
Ganz ein Garten lag das Land
Unterm Mutterblick der Sonne
Und im Blütenduft gewand.

Fröhlich waren alle Menſchen,
Aug' und Seele maienhell;
Blitzend auf des Heimatdorfes
Platze flog das Karuſſell.

Durch die Menge ſchritt ein Jüngling,
Hoch und ſchlank, mit leichtem Sinn;
Seine Blicke ſchweiften munter
Durch die bunten Reihen hin.

Endlich ruhten ſeine Augen —
Soll es keine Täuſchung ſein!
Die er hier zu finden hoffte,
Ja, dort ging ſie, und allein.

In dem weichen Glanz der Wangen,
In dem hellen Sommerkleid,
Schritt ſie, eine ſtille Lilie,
Durch die laute Fröhlichkeit.

Keine Worte noch ſie tauſchten,
Aber manche Sternennacht
Hat die ahnungsvollen Seelen
Still einander zugebracht.

Ihre Blicke auch ſich fanden
Kurz nur beim Vorübergeh'n,
Doch verwandte Seelen können
Auch in Blicken ſich verſteh'n.

Und ſie mußten ſich einſt finden,
Ihre Augen künden's klar,
Wie ſich Meer und Ströme finden,
Jubelnd und unwandelbar.

Heute will er zu ihr ſprechen,
Hören will er heut ihr Wort. —
Soll er's wagen? Darf er's wagen?
Iſt's die Zeit und iſt's der Ort?

Doch da naht ſie! Laß das Zaudern!
Siehſt du ihrer Wangen Glut!
Heute oder nie! und grüßend
Zieht er vor der Maid den Hut. —

Frohe Worte, ſüßes Lachen.
Dann ein Winken: „Komm nur, ſchnell."
Wie im Traum betreten beide
Arm an Arm das Karuſſell.

Und die Orgel, alt und heiſer,
Spielt die alte Melodei,
Spielt die alte Liebesweiſe:
„Einmal blüht im Jahr der Mai."

Sonnenlenz und erſte Liebe,
Wie ſie blühn und leuchten, hei!
So in Augen wie auf Wangen! —
Einmal blüht im Jahr der Mai!

Unbekümmert um die Gaffer
Wirbelt ſtolz das Paar vorbei
Hand in Händen, Blick in Blicken —
Einmal blüht im Jahr der Mai!

Markt und Menſchenſchwarm verſinken,
Durch die Lüfte, hoch und frei
Fühlen ſie ſich fortgetragen —
Einmal blüht im Jahr der Mai!

Palmen wehen, Bronnen ſingen,
Lächelnd ſchenkt die Jugendfei
Ihnen ein den Trank der Sehnſucht —
Einmal blüht im Jahr der Mai!

Erſter Traum der Liebeswonne!
Lächelnd träumen ihn die zwei,
Welteneinſam, ſonnennahe —
Einmal blüht im Jahr der Mai!

Erſter Tag im Liebeslenze! —
Leiſe ſtöhnt der fremde Mann;
Weiter bei dem Klang des Liedes
Feſſelt ihn der alte Bann.

Doch auf einmal ſchweigt die Orgel,
Klirrend hält des Pferdes Lauf,
Und zu neuer Runde bieten
Pfiff und Ruf des Künſtlers auf.

Wachgerüttelt aus dem Traume
Zuckt der Fremde kurz empor,
Sieht verſtört, und trübe lächelnd
Sitzt er wieder wie zuvor.

Digitized by Google

Einſam lehnt er da im Dunkel,
Tief den Schlapphut im Geſicht;
Burſchen lachen, Mädchen kichern,
Doch er hört und ſieht ſie nicht. —

Wieder ſoll die Fahrt beginnen;
Vorwärts ſtampft der Gaul und zieht,
Und die Orgel, alt und heiſer,
Spielt ein altes Liebeslied.

In der allbekannten Weiſe
Schläft für ihn ein alter Bann.
Wieder bei dem Ton der Orgel
Fängt er ſtill zu träumen an —.

Draußen vor des Parkes Bäumen
Liegt ein Haus im Blütenhag;
Auf den Scheiben warm und goldig
Flammt ein ſtiller Julitag.

Lächelnd blickt der Sonnenjüngling
Sonnigem Geheimnis zu —
O wie iſt ſo ſüß zu Zweien
Ungeſtörte Liebesruh!

In die grünen Gläſer perlend
Schenkt der Knabe goldnen Wein —
Endlich konnten ſie erlangen
Unbewachtes Stelldichein.

Ihre Liebe mag nicht leiden
Enge Feſſeln; ungeſeh'n
Will ſie ihre Wunder wirken,
Unter Büſchen will ſie geh'n.

Wie die blaue Märchenblume,
Nur in ſtiller Waldesnacht
Will ſie zauberiſch entfalten
Ihrer Blüten Farbenpracht.

Lieblich klingen an die Gläſer,
Doch das feuchte Auge ſpricht:
Unſrer jungen Seelen Gluten
Kühlen Ströme Weines nicht!

Und ſie ſind ſich angeſunken.
Arm in Armen, Mund auf Mund,
Alſo trinken liebeskranke
Junge Seelen ſich geſund.

Frohe Küſſe, liebe Scherze,
Ein Umfangen ſüß und bang;
Ganz verzaubert ſcheint ihr Weſen,
Und ihr Flüſtern wird Geſang.

Heimlich fügt ſich Red' an Rede,
Und ſie tauſchen Wonnelaut,
Wie einſt Salomon, der König,
Mit der ſchönen Sionsbraut.

„Endlich kommſt du, ſüße Freundin!
Ach, wie hab' ich dieſe Nacht
Fiebernd an dem offnen Fenſter
Lange Stunden durchgewacht!

Sehnend rief ich auf zum Himmel:
Mond, beflügle deinen Lauf!
Komme, Tag, und führe, Sonne,
Meine Freundin mir herauf!"

— Und auch ich, du Lieber, Guter,
Und auch ich fand keine Ruh',
Immer pochten meine Pulſe
Dieſer ſchönen Stunde zu.

Jubelnd rief's in meiner Seele,
Als ich ließ das enge Haus:
Bald, ach, ruhſt du, o die Wonne!
In des Freundes Armen aus!

„Müde biſt du von der Reiſe,
Draußen liegt ſo ſchwül die Luft —
Komm ins traute Hinterſtübchen,
Kühl weht dort der Gartenduft.

Komm, in meines Lagers Kiſſen
Bett' dein ſchönes Haupt hinein,
Und ich will da ſtehn und wachen
Und ſo ſelig ſtille ſein."

— Laß die Sorge doch, du Trauter,
Friſch bin ich und wohlgemut;
Dich mit banger Seele ſuchend,
Dacht' ich nicht der Juliglut,

Hier will ich mich niederlaſſen,
Jage nicht den Wildfang fort;
Deine Arme, deine Kniee
Sind mein liebſter Ruheort.

Digitized by Google

„Wenn ich dich in Armen halte,
Scheint mir jeder Wunsch gestillt,
Und ein reicher Born des Friedens
Meiner Seele Grund entquillt.

Wenn mich deine Locken streifen,
Wenn dein Atem mich umweht,
Möchte ich zum Himmel jubeln,
Wie ein glühend Dankgebet."

— Wenn mich deine Arme halten,
Drücke ich die Augen ein,
Und ich denke: O du Liebster,
Endlich wieder bin ich dein!

Bin ein Strauß von wilden Rosen,
Den der Liebste sich gepflückt
Und den er mit süßem Lächeln
An die roten Lippen drückt.

„Schön bist du, o traute Freundin,
In der Locken vieler Zier
Und im weichen Glanz der Wangen —
Keine Makel ist an dir.

Also weiß ich, stolz und leuchtend,
In der Waldschlucht Dämmernacht
Eine Blume, überstrahlend
Salomonis Königspracht."

— Schön bin ich dem trauten Freunde,
Er ist schöner doch als ich!
Schlank und stattlich wie die Tanne
Und von Gang so königlich.

Seine braunen Augen blitzen,
Und bei seiner Rede Klang
Zittert durch die Sommerlüfte
Wunderbarer Wohlgesang.

„Wenn dein Braunhaar lose flattert
Um der Schultern weichen Bau,
Bietet sich des Freundes Blicken
Eine wonnevolle Schau.

Auf der Augen blauem Grunde
Flimmert irrer Funkentanz.
Lockend zwischen Purpurlippen
Lacht mich an der Zähne Glanz;

In den Armen, Liebe atmend,
Ruht des Leibes junge Pracht —
Dann begreif' ich, daß des Weibes
Schönheit Männer trunken macht."

Sieh, ich bin die klare Quelle,
Die der Felsennacht entquillt,
Die da murmelt, die da rieselt,
Daß sie deine Gluten stillt;

Sieh, ich bin das Frühlingslüftchen,
Das die weichen Flügel schwingt,
Daß es deiner heißen Stirne
Die ersehnte Kühlung bringt;

Und ich bin die reife Traube,
Reich an Süße wie an Saft,
Daß sie deine Adern fülle
Mit der sonnigen Lebenskraft.

„Lieblich schüchtern wie einst Vesas
Jungfraun schritten zum Altar,
Bringst du mir die Lilienspende
Deines jungen Reizes dar.

Bin ich würdig dieses Opfers?
Mich durchrinnt es schauervoll,
Und ich weiß nicht, stolze Blume,
Wie mein Herz dir danken soll!"

Nimm sie hin dann meine Schönheit,
Wenn sie dich beglücken mag;
Ich bin nur ein funkelnd Tröpflein,
Und du bist der Sonnentag!

Birg mich treu an deinem Herzen:
Bin ja dein mit Seel' und Leib!
Spiegle dich in meinen Augen:
O ich bin ein selig Weib!

Bin die Knospe saftig blinkend,
Die von deinem Hauch befreit,
Mit entzückten Blumenaugen
Trinkt des Frühlings Herrlichkeit.

Wie sich hoch die Lüfte weiten
Morgenhell und weltengroß!
Dich beglückend bin ich glücklich —
Das ist schönstes Frauenloos!

Digitized by Google

Liebe Scherze! Frohe Küſſe!
Leiſe ſtöhnt der fremde Mann. —
Weiter bei dem Ton der Orgel
Feſſelt ihn der alte Bann.

Doch auf einmal ſchweigt die Orgel,
Klirrend hält des Pferdes Lauf,
Und zu neuer Runde bieten
Pfiff und Ruf des Meiſters auf.

Wachgerüttelt aus dem Traume
Zuckt der Fremde kurz empor,
Sieht verſtört, und trübe lächelnd
Sitzt er wieder wie zuvor.

Einſam lehnt er da im Dunkel,
Tief den Schlapphut im Geſicht —;
Burſchen lachen, Mädchen kichern,
Doch er ſieht und hört ſie nicht.

Wieder ſoll die Fahrt beginnen,
Vorwärts ſtampft der Gaul und zieht,
Und die Orgel, alt und heiſer,
Spielt ein altes Liebeslied.

In der allbekannten Weiſe
Schläft für ihn ein alter Bann;
Wieder bei dem Ton der Orgel
Fängt er ſtill zu träumen an.

Wellen blitzen, Wogen rauſchen,
Spielend an den Dünenſand;
Mit der Freundin, Arm im Arme,
Wandelt er am Meeresſtrand.

Fern dem lauten Lärm der Städte,
Ungeſtört und ungeſehn,
Wollen ſie mit ihrer Jugend
Und mit ihrer Liebe geh'n.

Wo das Ohr in weiter Runde
Nur des Meeres Stimme hört,
Wollen ſie ihr Glück genießen,
Ungeſeh'n und ungeſtört.

O wie haben da die beiden
All die Wunder ſtill belauſcht,
Die in ew'g neuer Glorie
Sie umleuchtet und umrauſcht!

Abends, wenn in duftig Dämmern
Sacht der Sonnentag verſinkt,
Und des Meeres Auge ſeine
Letzten Strahlengrüße trinkt;

Dann ein leichter Hauch ſich ſchattend
Ueber das Gewäſſer ſchwingt,
Und auf weitem Plan die Welle
Melodienreich erklingt:

So berührte ihre Seelen
Wie ein leiſer Flügelſchlag,
Daß die dunkle Welt der Ahnung
Ihren Träumen offen lag.

Eng ſich faſſend ſchritten beide
Den verlaſſ'nen Strand entlang;
Blickten nach des Schaumes Blitzen,
Horchten auf den Wogenſang;

Sahen wie die Nacht, die Fürſtin,
Den Juwelenſchrein erſchließt,
Traus ein Glanz von tauſend Welten
Zitternd durch die Räume fließt;

Wie der Himmel zu dem Meere
Seine Sternenkronen neigt,
Daß aus dunkler Waſſertiefe
Ganz ein neuer Himmel ſteigt.

Feſter auf den Arm des Gatten
Stützte dann die Freundin ſich,
Und es ward in ihren Seelen
Sonntagſtill und feierlich.

Aber länger noch verweilten
Sie am Strande, wenn das Meer
Seine Flammenwunder rollte,
Ahnungsvoll, gewitterſchwer.

Wie das glühte, wie das blitzte,
Wenn ſich Well' an Welle hob,
Wenn am Damm die Wogenbrandung
Flammen warf und Funken ſtob!

Fern der Horizont entbrannte,
Und ein blaugezackter Kranz
Schlang ſich auf dem Uferſande
In elektriſch irrem Glanz.

Digitized by Google

Ja, dann ſtanden ſie und ſtarrten,
Und vor ihren Augen lag,
Tief und weit, die Nacht des Meeres
Wie ein zauberiſcher Tag.

Wunder, die kein Auge ſchaute,
Wie kein Dichter ſie gedacht,
Schwebten leuchtend, blitzend, glorreich
Hin in ſtets erneuter Pracht.

O dann ſtarrten ſie und träumten:
Langſam aus dem Wellenſchoß
Rangen ſich in blauem Glanze
Liebliche Geſtalten los;

Ihre güldnen Krönchen blitzen,
Und ihr Auge geiſterhaft
Zündet in der Lauſcher Seelen
Wunderſame Leidenſchaft;

Helle Kinderſtimmen locken,
Munter lacht es aus der Glut,
Wie mit tauſend Geiſterhänden
Ziehts ſie nieder in die Flut.

Nur mit Mühe widerſtanden
Sie dem unbekannten Bann,
Der beim Meeresleuchten mächtig
Seine güldnen Fäden ſpann —

Wenn ſie dann nach froh durchſchwärmten
Stunden endlich heimgekehrt,
So beſprachen ſie in trauter
Stille, was der Tag beſchert.

Friedlich ſtrahlten hoch die Sterne,
Und im Frieden lag das Haus;
Arm in Armen tauſchten beide
Dann die jungen Seelen aus.

Hei, da klang ſo ſüßes Lachen,
Hallten Küße ohne Zahl;
Draußen ſang die Meereswoge
Ihren ewigen Choral;

Wang' an Wange warm ſie ruhten,
Und in königlicher Ruh
Rief die Flut dem ſelgen Paare
Hohe Brautgeſänge zu.

Lieblich kam es hergezogen,
Feierlich und weihevoll.
Daß das Süße mit dem Ernſten
Stimmungsreich zuſammenſcholl.

Was des Meeres blitzend Auge
Rings im Erdenrund geſchaut,
All die lichten duftgen Wunder
Thaten weiche Klänge laut;

Was einſt Kalidaſa träumte,
Was die Nilbraut ſtill gedacht,
Floß in glutdurchhauchten Tönen
Durch die düfteſchwere Nacht.

Und dazwiſchen hallten Laute,
Unheildrohend, zorndurchgrollt
Von der Woge, die im Dunkel
Moderduft und Leichen rollt;

Von der alten Erdenfeindin,
Die in wilder Gier ſich reckt
Und nach all der Sonnenſchönheit
Die Polypenarme ſtreckt.

Alſo ſcholl der Hymenäus,
Drin der hellſte Lebensdrang
Mit der dunkeln Todesahnung
Bibliſchgroß zuſammenklang.

Und die ſelgen Menſchen drinnen,
Sie verſtanden jeden Laut;
Glühend in den Arm des Gatten
Schmiegte ſich die bange Braut;

Doch der Gatte ſchlang die Arme
Feſter nur und ſprach ihr zu:
„Laß es rauſchen, laß es drohen!
Träume fort in ſichrer Ruh'.

Ob auch Sturm und Meereswüten
Tauſendfach Vernichtung droht,
Liebe zwingt die finſtern Mächte,
Lieb' iſt ſtärker als der Tod.

Birg dich warm an meinem Herzen,
Das iſt feſt wie Felſengrund —
Nimmer brechen finſtre Mächte
Einen treuen Liebesbund." —

Digitized by Google

Und ſie ſcherzten und ſie küßten
Und ſie dachten nicht daran,
Daß die alte Feindin eben
Ihres Glücks Vernichtung ſann. —

Plötzlich brach herein das Schickſal!
Dunkel lag das Weltenhaus,
Denn der Sturm, der tolle Jäger,
Zog zu tollem Jagen aus.

Brüllend ſtürzen auf die Waſſer,
Kommen klatſchend angeſprengt,
Wie ein Heer von grauen Hengſten,
Unabſehbar, dichtgedrängt.

Ihre weißen Mähnen fliegen,
Flockig flattert ihr Geſpei,
Und mit Schlachtgewieher ſtürmen
Sie des Uferdamms Baſtei.

Doch die alten Mauern trotzen,
Und es hallt wie Wehgeſang
Ueber all der ſtolzen Scharen
Schauervollen Untergang.

Wie das wogte, wie das brüllte,
Durcheinander wild und toll!
Doch der beiden jungen Menſchen
Herz in ſüßem Grauen ſchwoll:

All die Wut der Elemente,
Wolkenbrand und Sturmgeſang
Deuchte ſie die ſchönſte Saite
Auf der Schöpfung Lyraſtrang;

Und das Weib beſonders glühte:
Wogenbrauſen, Donnerkrach
Riefen laut in ihrer Seele
Die verwandten Stimmen wach.

Wie im Fieber fliegt ihr Atem,
Ungeduldig ſtampft ihr Fuß:
In den Kampf der Erdengötter
Ruft ſie einen leiſen Gruß.

Ha, wie halten die gewaltgen
Urweltsrecken ſich gepackt!
Und die kleinen Finger trommeln
Auf den Scheiben raſchen Takt;

Und ſie kann nicht widerſtehen!
Mit dem ſchickſalsſchweren Wort:
„Komm, ich muß zur Eſtakade,“
Eilt ſie aus dem Hauſe fort.

Draußen Sturm und Regenſchauer:
Durch den brauserfüllten Raum
Tückiſch gleißt der Schein des Blitzes
Und der zackge Wellenſchaum.

Sieh', dort hebt ſich aus dem Nebel,
Hoch und lang, der Plankenweg!
Vorwärts, und mit kühnem Fuße
Tritt ſie auf den ſchwanken Steg!

Da auf einmal, — Gott im Himmel,
Geht die ganze Welt zugrund! —
Sieh, da ſchwankt ſie, ha, da ſtürzt ſie
Nieder in den Wellenſchlund!

Taumelnd hält der Mann! Anſtürmend
Riß die Brandung, Stoß auf Stoß,
Kaum bemerkbar, einge Dielen
Aus dem Bretterpfade los.

Fiſcher haben ihn gefunden,
Leblos an des Abgrunds Rand,
Und zur ſelben Stunde ſpülte
Eine Leiche an den Strand,

Eine ſchöne Frauenleiche! —
Laut aufſtöhnt der fremde Mann,
Und es ſchweigt die alte Orgel,
Und es weicht der arge Bann.

Wach gerüttelt aus dem Traume
Fährt er auf mit kurzem Schrei,
Sieht verſtört und murmelt leiſe:
„Wieder einmal iſt's vorbei!“

Alle Leiden, alle Wonnen,
Die ſein tiefſtes Herz durchbebt,
Wieder bei dem Ton der Orgel
Hat er zuckend ſie gelebt;

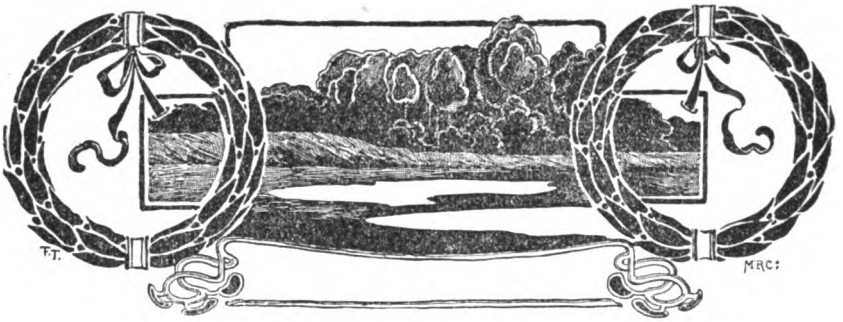
Und der Lenz, der ſein geweſen,
Und das Glück, das er verlor,
Wehmut glänzend blühten wieder
Aus dem Grabe ſie empor.

Digitized by Google

Langſam ſchreitet er von hinnen,
Schwergebückt, ein müder Mann,
Tief den Schlapphut im Geſichte,
Daß ihn niemand kennen kann.

Bunt und lärmend wogt die Menge,
Lampen ſchweben farbighell;
Bei dem heiſern Lied der Orgel
Blitzend fliegt das Karuſſell.

Digitized by Google



Von einem, der auszog, das Glück zu suchen.

Von Paul Quensel.

Dem Reimar ward's in der Heimat zu eng. Das Strohdach des Vaterhauses lastete über ihm wie ein Alp, die ewige Dämmerung im Stübchen quälte ihn. Deshalb sprach er eines Tages: „Mutter, mich überkommt ein Erbarmen, daß die Leute so gar still und armselig dahinleben. Die Hügel versperren euch den Ausblick, die Sonne schrickt vor den engen, blinden Fenstern zurück, und die paar Stare draußen in der Linde singen in ihrem Selbstgenügen immer schläfriger. Sieh, Mutter, mich treibt's hinaus in die Welt. Ich will das Glück suchen, das ihr alle nicht kennt. Und wenn ich's gefunden — weine nicht, Mutter — wenn ich's gefunden, dann will ich's euch bringen und euch alle selig machen."

Die Mutter entgegnete dies und das; aber er war von seinem Vorhaben nicht abzubringen. Deshalb packte sie an einem Sonntagnachmittag sein Bündel — die letzten paar Winteräpfel und ihre Spargroschen, die in einem thönernen Töpfchen lagen, that sie auch mit hinein — und am Montag in der Frühe schnitt sich der Reimar einen Schwarzdorn aus dem Zaun und zog zum Dorfe hinaus.

Er wanderte lange die Kreuz und Quer. Das Nordmeer hörte er brüllen; das Eisgebirge sah er, wie es mit seinen Zinken frohgemut die

Digitized by Google

schwarzen Wetterwolken zerschlitzte. Er vernahm, wie der Sturm im Tannenwald harfte und wie am Himmelfahrtstag die zitternden Lüfte in das große Halleluja einstimmten. Er mischte sich auch unter die Menschen — auf dem Markte, wo sie handelten — in der Kirche, wo sie beteten — auf dem Anger, wo sie tanzten. Und er merkte ihr Lieben und ihr Leiden, ihren Reichtum und ihre Armut. Und in seiner Brust blieb alles lebendig, und es rang und dämmerte wie ein Schöpfungsmorgen. Das machte ihn stolz und froh, und er rief: „Jetzt trag ich das Glück in der Brust; ich will den Menschen davon geben!"

Und weil im nächsten Städtchen auf dem Markte etliche Leute beisammenstanden, so hob er an zu singen und zu sagen, was ihn bewegte. Und siehe: da und dort öffneten sich die Fenster. Der Schneider steckte behend die baumwollene Zipfelmütze heraus; der mißmutige Stadtschreiber ließ nur die grüngelbe Nase sehn; der reiche Tuchmacher dagegen legte sich breit hin und stocherte mit einem Span in den Zähnen. Und da ihnen der Fall des Ansehens wert schien, so ließen sie ihre Hantierung und kamen vor die Hausthüren.

Einige nickten erfreut und drückten sich heimlich die Hände. Andere traten mit dem Fuße den Takt zu dem Gesang, um zu beweisen, daß sie etwas von der Sache verstünden. Die meisten aber schüttelten lachend die Köpfe, fanden das Lied wunderlich und meinten, der Heini könne es besser; sein Singen falle ganz anders ins Ohr und ließe sich leichter nachmachen und man könne so schön danach tanzen. Und über dem Lachen, dem Kritisieren und Spötteln ging auch den paar Andächtigen das Lied verloren, sodaß sie anfingen, von dem Wetter zu reden oder die Stäubchen von ihren Röcken zu lesen.

Da wendete sich Reimar angewidert ab; er schleuderte seine Laute voll Ingrimm aufs Pflaster, daß sie zerschellte, und ging selbstbewußt hinweg. Die arme Küchenmagd, die lauschend in einer Hausthüre gesessen und die nachtdunklen Augen starr auf ihn geheftet hatte, weinte — die andern zankten und lachten lauter als zuvor.

Und als er nun finster durch die Wildnis streifte, kam er in ein armes Walddorf, wo die Wangen der Menschen gelb und verfallen aussahen nnd die Augen trübe, weil der Erwerb gar so kümmerlich war. Die Kinder lagen halbbekleidet auf der Straße oder lungerten nichtsnutzig im Holze umher. An einem sonnigen Hang hockte ein ganzer Schwarm. Sie hatten smaragdene Eidechsen an einen Knüttel gebunden, damit sie ihn ziehen sollten. Und da das nicht gehen wollte, hieb ein schwarzer,

Digitized by Google

struppiger Junge dazwischen, daß die zuckenden Glieder der Tierchen weit umherflogen. Da sprach Reimar zu sich selber; „Siehe, wie wolltest du mit deinem Liede Unmündige und Verkommene erfreuen? Mache sie erst zu Menschen!“

Drauf ging er zu den Eltern und sprach: „Gebt mir eure Kinder; ich will sie zu Menschen machen!“ Sie betrachteten ihn blöd und sagten, sie wollten sich's bedenken. Nun wurde aber das Gerücht lebendig, er sei ein reicher und vornehmer Herr und sei vom König gesandt, das Los der armen Waldgemeinden zu erkunden; deshalb waren die meisten einverstanden, daß er ihre Kinder in einer verlassenen Hütte unterweise. Dort saß er nun unter den Buben und Mädchen und hegte in ihnen den Trieb zur Ordnung, die Achtung vor dem Mitgeschöpf, die Ehrfurcht vor dem Vaterangesicht über den Sternen. Und siehe, es sproßten gute Keime aus dem verlorenen Geschlechte empor. Das gab ihm einen Erlöserfrieden, und er sprach: „Nun weiß ich wohl, wie ich das Glück finde!“

Bald aber dauerte den Alten die erwartete Hilfe des Königs zu lange. Sie fingen an, die Sendung des Fremden zu bezweifeln und murrten laut. Und der Tobias, ein schwindsüchtiger Schwefelholzmacher, sagte: „Narretei! Er entwöhnt die Kinder der Luft und der Arbeit, will sie immer gestriegelt sehen, setzt ihnen Raupen in den Kopf: jungen Rotkehlchen die Köpfe abschneiden, wär Sünd', hat er gesagt!“ Da erhob sich ein großer Tumult. „Hoho, Sünd', Sünd'!“ schrieen sie alle. Und als Reimar furchtlos unter sie trat, begegnete er haßvollen, giftigen Blicken. Er wollte beschwichtigen. „Ihr Männer,“ sagte er ruhevoll, „bei Gott, ich meine es gut mit euch. Ich will eure Kleinen aus dem Thal zur Höhe, aus der Knechtschaft zur Freiheit führen!“ Doch der Tobias schrie mit seiner heisern Stimme: „Freiheit? Gieb ihnen lieber Brot!“ Und alle andern stimmten grimmig ein: „Ja Brot, gieb ihnen Brot!“,

Da durchloderte ihn Bitternis und heiße Wut. Mit zuckender Hand schwang er den Stab gegen die Rotte, um sie zu strafen für ihre Roheit. Doch meisterte er sich, blickte sie eine Weile verächtlich an und ging erhobenen Hauptes von dannen. Ein kleines Mädchen suchte sich treuherzig an ihn zu nesteln, aber er stieß sie zur Seite und schritt zum Dorfe hinaus.

Wieder irrte er lange durch die Welt, und immer verfolgte ihn der Ruf: „Freiheit? Gieb ihnen lieber Brot!“ Und er kam ans Meer und begegnete denselben verwelkten Gesichtern wie in dem Walddorf. Denn die Menschen zwangen den Wellen nur notdürftige Nahrung ab, und schier

Digitized by Google

die Hälfte büßte das Begehren mit dem Leben. Die andern aber zogen die Toten ans Land, nickten gleichgiltig mit den Köpfen und sagten: „Ja, ja, das ist nun mal so!"

Da sprach Reimar zu sich selber: „Es sei, du willst ihnen erst Brot geben!" Er scharte sie um sich und unterwies sie, Dämme zu ziehen und Kanäle und Siele zu bauen. So traten eingedeichte Marschen an Stelle der Flut; buntscheckiges Vieh graste auf ihnen, und stattliche Häuser mit roten Wänden glänzten in der Sonne. „Da finden sie Brot die Fülle!" frohlockte er, und sein Herz jauchzte vor Jubel und Glück.

Aber binnen kurzem that sich ein stattlicher Krug auf, mitten unter den Höfen. Drin zechten die Bauern Bier und süßen Wein; drin würfelten sie bis zum Taggrauen, und lose Weiber waren ihre Genossinnen und haschten die Thaler, die von den Tischen rollten. Ihre Hochzeiten und ihre Taufen feierten sie im Krug; da ging alle Scham nnd Sitte unter in Lästerung und brünst'gem Taumel.

Als Reimar den Jammer sah, faßte ihn ein Entsetzen, und sein Herz ächzte vor Gram: „Das Glück, das Glück — wieder dahin!" Mit einer wilden Verwünschung ging er hinweg. Und als er an die Flurmark kam, begegnete ihm der Schleusenwärter, ein armer, gestoßener Mann. Der sagte zaghaft: „Bleibt, guter Herr, damit nicht die Sündflut über uns komme!" Aber er schüttelte trotzig den Kopf und schritt an dem Alten vorüber.

Und er stieg in das Hochgebirge, immer höher hinauf und wohnte in einer Klause. Die Adler kreisten über seinem Haupt; der Sturm sang sein uralt Lied, und die Wetter vergrollten tief unter seinen Füßen. Da saß er und sann und rang um das Glück. Und als er lange Jahre gesonnen hatte, da war sein Geist wie eine große Dämmerung, wo alle Formen und Farben zerrinnen und die Bäume aufhören, mit den Blättern zu zittern und die Sehnsucht einschläft. „Erlösendes Verwehen in das Nichts, wonnesames Hineinfließen in die ewige, unfaßbare Weltseele — jetzt weiß ich's: du bist das Glück!"

Aber dann kamen auch Tage, wo die Böller aus den Weinbergen leise heraufdonnerten und ein Zittern wie von tausendstimmigem Juhu-Schrei durch die Luft ging. Da fiel ihn wieder der Zweifel an: „Dort schaffende, jauchzende Menschen und du hier oben wie ein Gras, das Keinem nützt!" Dann war es ihm, als ob er die Luft der Berge nicht mehr trinken dürfe und als ob er die Sonne nicht wert sei. Und er

Digitized by Google

schrie in die Gründe: „Das Glück, das Glück — wer zeigt mir das Glück?“

Da klopfte eines Tages ein Mädchen an sein Blockhaus. Ihre Blicke waren verstört, ihre Füße vom Bergstieg zerrissen, daß sie bluteten. Sie suchte ihren Liebsten, einen Jäger, der vor drei oder vier Tagen in die Einöde geklettert und nicht heimgekehrt war. Reimar ließ sie barsch an auf ihre Frage, ob er keine Spur des Vermißten gesehen habe. Deshalb schlich sie betrübt hinweg; aber im Gehen sagte sie: „Hättest du je einen Menschen *geliebt*, du würdest anders reden!“

Der Ton griff ihm an die Seele, und er entgegnete mild: „Mädchen, die ganze Welt hab ich geliebt; mein ganzes Leben war ein einziger, heißer Drang, sie zu beglücken und im Beglücken das eig'ne Glück zu finden.“

Sie schaute ihn nachdenklich an. „Die ganze Welt?“ sagte sie langsam. „So bist du allen Verirrten nachgegangen? Hast Härte und Ungerechtigkeit willig auf dich genommen? Und dein liebes Leben ist dir nichts gewesen um ihrer Rettung willen?“

Bei diesen Worten ging ein seltsam Erschrecken und Zittern durch seinen Geist. Er konnte das Auge nicht mehr erheben, sondern mußte es zu Boden wenden. Trotzdem war es ihm, als ob er die ganze Erde überschaue und den Weg, den er gegangen. Er sah die Städter, die sich um sein Lied stritten, und die andächtige Küchenmagd mit den nachtdunklen Augen. Er sah die blöden, verhungerten Waldleute und das kleine Mädchen, das ihn zu halten gedachte. Er sah die verkommenden Marschbauern und die Hütte des armen Schleusenwarts. Und die Bilder ließen ihn nicht los, umkreisten ihn, schoben sich immer näher, daß er die Hand vor die Augen schlug.

Das Mädchen war unterdessen weitergegangen. Sie rief den Namen ihres Liebsten, wieder und immer wieder und immer angstvoller. Es ging ein Beben durch die Felsen bei diesem Ton, und an dem armseligsten Knieholz quollen harzige Thränen hervor.

Reimar wendete sich ab. In seiner Klause langte er ein verstaubt Buch vom Balken und las:

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht,
So wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.
Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis,

Digitized by Google

Und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte,
Und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen
Und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze . . .

Dann schloß er das Buch und saß sinnend am Tannentisch die ganze Nacht. Um die Morgenröte endlich erhob er sich, nahm den Bergstock zur Hand und gürtete sein Gewand. Und als die Gipfel begannen, im Sonnenstrahl zu glühen, da breitete er seine Arme aus und rief: „Der ganzen Welt Liebe zu geben, dazu war ich zu arm. So will ich mit Gott versuchen, ob's für eine Seele ausreicht!"

Dann stieg er niederwärts, den Wohnstätten der Menschen entgegen.

Digitized by Google

Lyrik.

Aus Kopenhagen.

(Im Café „National.“)

Frohe Weisen ziehn wie frühlingshelle,
Bunte Schmetterlinge leis heraus;
Eine italienische Kapelle
Spielt die Lieder ihrer Heimat auf.

Und die trübsten Herzen sangen
Diese Klänge froh und durstig ein.
Leuchtend spähen alle Augen
Nach dem südlichhellen Flitterschein.

Denn uns lockt der bunte Süden,
Und wir sehnen uns nach seinem Tand,
Und wir starren oft mit müden,
Wehen Blicken in das graue Land.

Uns erdrückt der Qualm von tausend Schächten
Dunkel sitzen wir tagaus, tagein,
Und in müden, sehnsuchtlangen Nächten
Träumen wir von Licht und Sonnenschein.

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Digitized by Google

Mein Vaterland.

Die Brünne um die Bruſt gezwungen,
Das Siegfriedsſchwert in ſtarker Hand,
Vom edlen Zorn den Blick durchdrungen,
Germania, mein ſtolzes Land:
Wie herrlich ſcheinſt du deinen Söhnen,
Du Kampfesbraut, vor allen Schönen!

Wer möcht' um deine Gunſt nicht ringen,
Wenn fremde Werber ſich dir nah'n,
Wer nicht im Streit die Waffe ſchwingen
Und deine Huld als Preis empfah'n? —
Zur Roſe wird die Todeswunde
Im Dankeskuß von deinem Munde.

Doch wenn in ſtill geſchäft'gem Walten
Du gehſt einher im Friedenskleid,
Als frommes deutſches Weib zu ſchalten,
Wo immer Arbeit liegt bereit:
Da folget deines Fußes Spuren
Die Sehnſucht dir in Haus und Fluren.

Du raffſt des Ackers gold'ne Spenden
Zu Garben in des Sommers Glut,
Es quillt von deinen zarten Händen
Beim Winzerlied der Rebe Blut;
Du mehrſt des Brotes frohe Gabe
Und ſchafffſt dem Schweiße ſüße Labe.

Ich ſah von Stadt zu Stadt dich eilen,
Getragen von des Dampfes Kraft,
An Markt und Eſſe dich verweilen,
Wo emſig Fleiß und Sorge ſchafft.
Du grübelſt an des Forſchers Seite,
Du gabſt dem Kaufmann dein Geleite.

Am Meeresbord ſah' ich dich ſtehen, —
Die Waſſer ſpringen um den Kiel,
Im Wind die bunten Flaggen wehen,
Die Flotte ſtampft im Wogenſpiel.
Du winkſt — auf uferloſen Pfaden
Sie fliegt zu lockenden Geſtaden.

Digitized by Google

Du ſitzeſt in der Jugend Mitte
Mit unverdroſſener Geduld,
Du rufſt zu deutſcher Zucht und Sitte
Die Kunſt, die mit den Welſchen buhlt.
Zu deiner Lieben Glück und Segen
Seh' ich dich ſtets die Hände regen.

Und dann — im Dom ſah' ich dich knieen,
Das ſtolze Haupt vor Gott geſenkt,
Du weißt, wer Stärke dir geliehen —
Beglückt, wem ſolch ein Weib geſchenkt!
Mag auch der Lorbeer Brünhild ſchmücken,
Es bleibt Gudrun mein ſtill Entzücken.

Ad. Joſ. Cüppers.

Sie ſagen — —

Sie ſagen all, man hätte dich begraben,
Du hätteſt ohne Abſchied mich verlaſſen,
Und unglücklich ſoll ich gemacht dich haben. — —
Es iſt nicht wahr, ich kann es nicht erfaſſen!

Sie ſagen all, du würdeſt mich verklagen,
Dein ganzes Glück, ich hätte es vernichtet,
Und tiefe Wunden hätt' ich dir geſchlagen. — —
Es iſt nicht wahr! Sie haben falſch gerichtet!

Das letzte Wort, das lallend du geſprochen,
Die letzte Zeile, die du haſt geſchrieben,
Eh' dir der Tod das treue Herz gebrochen:
Es war für mich; denn mein war all dein Lieben!

Mein warſt du, mein im Tode und im Leben,
Und unſ're Liebe wuchs in heil'gen Schmerzen,
Und was an Glück und Leid uns Gott gegeben,
Verſchwiegen trugen wir's im tiefſten Herzen. —

Digitized by Google

Nun richten ſie, die in den Tod dich trieben,
Die ſtets nur bittre Worte für dich fanden,
Die unſer Leid und unſer ſtilles Lieben,
Weil ſie zu niedrig dachten, nicht verſtanden.

Ich aber, müd' von dieſen Erdentagen
Und bis ins Herz, in tiefſte Herz getroffen,
Will meine Lieb' vor Gottes Richtſtuhl tragen;
Denn dieſer Liebe ſteht der Himmel offen!

Köln. Hans Eſchelbach.

Erneutes Werben.

Was Liebes ſah ich wieder.
Es ſteigen leiſe auf
Vergangne Tage. —
O, laß dich zu mir nieder,
Daß ich dir's ſage:

Ich geh' auf ſtillem Wege
Am moosbewachſnen Zaun,
Er lehnt an Bäumen.
Er lehnt verfallen, ſchräge.
Sie blüh'n und träumen.

Da grüßt mich, ſchelmiſch nickend,
Mein junges, feines Lieb.
Nach Liebe lüſtern,
In lachende Augen blickend,
Hör' ich dein Flüſtern —

Nun flockt der Schnee. Wir beide
Sind worden Mann und Frau.
Leg' ab den Schimmer!
Biſt ſchön auch ohne Seide,
Auch ohne Flimmer.

Lieban i. Schleſien. Richard Kranz.

Digitized by Google

Allerheiligensommer.

Das ist Oktoberlenzen
Auf blütenarmem Feld!
Ein kurzes Sonnenglänzen,
Kein Hauch von Duft geschwellt.

Kein Vögelchor erneuert
Des Maien Lust und Klang;
Ein Krähenschwarm nur steuert
Den kahlen Hain entlang.

Der Himmel möchte blauen,
Da blinkt der erste Schnee —
Da spricht ein heimlich Grauen
Vom Winter und von Weh.

Kühlsen. Wilhelm Oeke.

Welke Blätter.

Durch den Buchenwald, den düstern,
Einsam bin ich heut' geschritten.
Sterbend unter meinen Tritten
Grauverwelkte Blätter knistern.

Mit des Herbstes wildem Wetter
Mischen sich die Klagetöne
Armer, nackter Waldessöhne
Um die lieben grünen Blätter.

Und ich muß mit ihnen klagen
Um viel Blätter, lieblich grüne.
Still, doch still — denn ach, ich sühne
Nur die Schuld aus Frühlingstagen!

Max Falp.

Digitized by Google

Ein kleines Lied.

Es zittert oft da drinnen
Ein süßes kleines Lied,
Das, will ich es gewinnen,
Mir wie ein Duft entflieht.

Es wär' zu zart zum Singen,
Drum kommt es nicht herfür;
's war nur ein Saitenschwingen
Halb unbewußt in mir. —

Robert Stäger.

Vorüber.

(Im Volksliedton.)

Waldvöglein, die zogen von dannen,
Hell Bächlein ist worden so trüb,
Die finsteren, dunklen Tannen,
Die klagen um Lenz und um Lieb.

Ein Röslein, das blüte im Grunde,
Es blühte so traut und so schön:
„Schönst' Röslein in weiter Runde
Rotröslein, wie wird dir's ergehn?

Ein Spielmann, der strich seine Fiedel,
Der küßte das Röslein zur Stund';
Da tönte manch' trauriges Liedel
Rotröslein durch Herzensgrund.

Der Spielmann, und der ist gestorben,
Gestorben in Elend und Not;
Rotröslein, und das ist verdorben,
Im Grunde, da liegt es nun tot.

Und klagend rauschen die Tannen,
Hell Bächlein ist worden so trüb,
Waldvöglein, die zogen von dannen —
Vorüber ist Lenz und ist Lieb.

Georg Pasch.

Digitized by Google

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

(Zu seinem 150. Geburtstage, am 7. November 1900).

Von Alfred Hofmann.

„Die Grafen Stolberg — ach! welche Leute sind das! — — Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst und ohne den kleinen Stolz — kurz, Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich; und den hab' ich gemacht!" So schreibt Voß am Tage nach der Aufnahme der beiden Grafen Stolberg in den Hainbund zu Göttingen (am 6. Dezember 1772). In diesen wenigen Worten finden wir die trefflichste Charakteristik dieses geistreichen Brüderpaars, welches — vor allen Friedrich Leopold — zu den Zierden unseres deutschen Parnasses zählt.

In streng lutherischem Glauben wurden sie von ihrem edlen Vater erzogen, der in seinem Wohnorte, dem Dorfe Bramstedt, aus eigenem Antriebe die Leibeigenschaft abschaffte, als sonst noch Niemand daran dachte. Friedrich war der Begabtere der Brüder, schon als 10jähriger Knabe sang er eine Ode an die Freiheit; in der Gedankenwelt Klopstock's, dessen Auge auf dem Brüderpaar mit Liebe ruhte, wuchs letzteres auf. Diese Bekanntschaft mit dem großen Meister imponierte besonders den Hainbündlern, persönlich fühlte sich Voß am meisten zu Friedrich hingezogen, er ruft aus:

„Ach! Nah' ich mich dem edlen Mann?
Ich zitt're, umarm' ich ihn,
Den Freiheitsrufer? Ich, den Mann,
Den Klopstock liebt?"

Digitized by Google

Christian, eine stillere Natur, voll begeisterter Liebe zu seinem feurigen Bruder, dichtete ihm nach und der Bundesrichtung zu Ehren antike Strophen und Balladen, die Boie, der Gründer des Hainbundes, später mit denen Friedrich's zusammen herausgab. Friedrich's Muse nahm einen höheren Schwung — er schwärmte für die „Freiheit"; begeistert singt er:

„Freiheit! Der Höfling kennt den Gedanken nicht,
Der Sklave! Ketten rasseln ihm Silberton! —
Gebeugt das Knie, gebeugt die Seele,
Reicht er dem Joch den erschlafften Nacken!
Uns, uns ein hoher, seelenverklärender
Gedanke! Freiheit! Freiheit! wir fühlen dich!"

Daneben fehlen die empfindsamen Mondscheintöne und idyllischen Stoffe des Bundes nicht; von seinen Balladen, in denen er, zuerst dem Bardentum Valet gebend, in die wahre deutsche Vorzeit zurückkehrte, hat manche bis heute ihren Platz bewahrt, besonders bekannt ist das „Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn" mit dem oft citierten Anfang:

„Sohn, da hast Du meinen Speer;
Meinem Arm wird er zu schwer —"

auch das „Rüsthaus zu Bern", — „Das Lied eines deutschen Knaben" sind erwähnenswert.

Nachdem die Brüder Göttingen verlassen hatten, gingen sie nach Kopenhagen, traten als Kammerjunker in des dänischen Königs Dienste, dann gingen sie auf Reisen, besuchten unterwegs Goethes Elternhaus in Frankfurt, wo Friedrich so viel von Tyrannen und Lechzen nach Tyrannenblut deklamierte, daß die weise „Frau Rat", Goethe's Mutter, ihm eine Flasche Rotwein mit den Worten vorsetzte: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!" Goethe ließ sich überreden, die Gebrüder Stolberg in die Schweiz zu begleiten, trennte sich aber bald wieder von ihnen. Im Jahre 1777 ging auch der Lebensweg der beiden Brüder auseinander; innerlich blieben sie sich nahe verbunden bis an's Ende. Christians Leben verlief ruhig und regelmäßig: Amtmann, dänischer Kammerherr, zuletzt Landrat — das waren die Stufen desselben; am 18. Januar 1821 starb er auf seinem Gute Wiedebyr.

Friedrich's Leben war nach innen und außen viel bewegter. Zuerst bischöflich-lübischer Gesandter in Kopenhagen, dann Landdrost in Neuenburg, wo er unaussprechlich glücklich an der Hand seiner von Goethe auch so bewunderten Agnes[1]) lebte; nach ihrem frühen Tode dänischer Gesandter in Berlin, endlich Regierungspräsident in Eutin. Dort bestand ein enger Freundschaftsverkehr zwischen ihm und Voß; aber es dauerte nicht lange — ihre

[1]) Stolberg lernte seine zukünftige Gattin, das Hoffräulein Agnes von Witzleben, in Eutin kennen. Sie war ein zartes, weibliches Wesen, „mit Taubenaugen und goldnen Locken", wie Stolberg von ihr singt. Seine Vermählung mit ihr fand im Juni 1782 statt. Ein „unschuldsvolles, anmutiges Wesen, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen, verschwinden mußte" — so war Stolberg's Gattin, nach Goethe's Schilderung.

Digitized by Google

Naturen waren zu verschieden. In Voß herrschte Verstand und Willen vor, in Stolberg Gefühl und Phantasie. Ueber Stolberg's rasch entstehenden, antik zugeschnittenen Tragödien (in 8 Tagen schrieb er den „Timoleon") kam es zu den ersten Differenzen, da der gewissenhafte Voß, in dessen Wesen überhaupt Zeit seines ganzen Lebens etwas Schulmeisterlich-Pedantisches lag, seine Unzufriedenheit mit diesen flüchtigen Arbeiten offen aussprach, Stolberg aber antwortete: „Feilen kann ich nicht, — hat mir Vulkan seine Feile versagt, so läßt er mir doch seine Flamme." Aber tiefer wurde der Riß zwischen den alten Freunden durch die innere Wandlung Stolberg's; aus dem heißblütigen Tyrannenhasser und Freigeist wurde seit dem Ausbruche der französischen Revolution ein Hasser der „Westhunnen", wie er die Franzosen nannte, ein entschiedener Gegner der Revolution und der durch sie triumphierenden Aufklärung. Darüber kam es zu immer ernsteren Streitigkeiten zwischen Voß und Stolberg, die dann einen unversöhnlicheu Charakter annahmen, als der Letztere am 1. Juni 1800 in der Kapelle der Fürstin Gallitzin zu Münster zur römisch-katholischen Kirche übertrat. Stolberg verlor darüber sonst keinen Freund, nur Voß wandte sich von ihm ab, ja, er verfolgte ihn fortan, wie ein Feind. Unser großer Staatsmann Freiherr von Stein sagte im J. 1802 über Stolberg's unternommenen Schritt: „Stolberg bleibt mir immer achtungswert, er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, warum ihn mit Wut und Schimpfen verfolgen?" Auch Goethe's edle Natur ärgerte sich an Voßen's Intoleranz; „ihm ward, wie er sagt, unfrei und unfroh, als läse er ein Kapitel in Dantes grauser Hölle." Und fast zwei Jahrzehnte rastete der darin ganz fanatische Voß nicht in seinen liebloſen Angriffen. In seinen letzten Lebenstagen wurde der greise Stolberg noch auf's Tiefste erschüttert durch Voßen's Schmähschrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?", in der auf das Taktloſeste die zarten Geheimnisse des einstigen Freundschaftsbundes preisgegeben wurden. Stolberg schrieb zur Entgegnung seiue „kurze Abfertigung", aber ehe er sie vollendet, starb er am 5. Dezember 1819 — demselben Tage, an dem er einst unter Voßen's Begeisterung vor nahezu 50 Jahren zu Göttingen in den Hainbund anfgenommen worden war — auf seinem Gute bei Halle in Westfalen. Seine letzte poetische Produktion war — wieder gemeinsam mit seinem Bruder — eine Reihe „Vaterländischer Gedichte" gewesen, mit denen sie in den Freiheitskriegen auftraten.

Stolberg's literarisches Schaffen läßt sich in 3 Abteilungen zergliedern, in Dichtungen lyrischer und epischer Art, in Dramen und in Prosaschriften. Von ersteren haben wir bereits einige seiner besten erwähnt; hier nennen wir noch die Balladen: „Schön Klärchen", „Ritter Bayard", „Graf Gleichen" und die herrliche Romanze „Ritter Rudolf". Wie Graf Stolberg in seinen Oden und Hymnen immer würdiger an die Seite Klopstock's trat, je mehr er schuf, ja unbedingt diesen vielfach durch größere Einfachheit und natürliche Wärme des Ausdruckes übertrifft, so machte er durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Ballade und Romanze fast einem Balladendichter, wie Bürger, den Rang streitig. Wahrhaft genial sind auch seine „Jamben", die er 1782 aus dem Schatze seiner im Hof- und

Digitized by Google

großen Weltleben gesammelten Erfahrungen und Eindrücke verfaßte. Es sind satyrische Lehrgedichte, in denen er mit feiner Ironie und seltenem Freimute die Thorheiten und Verkehrtheiten seiner Zeit geißelte. Aber nur wenig wurde der Dichter hierin verstanden. „Ach", klagt er, „die zarte Pflanze der Ironie ist unsern Deutschen noch so unbekannt!" Und doch sind einzelne jener Jamben von so großer Schönheit! Ergreifend brechen aus den verschlungenen Dornen des Spottes die lieblichsten Knospen eines edlen Dichterherzens hervor und bringen den Hauch seiner Sehnsucht nach Wahrheit; so heißt es in der M. Jambe:

„Wie nach dem Quell' das müde Reh sich sehnt,
Wie nach der Mutter ein verirrtes Kind,
So sehnt nach Wahrheit sich der Mensch, wofern
Sein Geist gesund in reinem Herzen blieb.
Wahrheit und Lieb' entströmen Einem Quell',
Sind Beide Einer Sonne Licht und Glut" ꝛc.

In der im J. 1787 erschienenen idyllischen Dichtung „Die Insel" waltet der griechische Geist vor, dessen Einfluß sich überhaupt in jener Periode bei Stolberg vorherrschend zeigt. Die Lektüre dieser Dichtung wird nur dem mit platonischen Ideen vertrauten Leser zu annäherndem Verständnisse gelangen können. In Gesprächen, Erzählungen und malerischen Naturschilderungen führt uns die Dichtung das traumhafte Bild einer glückseligen „Insel" vor, auf der uns des Lebens Ideale umfangen, wie sie, größtenteils durch Plato's „Republik" im Dichter angeregt, durch seine Phantasie mit neuen Reizen ausgestattet sind; das Ganze, „die Tochter des Traums und der Menschlichkeit", wie Stolberg es nennt. Zugleich spielte aber auch der Reflex des idyllischen Lebensglücks, das Stolberg mit seiner geliebten Gattin in Neuenburg genoß, in jene Dichtung viel hinein.

Der Einfluß des griechischen Geistes, von dem wir oben gesprochen, macht sich auch in Stolberg's Dramen bemerkbar. Es muß zugegeben werden, daß das griechische Drama den Dichter wohl zu einer etwas übertriebenen Nachahmung verleitet hat, so daß Handlung und Sprache oft nicht natürlich genug und zu fremdartig erscheinen. Doch wird die Innerlichkeit der dichterischen Anschauung und ihre schwungvolle Ausgestaltung in diesen Dramen ihre Wirkung bei empfänglichen Gemütern gewiß nicht verfehlen. Stolberg hat 3 Dramen verfaßt, den schon oben genannten „Timoleon", den „Theseus" und den „Säugling".

Was endlich Stolberg's Prosaschriften anlangt, so kann man diese wieder in mehrere Unterabteilungen zerlegen, in Reisewerke, in Biographien berühmter Persönlichkeiten und in kirchliche Schriften. Bei letzteren müssen wir wieder streng kirchliche und solche unterscheiden, welche, auf religiöser Grundlage aufgebaut, ihre Nutzanwendung auf das politische und bürgerliche Leben finden. Von den Reisewerken ist das Bedeutendste: „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien", zugleich das erste Prosawerk Stolbergs, 1794 erschienen, und die Eindrücke der Reise zu einem harmonischen, an Ideen reichen Ganzen verbindend; von den biographischen Schriften sei „Das Leben Alfred's des Großen", des angelsächsischen Helden

Digitized by Google

und Königs, genannt, eine Schrift, in der wiederum Stolberg's echt deutscher Geist in reiner, schöner Sprache sich kundgiebt, und welche der Autor dem Kronprinzen von Hannover, in dessen Residenzstadt sie während eines kurzen Aufenthalts entstanden war, widmete. Nächstdem entwarf Stolberg das Lebensbild eines Mannes, der ganz und gar vom Ewigkeitsgeiste durchdrungen war: das Lebensbild des heiligen Vincenz von Paula. Er zeichnet diesen heiligen Mann, den Stifter der Orden „der barmherzigen Schwestern" und „der Priester der Mission" in einem Sinne, der es verrät, wie lange er selbst in demütiger Verehrung zu diesem Heiligen als einem Vorbilde hinaufgeschaut habe. Stolberg's größtes Werk in Prosa ist die „Geschichte der Religion Jesu", 15 Bände stark, dessen letzter Band 1818 — ein Jahr vor des Verfassers Tode — erschien. Bis in sein 69. Lebensjahr hatte der unermüdliche, glaubenseifrige Autor der übernommenen Aufgabe mit dem Aufwande seiner ganzen Kraft gedient, 12 Jahre hatte Stolberg an diesem grandiosen Werke geschaffen. (Im September 1806 war der erste Band mit einer Zueignung des Verfassers an seine Söhne und Töchter herausgekommen.) Aber wie Vielen außer jenen hat Stolberg durch dies herrliche Buch die Religion des Heilands an das Herz gelegt; wie Manchem ist er ein Wegweiser dadurch geworden auf den Weg des Friedens und zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit! Dasselbe gilt auch von seiner vortrefflichen Abhandlung „über den Zeitgeist" (1818), seinem politischen Glaubensbekenntnisse, und vor allem von seinem „Schwanengesange", dem „Büchlein von der Liebe". Will man Kraft für seine Seele schöpfen, so lese man dies letzte Büchlein Stolberg's, und will man von den Früchten des Geistes Gottes nehmen, wie der hl. Apostel Paulus sie uns beschreibt: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Lindigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit — in jenem Büchlein sind diese Früchte herrlich ausgebreitet. Und will man endlich wissen, was an Stolberg selber war, so lerne man aus dem „Büchlein von der Liebe" ihn recht erkennen; denn so viel ist der Mensch wert, als er liebt. Stolberg's Bild trägt die Unterschrift: Er suchte, fand und gab — Wahrheit und Liebe, sagt er doch selbst:

„Nach Wahrheit lechzet der Geist,
Wie das Herz nach Liebe."

Digitized by Google

Gottschall und die Modernen.[1])

Von P. Sigisbert Meier.
Sarnen (Schweiz).

Gegen die Modernen, d. h. gegen die Poeten der jüngstdeutschen Schule, die nicht selten einen so starken Lärm erhebt, als ob sie in literis bereits die unbedingte Domäne erlangt hätte, ist in Gottschall, dem berühmten Literarhistoriker des 19. Jahrhunderts, ein gewaltiger Ankläger erstanden. Wir Katholiken dürfen diese Donnerstimme umsoweniger überhören, als sich in unserem Lager nicht ohne Grund eine starke Bewegung geltend macht, welche bestrebt ist, in der Poesie den Zusammenhang mit dem Leben wiederzufinden und es wenigstens einigermaßen diesen Modernen nachzuthun.

Die Anklagen wiegen schwer und verdienen hohe Glaubwürdigkeit, da sie in aller Ruhe erhoben und mit einer erstaunlichen Fülle von Beweismaterial belegt werden von einem, der selbst der modernen Richtung angehört und mehr als einmal sein modernes Glaubensbekenntnis ablegt. Gottschall ist wohlgemerkt kein Gegner der modernen Prinzipien. In der Einleitung sagt er: „Der Hinweis auf die Auswüchse schließt keineswegs eine Feindseligkeit gegen die ganze Richtung in sich, die schon deshalb unsere volle Sympathie hat, weil sie das Prinzip des Modernen, das wir stets verfochten haben, auf ihre Fahne geschrieben."

Der Verfasser bezeichnet die Moderne als eine sehr undefinierbare Dame und sucht ihre Eigentümlichkeit durch Parallelen zu bestimmen, die er zwischen den Jungdeutschen, die auch modern sein wollten, und den Jüngstdeutschen zieht. Die Moderne

[1]) Zur Kritik des modernen Dramas. Vergleichende Studien von Rudolf v. Gottschall, Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 310 Seiten, geb. 6 Mk.

Digitized by Google

kennzeichnet sich, soweit sie gut ist, als die Wendung gegen eine stagnierende Literatur. Hervorgegangen ist sie „aus Bedürfnis nach freier und frischer Luft, nach geistiger Bewegung in der Literatur, in der es zu schwül und stockig wurde . . . . . Laube nennt als das moderne Prinzip in seinen modernen Charakteristiken die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nur geläutert und gefügt im Sonnenschein des Geschmackes; das ist eins und alles, was wir wollen, und wer das liebt und wünscht und befördert, der ist unser — die unverfälschte Darstellung ist der Mittelpunkt seines Lebens. Auch Wienbarg verlangt von der Poesie, besonders vom Drama, den zeitgemäßen Gehalt. Das ist das Moderne als Kongruens des Antiken und Romantischen, wie es auch der Verfasser dieser Zeilen in seiner Poetik und seiner Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts auf seine Fahne geschrieben."

Und nun zu den Vorwürfen, welche der Altmeister den losen Buben der Moderne macht! Vorerst mahnt er sie, keine schellenlauten Thoren zu sein und nicht zu vermeinen, daß sie etwas ganz Neues gefunden. „Alles schon da gewesen!" lautet der Wahlspruch Ben Akibas. Was als Errungenschaft der Gegenwart, als Ureigentum dieser Moderne mit vollen Backen ausposaunt wird, das haben andere bereits lange vor ihnen befürwortet. Dies alles wird haarklein dargethan durch geistvolle Vergleiche unserer Jüngstdeutschen mit den Jungdeutschen der dreißiger Jahre, den Stürmern und Drängern des 18. Jahrhunderts und mit den altbritischen Kraftgenies. Diese Gegenüberstellungen lassen unsere Modernen im Lichte der National- und Weltliteratur recht erbärmlich dastehen. Und demüthigend muß es für sie sein, zu vernehmen, wie sie im Schlepptau der fremden Nationen daherfahren, wie sie namentlich von den Franzosen und Norwegern abhängen. Wir wissen nicht, welche Aufnahme diese Auslassungen des besten Lehrmeisters der Poetik in der Gegenwart bei Edgar Steiger und Konsorten, den theoretischen Hauptschreiern der Moderne, finden werden. Aber wahrnehmen zu müssen, daß nicht einmal die „Wendung gegen die herrschenden Moralbegriffe", d. h. die Unmoralität, ihnen eigentümlich ist, daß schon andere vor ihnen jenseits von Gut und Böse gewandelt sind (Vgl. S. 38 f.) und hiefür Dogmen definiert haben, die noch unabänderlicher sein sollten, als die Lehrsätze der katholischen Kirche, das muß unsere neuzeitlichen Stürmer jedenfalls ebenso fürchterlich niederschmettern, wie die Antwort des Erdgeistes den nach der Gleichheit mit dem Naturgotte lechzenden Faust niedergeschmettert hat: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, — nicht mir."

Wiederholt hält der Verfasser ihnen den Naturalismus vor, den er als einen Rückfall in das unklare Treiben der Stürmer und Dränger des 18. Jahrhunderts und in die ästhetische Anarchie bezeichnet, welche jene gepredigt haben. Er wirft ihnen die Regellosigkeit, die Emanzipation von jeder Regel und Aesthetik, namentlich die Verachtung des Aristoteles vor. Er weist die Falschheit ihrer Theorie nach, nach welcher die Charaktere und nicht die Handlung im Drama die Hauptsache wären. Er hält ihnen gegenüber an der Einheit der Handlung fest und bekämpft die Anschauung, wonach das Drama nur aus zusammengerückten Lebensbildern bestehen soll. Er beleuchtet das Bizarre, Karikaturenmäßige und Absonderliche vieler Gestalten der modernen Bühne und tadelt den Stil, „der zwischen dem Ueberschwänglichen und Wortkargen hin und her irrlichteriert" und nicht selten in der Derbheit, Rohheit und Geschmacklosigkeit, in der häufigen Anwendung der Interjektionen und der

Digitized by Google

Naturlaute, worin sich die Empfindung aussprechen soll, mit den Jüngstdeutschen des 18. Jahrhunderts wetteifert. Daß die Modernen die comédie larmoyante als die einzig berechtigte Form moderner Dramatik ansehen, betrachtet Gottschall als eine weitere Sünde gegen die Kunst. So nebenher kommt dann auch die Lyrik an die Reihe, auf welchem Gebiete die Regellosigkeit moderner ästhetischer Starkgeister, „wütige Verse genug ans Licht gefördert hat."

Tief und weitgreifend sind die Glossen zur Aesthetik des Häßlichen. An der Hand der Ausführungen des Hegelianers Karl Rosenkranz wird über diesen Gegenstand eine ganze Philosophie entwickelt und werden unzählige Abarten des Naturhäßlichen, des Geisthäßlichen, des Kunsthäßlichen angeführt und beleuchtet. Vergebens haben wir jedoch nach dem moralisch Häßlichen gesucht, wobei wir unter demselben natürlich nicht bloß das Unsittliche in seinem engeren Sinne, sondern jede wider die göttliche Ordnung verstoßende Handlung, die schrankendurchbrechenden Leidenschaften, die namentlich Shakespeare so viel Stoff zu künstlerischer Durchführung boten, und die Gewaltthaten der Uebermenschen in den Dichtungen der Alten verstanden. Auch die Ausscheidung des Häßlichen in ein Naturhäßliches und Geisthäßliches hat uns nicht gefallen, weil sie gar zu sehr auf eine Philosophie verweist, der wir nicht huldigen.

Natürlich läßt sich leicht begreifen, daß der Verfasser als Anhänger der Hegelschen Philosophie der Darstellung des Häßlichen in der Kunst einen sehr geringen Raum gewährt und daß deshalb die meisten literarischen Erscheinungen vor dem Richterstuhle des gestrengen Kritikers wenig Gnade finden. Denn es ist ein der Moderne anhaftender Zug, die dunklen Schattenseiten des menschlichen Lebens in die grellste Beleuchtung zu rücken nnd das Düstere des irdischen Daseins auszubeuten. Wir haben auch gar nichts dagegen, daß Gottschall von diesem Standpunkte aus die Gemeinheiten Zola's, die krankhaften und irrsinnigen Gestalten Ibsens, die wissenschaftlich genauen Schilderungen Daudets, die Cynismen Conrads, die obszönen Rohheiten Walloths, die wollüstigen Grausamkeiten Sacher-Masochs u. s. w. auf das schärfste verurteilt und als künstlerisch durchaus verfehlt bezeichnet. Wir erblicken aber im Gegensatz zu Gottschall das Unkünstlerische an den Werken dieser Dichter weniger in der Stoffwahl, als vielmehr in der Art, wie die Dichter diese Gegenstände behandelt haben. Wir glauben, und haben diese Ansicht an einem anderen Orte zu beweisen gesucht, daß das Häßliche als solches, welcher Art es immer ist, sich der künstlerischen Wiedergabe nicht entzieht, daß es nur darauf ankommt, wie der Künstler mit seinem Geiste in seine Stoffe eindringt und das künstlerisch und sittlich Wirkungsvolle aus denselben herauszuheben weiß. Der Verfasser selbst versagt Zola das Lob nicht für dessen poetische Vorführung eines Waarenlagers, nachdem er kurz vorher die wissenschaftliche Ausführlichkeit und antiquarische Genauigkeit in der Zeichnung von Pflanzen, Kleidern, Möbeln und dergleichen kleinlich und damit häßlich gefunden hat. Er selbst hat nichts dagegen, daß der Wahnsinn, wie das bei Gretchen im Kerker und bei König Lear der Fall ist, künstlerisch verwertet werde, wenn ein Motiv vorhanden ist, das uns diese Krankheit begreiflich macht. Der Verfasser selbst verwirft die Darstellung des Häßlichen nicht ohne weiteres, sondern macht zwischen häßlich und häßlich eine Reihe von Unterscheidungen, die unsereinem nur zu künstlich scheinen, er will schließlich nur die Wiedergabe jenes Häßlichen verpönt wissen, das auf den Zuschauer einen sinnlich unangenehmen Eindruck macht.

Digitized by Google

Unsere Ansicht geht aber, wie wir oben schon bemerkt haben, dahin, daß das Häßliche als solches für die Kunst kein Hemmnis bildet, und wenn wir dem Tadel dennoch beistimmen, den Gottschall nach dieser Richtung den Modernen zu teil werden läßt, so geschieht dies mit Rücksicht darauf, daß diese Modernen in ihren literarischen Leistungen meistenteils dem rohen Naturalismus huldigen und ihre Werke mit einer persönlichen Gesinnung schaffen, die den Abscheu vor dem Häßlichen, namentlich vor dem sittlichen Häßlichen aus denselben viel zu wenig oder gar nicht herausleuchten läßt. Man fühlt vielfach den Mangel an sittlichem und künstlerischem Ernst heraus und wird ob des sichtlichen Behagens innerlich verletzt und empört, womit diese Geister bei der Darstellung von Gemeinheiten verweilt haben.

In einem weiteren Kapitel werden die künstlerischen Mängel und Schwächen unserer modernen Dramatik, namentlich in Sachen, die den Aufbau der Handlung betreffen, an einer Reihe von Schauspielen mit feiner Beobachtung und außerordentlicher Scharfsichtigkeit gekennzeichnet. Eine glänzende Rechtfertigung wird dem Monolog zu teil, den viele der Jüngstdeutschen im Drama perhorreszieren, weil ja vernünftige Menschen im wirklichen Leben niemals mit sich selbst laut reden. Gegen diese kleinliche Auffassung bemerkt Gottschall: „Der Monolog ist durchaus eine Nachahmung der Natur, jedoch mit den Ausdrucksmitteln, welche der Kunst zu Gebote stehen. Der Monolog ist nichts Außerordentliches, nichts Außernatürliches; er ist die gewöhnliche Art und Weise, welche der Verkehr des Menschen mit sich selbst annimmt. Unser inneres Leben bewegt sich in Monologen von morgens bis abends — und selbst unsere Träume sind gleichsam noch Monologe der Seele. Nur daß sie nicht laut gesprochen werden wie die Monologe der Bühne — das ist der äußerliche Unterschied, auf den eine so klägliche Aesthetik das größte Gewicht legt. Das innere Leben des Menschen ist die Geburtsstätte der dramatischen That, und diese kann schärfer vom Monolog beleuchtet werden als vom Dialog. Also kann nur ein sehr roher Naturalismus in dem Monolog einen Verstoß gegen die Lebenswahrheit erblicken." Wir wissen nicht, was man gegen diese Beweisführung einwenden könnte.

Den Dialekt verwirft der Verfasser für das Drama nicht unbedingt; er macht da sehr feine Unterscheidungen, gibt ganz vortreffliche Winke und zählt namentlich die Unzukömmlichkeiten auf, welche die Verwendung desselben mit sich bringt.

Ueber Victorien Sardou schreibt Gottschall eine herrliche Monographie; er berücksichtigt alle seine dramatischen Werke, um dann schließlich das Gesamturteil über ihn in die Worte zu fassen: „Viktorien Sardou ist ein Lustspieldichter ersten Ranges von ebensoviel geistiger Feinheit wie Schärfe, großer Gewandtheit in der Führung der Intriguen und köstlichem Humor in Detail- und Genremalerei. Von gleicher Erfindungsgabe wie Scribe, ist er durch den Zeitgeschmack genötigt worden, der comédie larmoyante Zugeständnisse zu machen, die aber auch von seinem seltenen Talent für dramatische Eskamotage, für Zusammenfädelung und Entwirrung der Intriguenfäden Zeugnis ablegen. Man hat ihm vorgeworfen, daß er seine Stoffe nimmt, wo er sie findet; jedenfalls hat er sie mit dem Arom seiner feingeistigen Originalität durchdrungen und mit selten geschickter Hand angefaßt." Natürlich schenkt der Verfasser dem französischen Dichter nicht ohne Grund diese große Aufmerksamkeit. Es ist ihm dabei um den Nachweis zu thun, daß der Franzose bei den jüngstdeutschen Bühnenbeherrschern, die ihn sonst verketzern, Schule gemacht hat. „Sardou ist jetzt eine dramatische Großmacht jenseits und diesseits des Rheins. Für

Digitized by Google

das deutsche Drama, seitdem es sich die französische Komödie zum Muster genommen, ist Sardou tonangebend geworden."

Das Kapitel „Die Ausländerei auf den deutschen Bühnen" wendet sich vorerst an die Adresse der Theaterdirektionen, die von jeher für französische Stücke eine gewisse Vorliebe besaßen, nun aber auch dänische, norwegische, schwedische, englische, russische, italienische, spanische Dramen bringen. Es sind ganz interessante Dinge, die wir über die Zusammensetzung des Repertoirs unserer deutschen Bühnen erfahren. Und an und für sich kann man gegen die Aufführung ausländischer Stücke nichts einwenden, aber unsere Theater dürfen vom Auslande nicht abhängig sein, sie müssen ihrem Grundcharakter nach wieder deutschnational werden.

Uebel kommen die Frauengestalten der modernen Bühne weg gegenüber den Gestalten der Klassiker. Liederliche Heldinnen, sentimentale Magdalenen, unverstandene und unverständliche Frauen, Somnambulen, emanzipierte Weiber, weibliche Wanderbursche — das sind so die Frauen, die von unseren Modernen zusammengesetzt worden sind.

Auch die neueste Literaturgeschichtschreibung findet ihre entsprechende Würdigung. Berthold Lintzmann und Eugen Wolff, welche beide über die Literatur der Gegenwart schrieben, erfahren eine scharfe Verurteilung.

Die Shakespearesche Zeit, welche im Schlußkapitel behandelt wird, bietet dem vergleichenden Blick viel Verwandtes mit der Dramatik der Modernen. Christopher Marlowe und Robert Greene, die Vorläufer Shakespeares sowie dessen Zeitgenossen John Webster, John Ford, Philipp Messanger und der namhafteste Dichter, Ben Johnson, werden hier inmitten einer Reihe von kleineren Dichtern eingehend beurteilt und Shakespeare gegenübergestellt, wobei natürlich das Facit im allgemeinen zu Gunsten des Heros unter den Dramatikern ausfällt.

Damit haben wir den Inhalt des bedeutungsvollen Werkes kurz skizziert. Das Material, welches der Verfasser bietet, ist ungemein reichhaltig. Der Standpunkt, den er bei Beurteilung des modernen Dramas sich gewählt, ist ein höherer, ja wenn man will, der höchste, den man überhaupt in der schönen Literatur einnehmen kann. Die glanzvolle Darstellung sowie der bewunderungswürdige Geistreichtum machen die Lektüre und das Studium dieses Werkes außerordentlich anziehend. Wiederholt hätten wir gerne unsere Aussetzungen gemacht und konnten den Verfasser namentlich an Stellen, wo sich der Einfluß Hegels geltend macht, nicht beipflichten. Immerhin wird das Buch höchst lehrreich sein für alle unsere produktiven Geister, damit sie, während sie den Modernen ihre wahrhaft guten und schönen Seiten für sich abzugewinnen suchen, sich nicht auch deren Auswüchse und Verirrungen aneignen.

Digitized by Google

Vom Berliner Premièrenmarkt.

Nach den sensationellen Aufregungen der Erstaufführungen von Sudermanns „Johannisfeuer“ und Hartlebens „Rosenmontag“ ist es in unserem Theaterleben wieder still geworden. Der erste Angriff ist erfolgt, man ist erschöpft, man schont seine Kräfte, man begnügt sich damit, leichtes Geschütz ins Treffen zu führen. Die in dieser Saison neu eröffnete Secessionsbühne macht eine Ausnahme. Ich denke an Jakob Wassermanns Komödie „Hockenjos“. Wassermann ist unzweifelhaft ein starkes Talent, hie und da noch unfertig, unentwickelt, aber vielversprechend, allesversprechend. Man kann an seinem Erstlingsdrama viel bemängeln, man wird sogar dazu herausgefordert: die Personen sind mehr oder weniger unhaltbare Karikaturen, die Handlung ist nur skizziert, man glaubt ab und zu einen ersten Entwurf vor sich zu haben, der einer congenialen Behandlung und Bearbeitung noch harrt. Gleichviel, es ist eine echte Komödie, ich möchte sagen, eine echt deutsche Komödie. Für den Deutschen fällt der Begriff der besten Komödie mit dem der besten Satire zusammen. Der Humor muß sich zur Ironie verschärfen, die Ironie sich zum Humor verklären. In diesen Uebergangsprozessen liegt das Geheimnis der Geburt der Komödie. Ein Lächeln, das, weit entfernt von aller übelwollenden Bosheit, doch ein gewisses verächtliches Mitleid zur Schau trägt! Ein Herabschauen ist die Komödie. Es giebt ein deutsches National-Komödien-Thema. Unsere Lustspieldichter sind selten, wie es die Franzosen lieben, gegen heuchlerische Verstellung und verlogene Scheinheiligkeit, oder nach spanischem Vorbild, gegen lächerliche Selbstüberhebung mit den Waffen der Komödie zu Felde gezogen; um so lieber haben sie sich mit der spießbürgerlichen Beschränktheit, dem in sich verknöcherten Philistertum auseinandergesetzt. Schilda, Krähwinkel und nun als dritte im Bunde Wassermanns Schopfloch — ein ehrfurchtgebietendes Kleeblatt! Die Handlung ist keck, originell. Der Bürgermeister von Schopfloch möchte gar zu gern einen Orden haben, und um dieser Auszeichnung

Digitized by Google

würdig zu werden, sucht er mit bewundernswertem Eifer nach einer passenden Gelegenheit, eine große unsterbliche That zu vollbringen. Der Bildhauer und Agent Mettenschleicher weiß Rat: Ein Denkmal auf dem Schopflocher Marktplatz und des Bürgermeisters kühnste Hoffnungen und Wünsche werden erfüllt sein. Es gilt nun nur noch den berühmten Mann zu finden, dem das Monument gesetzt werden soll, das arme Opfer bürgermeisterlichen Ehrgeizes und künstlerischer Spekulation. Das Schicksal ist gütig. Eine Zeitungsnotiz meldet den Untergang einer Südpolar-Expedition, an der, wie man glaubt, auch der Maler Hockenjos teilgenommen hat. Wer ist Hockenjos? Ein verbummeltes Genie, das durch seine an Nuditäten reichen, schamlosen Bilder das sittliche Empfinden der ehrbaren Schopflocher gröblich beleidigt hat, das mit seiner Frau auf unleidlichem, mit seiner Schnapsflasche auf desto besserem Fuße lebte, dessen Kopf immer voll schlimmer Streiche, dessen Beutel immer leer war. Doch Hockenjos ist tot, Hockenjos war ein Maler, Hockenjos starb als Held im Dienste der Wissenschaft, Hockenjos ist der gesuchte Mann: ein Hockenjos-Denkmal soll Schopfloch schmücken. Das Unterste wird zu oberst gekehrt, rege Geschäftigkeit herrscht in der friedlichen Stadt, Aufsätze werden verfaßt, Reden ausgearbeitet, eine Ausstellung der Gemälde des „bahnbrechenden" Meisters wird eröffnet (die nackte Venus wird übermalt und erhält ein buntes Röckchen, damit die Arme den Schopflochern nicht mehr die Schamröte auf die Wangen treibt), die bisher scheidelustige Gattin wird zur schier untröstlichen Witwe und ersinnt mit ihren Freundinnen um die Wette Legenden über das glorreiche Leben des teueren Hingeschiedenen. Endlich sind die langwierigen Vorbereitungen beschlossen, der Tag der Grundsteinlegung ist gekommen. Da erscheint Hockenjos auf der Bildfläche, eine Jammergestalt, ein verkommener Vagabund. Er ist natürlich nicht am Südpol gewesen, hat es vielmehr vorgezogen, die verschiedensten Gegenden Deutschlands unsicher zu machen. Die Situation ist kritisch. Der Bürgermeister, die liebevolle Gattin, der wohlbestallte Festredner, alles ist verzweifelt. Der Kreispräsident muß gleich anlangen, das Volk drängt sich bereits auf dem Festplatze. Nur ein Ausweg: Hockenjos muß Schopfloch durch ein Hinterpförtchen verlassen, er ist es seinen Mitbürgern und seiner eigenen Unsterblichkeit schuldig. Und er thut es. Während drunten vorm Fenster eine schmetternde Rede auf den genialen Künstler gehalten wird, läßt sich drinnen bei sorgfältig geschlossenen Thüren der bedauernswerte Mensch den Bart abnehmen, damit er unerkannt zur Stadt hinausgelangen kann. Hier: „Schneidet das Messer?" und dort etwas von unvergänglichen Verdiensten, dem unvergeßlichen Toten — — — Auch die Gattin steht drunten unter dem Volk. So fällt der Vorhang. Die letzte Szene durchweht ein sieghafter Humor, tolle Ausgelassenheit und doch eine weiche Wehmut, die das lustige Stückchen zur Tragikomödie stempeln will. Hockenjos selbst ist trefflich gezeichnet, die einzige Person, die auch auf ein realistisches Gestaltungsvermögen des Autors schließen läßt. Man glaubt ihm alles, seine Künstlerschaft, seinen Leichtsinn, der ihn menschlich immer tiefer hinabführen mußte, seinen Haß gegen das Philistertum, seinen nicht ganz uneigennützigen Großmut, mit dem er seinem steinernen Ebenbild weicht.

Die Secessionsbühne sucht offenbar nach Schillerschem Rezept durch Zusammenklang von Strengem und Zartem, Starkem und Mildem zu einer neuen Einheit, einer neuen Harmonie zu gelangen. So folgte „Hockenjos" auf den bekannten weichlyrischen Hofmannsthalschen Einakter „Der Thor und der Tod". Hofmanns-

Digitized by Google

thals Verse haben viele Schönheiten. Sie wecken Erinnerungen in uns, über die wir uns keine Rechenschaft geben können, vielleicht Erinnerungen an Geträumtes, unbewußt Durchlebtes. Und seltsam, wir lauschen weniger ihrem Sinn als ihrem stillen Klang. Hier gewinnt die Musik der Verse einen Eigenwert, der ihr sonst nicht zukommt, und hinter diesen Tönen scheint eine verborgene unausgesprochene Bedeutung zu schlummern, die weit über den Inhalt der Worte hinausreicht und uns mit geheimnisvollen Zaubern in ihren Bann schlägt. Denken wir etwa an Fernand Khnopff, eine ähnliche Erscheinung aus dem Gebiete der bildenden Künste. Eine Aufführung kann solche Werke nicht brauchen. Es giebt Blumen, die nur bei Nacht blühen sollten. Man schreitet über die Wiesen durch die tiefe schwere Nacht, ihr süßer betäubender Duft umschmeichelt die Sinne. Dann träumen wir uns große, an Wundern reiche Blüten in die schwarze Welt hinein, sie leben um uns, sie blühen für uns und sie duften. — Wenn der Morgen kommt und das helle Licht das Urteil über nächtliche Phantasieen, nächtliche Märchen spricht, sehen wir herab auf kleine verkümmerte Pflänzchen, Wiesenblumen, wie sie tagtäglich an unserem Wege blühen, unter unserem Fuß zertreten werden. Das ist die Enttäuschung, die uns die Secessionsbühne bereitete. Eine äußere Armut und Oberflächlichkeit, ja Seichtheit des Themas und der führenden Ideen kontrastiert seltsam mit den schwärmerischen Genüssen, die eine stille Lektüre der reizvollen Verse bereiten kann. Bis zu einem gewissen Grad sind solche Gedichte unbeschriebene Blätter. Der Genießende selbst hat ihren Wert in seiner Hand. Weil seiner schaffenden Kraft ein uneingeschränkter Spielraum eingeräumt ist, kann er die Tiefen seiner Seele darin finden, die Lösungen seines großen Lebensrätsels. Es ist intime Kunst, intimste Kunst, ein Nehmen und Geben, dessen letzte Geheimnisse wir nie entwirren werden.

Marterlinck steht Hofmannsthal ferner als es auf den ersten Blick scheint. Ist Hofmannsthal raffiniert, so sucht Marterlinck naiv zu sein; er greift zurück auf die primitivsten Lebens- und Empfindungsäußerungen. Er sucht unser Seelenleben darzustellen so wie es sein müßte, wenn wir uns alles äußerlich Hineingetragenen, aller unwesentlichen Nebensächlichkeiten entäußern könnten. Hand in Hand mit dieser geistigen Reduktion geht ein rein zeitliches Zurückgreifen, ein Versuch, die moderne Seele unter Abstraktion von all ihren gewohnten Lebensbedingungen in der Vergangenheit, einer märchenhaften Vergangenheit auszuleben und auszuentwickeln. Marterlincks Welt ist ernst und streng; es liegt etwas von der starren Erhabenheit unnahbarer Eisberge in ihr. Darunter leiden seine Menschen; sie sind gebrochen, auf ihrem Haupte lastet eine schwere Macht, der sie sich nicht entziehen können, die ihnen den freien Willen, die Handlungsmöglichkeit nimmt, die sie langsam dahinmorden wird. Sie erwarten das Eine, das Unbekannte, Feindselige; sie werden sich dagegen wehren, aber sie werden unterliegen. Dieses Gefürchtete, mag man es Tod, mag man es Schicksal nennen, ist eine seltsame Verbindung der Kraft, die bei den Alten Moira hieß und einer rohen Naturgewalt, unter die sich nicht nur der Mensch, sondern das seelische Prinzip selbst beugen muß. Und alles ist durchseelt, von der kleinen Pflanze bis zum ewigen Meer. So kommt es, daß die Natur bei Marterlinck oft fast zur handelnden Person wird, daß sie nicht nur den Parallelismus zu menschlich-seelischer Entwickelung aufweist, sondern ab und zu geradezu selbstthätig eingreift. Der Sieg der Stimmung, das Unterliegen des Willens! Noch ein Schritt weiter: will Marterlinck überhaupt Menschenschicksale schildern oder will er nur den Kampf

Digitized by Google

ewiger Naturkräfte wiedergeben? Nach der Aufführung des „Tod des Tintagiles“ kann man nicht mehr zweifeln. Das Stoffliche scheint nur noch symbolische Bedeutung zu haben; nicht das Ende eines kleinen Königssohnes will Marterlinck erzählen, nicht die Verzweiflung der den kleinen Bruder zärtlich liebenden Schwestern, nicht die unmenschliche Grausamkeit einer alten geheimnisumwobenen Königin, die niemand je gesehen hat; den Tod selbst, die Schauer des Todes, die Liebe zum Leben, die Wut gegenüber dem Lebentötenden will er in Worte zwingen; das Individuell-Willkürliche soll das Ewig-Notwendige aus sich heraus gebären. Marterlinck ist dieser Aufgabe nicht ganz gewachsen. Seinem Ueberfluß an Empfindung steht eine bedenkliche Gedankenleere gegenüber. Die ergreifendsten Erlebnisse der Seele werden in ihrer ideellen Tiefe verkannt. Marterlincks Himmel ist nicht weit genug; seine Erde ist dumpf und schwer und eng und öde. Die größten Offenbarungen bleiben für ihn instinktive Erkenntnisse und können ihm keine neuen Lebensmöglichkeiten aufschließen. Ein Strafgefangener, der seine Ketten trägt und immer das Eine denken, das Eine fühlen muß. Nur einmal erhob er sich über dieses Niveau, in „Blaubart und Ariam“. Vielleicht liegt hier ein Keim freierer, verheißungsvoller Entwickelung.

Friedrich Jacobsen. Noch ein Symbolist oder doch ein Vermittler zwischen Symbolismus und modernem Konversationston! Das Drama „Sturm“, das uns vorsichtigerweise in einer literarischen Matinée vorgeführt wurde, beweist, daß sein Autor Ibsen mit Fleiß und nicht ohne Nutzen gelesen und studiert hat. Doch was hilft alles Studium, wo das innere Erleben fehlt; ein erlerntes Wissen kann nie über den Mangel an Temperament, an künstlerischem Eigenleben hinwegtäuschen. Und wenn die Kunst zur Arbeit wird — — das ist bei Jacobsen der Fall. Vermißte ich bei Marterlinck die Gedankenwelt, hier ist alles Gedanke, jede Empfindung ist ein Gedanke, nur ein Gedanke und all diesen Gedanken mangelt die Wärme, das persönliche Moment, das allein zu unseren Herzen sprechen kann. Ein ausgeklügelter Konflikt, eine ausgeklügelte Lösung. Die handelnden Personen sind nichts anderes als naive von keinem psychologischen Detail beschwerte Marionetten, die willig nach der Pfeife ihres Herrn und Meisters tanzen. Noch schlimmer steht es um die symbolische Verwendung der Naturereignisse; Sonne, Sturm, Dämmerung, alles ist des Winkes von Friedrich Jacobsen gewärtig, um im rechten Augenblick zur Stelle zu sein und Anlaß zu einer tiefsinnigen Bemerkung zu bieten. In solchen Stunden lernt man Ibsen würdigen; man erkennt die eminente Kunst des nordischen Meisters, mit der er uns seine uns zunächst fremden Symbole so aufzuzwingen weiß, daß wir sie wie uns geläufige Bilder, wie Selbstverständlichkeiten und Notwendigkeiten hinnehmen müssen. Man sollte Anfänger nie an ihren großen Vorgängern messen; doch Jacobsen weist so wenig eigenpersönliche Züge auf, daß es schwer wird, einen anderen Standpunkt der Beurteilung zu finden.

Die papierne Sprache und die innere Kälte teilt Jacobsen mit seinem theatralisch weit besser ausgerüsteten Kollegen Felix Philippi, dessen Schauspiel „Die Mission“ im Lessingtheater einen bemerkenswerten äußeren Erfolg zu verzeichnen hatte. Eine Dramatisierung der Dreyfus-Affaire, deren Hauptfehler es ist, daß sie viel zu spät auf dem Plan erscheint. Sie ist nicht ungeschickt angelegt und arbeitet bis zum Schluß mit nicht enden wollenden Effekten nnd Spannungen. Uud doch wie hohl! Die Kraft und Größe des Stoffes ist geschwunden; an die sentimentale Rührseligkeit,

Digitized by Google

nicht an das Edelste und Reinste im Menschen sucht dieses „J'accuse" zu appellieren. Eine welthistorische Begebenheit wurde zum Kolportageroman.

In vieler Hinsicht interessanter war die Aufführung des „Rebell" von Hugo Ganz. Der Rebell ist eine Kohlhasnatur, ein Rechtsfanatiker, ein Idealist, der nur das Gute im Menschen gekannt hat und darum mit Feuer und Schwert auszieht das Böse zu vernichten. Er beleidigt einen der Ratsherren, der sich schwerer Unterschlagungen schuldig gemacht hat, wird von ihm gefordert, weigert sich aber, sich dem allgemeinen Ehrbegriffe zu fügen. Das Kasino läßt ihn im Stich, seine Freunde verlassen ihn, er steht allein. In blinder Wut geht er seinem Untergange entgegen, opfert sein Glück, das Glück seiner Familie, und als sein Todfeind seinen Sohn im Duell erschossen hat, stürzt er sich, ein wildes Tier, auf ihn und schlägt ihn nieder wie einen tollen Hund. Dann bricht er selbst an der Leiche seines Kindes zusammen. — Die Schreckensthaten häufen sich in den letzten Akten fast bis zur Lächerlichkeit. Ueberall fehlt der naturechte Ausdruck der Empfindung, ein wildes Pathos tritt an seine Stelle, das in nervöser Hast alle ihm zur Verfügung stehenden Register durchrast. Das vergeblich nach einem Gegengewicht, nach Auslösung verlangende Forte ruft im Hörer einen Zustand fast körperlicher Unruhe und Unbehaglichkeit hervor. Gleichviel, manche Szenen, vornehmlich die Kasinostimmungen, verraten ein hübsches Talent, das man auf der Bühne willkommen heißen darf. Ganz sollte selbst mehr Rebell sein, sollte auf all die Sensationskunststückchen, wie sie unser Publikum leider allzusehr liebt, verzichten und in seinem Schaffen freier und kühner seinem inneren Drange folgen. Dann wird auch seine Sprache wahrer, echter, natürlicher werden; und das thut ihm not, sehr not.

Innerhalb weniger Wochen sahen wir drei russische Dramen auf unseren Theatern, zwei recht übermütige, nicht gerade viel bedeutende Grotesken Anton Tschechows, und was viel wichtiger ist, Tolstois „Macht der Finsternis". Ein gewaltiges Werk, dem auch auf der Bühne die großartige Wirkung nicht fehlen kann. Wie eine Selbstentäußerung des Dichters erscheint dies Drama. Nie ist eine Schilderung in so bewundernswerter Objektivität vor ihm gegeben worden, die „Macht der Finsternis" stempelt ihn zum Vater des Realismus und Naturalismus der 80iger und 90iger Jahre. Um so mächtiger tritt die Schlußszene aus der ganzen Anlage heraus. Das Leben mit seinem bunten Gewirr von Schuld und Laster und Versuchung und Verführung ist an uns vorbeigerauscht, es kommt die Abrechnung, das Gericht, die Vergeltung. Und nun spricht Tolstoi, der große Prophet der Religion einer leidenden Liebe und durch den Mund des greisen Akim segnet er das Haupt des reuig bekennenden und seine Schuld sühnenden Verbrechers. Ein stiller, reicher Friede nach all der Unruhe, all der Verzweiflung. Dunkel waren die Wege, die wir an der Hand des Dichters gingen, doch ein heiliger Glaube greift hinaus über die Wolken, reißt die Sonne in starker Kraft zur Erde herab. Mag man Tolstoi lieben, mag man an ihm vorübergehn, man muß Ehrfurcht vor ihm empfinden.

Eberhard Buchner.

Digitized by Google

Wiener Theater.

(November)

von Alfred Möller.

I.

Nicht nur auf volkswirtschaftlichem Gebiete, auch auf den Feldern des Geistes, in den Reihen der Kunst, siegt heute die Fabriksmache über die sorgsame und reinliche Arbeit des Einzelnen. Die Theaterdirektoren erfüllen eine kaum recht lebhaft empfundene Anstandspflicht, wenn sie hin und wieder noch „Klassiker" geben. Zu halben Preisen, an Nachmittagen, für unreife Schüler gehen die besten, edelsten Arbeiten vor halb gefüllten Häusern über die Bretter, zum Leidwesen der Schauspieler, die der Darstellung dieser echtesten Kunst immer mehr entfremdet und entwöhnt werden. Nur Stücke, die in Frack und Klapphut spielen, haben heute noch eine Zu — pardon! eine „Gegenwart". Ich will es nicht als ein literarischer John Ruskin versuchen, gegen die Verlodderung, die auf künstlerischem Gebiet durch die fabriksmäßige Schnell- und Massenarbeit eintritt. zu Felde zu ziehen. Das beste Schwert würde nicht hinreichen, die Schuldigen zu treffen, denn ihr Name ist Legion. Das ganze Publikum trägt Schuld an dem jämmerlichen Niedergang unserer dramatischen Literatur. Und wenn es mir auch gelänge, die Ursachen dieser Schäden aufzudecken an dem hinfällig gewordenen Leibe der kaum noch atmenden Kunst u. den Grund ihrer Schwäche — was nützt die beste Diagnose, wenn es an der nöthigen Therapie fehlt? Es liegt ja noch tausendfaches Leben in deinen leise gehenden Adern, du arme deutsche Kunst, du armes Dornröschen, dessen wagemutiger Prinz nicht kommen will! Du verlangst nicht nach dem Kusse eines Einzelnen, erst wenn hunderte, wenn tausende wieder andächtig und im Innersten glaubend und betend vor dir in Staub sinken, dann schlägst du die schönen, blauen deutschen Mädchenaugen auf, die so lang geschlossen waren und läßt dein Volk wieder dein klares, frommes, sommerhelles Licht schauen!

Digitized by Google

Doch zurück, geduldig zurück aus dem Land der Hoffnungen und Träume in nebelgraue, frostige Wirklichkeit und mitgetanzt den lustigen Tanz der Narren, die heute der Schauspieler auf die Bühne stellen muß, und die das liebe, verschlafene Publikum für „Menschen" hält. Von den zehn Theatern Wiens haben nur zwei in den letzten Tagen etwas Gutes gebracht. Alles andere war Schund schlechtester Art. Im „Theater an der Josefstadt" feiert noch immer der ja gewiß lustige Schwank von A. Bisson „Die Familie Pont-Biquet" mit täglich neuen Erfolgen sein Dasein.

Die „Verwicklungen" sind theilweise so plump und so läppisch, daß ein zwölfjähriger Knabe den Knäuel der Verwirrung in einem Akte lösen könnte. Weil aber dann die Unterhaltung zu rasch aus wäre, müssen sich die Mitglieder der Advokatenfamilie (!) Pont-Biquet wie völlig Blödsinnige benehmen, die sich ihrer Lage nicht bewußt werden; durch drei Akte müssen sie in ihren unglaublichen Irrtümern beharren und dürfen nichts zu ihrer Lösung unternehmen, damit das anspruchslose Publikum sich unterhält. Die liebe Zuhörerschaft empfindet das Unsinnige unserer Lustspielhandlungen gar nicht mehr. Willig läßt sie sich mit diesen zweibeinigen Unmöglichkeiten auf der Bühne ein und glaubt ihnen und hält ihr borniertes Gebahren für ganz natürlich. Eine so tiefe Kluft liegt nun schon zwischen Kunst und Leben, daß man in Bezug auf solche Bühnenfiguren gar nicht mehr die Probe auf ihre Lebensfähigkeit in Gedanken macht. Wo es nur ein paar Späße gibt, da findet man schon „Literatur" genug. Ebenso traurig ist das Machwerk von Moser und v. Trotha „Auf Strafurlaub." Hier ist nicht nur die Mache, sondern auch der Witz alt und abgegriffen. Das sattsam bekannte Moser'sche Lustspielskelett ist hier notdürftig mit ein paar neuen Fetzen umhangen worden, ein paar ins Endlose fortgesponnene Kalauer (die „Witze" mit der Serviette im letzten Aufzuge!) geben einen dürftigen und schon etwas verschossenen Aufputz und das neue „Gebilde", dem alles nur nicht Mutter Natur Pathe gestanden haben mag, ist fertig. Es hebt die bunten Röcke auf und macht ein Paar Sprünge und das Publikum lacht und ist — bezwungen. Und das Publikum, nicht die Verfasser, verdienen den Spott und den Tadel. Denn daß auch der Schriftsteller in unserer hungrigen Zeit Geschäftsmann sein will, kann man ihm wirklich nicht übel nehmen.

Das Burgtheater hat ein schon bekanntes Fabrikat einer noch bekannteren Lustspielfirma, „Die Renaissance", die so gar nichts vom Geiste der Wiedergeburt des Antiken aus jener Zeit auf die Bretter gebracht hat, zum ersten Mal gegeben. Auch auf dem würdigsten deutschen Theater folgt man nun auch schon dem Zeitgeschmack und läßt das Widerstreben. Der „große Erfolg", den dieser Versuch hatte, wird ihn jedenfalls nicht vereinzelt lassen. Unsere Zeitungen bemühten sich zwar, das Publikum zu entschuldigen, und betonten ausdrücklich und oft, daß „nur die ausgezeichnete Darstellung das Publikum so hingerissen" habe, aber ehrlich gesprochen: es war nicht so! Man muß nur die Mienen der Leute gesehen haben, die den banalen Ausführungen über „den heiligsten der eingebor'nen Triebe", die Liebe, mit wahrer Andacht folgten und denen der Inhalt des Stückes mindestens ebenso Evangelium war als ihnen die Darsteller Apostel schienen, die die schönste Weisheit auf das Würdigste wiedergaben. Thatsächlich war die Darstellung prächtig. Besonders Baumeister schuf eine Figur, die er ganz aus eigenen Mitteln bestritt; der Gestalt, die er verköperte, verwandelte er das spärliche, dünne Blut, das ihr die

Digitized by Google

Verfasser mitgegeben, wirklich in warmes, rotes. Das lebensloſe Schemen erhielt einige warme und kräftige Töne, die ihm wenigstens für den Abend Farbe und Leben gaben. Allerdings in der Erinnerung wird man nur den Schauspieler und nicht den Pfarrer, den er spielte, behalten können; der zerfloß mit dem letzten Sinken des Vorhanges wieder in sein daseinsloſes Nichts.

II.

Ein Erfolg! Ein echter — und wie ich gleich betonen will — verdienter Erfolg! Und wo? In einem Vorstadthause, im Währinger „Jubiläumstheater" (Dir. A. Müller-Guttenbaum). Das Stück heißt „Mutter Sorge" und ein Lehrer, Rudolf Hawel, hat es geschrieben. Uns Wienern klang es gleich beim ersten Tone bekannt und traut. Es waren Klänge aus Großmutters Zeiten, die unser Herz hier einschmeichelnd umfaßten, es waren Töne aus den Tagen Ferdinand Raimunds. Der Wiener hat nicht vergessen. Girardi und Martinelli haben uns wenigstens seine Hauptgestalten, den gutmütigen Bedienten Valentin („Der Verschwender") den echten Wiener und den hartnköpfigen Bauer Wurzel („Das Mädchen aus der Feenwelt" oder „Der Bauer als Millionär") noch erhalten. Und nun kommt Rudolf Hawel. Wie Raimund die „Zufriedenheit" und vor allem die „Jugend", (Therese Krones!) einst redend auf die Bühne kommen ließ, so erscheint hier die „Sorge" als altes graues Mutterl und spricht zum Herzen des armen Tischlers und zu dem des Publikums. Und wie man kaum die Thränen zurückhalten kann, wenn in Raimunds Zaubermärchen die „Jugend" mit dem innigen Liede „Brüderlein fein" Abschied nimmt und den schönen, einfachen Trost ausspricht:

„Scheint die Sonne noch so schön,
„Einmal muß sie untergeh'n!"

so ist es auch hier, wenn die Alte dem armen Meister, bei dem nun das Glück einzieht, „Lebewohl" sagen soll. Ihm wird es ja fast schwer, als sie geht. So lange kennt er sie ja schon, und er hat sich schon so an sie gewöhnt! Daß unser Dichter auf den komplizierten Zauberapparat der Raimund'schen Stücke (man denke nur an den „Diamant des Geisteskönigs" „Die unheilbringende Krone" u. dgl.!) verzichtet hat, ist nur ein Vorteil. Der Naturalismus hat uns die kindliche Unbefangenheit in dieser Beziehung genommen und wir brauchen das nicht zu bedauern. Ein zu reger Verkehr mit dem Feenreich, der die Seile des Schnürbodens gar nicht zur Ruhe kommen läßt, schädigt die Stimmung einer Dichtung. Wo zu viel Zauberei ist, da vergeht der Zauber, der im Kunstwerk liegt, zu leicht. Und nun alles in allem: dem Dichter, dem Theater und dem Wiener Publikum kann man Glück wünschen zu der neuen Eroberung. Einiges Schablonenhafte, hie und da ein zu weicher Strich in der Charakterzeichnung, verrät den noch nicht ganz selbständigen Dichter. Doch diese kleinen und sehr wenig aufbringlichen Schwächen thun unserem Urteil keinen Abbruch: mit der „Mutter Sorge" hat ein echter Dichter zu uns gesprochen! Vielleicht ist der Pfad, den Rudolf Hawel betrat, der, auf dem das Publikum zu einer Veredlung des künstlerischen Geschmackes gebracht werden kann. Diese Hoffnung mag den Dichter zum Fortschreiten auf dem nun so glücklich und sicher eingeschlagenen Wege bestimmen. Die Aufgabe, die des Künstlers hier harrt, ist ernster Arbeit würdig. Hat doch auch Franz Grillparzer es seiner Zeit nicht verschmäht, mit dem Märchendrama „Der Traum ein Leben" einen Versuch in diesem Sinne zu machen. Er hat

Digitized by Google

zu hoch gegriffen. Daß das Publikum für eine tiefsinnige Allegorie nicht reif ist, hat auch die neueste Zeit gezeigt.*) Aber für eine einfache und sinnige Verbildlichung hat es wohl Verständnis. Das hat es durch die sehr beifällige Aufnahme der „Mutter Sorge" gezeigt.

III.

Im „Deutschen Volkstheater" kam M. Eugenie delle Grazie mit einem Drama „Schlagende Wetter" zu Wort. Die Dichterin gehört entschieden zu den begabtesten Frauen Oesterreichs. Sie ist vielleicht mit Maria von Ebner-Eschenbach die talentvollste; das hat ihr formvollendetes, gedankenreiches Epos „Robespierre" gezeigt. Ihre Gedichte atmen die Leidenschaftlichkeit einer großen, sich unabhängig fühlenden Seele. Ein wundervolles Stück in dramatischen Stil „Arme Seelen" hat einst — wenn ich nicht irre zum 29. Oktober 1899 — die Wiener Wochenschrift „Die Waage" von ihr gebracht. Auch dort überwog wie im Robespierre das Gedankliche, das Philosophische weitaus die Handlung und das Dramatische. Heute lockt der dort rascher erreichbare Lorbeer, sowie der stärkere Gewinn viele Talente, deren Begabung im Epos oder in der Erzählung liegt, auf die Bühne. Auch die Dichterin der „Schlagenden Wetter" ist diesem „Zuge der Zeit auf literarischen Gebiet" gefolgt. Sie kam auch hier nicht talentlos. Dennoch verrät es sich gleich, daß dieses nicht ihr Boden ist. Es bleibt alles zu sehr äußere Handlung. Der Titel wurde gewiß in doppelter Hinsicht gewählt. Nicht nur im letzten Akt soll es krachen, sonderen die „Schlagenden Wetter" sollen auch im anderen Sinne schon alle Akte vorher in der Luft liegen. Der soziale Kampf, der Gegensatz von Hoch und Nieder, soll im Hause des Fabrikanten und in der Hütte des alten Häuers zur Entwicklung zweier verschiedener Atmosphären beitragen, die einander feindlich, in wachsender Spannung endlich zur Katastrophe führen müssen. Das hat die Dichterin auch gewiß beabsichtigt, aber es ist ihr in der Ausführung nicht voll gelungen. Wohl kommt es zu Konflikten zwischen dem Herren und dem Knecht, aber diese sind zu wenig verinnerlicht. Der geistige Kampf ist zu oberflächlich gegeben. „Schlagende Wetter" zeigen sich uns thatsächlich nur in der „wirklichen" Explosion, die im letzten Akte in dem gefährdeten Schacht stattfindet. Daß dies mindestens — mit Bezug auf den Titel — eine Schwäche ist, hat Rudolf Lothar treffend in seiner Besprechung des Dramas zum Ausdrucke gebracht, indem er bemerkt, daß bei Wahl des Titels lediglich im Hinblick auf die Schlußkatastrophe Schillers „Kabale und Liebe" mit demselben Recht „Die vergiftete Limonade" heißen könnte. Auch die Charakteristik läßt manches zu wünschen übrig. Der Fabriksherr hat das Enkelkind eines durch einen Befehl seines Vaters (Einfahrt in einen gefährdeten Schacht!) verunglückten Häuers geheiratet. Warum? um den Alten zu versöhnen? Der zieht es vor, in feindlichem Haß gegen den Herrn in seinem Elend zu bleiben. Warum hat die Häuerstochter ihn geheiratet? Aus Liebe? Aus Ehrfurcht? Man erfährt es nicht. Auch vieles Andere bleibt im Stücke offen. Ueberflüssig ist die Szene vor der Explosion, wo der junge Fabriksherr in Todesangst inmitten seiner Arbeiter das Ende erwartet. Er bringt

*) Das einen sehr schönen Gedanken nicht unklar ausdrückende Märchen Ernst Rosmers „Königskinder" z. B. blieb leider gänzlich unverstanden! A. M.

Digitized by Google

keinen Fortschritt in der Handlung mehr; nervös wartet der Zuschauer den tötlichen „Krach" ab, der die „Schuld" des Fabriksherrn sühnen soll. Aber hat der überhaupt eine „Schuld" auf sich geladen? Er hat ja an den Eintritt der Katastrophe in dem abergläubisch gemiedenen Schacht nie geglaubt. Er hat nicht die Arbeiter hineingehetzt, sondern ist selbst in bestem Glauben mit eingefahren, um den Verängstigten Mut zu machen, um ihnen die Lächerlichkeit ihrer Instinkte zu zeigen. — Die Darstellung war eine sehr gute. Herr Krammer als Fabriksherr war besonders im letzten Akt, in der Darstellung der fürchterlichen Todesangst sehr brav. Der starrköpfige alte Häuer Gruber fand in Herrn Martinelli eine treffliche Wiedergabe.

IV.

Direktor Schlenther hielt unlängst zu Gunsten des Schriftstellervereines „Concordia" einen Vortrag, in dem er Mitteilungen über eine für das Burgtheater geplante Aufführung der „Oreste" des Aeschylos machte; er hält die moderne Bühne einer erfolgreichen Aufführung für gewachsen. Was der Grieche als „Feier" in einem ganzen Nachmittag langsam genoß, soll den Wienern bald zwischen der Zeit des Abendessens und der des Thorschlusses geboten werden. Mit welcher Wirkung soll unser nächster „Wiener Brief" den Lesern der „Literarischen Warte" verkünden.

V.

Alexander Girardi! Die Italiener, die mit dem Wörtchen„ groß" etwas freigebiger sind als wir, würden ihn den „großen Komiker" nennen. Immerhin ist er der Liebling Wiens! Das hat vor mehreren Jahren die Umfrage eines Wiener Blattes zweifellos ergeben. Und wenn ihm vielleicht bis heute auch ein Teil der weiblichen Anhängerschaft untreu geworden ist und wieder mehr für die „Burg"* und den „star" derselben, für Josef Kainz zu schwärmen beginnt, Girardi bleibt doch der volkstümlichste Schauspieler Wiens.

Herr Griesgram und Herr Gallig sind freilich sehr erbost darüber und können sich nicht genug ärgern über dieses „dumme Publikum", das nicht einsehen will, daß Girardi gar kein guter Komiker ist, denn er ist nicht „natürlich" genug! Er „übertreibt" ja so fürchterlich! Und indem die Mürrischen, die sich ärgern, wenn sie einmal doch auch über tollen Unsinn hell auflachen müssen, dies konstatieren, meinen sie, der „wahren Kunst" einen großen Dienst erwiesen zu haben. Sehen wir zu, ob sie im Recht sind!

„Man lebt nur einmal" heißt die neueste Posse, in der Girardi auftritt. Verfasser sind die Herren Julius Horst und Leo Rein. Der Inhalt ist in aller Kürze folgender: Der Direktor der Wiener Filiale einer New-Yorker Lebensversicherungsgesellschaft hat bei einer Runde (einem Amerikaner), die sich auf 200,000 Kronen versicherte, den Satz zu streichen vergessen, nach welchem das Geld auch im Falle eines Selbstmordes ausbezahlt wird. Ein Mann, den der Direktor mit dem Versicherten verwechselt, will sich nun thatsächlich aus unglücklicher Liebe den Tod geben. Um das zu verhindern, scheut der Direktor nun weder Mühe noch Kosten. Er schleppt seine Kundschaft von Fest zu Fest, von Unterhaltung zu Unterhaltung. Das geht

*) „Die Burg", gebräuchliche Abkürzung der Wiener für das kais. u. kgl. Hofburgtheater. D. V.

Digitized by Google

so durch sechs Verwandlungen mit stets komischen Zwischenfällen fort. Nach zwei Stunden, die in solchen Scherzen vergehen, erinnern sich die Autoren, daß vor Thorsperre doch Schluß gemacht werden muß, und da die Einfälle nach so langem Witzigsein auch schon spärlicher kommen, erfolgt um drei viertel auf zehn Uhr ganz plötzlich die bekannte „Aufklärung" aller Situationen, die Lösung aller Verwirrungen mit Versöhnung, Versprechen für die Zukunft u. s. w.

Die Hauptfigur, der „Direktor", soll Girardi „auf den Leib geschrieben" worden sein. Jedenfalls hätte ein anderer Komiker kaum viel damit anfangen können. Was Girardi damit anfängt, ist unnachahmlich, weil es durchaus eigenartig ist. Freilich: er „übertreibt". Aber auf Kosten der „Natürlichkeit?!" Ja, ist denn an unseren Possen, unseren Schwänken und Lustspielen überhaupt noch etwas „Natürliches?" Läßt sich da noch etwas verderben, „unnatürlich" machen?! Ein Schauspieler, der eine Figur aus einem unserer Durchschnittslustspiele verkörpern soll, hat nur folgende Wahl: Entweder er übersieht, daß es geistige Krüppel sind, die er darstellen soll, Scheinmenschen, die im Leben nur in — Idiotenanstalten möglich wären, er faßt die Geschichte also ernsthaft auf, d. h. er bemüht sich, das Läppische, Widersinnige und Unmögliche, das in ihrem Reden und Handeln liegt, möglichst zu verhüllen und abzuschwächen. Oder zweitens, er stellt sich über die zu verkörpernden Gestalten, er macht sich über sie lustig. Da die Schemen nicht normale Menschen werden wollen, so zeigt er dem Publikum deutlich, daß es eigentlich läppische Narren sind, bei denen es sich gar nicht verlohnt, nach „Charakteristik" zu suchen. Und ich glaube, eine solche Auffassung ist der echten Kunst sogar von rechtem Nutzen! Denn dann lernt das Publikum doch endlich unterscheiden zwischen beweglichen Kleiderpuppen und zwischen Menschen von Fleisch und Blut, wie sie echte Dichter schaffen! Dann empfindet es doch endlich, daß nur seine Beschränktheit oder Langmütigkeit in den Typen des schüchternen Liebhabers, des läppischen Backfisches, des schnarrenden Leutnants Figuren „aus dem Leben" sehen konnte! Versucht nur eine von diesen Gestalten, die durch einen ganzen Abend von den unmöglichsten Verwicklungen, in die sie gerät — die aber der dümmste Galleriebesucher in der ersten Viertelstunde durchschaut! — nichts merken darf, die, wenn sie geliebt wird, es nicht erkennt, wenn es ihr auch so plump wie möglich gesagt wird*) — versucht nur Euch eine solche Gestalt draußen im Leben, auf dem Parkett des anspruchlosesten Euerer Salons vorzustellen! Ja, ist so eine Jammerpuppe dort möglich, ist sie gar natürlich? Ist es da nicht schade, überhaupt Ernst darauf zu verwenden und muß man sich nicht freuen, wenn ein Schauspieler von genialem übermütigen Humor sein Spiel damit treibt und eine lustige Karikatur daraus zu schaffen wagt?

Dieser souveräne Uebermut, mit dem Girardi sich über kleinliche Bedenken des Publikums und des Schablonenschauspielers hinaussetzt, schadet seiner Künstlerschaft nicht nur nicht, es ist sogar ein hervorragendes Kennzeichen für seine künstlerische Echtheit und Eigenart. In sinnverwirrendem Reichtum läßt Girardi in dieser neuesten

*) Vgl. z. B. die „Liebesszene" in Philipps „Wohlthäter der Menschheit" im I. Akt. Um dem gutmütigen Publikum ein Lächeln abzuringen, muß sich dort ein Doktor, ein chirurgischer Assistent (der im ganzen übrigen Teil des Stückes ernst genommen werden soll!) wie ein Blödsinniger benehmen!

Digitized by Google

Posse die buntfarbigen, blendenden Lichter seines unauslöschlichen Humors spielen. Eine Geste von ihm, und ein Sturm von Heiterkeit durchbraust das Haus. Er karikiert auf der Bühne, wie die Zeichner des „Simplizissimus" wie Th. Ch. Heine und Resnizek im Bilde karikieren, mit verwegenem Humor, immer hart bis an die Grenze des noch Möglichen gehend. Noch ein Strich, und man hat das Original aus den Augen verloren, und die Karikatur ist eine Fratze ohne Vorbild geworden. Darin liegt es auch begründet, warum Girardinachahmer immer abfallen und warum Girardi noch immer „einzig in seiner Art" ist, und warum er es bleiben wird. Die ihm seine Kunst ablauschen wollen, verstehen es nicht, jene unsichtbare Grenze innezuhalten, die Girardi nie überschreitet. In der Duellszene des fünften Bildes, in dem Auftritte im Hotel, wo er wie ein tragischer Liebhaber um Erhörung stammelt und durch einige Gesten ernsthaft und später als Aristokrat imponieren will, ist er unvergleichlich. Dabei ist er nirgends unwahrer als eine Karikatur, der man doch, wenn sie gelungen ist, auch in der Malerei die Zugehörigkeit zur Kunst nicht abspricht, unwahr ist. Ueberall erinnert man sich der mit einer Handbewegung oder in einer Stellung glücklich wachgerufenen Vorbilder, der Poseure des Lebens und der Bühne. Ein Couplet,*) das wegen seines abgeschmackten Inhaltes wohl angethan ist, widerwärtig sentimental, aber nicht einfach rührend zu wirken, bringt Girardi durch seine unnachahmliche Kunst zu einer Wirkung, die auch tüchtige Schauspieler mit Wertvollerem nicht leicht erreichen. Auch hier hütet er sich eben vor dem „zu viel".

Wie sehr er sich, wo es sich um Bühnenstücke von literarischen Wert handelt, das echte Kunstwerk zu achten und glänzend zu interpretieren versteht, zeigen seine „ersten Rollen". Sein „Valentin" in Ferd. Raimunds „Verschwender" ist wohl jedem Wiener bekannt. Wie einfach und — gerade darum — wie rührend gibt er sich da im letzten Aufzug in der Erkennungsszene zwischen Diener und Herrn, wo so viele gute Komiker nur ins Rührselige kommen. Schon in seiner Maske zeigt er sich so frei von jeder Uebertreibung. Er gibt keinen Jammergreis, der schon durch seinen Anblick eine mitleidige Stimmung hervorruft, sondern macht nicht mehr als der Inhalt und der Geist dieses echten Wiener Volksstückes vorschreibt. Man erkennt auch im grauen Haar noch den Valentin von einst, den echten Wiener, den sein Humor nie „zu Grunde gehen" läßt. Und als Girardi vor zwei Jahren an das „Deutsche Volkstheater" kam, fand er sich mit den Aufgaben Molière'scher Bühnendichtungen so glänzend ab, daß die Presse, die zuerst etwas ängstlich zusah, allgemein und einstimmig sein Genie auch auf diesem Gebiete anerkannte. Sein „Eingebildeter Kranker" wurde allgemein als eine fein durchdachte, vortreffliche Charakterstudie anerkannt.

*) Eines von jener Art, das der Wiener so hoch schätzt: heitere Anfangsstrophen und schließlich rührendes „Lebewohl" von der Welt (nach der Art des „Wann i amal zum Sterben komm'"), in der letzten Woche. Bei Vortrag dieser Schlüsse können sich die echten Brettlsänger an Stimmzittern, Thränenverschlucken, rührenden Gesten u. dgl. meist gar nicht genug thun. Das hier gemeinte Couplet führt den Titel „Man lebt nur einmal", wie die Posse.

Digitized by Google

Wir sehen also, daß Girardi immer und überall weiß, wie weit er ohne seine Künstlerschaft, ohne den angeborenen Sinn für echte Kunst zu verleugnen, gehen darf. Er ist Meister im Gebiete des Humors und in allen Gebieten des menschlichen Gemütes. Darum können wir ihn getrost den großen Komiker, den großen Schauspieler nennen, der der großen allgemeinen Kunst stets zur Ehre gereicht. Wie immer kann Wien auch bei dem letzten Abend stolz sein auf seinen Alexander Girardi!

Unsere Lyrik.

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

Wer einmal die Geschichte der Literatur von der Wende des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben unternimmt, wird das verflossene Jahrzehnt das lyrische nennen können. Es beweist, daß die im tiefsten Gemüte des deutschen Volkes wurzelnde lyrische Kunst nicht zu kurz kam in dem Aufschwunge, den die literarische Entwickelung überhaupt nahm. Große Talente treten auf, die in der Lyrik nicht allein das kostbare Erbe der Storm und Mörike, der Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer und Johann Georg Fischer treu verwalteten; sondern sie vermochten auch den lyrischen Stimmungsgehalt zu vertiefen, die Abwechselung in der Anwendung des Gleichnisses, einem reicheren Lebensinhalte entsprechend, zu vermehren und den Glanz der Form noch über die strahlende Glätte ihrer Vorbilder zu erhöhen. Reiften damit die Schaffenden zu einer ansehnlichen Vollendung heran, so blieb anderseits die regere Anteilnahme der Genießenden, des mit so vielen Anklagen sich abfindenden Publikums, nicht aus, und auch in diesem Sinne würde der Name lyrisches Jahrzehnt seine Berechtigung haben.

Digitized by Google

Mancher, dem die literarische Entwickelung mehr abseits als im Wege lag, wird die umständliche Begründung und Beweisführung dieser erfreulichen Behauptungen erwarten. Es würde ein umfangreiches Stück Arbeit sein. Vieles, so z. B. die Zergliederung der Schaffensweise oben genannter Dichter, liegt außerhalb des Rahmens vorliegender Arbeit zeitlich und inhaltlich. Denn hier ist es vor Allem auf eine kurze, übersichtliche Gruppirung zeitgenössischer Lyrik abgesehen, die insbesondere den Anteil unserer, der katholischen Dichter dabei ins Auge fassen möchte. Auf eine Klarstellung in wenig Worten soll indes nicht verzichtet sein.

Ohne auf die manchmal fragwürdige Beweiskraft großer Absatzziffern, die für einige lyrische Neuerscheinungen des Jahrzehnts leicht beizubringen wären, großes Gewicht zu legen, ist für mich bemerkenswerter die Thatsache, daß öffentliche Vorträge über unser Thema allerwärts sich mehren, daß aber auch das Publikum diese Veranstaltungen gern und zahlreich besucht. Wer stundenlang dem Rezitator von Versproduktionen zuhört, hat Interesse für die Sache. Die gediegenen Aufsätze über Lyriker aller Schattierungen, deren charakteristische wir uns unten etwas näher ansehen wollen, sowie Essays über ihre Eigentümlichkeiten in Produktion und Auffassung, waren kaum häufiger selbst in den Tagesblättern zu finden, als letzthin. Wie stand es damit sonst? Die Kritik betrachtete Lyrik als Kleinkunst, die vor höheren Aufgaben zurückstehen mußte. Noch im Jahre 1886 schrieb Karl Bleibtreu in seiner „Revolution der Literatur“: „Ein rechter Kerl belästigt die Welt überhaupt mit Lyrik nebenbei, neben seinen größeren Arbeiten.“ — Es wäre ungerecht, diesen Satz als Odium mit dem Namen eines einzelnen Mannes zu verknüpfen; die Geringschätzung lyrischer Produktion war ein allgemeines Merkzeichen jener Tage, die den extremen Realismus auf die Fahne schrieben und dessen konkreten Ausdruck nur in der Prosa, im Roman, erkennen mochten. Diese Zeit, die vom literarischen Kampflärm widerhallte und groß im Gebrauch des Schlagwortes war, fand eben keine Mußestunde, die der Genuß des lyrischen Kunstwertes erfordert.

Heute ist es ruhiger geworden. Man hat das Revolutionieren drangegeben und entwickelt sich. Mit gewaltsamen Neuerungen, mit dem groben „So soll es“ läßt sich überhaupt an das zarte Blümlein Poesie nicht herankommen, des ward man bald inne. Ja, als die Kämpfer des Naturalismus und konsequenten Realismus zu ihrer Zeit auf den Plan trabten, in den angriffslustigen Büchlein und Broschüren, da saß die stille Lyrik bei der Arbeit abseits vom Getriebe und ehe noch Rede und Gegenwort verhallt waren, besaßen wir eine neue lyrische Kunst. Julius Hart erkennt den Pulsschlag seiner Zeit, wenn er in der Einleitung zu seinem 1890 edierten Gedichtbuche „Homo sum“ die Lyrik der Zukunft bespricht und die Anschauungen seiner Zeit kennzeichnet: „Was aber ist wohl vermessener, als wenn heute einer von der Zukunft der Lyrik spricht, der Lyrik, der Niemand mehr ein Ohr leihen will, und deren Gesang zu lauschen die Männer unserer Zeit für unter ihrer Würde erachten. Glaubt doch jeder grüne Junge, der vom Labentisch in die Kritik hineingesprungen, eine besondere Ueberlegenheit, Geistesgröße und Witz an den Tag zu legen, wenn er von der lyrischen Kinderkrankheit redet, oder

Digitized by Google

wie groß muß sich so ein anderer Dummbart wohl vorkommen, wenn er feierlich erklärt, endgültig mit der Lyrik abgeschlossen zu haben, da ihn „ernstere und größere Arbeit“ rufe, nämlich die Arbeit, Romane zu schreiben. Diese Anschauung, welche in der Lyrik selbst eine geringere Kunstgattung erblickt, findet nicht immer einen so täppischen und läppischen Ausdruck, aber vorsichtiger aussprechen hört man sie allgemein in unseren Tagen, nicht gerade in ernstzunehmenden Büchern, aber, was mehr Wirkung ausübt, um so häufiger in der Unterhaltung, in unseren Tagesblättern. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß lyrische Dichtungen heute gekauft fast gar nicht mehr werden, — und es sind nicht nur die Dilettanten, die Unbekannten und die Anfänger, deren Gedichtsammlungen spurlos vorübergehen, unsere Erstgenannten und Bestbekannten, die Hamerling, Lingg, Storm leiden unter derselben Teilnahmlosigkeit der kauffähigen Menge.“

Aber das Schöne ist nicht durch Teilnahmlosigkeit tot zu kriegen. Den besten Beweis für die ideale Kraft der Lyrik bietet Julius Hart selbst, der jenen trüben Worten gleich eine ganze Sammlung Lyrik anhängt. Ich bin nicht darüber orientiert, ob „Homo sum“ eine tiefer gehende Wirkung ausgeübt hat; jedenfalls waren die neuen Töne dieses Buches der Beachtuug wert. Und dieser Veröffentlichung auf dem Fuße folgten andere, die, ob nun durch Absonderlichkeit oder gesunde Kraft, die Aufmerksamkeit auf die Lyrik überhaupt lenkten: 1891 Dehmels „Erlösungen“, Falke's erste Sammlung; 1892 Busse's Gedichte, Versbücher von Jacobowski, und in den folgenden Jahren tauchten auf Anna Ritter, Benzmann, Bethge und Hugo Salus, Poeten, die das Verdienst beanspruchen dürfen, die Gesamtheit des literarisch interessirten deutschen Volkes wieder für die Lyrik erwärmt zu haben. Es verschlägt gar wenig, wenn eine einseitig strenge Kunstanschauung, „die sich die Kritik überhaupt nennen möchte“, die meisten der hier angeführten Poeten „Eklektiker“ nennt und ihrer Lyrik das Prädikat „Verwerter“-Lyrik beilegt. Es wird sich vielleicht später Gelegenheit finden, auf diese Bezeichnung und die damit zusammenhängende Geringschätzung zurückzukommen; hier genüge, das oben erwähnte Verdienst dieser Dichter recht zu unterstreichen.

Worin das Neue lag, was in den Poesien der Genannten zum Ausdruck kommt, das läßt sich mit ein paar Sätzen nicht abthun. Wer einen praktischen Einblick in die neue und neueste Lyrik thun möchte — und es hilft das besser als sehr viele Worte es zuwege brächten —, der kann das mit wenig Kosten; er greife nach drei Anthologieen, die sich gegenseitig ergänzen und die bis auf die allerjüngsten Erscheinungen hinführen. Da ist zunächst ein köstliches Buch von Maximilian Bern, „Deutsche Lyrik“, das in der Universalbibliothek erschien. Das kurze Vorwort enthält die bemerkenswerte Stelle, daß die Lyrik in jedem Jahrzehnt „an originellen Anschauungen, an Ideenfülle, an ächter Empfindung und Formvollendung gewonnen, daß alle Errungenschaften der letzten Jahre auch an der Poesie nicht spurlos vorübergegangen“ seien.

Ergänzend tritt zu diesem Sammelwerk ein stattlicher Band von Karl Busse, betitelt „Neuere deutsche Lyrik“, erschienen in Otto Hendels „Bibliothek

Digitized by Google

der Gesamtliteratur". Auf 84 Seiten ist dem Buche eine gediegene literarhistorische Einleitung voraufgeschickt, die sehr nützlich zu lesen ist und durch ihre frische Schreibweise angenehm besticht. Hin und wieder läuft ein lustig unfertiges Wort über eine lyrische Größe mit unter, das man bei all seiner Herbheit doch dem Schreiber und Poeten nicht übelnehmen kann. — Aeußerlich sehr unscheinbar, dafür aber seinem Inhalte nach um so wertvoller, reiht sich an diese beiden ein Werk, das für 10 Pfennig in jeder Buchhandlung zu erstehen ist: Ludwig Jacobowski's „Neue Lieder für's Volk." Die besten neueren Dichter sind da vereint. Es ist ein Büchlein, dem nichts Gleiches an die Seite gestellt werden kann; sein Verleger ist M. Liemann in Berlin. Wer dies Buch in Format eines Taschenfahrplans auf dem Wege lyrischen Kunstgenusses als Führer gelten läßt, der erhält vom Stande der heutigen deutschen Lyrik einen besseren Einblick, als das dickleibigste Compendium über die Sache ihm verschaffen könnte.

Es kann dem Leser dieser Bücher wenig mehr frommen, wenn er hinterher erfährt, daß gegenwärtig in der Lyrik drei Strömungen vorherrschen, als da sind erstens die Symbolisten, deren Kunst „sich am engsten an die entsprechende Malerei anschloß und ihre gemachte Altertümlichkeit poetisch wiederzugeben strebte" (Vertreter: Dehmel, Bierbaum, Falke), — zweitens die Aestheten oder Atelierkünstler, die den Satz l'art pour l'art auf die Spitze trieben und eine „künstliche Kunst zu persönlichen Genußzwecken"[1]) pflegten (siehe: Stephan George, Mombert, von Hofmannsthal) — ferner endlich die selbständigen Naturen, die unsere Lyrik wirklich fortbilden im Sinne der Storm, Mörike, Keller — wozu sich natürlich alle rechnen, die nichts Symbolistisches oder Atelierkünstlerisches an sich verspüren. Denn er liest in diesen drei Sammlungen, daß unsere Lyrik immer noch gesund und schön ist.

Wie aber, und damit kämen wir gemach zum zweiten Teil bei Untersuchung unserer Lyrik, steht es mit dem Anteil katholischer Dichter an der lyrischen Blüte der Gegenwart? Wollte man es nach den drei angeführten Sammlungen beurteilen, so stünde es kläglich damit. Denn außer der einzigen Annette von Droste, die in den drei Büchern zu finden ist, sowie Martin Greif, der im kleinen Liede Großes schuf, hat nur noch die Zehnpfennigsammlung ein paar Gedichte unseres Dreizehnlindensängers Friedrich Wilhelm Weber aufzuweisen.

Nun ist freilich eine Anthologie noch kein sicherer Wertmesser der Leistungen einer bestimmten Richtung. Keiner der drei Herausgeber mochte Interesse daran haben, vollwertige Proben unserer Lyriker auszusuchen. Daß aber auch hier ein Suchen von Erfolg gekrönt wäre, das hoff' ich, im Verlaufe dieses Aufsatzes darzuthun.

Es bedarf „nur eines katholischen Lyrikers, um eine künstlerisch vollgültige katholische Lyrik zu schaffen", sagt Ernst Gystrow in seinem Buche „Der Katholizismus und die moderne Dichtung". Er begründet diese, in seinem Munde bemerkenswerte Behauptung aus dem Wesen der Lyrik heraus,

---

1) Die Citate nach Adolf Bartels, „die deutsche Dichtung der Gegenwart", 3. Aufl. S. 263 ff.

Digitized by Google

wenn er sagt: „In der Lyrik steht eben der Dichter allein vor uns und kündet uns seinen Glauben.“ — Epik und Drama objektivieren die persönliche Anschauung und stempeln sie zum allgemeinen Gesetz; „ächte Lyrik ist Bekenntnis des Subjektes; in ihr ist jede Religion subjektivistisch und darum auch dem modernen Empfinden vertraut.“ Das heißt mit anderen Worten: Auch wir Modernen werden dich, katholischen Lyriker, anerkennen und verstehen, sofern du nur — etwas kannst.

Weisen wir also nach, daß auch wir Lyriker haben, die etwas, die ganz Respektables können.

Kritische Umschau.

Romane und Erzählungen.

Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem, Die blonden Frauen von Ulmenried. Eine Familiengeschichte. 4. Aufl. C. Piersons Verlag, Dresden. 1900.

Nach dem Muster von Gustav Freitags „Ahnen“ versucht die Dichterin in diesem Roman, die Geschichte einer Familie aus vier Jahrhunderten zu entwerfen. Der Erfolg des Buches, es liegt heute in der vierten Auflage vor, ist schon ein Beweis dafür, daß dieser Versuch der Dichterin gelungen ist. Der Ton der einzelnen Zeitepochen ist sowohl im Milieu, wie im Dialog gewahrt, es sind wirklich Menschen aus jenen Zeiten, nicht moderne Menschen in altem Gewande. Die Geschichte setzt im Jahre 1551 ein; die schwarze Spanierin, die sich der Herr Ludwig Christoph zu Ulmenried zur Frau genommen, entdeckt, daß ihr Gemahl sie mit der blonden Eva betrüge, und flucht sterbend allen blonden Frauen von Ulmenried. Schon im nächsten Jahrhundert, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, zeigen sich die ersten Folgen dieses Fluches: Ludwig Christophs Enkel war nicht glücklich in seiner Ehe, seine eigene Frau verrät das Land an Tilly und er nimmt den Verrat auf sich und findet den Tod durch das Beil. So setzt diese Familiengeschichte fort, immer wieder bewahrheitet sich der furchtbare Fluch der betrogenen Frau. Der letzte Sprosse von Ulmenried verbrennt in seinem Ahnensitze und wird an der Seite der blonden Eva, jener unglücksbringenden „Bernsteinhexe“, bestattet.

Das Buch bildet eine angenehme Abwechslung gegenüber jenem gewöhnlichen Familienblattfutter und ist geeignet, die alte Zeit recht lebhaft zu veranschaulichen.

Wien. Carl Conte Scapinelli.

Digitized by Google

C. von Dornau. „Das Kuckucksei". Eine Familiengeschichte. Berlin. Otto Janke.

Auf der breiten, ausgefahrenen Straße der Convention humpelt ein alter Komödiantenkarren dahin, in dessen Innern das ganze, vergilbte Rüstzeug der alten Romane, alle verbrauchten Marionetten durcheinander geschüttelt werden. Der Ausbund von Bravheit und der Böse und Faule unterscheiden sich äußerlich schon durch den Anstrich, im Grunde sind beide mit Werg oder Sägspänen gefüttert und ausgestopft. Die Fenster dieser wandernden Bude sind verschlossen und dicht verhängt, damit ja kein frischer neuer Luftzug in's Innere dringe, damit ja kein Insasse hinaussehen könne auf die bunte Welt, die sich rechts und links vom breiten Wege in ihrer Farbenpracht und unergründlichen Vielseitigkeit ausbreitet. So manche Schriftsteller und noch mehr Schriftstellerinnen sind verurteilt, ihr ganzes Leben in diesem Wagen die Welt zu bereisen; ob daran ihr Unvermögen oder nur ihre materielle Lage Schuld ist, läßt sich oft kaum mehr entscheiden. Ihre Producte sind so conventionell, so alltäglich, so äußerlich, daß nur der urteilslose Leser oder der Gewohnheitsleser daran Gefallen finden kann, weil ihm die alten Schablonefiguren wie notwendige Uebel des Romanes erscheinen mögen; er sucht im Buche nicht mehr wirkliche Menschen, sondern die oberwähnten Marionettenfiguren. Diese wird er auch im „Kuckucksei" von C. Dornau finden. Ich glaube, ich habe damit genug über dieses Buch gesagt; denn tadeln kann man nur die ganze Richtung. Gibt es keinen neuen Gottsched, der gegen diese traurigen, ungewollten Hanswurstiaden auf die moderne Gesellschaft aufsteht?

Wien. Carl Conte Scapinelli.

Frauenfrage.

Laura Marholm, Die Frauen in der sozialen Bewegung. Mainz 1900. Kirchheim. 8° 186 S. Preis 1,80 Mk.

Auf das hohe Lied der Geschlechtsliebe im „Buche der Frauen" läßt M. nun die oben angezeigte Schrift folgen. Die mit dem Thema zuweilen lose zusammenhängenden 12 Skizzen enthalten Principielles, Geschichtliches und Nebensächliches. Letzteres enthält die literarisch wertvollsten Partien. „Geistige Werthe" — „Sind wir — oder sind wir nicht" „Das Weib und die Mode" „Das Empfinden der Mutter" „Mutter und Kind" sind aus feinster Beobachtungsgabe hervorgegangen und mit jener etwas lockeren, aber doch sicheren Pinselführung hingearbeitet, wie sie nun einmal M. eignet. Wenn ich die in der „Kultur" schon veröffentlichte Skizze „Sind wir — oder sind wir nicht" unter dem Titel „Nebensächliches" registrire, so bin ich mir des Gegensatzes zu den Anschauungen der Verfasserin wohl bewußt. Aber ich bitte Sie, Verehrte, wie viel Frauenliebe (in höherem Sinne) würde denn für das Elend des Lebens flüssig werden, wenn erst von jedem die Grundidee dieser ja feingestimmten Seelenanalyse erlebt werden müßte! Erst wenn wir in allen Fingerspitzen fühlen! „Wir sind — erst dann können wir andern beistehen zu sein." (S. 116) Die Hauptsache ist: Wir wollen; wir wollen mit jenem Liebeswillen, den Miri am Eck im dritten Kapitel ihrer „Jungfräulichen Frau" meint. Dann brauchen wir auch nicht zu warten, bis an einem schönen Morgen wir die Wahrheit erleben: „Wir sind". „Man erlebt das überhaupt nicht als eine Stimmung, sondern diesen Seelenzustand des „Zusichkommens", des inneren Fertig- und Klarseins erringt man sich durch Leiden und Entsagung und Arbeit im Dienste und zum Segen Anderer. Diese christlichen Ideen der Entsagung, der dienenden Liebe, der Unterwerfung klingen

Digitized by Google

nun wohl in den principiellen Ausführungen M's an, besonders in dem Schlußkapitel „Die Gottesmutter". Sie aber mit dem scharf betonten Rechte des Weibes, „sich selbst stärker zu empfinden, sich stärker ihrer selbst bewußt zu werden" sich „zu bewegen", in Einklang zu bringen, ist der Verfasserin meiner Ansicht nach nicht ganz gelungen. Man sieht daraus, wie schwierig sich die Probleme gestalten, wenn man die Sache, wie es Marholm thut, in ihrer psychologischen Tiefe anfaßt. „Der Abgrund der Frauenfrage" „Aus Not oder Fülle" „Ehe, Cölibat und Prostitution" sind die Partieen, in denen die ehemalige und die jetzige Marholm um einen befriedigenden Ausgleich in einer höheren Einheit ringen. Die einst dem Weibe, „der Kapsel über einer Leere, die erst der Mann kommen muß zu füllen" im hohen Lied der Liebe das sinnliche Ausleben gepredigt hat, sucht nun eine Theorie des christlichen Auslebens zu gestalten. Daß sie dabei eine Suchende noch ist, wird ihr Der zuletzt verargen, der weiß, wie unsere Moralisten den Abgründen modernen Frauenempfindens und Denkens meist ahnungslos gegenüberstehen. Auch Rösler kommt in seiner „Frauenemanzipation" über die wirtschaftliche Seite der Frage nicht weit hinaus. So flüchtet sich denn M. in die Vergangenheit und konstruirt sich das Ersehnte nach einzelnen Anhaltspunkten für das Mittelalter zusammen. In den Skizzen „Der Urgrund der Frauenfrage" „Die Frau im Mittelalter" „Der Weg ans Ende" arbeitet M. nach der großzügigen Weise Chamberlains, aber zu blenden wie dieser, gelingt ihr nicht, dafür sind ihre Einfälle doch zu subjektiv. Der Hauptfehler ist, daß sie zu sehr verallgemeinert (vgl. S. 34, 42). Ich wünsche nur, daß das Erwachen aus diesen Illusionen ein nicht zu ernüchterndes für sie wird. Warum denn auch der mittelalterlichen Kirche hier und auf anderen Gebieten die Lösung von Aufgaben zumuten, die damals in der heutigen Komplizirtheit gar nicht bestanden?

Diese kurzen Bemerkungen zeigen schon, wie M's Buch reiche Anregung zum Nachdenken und Weiterdenken bietet. Ich glaube, daß M's „Frauen" wie Eck's nach mancher Seite ergänzende „Jungfräuliche Frau" die ebenso interessante wie wichtige Frage wirklich weiter fördern. Dr. Thalhofer.

Mitteilungen.

Noch rechtzeitig für den „diesjährigen Weihnachtsmarkt" erschienen soeben die neuen Gedichte von Hans Eichelbach unter dem Titel „Sommersänge" im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn. Preis geb. 3.60 Mk. Wir werden auf das Buch in einem Artikel von Dr. Joseph Brester noch näher zurückkommen und verweisen auf die Arbeit von Dr. Schonnefeld über Hans Eschelbach, die wir in Nr. 6 und 7 des vorigen Jahrganges veröffentlichten.

— Otto von Schachings bekannte Erzählung „Der Judas von Oberammergau", ist jetzt in Buchform auch im Französischen (Verlag von Lethielleux in Paris) erschienen; auch ins Italienische ist sie übersetzt worden. Eine englische Ausgabe befindet sich in Vorbereitung.

Herausgeber: A. Lohr und M. Pfeiffer in München. Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstraße 5. Druck und Verlag von Rudolf Abt in München.

Digitized by Google

II. Jahrgang. 1900. Heft 3.

An die deutsche Muse.

O deutsche Muse! Wie so wunderlich
Hast du im Lauf der Zeiten dich verändert.
Wo blieb die Jungfrau keusch und minniglich?
Im frechen Putz, gepudert und bebändert,
So schreitest du zum Völkermarkte hin,
Dich selbst anpreisend an der Gassen Ecken
Und winkst dem Russen, läufst dem Briten nach,
Schielst selbst mit Zola, dem gemeinen Gecken.
Laut lachst du wohl! Der Jugend Röte blüht
Wie frischer Purpur noch auf deinen Wangen.
Doch ist es Schminke; ach, die Jugend ist
Mit deiner Reinheit längst dahingegangen.
Demut und Unschuld nennst du Dummheit nun,
Sprichst von der Liebe nur in frechen Worten,
Bekennst mit Scheu dich und mit Frösteln bloß
Noch zu den Kindern aus dem ernsten Norden.
So ganz entfremdet! Dennoch sprach man jüngst,
Du lägst in dunklen Nächten voll von Reue
Auf deinen Knien und schriest zu Gott empor
Um alte Reinheit und um alte Treue;
Du wärst verhüllt vom schwarzen Trauerkleid
Im Dom erschienen, auf dem Chor, dem hohen —
Und als der Kinder süßes Loblied klang,
Seist du laut weinend vor dir selbst geflohen.

M. Herbert.

Digitized by Google

Gabriele d'Annunzio als Dramatiker.

Von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

So reich die Gegenwart an literarischen Erzeugnissen, Theaterstücken und Romanen, Gedichten und Stimmungsbildern ist, so selten ragt eine Erscheinung hervor, die uns als Persönlichkeit fesselt, die uns zwingt ihre Gedanken mit Interesse zu vernehmen, mögen wir auch Gegner der ausgesprochenen Meinung sein. Die Werke solcher Menschen sind international. Ob sie in Italien oder Rußland, in Paris oder London erscheinen, sie gehören uns ebenso gut wie den Landsleuten des Dichters. Der Stempel des allgemein Menschlichen ist überall giltig und ein freier Flug der Gedanken, die den herkömmlichen Weg verlassen, überwindet die Grenzen. Das Gastrecht in der Literatur, dessen Wesen sich vor allem in den Uebersetzungen fremder Werke zeigt, ist seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bei keinem Volke so weitgehend als bei den Deutschen ausgeübt worden. Manchmal ergeht es unseren Poeten sogar wie dem heimkehrenden Odysseus, den die Gäste des Hauses vom eigenen Tisch vertreiben wollten. In der weitgehenden Aufnahme des Fremden zeigt sich ein Reichtum des Geistes, der die Kraft in sich fühlt das Große, woher es kommen mag, besitzen und verwalten zu können. Der Umgang mit bedeutenden Ausländern erweitert den Gesichtskreis leichter als das abgeschlossene Leben der Heimat, denn wir stehen den Fremden unbefangener gegenüber; sie sind weniger in den Streit der Parteien gezogen. Im heutigen Italien erhebt sich um Haupteslänge über seine Genossen der Dichter Gabriele d'Annunzio, dessen letztes Trauerspiel „Gioconda" auf dem römischen Theater mit den in Deutschland bekannten Künstlern Eleonora Duse und Comete Zacconi, aufgeführt wurde und vor kurzem in deutscher Uebersetzung erschien (Berlin, S. Fischer). Eine Seele lebt in den rauschenden, glänzenden Sätzen, die unser Ohr nicht wie die täglichen Reden guter Bekannter berühren, aber dennoch durch ihre tiefempfundene Menschlichkeit das Gemüt ergreifen, als würden sie von Freunden gesprochen: eine Seele, die der Gegenwart angehört bis in die feinsten Schwingungen haarklein zergliederter Gefühle. Trotzdem greift d'Annunzio in der Art seiner Charakterschilderungen in die Mitte unseres Jahrhunderts zurück.

Digitized by Google

Der Maler Dante Gabriele Rossetti, ein Sohn des Lyrikers, der seine Begeisterung für die Freiheit Italiens in der Verbannung büßte, scheint mir das Vorbild für die symbolisch mystischen Gestalten in d'Annunzios Werken vom Roman „Tre Vergine delle Rocce" bis zu den Tragödien „Città morta" und „Gioconda". Rossetti war der eigentliche Gründer der modernen präraphaëlitischen Malerschule, die in England Boden fand und von dort aus den Geschmack der Welt eroberte. Die langen, überschlanken Gestalten mit den spitzen Fingern, den harmonisch abgestimmten, wallenden Gewändern und den glänzenden melancholischen Augen, in denen neben der Thräne die Leidenschaft der Grausamkeit lauert, sind uns aus den Bildern des Londoner Meisters Burn Jones bekannt. In den Dichtungen d'Annunzios begegnen sie uns wieder. Es liegt kein Widerspruch darin, daß der Dichter durchaus modern empfindet und gleichzeitig seine Gestalten den Modellen des veralteten Rossetti nachbildet, denn unsere Zeit mit Möbeln, Moden und Empfindungen ist in ihrem nachahmenden Lauf von Renaissance, Rokoko, Empire bei den Gegenständen aus den Tagen der Großeltern angekommen. Stilisierte Menschen möchte ich die Wesen nennen, die mit schönen Worten und schönen Bewegungen von der Bühne herab die Tragödie des selbst verschuldeten Elends verkünden. Man hat dem Dichter vielfach vorgehalten, unmoralisch zu sein und in der Schilderung des Lasters zu schwelgen. Ist sie poetisch erhaben durchgeführt, so gebührt ihr aber ein hervorragender Platz in der Dichtung, und Leute, die dem Verfasser daraus einen Vorwurf machen, kommen mir vor wie die Gesellschaft des Landgrafen in Wagners Tannhäuser, die mit kindischer Scheu und hastender Eile den Saal verläßt, sobald der Minnesänger vom Glanze des Venusberges spricht. Das Reich der Dichtung ist groß, es muß auch Raum haben für die begeisterte Sprache sinnlicher Glut, die d'Annunzio wie wenige zu meistern versteht.

Wer die freie Sinnlichkeit, die mit heißer Pracht über mancher Szene und manchem Kapitel liegt, mit dem Unsittlichen verwechselt, hat mit diesem Vorwurf recht. Wer jedoch das sittlich Gerechte im Wesen des Ganzen zu erkennen vermag, muß in den Werken des Italieners den tief moralischen Kern entdecken, den Shakespeare in die Worte kleidet: „Die Götter sind gerecht. Aus unseren Lastern erzeugen sie das Werkzeug unserer Strafe." Deutlich tritt dies Gesetz in den Romanen, mit plastischer Klarheit in den Trauerspielen zu Tage.

Nur die „Città morta" macht eine Ausnahme, sie ist eine Schicksalstragödie wie die Braut von Messina, wie Grillparzers Ahnfrau, poetisch erschütternd aber in der Wirkung verfehlt, weil wir den Grund nicht einsehen, warum diese guten, in ausgefeilten Perioden deklamierenden Menschen so grausam vom Schicksal heimgesucht werden. Das Schicksal selbst in flammenden Worten zur tragischen Größe zu erheben, wie es die Dichter der Antike und Schiller verstand, gelang dem Modernen nicht, seine Charaktere sind zu klein, um nur durch ihr Geschick zu erschüttern, die innere Umgebung dieser Menschen zu gering, leben sie auch bei den Trümmern von Mykene. Das italienische Theater blieb diesem Stück bisher verschlossen, das in Paris von Sarah Bernhardt dem Sensationsbedürfnis der Franzosen zuliebe gegeben

Digitized by Google

wurde. Leider sind Erhabenheit und Lächerlichkeit gar nah benachbart und mancher Ausdruck übertriebenen Gefühles, der gelesen als der Gedanke eines Dichters erscheint, tönt grotesk von den Lippen des Schauspielers. Die Gestalt der blinden Anna, die von ihrem Gatten betrogen wird, grenzt bereits durch die genaue Darstellung des Gebrechens an das Pathologische, wenn auch die Szene, in welcher die ersten Zweifel an die Treue des Geliebten in der Brust der Verlassenen aufsteigen, zu den ergreifendsten Auftritten moderner Dichtung gehört. Anna fühlt mit der keimenden Eifersucht die niederdrückende, gewaltige Last der toten Augen und im tastenden Suchen der Hände, ob die Nebenbuhlerin schön sei, liegt unendliche seelische Qual. Die Autoren der vergangenen Zeit rückten das lieblich Hülflose bei der Darstellung blinder Frauengestalten in den Vordergrund. Bulwers Nydia in „den letzten Tagen von Pompeji" ergreift uns zum Beispiel ohne zu erschüttern. Die Gegenwart hält solche poetische Verklärungen für unwahr. Zeigt Sudermanns „Glück im Winkel" auch das innere Gleichgewicht des blinden Mädchens, dessen Resignation ein bescheidenes Glück schaffen konnte, so tritt doch mehr das Peinliche des Leidens als der stille Seelenfrieden zu tage. Nur Maeterlinck verstand es, in „Les Aveugles" — der Tragödie der Angst — das Pathologische vergessen zu machen, indem er den Blinden das Körperliche nahm und sie zu reinen Symbolen des menschlichen Nichtwissens erhob. Er breitete einen Schleier der Furcht über das Buch, der über jedem Wort, über jeder Bewegung der Armen liegt, die nach dem Tode des Führers nicht wissen, wo sie sich befinden und wohin sie sollen. Dieses Angstgefühl — glaube ich — wollte d'Annunzio in der „Città morta" erwecken. Es ist erstickt unter der ewig gleichen lyrischen Deklamation, mit der die Blinde und die Gelehrten, die Schwester und die Amme sprechen.

Diese Eintönigkeit der schönen Sprache ist der größte Fehler d'Annunzios, sie macht aus den Charakteren wesenlose Schemen und verhindert, daß der Zuschauer sich für Menschen, die nur sprechen, erwärmt. In den Dramen unserer Klassiker, in Molières Alexandriner-Lustspielen und den antiken Tragödien sprechen alle Personen im gleichen Versmaß und im gleichen Wohllaut der Sprache, aber trotzdem redet jeder Charakter mit seiner eigenen Zunge und der Ausdruck wechselt dem Menschen entsprechend. Dies hat d'Annunzio übersehen, als er eine Prosa zu schaffen versuchte, deren einschmeichelnde Schönheit die Poesie übertreffen sollte. Seine Sprache erinnert mich an Felix Dahn, dessen Helden und Könige, Knechte und Frauen sich auch ohne Ausnahme im gleichen wiegenden Pathos ausdrücken.

Als ich der ersten Aufführung des „Sogno d'un mattino di Primavera" (Traum eines Frühlingsmorgens) in Rom 1898 mit Eleonora Duse beiwohnte, rief das Publikum, statt dem Autor Beifall zu zeugen: Evviva Goldoni! Der Erinnerungstraum einer Wahnsinnigen an ihr vergangenes Glück wurde trotz der wunderbaren Diktion als unangenehmer Nervenreiz empfunden und die gesunde Kunst der Vergangenheit stürmisch begehrt nach dem gesucht krankhaften Worte des Symbolisten.

D'Annunzio, der voll poetischer Begeisterung träumte, nahe von Rom in den Albanerbergen ein Bayreuth für die italienische Schauspielkunst zu gründen,

Digitized by Google

will jetzt dem Theater entsagen und hat seinen Entschluß einem Freunde mitgeteilt, der diese Unterredung in der Tribuna (15. Okt.) veröffentlichte. Es klingt der Seufzer eines Dichters durch die Zeilen, der sich auf den Höhen seines Ruhmes verkannt sieht, weil Schauspieler und Publikum sich weigern, ihm auf dem Wege des „neuen Dramas" zu folgen. Ist es aber ein neues Drama, das in der „Città morta", in „Gioconda", in den „Träumen des Frühlingsmorgen und des Herbstabends" geschaffen wurde und nach Anerkennung ringt? Wir sehnen uns, seit der Schwerpunkt von der äußeren Handlung zum inneren Motiv überging, nach diesem neuen Drama. Hätten wir übersehen, daß es uns von d'Annunzio geboten wurde?

Daß der gefeierte Lyriker und Romancier auf seiner Bühnenlaufbahn viel Interesse aber wenig Erfolg gefunden, spricht nicht dagegen. Manches Lustspiel des Aristophanes, Racines Phädra, Grillparzers „Weh dem, der lügt", Wagners „Tannhäuser" wurden bei ihrem Erscheinen abgelehnt.

Gioconda, das neueste der Dramen — denn Gloria, das in der Buchausgabe denen gewidmet wurde, die es ausgepfiffen, kommt literarisch nicht in Betracht — führt uns in die Werkstätte eines Bildhauers zu Florenz. Zwei Frauen kämpfen um die Liebe des Künstlers, seine Gattin und Gioconda, ein rätselhaftes sphynxartiges Wesen, die ihn zu seinen künstlerischen Schöpfungen begeisterte. Es ist das alte Motiv der himmlischen und irdischen Liebe, Elisabeth und Frau Venus, die um Tannhäusers Seele streiten. Die Geschichte ist für unseren Geschmack auf moderne Menschen übertragen und aus der ewigen Seele ist die Künstlerseele Lucio Settalas geworden. Wie Hauptmanns Glockengießer schwankt Lucio zwischen beiden Frauen, dankbar verehrt er seine Gattin Silvia und kann sich ein Leben ohne Giocondas Reize nicht denken. Er versucht sich zu töten, um dem inneren Zwiespalt zu entgehen, wird aber durch die treue Pflege Silvias trotz der Lebensgefährlichkeit der Wunde gerettet und glaubt in der zärtlichen Stimmung des Genesens die Verführerin zu vergessen. Doch Gioconda ist willens, um ihre Liebe zu kämpfen und fordert ihn auf, sie unter der Statue wiederzusehen, die er nach ihren Reizen geschaffen. An seiner Stelle kommt Silvia und beide Frauen streiten sich in schönen Reden um das Recht auf Lucios Liebe. Die Szene ist mit der einfachen ruhigen Größe romanischer Kunst aufgebaut und gipfelt in den Worten Silvias: „Mein Gatte liebt dich nicht mehr und ich bin beauftragt es dir zu sagen". Die leidenschaftliche Gioconda wallt in mächtigem Zorne auf und will die Statue — die Zeugin vergangener Liebe — vom Sockel stürzen, sie zertrümmern. „Ich habe gelogen!" schreit Silvia, mit ihren schwachen Armen das Kunstwerk zu retten versuchend, doch es fällt und zerschmettert die beiden Hände der Frau — die größte Schönheit, die sie besessen. Silvias tragische Schuld liegt in der Lüge, doch die Strafe steht in keinem Verhältnis zur That. Hier wird d'Annunzio wieder pathologisch und statt das Drama an dieser Stelle zu schließen, läßt er einen quälenden, unendlich peinvollen vierten Akt folgen. Ohne Hände weilt Silvia am Gestade des Meeres, von Lucio, dem sie alles geopfert, verlassen. Nach der Katastrophe, kaum genesen, will sie ihr Töchterchen Beata zum ersten Mal umarmen und empfindet nun das Fehlen der Hände, da sie ihr Kind nicht liebkosen und seine Blumen nicht

Digitized by Google

ergreifen kann, mit derselben Härte wie Anna in der „Città morta" die Blindheit bei der ersten Regung von Eifersucht. Tragisch aber nicht dramatisch ist dieser Schluß, dessen erschütternde Wirkung nicht im Moment, sondern in der Dauer der Qualen liegt. Eine Frau mit abgeschlagenen Händen ist kein künstlerischer Vorwurf. Shakespeare läßt im Titus Andronikus Lavinia auf dieselbe Weise verstümmelt erscheinen, denn sein Jahrhundert fand noch eine naiv grausame Freude an der Darstellung körperlicher Schmerzen. D'Annunzio schildert zwar die seelischen Leiden im Unterschiede zur Vergangenheit, allein das Auge des Zuschauers muß die verhüllten Arme der Heldin als unästhetisch empfinden. Und das neue Drama muß — so altmodisch es klingen mag — ästhetisch wirken.

Der Einakter „Traum eines Herbstabends", für mein Urteil in seiner drängenden, den Meereswogen vergleichbaren Sprache das schönste unter d'Annunzios Dramen, führt uns an die Ufer der Brenta bei Venedig, wo die Witwe des Dogen Gradeniga im Garten ein altes Zauberweib an dem Bilde ihrer Nebenbuhlerin die mittelalterliche Beherung vornehmen läßt. Den Fluß herunter kommen die Nachen mit der fröhlichen Gesellschaft des treulosen Geliebten und seiner Kurtisane. Kaum hat jedoch die Alte ihr höllisches Werk vollendet, flammt in den geschmückten Kähnen Feuer auf und alles verderbend und vernichtend fährt die lodernde Flotte die Brenta herunter. Die Dogaressa beweint den selbstverschuldeten Untergang des Geliebten. Ein antiker, großer Zug weht durch dies Bild, eine Rückkehr zur festen gebundenen Form der Vergangenheit kann ich darin erkennen, aber auf der Bühne wirkt opernhaft, was im geschriebenen Gemälde mächtig scheint.

Was ist es aber, das d'Annunzio über seine Zeitgenossen erhebt, was fesselt uns in allen seinen Werken und erhebt sie über die lokalen Erscheinungen der italienischen Literatur? Die schöne Sprache verliert sich in der Uebersetzung, die Bilder, die dem Italiener begreiflich erscheinen, sind für uns leicht unnatürlich und gesucht. Aber die Rückkehr aus der Verschwommenheit zum makellosen, klaren Aufbau, die Einfachheit trotz des schleppenden Gewandes der Worte, der Trieb unter allen Umständen „schön" zu wirken, selbst im pathologischen Moment, zeigen eine suchende, ein Ideal erstrebende Künstlerseele, von der man berechtigt ist mehr zu erwarten, als sie geboten.

Digitized by Google

Neue Lyrik.

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

Vier Dichter und fünf Dichterinnen melden sich zum Wort; lassen wir den Damen den Vorzug. — Zunächst präsentiert sich in hübschem Einband eine ziemlich umfangreiche Gabe der am 6. Oktober 1898 verstorbenen Margarethe Mirbach.[1]) Die Schwester der Verewigten hat die Sammlung redigiert. Vielleicht würde eine Herabminderung in der Zahl der Gedichte, wobei das weniger Gelungene ausgeschieden wäre, für die Kennzeichnung der frommen Sängerin mehr bedeutet haben; aber es fragte sich, wo die Pietät mit dem künstlerischen Gewissen in Konflikt kam. Jedenfalls ist eine Erscheinung wie Margarethe Mirbach der vollen Beachtung wert. Ihr Talent war nicht auf das Große und Bedeutende, sondern auf das Sinnige und Einfache gestimmt. Ihr religiöses Empfinden ist kindlich in seiner Einfalt und Hingabe. Daß hin und wieder schalkhafte Töne anschlagen, ist bei dem langen Leidenswege der Poetin erstaunlich; denn von der Mitte ihrer zwanziger Jahre „wurde das lebensfrohe, ideal veranlagte Mädchen von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, welche, in ihrer Schmerzhaftigkeit sich steigernd, sie bald ganz an die Krankenstube fesselten und allmählich von der Außenwelt abschlossen." (Vorwort.) Wer die Gedichte in einem auslesen wollte, würde nicht weit kommen und bald den Geschmack daran verlieren. Aber von Zeit zu Zeit eine friedliche Stunde sich mit Margarethe Mirbach zu unterhalten, das ist ein ganz anregender Genuß. Die strenge Sonde künstlerischer Wertung dürfte freilich an die Sammlung nicht überall gelegt werden.

Als Volksdichterin ist Johanna Ambrosius seit Jahren in den Zeitschriften gepriesen und — hin und wieder — abgelehnt worden; ihre Gedichte erfreuen sich einer großen Verbreitung. Vom ersten Teile gingen

[1]) „Nach Oben", Gedichte von Margarethe Mirbach. Mit dem Porträt der Verfasserin. 268 Seiten, geb. 4,50 Mk. (Köln, Bachem.)

Digitized by Google

bereits 38 Auflagen in die Welt. Der vorliegende 2. Theil der Gedichte[2]) erschien bereits in 7. Auflage. Mag sehr vieles zu diesem Erfolge und zu dem der ersten Sammlung die geschickte Mache beigetragen haben, die von den Freunden der Dichterin ins Werk gesetzt wurde, so darf auch nicht verschwiegen werden, daß die Spende der Ambrosius selber wert ist, verbreitet zu werden. Man hat gesagt, sie sei ein angelesenes Gartenlauben-Talent; ihr Gedichtbuch beweist, daß sie über einen reichen Schatz eigener Töne verfügt. Zuweilen findet sich ein eckiges, unbeholfenes Gedicht, wie etwa S. 17; im übrigen aber ist ihre Technik durchgebildet, man möchte fast sagen, verfeinert, und wenn das alles angelesen ist, dann hat sie großen Fleiß auf die Loslösung von ihren Vorbildern verwandt. Wenn man ihre Verhältnisse nicht durch die vielen Artikel kännte, würde man Johanna Ambrosius für eine in guter Schule erzogene Dame halten. Was an die Frauen gewöhnlicheren Schlages erinnert, ist vielleicht ihre große Redseligkeit, die in ihren Bereich zieht, was ist und was geschieht. Diese Redseligkeit mißfällt mir an ihr. Manches Gedicht verlängerte der Strom der Rede, ohne daß er den poetischen Vorwurf klarer hinstellte oder vertiefte. Daß daneben auch ganz einwandsfreie vollendete Lyrika sich vorfinden, sei besonders betont.

Der Ruhm der Volksdichterin muß wohl etwas Verführerisches haben; Grete Baldauf geizt danach schon im Titel.[3]) Sie setzt sogar selbstbewußt dem Titel das Ausrufungszeichen nach. Wie dem vom Verlage beigelegten Waschzettel zu entnehmen ist, haben größere Zeitschriften schon der jungen 22jährigen Korbmacherstochter aus dem Erzgebirge ihre Protektion zugewandt; die bisherige Kellnerin möchte ihrem Berufe entsagen und Lehrerin werden. Es ist ihr dazu alles Glück zu wünschen; ob aber ihr Talent so groß und bedeutend ist, wie in der „Gesellschaft" und anderswo gesagt wird, ist mir durch die vorliegende Sammlung nicht erwiesen. Ein inniges Lied wird der Dichterin indes gelingen.

Ein entschiedenes Talent für Lyrik besitzt T. Resa. Dies offenbart sich in ihren Gedichten.[4]) Eine glühende Sehnsucht nach Liebe und Glück machte sie zur Dichterin. Ihre Sprache wetteifert mit der einer Anna Ritter an Prägnanz des Bildes, überraschender Treffsicherheit und Klarheit der Anschauung. Aber sie ist trotz der Glut ihres Empfindens zurückhaltender als die Ritter. Diese bleibt immer Weib und würde es nicht fertig bringen, unter der männlichen Maske aufzutreten. Das gelingt T. Resa, ohne daß die Illusion durch falschen Ausdruck gestört würde. Auch die schönen Balladen des Buches haben durchweg die klagende oder triumphierende Minne als Motiv; einige schwermütige Klänge vom Tode und seiner unbesiegbaren Macht machen die sehnsüchtige Stimmung noch dunkler und tiefer. Aber auch heitere Weisen gelingen, so S. 118, 120 und 42. — Wie sehr es T. Resa ge-

[2]) Gedichte von Johanna Ambrosius, ausgewählt von Prof. Karl Weiß-Schrattenthal. II. Teil, 7. Aufl., Königsberg, Ferd. Bayers Buchhandlung. 160 Seiten, geb. 4 Mk.

[3]) Lieder des Mädchens aus dem Volke! Von Grete Baldauf. 4. Auflage. Dresden, Pierson. 44 Seiten, 0,75 Mk., geb. 1,75 Mk.

[4]) Gedichte von T. Resa. 160 Seiten. Königsberg, Ferd. Beyer. Preis 4 Mk.

Digitized by Google

geben ist, mit intuitiver Kraft sich in eine fremde Wesenheit zu versenken, das zeigt ihr Cyclus „Opfer der Liebe".[5]) Hier gelingt die artige Fiktion, daß unsere Dichterin selber das Opfer der Liebe sei, vollkommen, und die Auflösung des Versteckspiels ergibt sich ganz ungezwungen. Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn dieser Cyklus eines der bedeutendsten lyrischen Produkte des letzten Jahres genannt wird. Glut der Empfindung und Ausdruckskraft muten ungewöhnlich an. Das verratene, verachtete Weib beschämt in seiner Seelengröße den erbärmlichen Verführer; wir erhalten von den Regungen ihres Seelenlebens ein erschütterndes Bild. Einmal ist sie auf dem Wege, dem unsagbaren Leide ein Ende zu machen, aber noch gelingt ihr die

Umkehr.

So sei getrunken bis zum Rest,
Du Kelch der Leiden und des Hasses!
Ach, nur ein kleines, schwaches, blasses —
Ein Kinderhändchen hält dich fest.
Zerbrochen hat es deine Macht,
Du Pfad der Ruh, von dem ich scheide;
Verhüll' ihn wieder, starre Heide —
Verhüll' ihn wieder, schwarze Nacht.

Möge der talentierten Dichterin, die frei singt, daß sie die „Jugend schon hinter sich" habe, durch anerkennende Aufnahme Mut und Lust zu weiterem Schaffen erwachsen.

Rosa Rübsaamen[6]) weiß ihre Empfindungen in ein gefälliges Versgewand zu kleiden. Ihr Empfinden ist durchaus gesund und frisch; es berührt wohlthuend und zuversichtlich. Wenn sie sich hin und wieder die Pose der glutentfachten Leidenschaftlichkeit zu geben bemüht ist, so fällt es uns schwer, daran zu glauben und wir sehen sie lieber in ihrer natürlichen Sphäre, oder wenn sie Humoristisches bietet. Einige Stücke im Siegener Dialekt sind sehr hübsch; daneben muten auch neckische Gedichte in Hochdeutsch lieblich an. Eine Ausstellung wird mir die Dichterin nicht verübeln, weil sie vielleicht selbst nicht die Empfindung dafür hat, wie wenig das Wort „süß", „mein Süßer", auf die Dauer sagt. Sie gebraucht es gar zu oft. Eine Perle unter ihren Liedern ist S. 24 „Nimm die Rose".

Als ein ernster Sänger tritt Karl Ernst Knodt vor uns. Seine Liedersammlung hat den Titel „Aus meiner Waldecke".[7]) Hier holte er sich, abgewandt vom Tageslärm, Frieden und Ruhe. Aber auch etwas anderes fand seine Seele: die heilige Liebe zur Natur, deren intimste Regungen er in schönem Verse kündet. Die hehre Größe der Natur, die stumme Hoheit des Waldschweigens führen ihn zum Ewigen, zu unserer wahren Heimat. Er grübelt gern dem Ewigen nach; die geringe Innerlichkeit des gemeinen Lebens zu beweinen, schämt er sich auch als Mann nicht. Dieser Schmerz, auch

[5]) Ebenda, 40 Seiten, Preis 1,20 Mk.
[6]) Rosa Rübsaamen, Gedichte. Berlin, Concordia. 102 Seiten. geb. 3 Mk.
[7]) K. E. Knodt, Aus meiner Waldecke. Berlin, Concordia. 144 Seit., geb. 3 Mk.

Digitized by Google

persönliche Bitternis, sind ihm so heilig, daß er von der Zeit keine Heilung erwartet und wünscht:

Heimweh ward mein innres Wesen.
Fordre drum nicht andere Klänge.
. . . Wenn vom Leben ich genesen,
Sing' ich der Erfüllung Sänge!

Es ist klar, daß so ernste Töne im Schellengeklingel der Tageslust leicht verwehen; nur wer ähnlich gearteten Herzens ist, lauscht dem Sänger; auch das ist sein heimlicher Kummer, wenn auch sein Mund sagt:

Ich möchte weiter keine Kränze pflücken,
Als die mein waldgeschütztes Thal mir weiht.
Es kann mich keine Blume mehr entzücken,
Als die mir blüht in — eigner Einsamkeit.

Nun, es ist anzunehmen, daß die Verse Knodts die verdiente Beachtung finden. Wegen ihrer reinen Stimmung und eines zauberhaften Friedens, den sie ausströmen, wäre das Gegenteil zu bedauern.

Die Bedeutung Wilhelm Idels[8]) liegt wohl mehr in den Gestalten, d. i. Balladen und Romanzen. Neun behandeln bergisch-rheinische Sagen, also Stoffe des Landes, wo unser Dichter zu Hause ist. Er ist auch in der Sagenbehandlung zu Hause. Kernig und klar treten seine Gestalten hervor. Im reinen Liede wird die zwingende Gewalt des Ausdrucks weniger gefunden; aber nirgendwo stört eine Plattheit die Diktion, und der Versfluß ist von einer — man verzeihe die Bildung — platen'schen Glätte. Idel ist ein gereifter Sänger, der seine Stimmungen meistert und das Gefühl in der musterhaften Form zu zügeln versteht, wenn es etwa überschäumen wollte. Das Stoffgebiet sind die vielen Begebenheiten des reichen Lebens; überall fließt dem Dichter die Hippokrene. Wenn er auch über dem Feilen hie und da die natürliche, aber wilde Kraft des Gefühls tötete, so entschädigen dafür eben die „Gestalten" und zahlreiche, formvollendete „Bilder".

Wandte dieser Sänger der Form allweg die größte Beachtung zu, so kann man das bei den beiden noch übrigen Dichtern nicht sagen. Gaudenz Sparagnapane[9]) gestattet sich sogar mit der den Dichtern übermachten Lizenz die Wortbildung und Grammatik zu verbessern, — wenn es der Reim nötig macht. Oder sollte man es hier mit Schnitzern statt mit Verbesserungen zu thun haben? Da lesen wir Seite 21: „nebst Kindern und Greise", weil es sich auf „Reise", — Seite 34: ich will Rosen „dir beuen", weil es sich auf „streuen", — Seite 36: „Wie sehr ich auch bangte und litte", weil es sich auf „Todesritte" reimen muß. Derlei Sachen kann der Neugierige noch mehr finden, war mir zu viel. Es würde das ja noch mitzunehmen sein, wenn der Inhalt ansprächte. Meist aber ist es wenig gesichtete Arbeit. Das schöne Stück S. 37 „Der eine und der andere" hätte gut im

[8]) Wilhelm Idel, Gestalten und Bilder. Ebenda. 144 Seiten, geb. 3,50 Mk.
[9]) Gaudenz Sparagnapane, Feierabend. Dresden, Pierson, 246 S., brosch. 2,50 M.

Digitized by Google

„Caviar“ stehen können; für eine Liebe, die sich wie Seite 55 in „seligem Drängen“ als dem „herrlichsten Liebesglück“ offenbart, fehlt mir das poetische Verständnis. Es soll nicht gesagt sein, daß Sparagnapane talentlos sei; aber Sprachsicherheit sei des Poeten erstes Postulat.

Ein Erstlingswerk bietet Didier Steingaß in „Herzensklänge“[10]). Hier müßte auf die Form auch mehr Gewicht gelegt werden. Einstweilen kann ich mich nur auf Seitenzitate beschränken: S. 19 (4. Zeile), Seite 28, (3. Zeile der 2. Str.), S. 32 (3. u. 4. Strophe) u. s. w. Der Inhalt ist nicht bedeutend. Wenn erst das Leben den Dichter in seine Schule genommen, dann wird Steingaß hoffentlich selbst über diese lyrische Periode hinausgewachsen sein und originelle dichterische Bilder und Gestalten sehen und festhalten können.

[10]) Herzensklänge, Didier Steingaß, Wien 1900. Druck und Verlag von Ant. Pustet in Salzburg, 60 Seiten.

Digitized by Google

(Ein epiſches Gemälde.)

Hin ſinkt er auf's Feld —
Vom Bruder getötet.
Von der Sonne ſterbendem Glanz gerötet;
Und des Frühlings Dolden,
Schneeweiß und golden,
Umnicken ſein Haupt,
Das lockenumrahmte, ſchuldloſe, bleiche
Der erſten Leiche. — —
An hoher Stirne, purpurrot,
Entſickert das Blut,
Unſchuldig vergoſſenes Bruderblut.
Und vor dem Bilde ſchmerzentſtellt
Ragt finſter der Tod
An des Herdes verkohltem Opferbrand; —
Er brütet Fluch —
dem Mörder flucht er:
„Weh dir, Verruchter!
Und wo du wandelſt, als Geleite —
Schreite der Fluch dir immer zur Seite;
Unſtet ſollſt du wandern und irren —
Ohne Ruh und ohne Raſt,
Gefoltert von deines Herzens Wirren,
Ein ausgeſtoßener Erdengaſt!
Brudermörder, von allen gemieden —
Sollſt du fahren in ſteter Qual.
Ohne Freuden und ohne Frieden,
Gehetzt und flüchtig durch's Thränenthal;
Und aus dem Blut, das du vergoſſen,
Soll dir die Saat des Elends ſproſſen!"
Er ruft's
und taucht die dürre Hand
Tief in des Blutes ſchwimmende Lache,
Dann ſchleudert er den kochenden Schaum —
Ein zürnender Engel der Rache —
Hoch hinaus in den Weltenraum. —
Und wo die Tropfen, die heißen,
Zur Erde ſinken — erglüh'n —
In bangem Schauer die weißen
Duftkelche der Blumen — und blühn —
Auf ſchimmernden Blüten — die großen
Tauperlen des Blut's — als Roſen
Nunmehr auf weitem Gefild. —
Wie das Edelwild
In jäher Flucht über Schluchten ſetzt,
Durch Thäler ſtürmt und tief im Hain
Sich vor den Pfeilen des Jägers birgt —
So flüchtet Kain
Durch Wälder und Auen von Furcht gehetzt
Und der Verzweiflung Fauſt gewürgt. —
Sieh! wo der Fuß
Des Wanderers geht — als Brudergruß —
Entſproſſen dem Boden bei jedem Schritt,
Und leuchten dem Mörder entgegen —
Blutfarb'ne Roſen auf Wegen und Stegen.
Ein Todesritt
Vom Tigris bis zur Jordansflut!
Dort wäſcht er das Blut
Sich vom zerriſſenen, ſtaubigen Leib; —
Wie kann er das Weib,
Das er dem Bruder entführte,
Das Weib, dem er ſündige Wünſche ſchürte,
Wie kann er Noema mit blutigem Arm
Umſchlingen als Braut,
Wenn ſie tritt aus ihres Gefolges Schwarm,
Die Geliebte traut?
So wiſcht er an des Strom's Geländen
Das friſche Blut ſich von Antlitz und Händen;
Dann neigt er ſich vor und ſteht erſtarrt —

Digitized by Google

Ist's ein Phantom, das ihn also narrt?
Denn aus der Tiefe wüst und wild —
Grüßt ihn sein Bild. —
Ist es das seine — frägt er sich —?
Rollt denn sein Auge so fürchterlich,
Und auf der Stirne das Feuermal,
Kann es nicht löschen des Wasser's Strahl?
Er wischt und wischt und fegt und reibt,
Umsonst, die Fackel des Fluches bleibt —
Und flammt ihm glühend ohne Ruh'
Wie der Zornesblick eines Rächers zu.
Da stöhnt er laut;
Doch in sein Stöhnen
Die fernen Donner der Berge dröhnen;
Aufrauscht die Flut, es grollt wie Höhnen
Durch's hohe Schilfrohr des Ufers.
„Weh, Mörder, weh!"
Hört er es tönen; —
Kain kennt die Stimme des Rufers,
Des Blutes Stimme, das jederzeit
Zum Himmel nach Sühne, nach Sühne schreit.
Und wieder flüchtet der arme Mann
Durch Felsenwildnis und dunkeln Tann;
Es jubeln die Donner ihm laut ums Ohr
Wie Triumphgeschrei vor der Rache Chor;
Gezückte Schwerter lodern die Blitze
Aus Wolkenmantel und Bergesritze,
Und durch die Nacht in grausigem Glüh'n
Sieht er wieder die Rosen, die Rosen
blüh'n, — —
Da lacht er auf:
„Ich habe nichts,
Womit ich den Busen der Liebsten schmück',
Eh' ich an's pochende Herz sie drück',
Kommt Wonneblumen — rot wie Rubinen;
Ihr sollt der Schönsten zum Schmucke dienen
Mit Feuerblüten und Flammengeschmeid
Sollt ihr mir zieren die herrliche Maid,
Des Mörders Braut, der gramverzehrt
Ihrer Liebe seligen Kuß begehrt!" —
So ruft er und beugt aschfahlen Gesichts
Zur Erde sich, um der Blumen eine
Zu brechen vom harten Felsgesteine. —
Doch lauten Schrei's fährt er empor,
Denn zischend unter dem Stein hervor
Schießt eine Schlange sich reckend und
bäumend;
Sie züngelt ihn an und lächelt und spricht:
„Ich lag hier unter Rosen träumend;
Kennst du mich nicht?
Hat nie deine Mutter von mir gesprochen
Und jenem Baum, der in Eden stand,
Wo sie ruhend mich fand,
Und wo sie Jehovas Gebot gebrochen?
Ich sah sie weinend den Ort verlassen
Und trauernd die Straßen,
Die dornbesäten, in's Elend gehen; —
Mit Mutterwehen
Gebar sie dem Mann, der Adam hieß,
Der Söhne zwei —
Des Glückes, kurzer, sonniger Mai — —
Ein Strahl aus verlor'nem Paradies
Erhellte dem ersten Elternpaare
Die dunklen Jahre,
So daß die beiden Staubgebor'nen
Vergaßen der Disteln und Dornen
Rings auf dem Erdenrund —
Des Fluches vergaßen aus Gottes Mund;
Da kam ich und säte der Zwietracht Saat
Auf eurer Kindheit blumigen Pfad;
Kain kennst du mich noch?
War ich es doch —
Der sündiges Lieben und sündigen Haß
Ins Herz dir goß und das bittere Naß —
Der ersten Thräne salzige Lauge
Ins Mutterauge —
Als sie weinte, die Kummerbleiche,
An Abels Leiche. — —
Sie flucht dir nun — mit brennendem Herzen
Erwidert Adam, dein Vater den Fluch —
Und sucht deinen Namen zu merzen
Aus der Erinnerung Buch; — —
Der Eltern Fluch!
Unglücklicher, flieh',
Wohin du willst, in der Wälder Nacht,
In der Berge verborgensten Felsenschacht,
Hinaus an des Meeres Wogengebrause,
Zu Wellengewirbel und Sturmgesause —
Der Fluch — er schwindet und endet nie —
Elender flieh! — —
Flieh' vor dir selbst, bis dich der Tod
So meuchlings mordet mit starker Hand,
Wie du bei sinkendem Abendrot

Digitized by Google

Den Bruder schlugest am Tigris Strand!"
So zischelt die Schlange;
Verfehmt und gerichtet —
Zermalmt — vernichtet —
Wie der Verbrecher am Todesgange
Steht zitternd Kain,
Im rollenden Auge Weh und Wut,
Im Herzen qualmende Höllenpein;
„Erbarmen, rächendes Bruderblut!"
So brüllt er laut in die Nacht hinein;
Dann stürmt er fort und wie Hohngelach
Ruft ihm das Echo „Mörder!" nach.
Schon graut der Morgen auf fernen Höh'n,
Und dort, wo die Palmen wehen,
Sieht er der Seinen Gezelte stehen; — —
Wer ist wohl die süße, hohe Gestalt,
Anmutig und schön,
Die dort mit dem Kruge zum Brunnen wallt?
Er erkennt sie rasch, mit schnellen Schritten
Naht er der Holden
Blaß wie der Tod, und unter den Tritten
Die lichten Dolden
Des Frühlings färben sich rot wie Blut,
In königlicher, in leuchtender Glut; —
Kain zittert das Herz im Leibe —
Das Mörderherz vor dem schönen Weibe,
Das jetzt ihm erschrocken ins Auge schaut:
„Weh, Liebster, mir graut
Vor deinem Anblick!" so schluchzt sie laut.
„Du blickst so finster – o sag mir schnell,
Ob Kummer dich drückt — mein Trautgesell!
Doch — siehe! Der Boden rings um dich
Schmückt ja mit duftenden Rosen sich; —
O liebes Wunder — o lichte Schau —
Ein blutiger Frühling auf grüner Au! —
Herzliebster! sprich, — gab über Nacht —
Die Gottheit dir solche Wundermacht?" —
„Jawohl!" — so lächelt und stöhnt der Mann —
Damit ich dich bräutlich schmücken kann
Mit Blumenjuwelen, du süßes Herz,
Im munteren Reigen bei Sang und Scherz!"
Er spricht's und hat sich schon gebückt,
Rasch sind der Blumen zwei gepflückt —
Wie sie beben vor seinem Fingerdruck!
„Nun, Schönste, sieh, welch' selt'ner Schmuck,
So voll, so duftig, so herzblutrot —
Sag', liebst du mich?" — —
„Bis in den Tod!"
Haucht sie verlegen und schlingt den Arm,
Den weichen, lilienblanken,
Um seinen Hals, den schlanken,
Und will schon die Lippe warm
Ihm auf die Stirne pressen;
Da sieht sie sein Auge glühen
Wie zornige Feuereſſen —
Und sieht das dunkle Mal
Auf seinem Haupte wie Wetterstrahl
Ihr rot entgegensprühen;
Sie schrickt zusammen, er aber reißt
Sie stürmisch an sich und küßt sie dreist
Und steckt ihr die Blumen ins schwarze
Haar!
„Sag', ist es auch wahr?
Daß du mich liebst bis in den Tod —
Bei diesen Blumen herzblutrot:
Sag', ist es wahr? — — —
Bis in den Tod!" so lacht er wild,
„Hab' ich gehaßt ihn — den Bruder mild —
Den Gatten dein —
Nun braucht dir vor ihm nimmer bang zu
sein, — —
Und nun sei mein! — —
Bei diesen Blumen herzblutrot
Soll Noema mir schwören —
Laut, daß es Himmel und Erde hören,
Den Mörder zu lieben bis in den Tod!"
So ruft er und küßt das schlanke Weib
Und fühlt nicht, daß einen kalten Leib
Er leblos in seinen Armen wiegt;
Daß ein bleiches, geknicktes Frauenhaupt,
Dem Grauen und Angst das Leben geraubt,
Sich schlaff an seine Schultern schmiegt.
Doch als auf sein Fragen nimmer
Ihm Antwort wird, blickt er zornig auf
Und schaut einer Thräne verglasten
Schimmer
Auf seidener Wimper — erstarrt im Lauf; —
Unheimlich offen
Trifft ihn der Toten entseelter Blick:
Vorwurfsvoll wie betrogenes Hoffen —

Digitized by Google

Schmerzvoll wie begrabenes Glück. — —
Da faßt ein Schauer das Mörderherz
Und rasender Schmerz
Wühlt, wogt und wallt in des Mannes
Brust;
Noch einmal küßt er in Wahnsinnslust
Der schönen Leiche die Stirne, den Mund
Und bettet sie hin im Rasengrund;
Auf grünem Sammt,
Von hundert bräutlichen Rosen umflammt,
Legt er sie hin zur stillen Ruh —
Und weint dazu. — —
Doch was rauscht und raschelt um seinen
Fuß,
Was züngelt so frech ihn an?
Das ist der Schlange zischelnder Gruß:
„Weh, Kain, was hast du gethan? —
Den Bruder gemordet und jetzt die Braut!
Sieh! selbst der Sonne des Mittags graut
Ob solcher That; — sie hüllt ihr Gefunkel
In Wolkendunkel;
Und hörst du des Toten Stimme laut
Zum Ewigen schreien:
„„Herr sende Rache aufs Mörderhaupt —
Sühne und Rache — und kein Verzeihen!““
Kennst du die Rache? — sie schäumt und
schnaubt
In des Scheols feurigen Schlünden —
Ich kenne sie, Kain: —
Und ewig, ewig dauert die Pein —
Furchtbar — wie Mörderſünden! — —
Ihr bist du verfallen,
Schon streckt sie die Krallen
Nach dir, dem Verdammten, — Verworf'nen
aus —
Der Hölle Graus,
Vor dem sich ekelnd der Tag versteckt,
Der mit dem Odem die Luft befleckt,
Duch dessen Haß der Bruder starb,
Durch dessen Liebe—Noema verdarb!
Hörst du sie schreien,
In heiserem Grimme,
Des Bruderblutes dämonische Stimme?
Hörst du sie rufen, hörst du sie schreien:
„„Sühne, Sühne und kein Verzeihen?““
So zischelt die Viper, und wie versteint,
In eisiger Ruhe lauscht der Mann,
Der keine Thräne mehr weinen kann;
Nur eine Thräne!
Der Buße, der Reue!
In Schmerzen geboren, in Schmerzen
geweint,
Und er begönne sein Leben aufs neue;
Gibt es für Kain denn keine Thräne?
Wohl tropfen des Haares dunkle Strähnel
Doch ist es nur Schweiß,
Der sengend heiß
Wie siedend Blei von den Schläfen rinnt;
Und was er geminnt — —
Verloren, verdorben,
Unter des Mörder Küssen gestorben!
Da bricht er zusammen;
Die letzten Flammen
Der Liebe brechen gewaltsam hervor;
Der Toten Hände
Nimmt er und streichelt sie sanft und lind,
Der wehende Wind
Wirft in das bleiche
Antlitz der Leiche
Der blutigen Rosen düstere Brände;
O, diese Rosen,
Wie sie so frech sein Lieb' umkosen! —
Er möcht' sie vernichten, er möcht' sie
zertreten,
Dann könnt' er weinen, dann könnt' er
beten; — —
Zu Gott? — o nein!
Es lebt kein Gott mehr für ihn — für
Kain, —
„Und wenn er noch lebt, so trotz' ich ihm!“
Wild jauchzt er es und springt empor,
Die Fäuste zum Himmel ballend,
Und ruft, daß es widerhallend
Hell durch die Runde bebt:
„Willkommen der Rächer, wenn einer lebt;
Und sei's der flammende Cherubim,
Der mit gezücktem Feuerschwert
Zum Paradiese den Eingang wehrt;
Kain sucht ihn auf, durch Edens Thor
Kämpft er sich Bahn zum Himmel empor,
Wo die Rache wohnt,
Wo die Sühne, wo die Vergeltung thront —

Digitized by Google

Und mitten unter den Engelhorden
Will er sie morden.
Damit die Brut
Aufhört zu wimmern von Bruderblut!"
Er schweigt u. schaut noch einmal zurück
Auf seiner Liebe zertrümmertes Glück;
Wie ruht sie so still in der Rosenflur
Die Gattin Abels — das herrliche Weib —
Und die Schlange schlingt ihr als Perlen-
schnur
Um den Hals den glänzenden Schuppenleib.
Ein gräßlich Bild! —
Der Mörder wankt
Doch die Schlange züngelt ihn an und zankt:
„Was träumst du noch immer der Liebe
Traum —
Von Leben und Liebe nun lasse,
Im Herzen Kain's hat der Haß nur Raum:
D'rum fliehe — Mörder! — und hasse!" —
Und hasse! — — so tönt es,
So brandet und braust es, donnert und
dröhnt es
Wie stürzender Wasser brüllendes Tosen
Hin über die Rosen —
Des weiten Gefildes; — —
Da reißt sich vom Anblick des schaurigen
Bildes
Der Mörder und flüchtet — das Herz voll
Qual —
Die Seele zerrissen
Von der Verzweiflung Tigerbissen,
Und auf der Stirne das Feuermal; —
Nun jagt er allein
Über Dorngestrüpp und Felsgestein
Durch Wälder und Auen,
Im Auge der Angst und des Elends Grauen;
Es dorrt der Baum, unter dem er ruht,
Und der Quell, welcher ihm entgegenblinkt,
Wird flüssige Glut,
Wenn lechzend daraus die Lippe trinkt;
Verschmachtend von heißen Durstes Brand,
So watet er weiter durch ödes Land —
Des Abends Kühle
Wird ihm zur brennenden Mittagsschwüle;
Scheu flattern die frohen Vögel davon,
Vor Evas Sohn,
Der immer weiter und weiter flieht,
Wo kein Aug' ihn' sieht — —
Bis tief im Süden
Die Wüste umfängt den Wandermüden;
Nun ist er einsam. nur die Hyäne
Folgt beutewitternd,
Folgt feig und furchtsam — vor Hunger
zitternd —
Dem Mann ohne Thräne,
Der mit dem Schakal
Um den Bissen rauft für das kärgliche Mahl;
Und grausam lächelnd schauen die Sterne
Der Nacht auf ihn, der menschenferne
Die bebenden Glieder zur Ruhe streckt,
Bis der Wüstenleu
Dumpfbrüllend auf's neu
Den Mörder aus blutigen Träumen schreckt;
Dann stürzt er vorwärts im sandigen Meer,
Fast fröhlich, daß jetzt rund um ihn her
Doch keine Rosen mehr blühen
Mit ihrem schrecklichen Glühen; —
Der Samum weht
Und bleiern' Gewölk am Himmel steht;
Kein Strauch, kein Halm,
Rings Dunst und Brodem und heißer Qualm;
Nur der Geier ruft
Hochoben sein Junges in flimmernder Luft;
Dann plötzlich Stille —
Des Todes Schweigen und Grabesstille! —
Nun bricht es los,
Und aus der Wolke flammendem Schoß
Auf Donnerschwingen
Die zackigen Blitze zur Erde springen;
Der Boden zischt,
Aufwirbelt des Sandes fliegender Gischt —
Als Riesensäule
Sich vorwärts wälzend in Sturmeseile;
Das ist der Trombe zürnende Wucht —
Die Rache, welche den Mörder sucht! —
Kain, flieh!
Such' dich zu retten, denn sieh', denn sieh'
Die Sühne naht,
Und Verderben wandelt auf ihrem Pfad;
Verderben?
Kain will ja nicht sterben,
Er will durch Edens erbrochenes Thor

Digitized by Google

Zu Gott empor,
Den Rächer zu morden
Dort mitten unter den Engelhorden; —
Und jetzt, und jetzt —
Weicht zurück er entsetzt —
Zurück vor dem kommenden Rächer!
Der feige Verbrecher
Fällt keuchend hin in den wehenden Sand
Und verhüllt sein Haupt,
Von der Trombe pfeifendem Atem umschnaubt,
Das todesbleiche, mit seinem Gewand;
Doch über ihm saust es
Und brüllt es und braust es
Wie Hörnergeschmetter
Und Waffenklirren im Schlachtenwetter;
Unheimlich dazwischen
Hört er des Himmels Blitze zischen
Und sieht im Dunkeln
Die Feueraugen des Rächers funkeln;
Wie geschmolzenes Erz
Umwogt ihn des fliegenden Sandes Glut —
Da sinkt ihm der Mut,
Und Hilfe wimmert das Mörderherz; —
Kain krümmt sich —, ein zertretener Wurm
Im Wüstensturm. — —
Nun ist's vorbei!
Aaslüstern gellt schon des Geiers Schrei
Ihm drohend ans Ohr;
Da hebt er aufatmend das Haupt empor
Und staunt und erschrickt
Vor dem, was ihm schimmernd entgegenblickt: — —
Ein Spiegelbild!
Vom Norden leuchtet es sanft und mild;
Auf lieblich-welligem Hügelland
Glüh'n Mauerkronen im Sonnenbrand;
Und seitwärts dämmert ein stiller Raum,
Dort ragt ein Baum
In Kreuzesform am Felsensaum;
Des Tages letzter, verlöschender Glanz
Umglimmt ein Haupt,
Dem selbst um die Stirne der Dornenkranz
Nicht das Siegel göttlicher Schönheit raubt;
So hängt der Dulder in Todesnöten
Am Kreuz und blutige Perlen röten
Den bleichen Leib —
Und tropfen nieder aufs schluchzende Weib,
Das den Baum umklammert
Und gramgebrochen ihr Kind bejammert. —
Kain steht erstarrt — —
Ist's wieder ein Spuckbild, das ihn narrt?
Er schaut und schaut
Und dem Mörder graut — —
Denn Wahrheit ist es — und keine Lüge:
Er blickt in des Bruders stillschmerzliche Züge.
Ein sanftes Leuchten
Bricht aus den Augen, den thränenfeuchten;
Kein Vorwurf schwimmt, kein Haß, kein Zorn
In dieser Blicke thauendem Born;
Die Lippe schweigt,
Doch wie zum Kusse das Haupt sich neigt
In sehnendem Schmerz;
Und voll von Erbarmen,
Scheint er mit ausgebreiteten Armen —
Den Mörder zu zieh'n ans Bruderherz.
Kain sieht's und weint,
Der Mann ohne Thräne, der Mörder weint
Der Thränen erste seit jener Stunde,
Da die Braut er verließ im Rosengrunde.
Er sinkt ins Knie — zermalmt, zertreten
Vor Angst und Grauen — jetzt möcht' er beten
— — Doch kann er's nicht;
Er gräbt in die Hände sein Angesicht
Und schluchzt und spricht:
„Gemordeter, den ich meuchlings schlug,
Nun sag' mir offen und ohne Trug; —
Bruder, den ich gehaßt im Leben:
Kannst du vergeben? —
Und die dort einsam am Kreuze kauert,
Ist wohl Eva — die Mutter mein —
Die still um den toten Liebling trauert —
Wird sie verzeih'n?"
So frägt er und die Lüfte rauschen —
Dann tiefe Ruhe; wie leises Singen
Schwillt es heran — wie Harfenklingen,
Und Himmel und Erde lauschen
Dem Flammenwort,
Das erschütternd unter dem Kreuze dort
Aus Mutterherzen zum Sohne schreit:
„Barmherzigkeit!"

Digitized by Google

Der Dulder nickt,
Und sein thränendes Auge zum Himmel blickt,
Indes wie Gebet
Es ihm von den blutigen Lippen weht: —
„O Vater, verzeih!
Er wußte nicht in sündigem Wahn,
Was er gethan;
Wie groß auch immer sein Frevel sei; —
O Vater, verzeih!“ — — —
Kain hört's und schauert,
Sein Herzschlag hämmert,
Und freudig am Busen ein Lichtstrahl dämmert; — —
Doch listig lauert
Zu seinen Füßen im Steingerölle
Der Sendling der Hölle — — —
Die Viper, und meint:
„Der Mörder weint?
Wie mag er wähnen —
Wie will er zu hoffen sich erkühnen,
Daß seine Thränen
Den Greuel vergossenen Blutes sühnen? —
Laß ohne Ruh'
Sie fließen und fluten immerzu:
Kains Verbrechen — —
Und wenn sie wie Ströme vom Auge brechen —
Sie werden es nicht von der Erde wischen,
Sie werden nicht tilgen — die glänzend-frischen —
Blutspuren der That —
Der unerhörten, schrecklichen That,
Die stets zu den Wolken schreit
Zum Rächer in Ewigkeit! — —
Sieh' dort den Baum in der Lüfte Blau!
Ich kenn' ihn genau;
In seinem Schatten
Einst Adam und Eva gesündigt hatten;
Und der dort leidend vom Kreuze blickt —
So reich an Schmerzen und Wunden voll:
Er ist's, den die Liebe schickt,
Der aus Elend und Not
Die Menschheit — der Sünde — dem Tod
Als Retter entreißen soll; — —
Nicht Rache heischen
Wird er von Adams frevelnden Kindern;
Er läßt sich von Henkern den Leib zerfleischen,
Kein Balsam soll seine Qualen lindern;
Dann gibt er sein Blut,
Zu löschen der Bosheit unendliche Flut:
Sieh! allen verzeiht er
Und allen leiht er
Der Liebe göttliches Hulderbarmen;
Nur dir — o Kain —
Darf er nicht verzeih'n; — —
Der Brudermörder allein, allein
Soll immer verbannt und geschieden sein
Vom Herzen, dem liebewarmen: — —
Und dieses Blut, so rot, so rot,
Verklagt dich ewig ob Abels Tod;
Horch, horch, wie's laut zu den Wolken schreit:
„„Gerechtigkeit!““
Ein jeglicher Tropfen glüht wie Feuer
Und brennt dem Brudermörder Kain —
Dem Ungeheuer —
Des Fluches dräuenden Stempel ein!“
So zischt die Schlange;
Tief stöhnt der Mann —
Und das Auge fängt ihm zu rollen an;
Mit finst'rem Gedrohe
Bricht aus den Blicken des Hasses Lohe:
Und auf der Stirne, bleich und fahl,
Wieder wetterleuchtet das Feuermal.
Noch einmal sucht er auf weitem Gefild
Das Zauberbild;
Noch einmal möcht' sich sein zuckend Herz
Am Todesschmerz
Des Gekreuzigten weiden und sonnen,
Doch ist der Schemen zerronnen
In Dunst und welligem Wolkenflaum —
Ein Wüstentraum!
Lautlos verläßt er nun den Ort
Und stürzt in die schweigende Steppe fort;
Rasch ist sein Lauf — —
Sucht er den Panther der Wildnis auf,
Daß der ihm sein Herz, das jammerheiße,
In Stücke reiße?

Digitized by Google

Oder will er im tiefen Sand
Mit eigener Hand
Ein Grab sich schaufeln, um drin zu verschütten
All, was er gelitten —
Die namenlose, die gräßliche Pein —
Und dann verschollen, vergessen sein? —
So schreitet er beim Schein der Sterne
Hin durch die Nacht in die dunkle Ferne —
Nun will er die Rache suchen geh'n — —
Er muß sie finden —
Und müßt' er durch Jahrtausende wandern
Von einem Weltmeer bis zum andern,
Bis hin, wo die Marken der Schöpfung steh'n: — —
Er will sie finden
Und überwinden! — — — —

Rom, Anima

Ant. Müller, Kaplan.
(Br. Willram.)

Digitized by Google

Der Starkasten.

Skizze von Paul Keller — Breslau.

Ernst hatte einen Starkasten, in dem wohnten jahraus, jahrein .... Sperlinge.

„Gräm dich nicht Ernst," sagte der Brieger Wilhelm, „gräm dich nicht, ich kenn' ein Herrenschloß in der Nähe, in dem wohnt jahraus, jahrein ein Schafskopf."

Aber Ernst sah den Trostgrund nicht ein und grämte sich. Seit seinem zehnten Jahre wartete er auf die Stare und auf das Glück. Das kam so:

Ernsts Mutter war eine stille, verträumte Frau gewesen. Sie hatte viel gelesen und viel für sich hingegrübelt, mehr als dem Vater, der ein kleiner Bauer war, lieb sein mochte. Aber er störte sie nicht. Er liebte sie wie etwas Feines, Vornehmes, über dessen Besitz ein grober Kerl, wie er, froh sein müßte. Er hatte auch schon gewußt, als er die Förstertochter heiratete, daß sie nicht so für die Arbeit sein würde, wie manche andere. Es schadete auch nichts. Er arbeitete für zwei oder drei, und sie konnte mit dem Ernst, der ihr Einziger war, so lange lesen oder plaudern, wie sie wollten. Durch den steten Umgang mit der Mutter wurde Ernst ein braver, scheuer, verträumter Bursche, dessen Phantasie hungriger war als sein Magen.

Einmal, als er eine praktische Anwandlung hatte, baute er sich einen Starkasten, und die Mutter half ihm. Fertig brachte ihn freilich erst der

Digitized by Google

Vater, und auch dann sah er noch nicht übermäßig schön aus. Aber die Mutter erzählte während der Zimmerei dem Ernst eine wundersame Geschichte und das war die Hauptsache.

Die Stare seien Schicksalsvögel, die alljährlich fortziehen in ein geheimnisvolles Land, wo Sphinxe stehen und Pyramiden. Die Mutter könne dem Ernst ein Bild zeigen davon. Und der Star, der an der Pyramide, die fünftausend Jahre alt sei, genistet und der Sphinx ins Auge geschaut habe, werde ein prophetischer Vogel. Wenn er heimkehrt ins Vaterland, so pickt er mit dem Schnabel geheimnisvolle Zeichen in das Holz des Kästchens, in dem er wohnt, und wer diese Zeichen zu enträtseln vermöge, könne daraus sein Schicksal lesen.

Der Ernst verstand nicht alles; aber sein Schicksal hätte er gern gewußt. Er träumte immer von hohen Dingen und wußte zum Beispiel nicht genau, ob er ein Bischof, ein General oder ein Lokomotivführer werden würde. Da sollten ihm die Stare aus der Not helfen. Und so stand er am Gartenzaun und schaute nach dem Starkasten, der auf einem hohen Birnbaum angebracht worden war und wartete auf die Stare. Jedem, der vorbeiging und ein Interesse zeigte, erzählte er die Geschichte von den Schicksalsvögeln. Der kleinen, schwarzen Anna, der Tochter des Großbauern, der gegenüber wohnte, erzählte er sie dreimal, denn sie begriff so etwas nur schwer.

Es läßt sich denken, daß Ernst's Zorn groß war, als statt der erwarteten Stare eine Sperlingsfamilie in das neue Häuslein auf dem Baume einzog, eine Sperlingsfamilie, von der anzunehmen war, daß sie von dem Prophezeien keine Ahnung hatte. Denn an einer gewöhnlichen Hofmauer lernt sich so was nicht.

Ernst zeigte Gelüste, auf den Birnbaum zu klettern und die frechen Mieter an die Luft zu setzen. Die Mutter wehrte ihm und sprach:

„Erstens muß das Glück von selbst kommen und zweitens könntest du herunterfallen."

Aber als Ernst zwei Jahre älter geworden war, wagte er es und — ließ von einem Knechte den Starkasten herunterholen vom Birnbaume und auf den Kirschbaum plazieren.

Die Stare kamen auch auf den Kirschbaum nicht; dagegen fügten sich die Sperlinge in die Wohnungsveränderung mit Würde.

Mit den Jahren minderte sich Ernst's Interesse an dem Starkasten, da er sich entschlossen hatte, weder Bischof, noch General, noch Lokomotivführer zu werden, sondern daheim bei der Mutter zu bleiben. Nur im

Digitized by Google

Frühjahr, wenn die Stare kamen, gab er scharf Obacht. Freilich immer vergebens.

Ueber all dem Warten und Hoffen wurde Ernst ein großer Bursche. Vater und Mutter starben und er bekam die Wirtschaft. Als die Mutter begraben war, war sein Staunen, daß er so allein zurückblieb, noch größer als seine Trauer. Den Vater vermißte er mehr als tüchtigen Arbeiter. Da kam der Brieger Wilhelm zu ihm und sagte, nun müsse er selber frisch zugreifen.

Und er that's — ohne Lust, ohne Geschick. Er dachte immer an seine Mutter. Mit ihr war sein Glück begraben und kein Vogel kam aus dem rätselhaften Süden, ihm ein neues zu verkündigen.

Es konnte nicht fehlen, daß Ernst melancholisch wurde. Die Stare kamen nicht, meinte er, weil sie ihm nichts zu prophezeien wüßten . . . , keine gute Aussicht, kein Glück! Arbeiten würde er müssen mit den Dienstboten . . . nutzlos, freudlos, sein Leben lang.

Heiraten würde er nicht. Er wußte keine, höchstens die Anna, und die mochte er nicht, weil sie zu reich war.

* * *

Da geschah etwas Großes. An einem Frühlingsmorgen kam ein starkes Starenmännlein, faßte den Sperlingsvater, der im Kasten wohnte, kurzer Hand beim Kragen und warf ihn heraus aus dem Hause. Der würdige, graue Herr schimpfte zwar und mochte sich auf sein Erbrecht berufen, aber es half ihm nichts. Auch Madame Spatz wurde herauskomplimentiert; Kinder waren zur Zeit nicht da.

Der siegreiche Star musterte das eroberte Schlößlein, fand es seinen Bedürfnissen entsprechend und pfiff seinem Weibe. Das kam, zwinkerte befriedigt mit den Augen und kroch in den Kasten.

Ernst, der eben im Garten arbeitete, sah mit bebendem Herzen dem Vorgange am Starkasten zu. Das Gesicht wurde ihm bleich, die Lippen öffneten sich zu raschem Atmen und die Hacke entsank seinen Händen.

Die Stare waren da! — — —

Die Schicksalsvögel, — die Glücksboten! — — —

War er auch längst zu dem Standpunkte gelangt, daß die Geschichte seiner Mutter nur eine schöne Fabel sei, — in diesem Augenblicke glaubte er wieder daran, glaubte sie aus Gewalt seiner Phantasie, glaubte sie wegen der großen Glückssehnsucht seines jungen Herzens. Es war ihm eine süße Wonne, aus der grauen Wirklichkeit den Schritt zurückzuthun

Digitized by Google

zum Fabelglauben der seligen Kindheit, und so that seine Seele den Schritt mit ihrer besten Energie.

Er schaute von dem Tage an zu dem Starkasten auf mit der gläubigen, staunenden Neugier seiner Kinderjahre.

Der Sommer kam, die Kirschen hingen reif auf dem Baume. Ernst saß an den warmen Abenden auf der Bank vor der Thür. Er sah nach dem Starkasten, er dachte an die Mutter, er dachte ans Glück. Nur daß er sah, wie der Starkasten war, daß er wußte, wie die Mutter gewesen war und sich nicht vorstellen konnte wie das Glück sein würde . . . sein könnte.

Mädchen kamen die Straße herab. Sie sahen nach dem hübschen, seltsamen Burschen; aber er sah sie nicht. Und die schöne, schwarze Anna sah vom Nachbargarten herüber mit langem Blicke und warf dann den Kopf hochmütig zurück in den Nacken und ging ins Haus.

* * *

Als der Herbst kam, geriet Ernst in fieberhafte Erregung. Selbst für die nächstliegenden Dinge zeigte er kein Interesse. Ein paar Scheunen brannten ab im Dorfe und in einigen Gehöften wurden Einbrüche verübt. Ernst nahm wenig Anteil an diesen ungewöhlichen Vorgängen.

Er wartete nur, ob die Stare bald abziehen würden.

Von den tausend Geschichten, die ihm seine Mutter erzählt hatte, war ihm gerade diese eine so lebendig geblieben, weil gerade sie sich auf sein Glück bezog.

Und eines Morgens waren sie fort.

Ernst bekam das Schlucken und lehnte lange an der Thür. Dann ging er langsam zur Arbeit.

Er mußte der Leute wegen warten bis zum Abend.

Es war ein furchtbar langer Tag. Der Pferdeknecht bekam einen Rüffel, weil er pfiff und jede Krähe, die von weitem kam, wurde mißtrauisch betrachtet. Ernst wollte nicht, daß die Stare wiederkämen.

Die Arbeit ging noch schlechter wie sonst. Gewöhnlich stand der junge Bauer aufrecht auf dem Rübenacker. In der dicken Nebelwand zeichneten sich ferne Bäume ab mit undeutlichem Geäst. Und Ernst sah Zeichen, . . . Rätselzeichen und wußte nicht einmal, welche Lösung er wünsche.

Der Abend kam. Die Mahlzeit ging vorüber, die Leute entfernten sich. Nur Heinrich, der Großknecht, blieb sitzen, um etwas Wirtschaftliches zu besprechen.

Heinrich war ein umständlicher Bursche und so dickfellig, daß er die Ungeduld des Herrn nicht bemerkte. Er verlor sich ins Breite.

Digitized by Google

Und einmal behauptete er, er habe Schritte im Garten gehört. Aber Ernst sagte, es sei nur der Wind, der mit den Weinspalieren klappere.

Auch Heinrich ging endlich und die alte Luise hörte auf zu poltern in der Küche.

Ernst war ungestört.

Aber er wartete noch. Wie leicht konnte auf der Straße jemand vorbeikommen und ihn belauschen. Dann wäre er sicher verlacht worden. Er ahnte, daß im Dorfe über ihn und den Starkasten neuerdings wieder viel gesprochen werde.

Da pfiff der Wächter draußen vor dem Thore des Großbauern, der Schulze war, zehnmal. Dann schlürfte er hinab ins Niederdorf.

Jetzt war es Zeit.

Mit äußerster Vorsicht öffnete Ernst die Thür und trat hinaus in die Nacht. Auf den Zehen schlich er ums Haus zu einem niederen Schuppen, an dessen Außenwand gewöhnlich die große Leiter hing.

Die Leiter war weg.

Diebe?!

Ernst durchfuhr es eiskalt. Auch der Bauer Friedrich hatte am Morgen, nachdem bei ihm eingebrochen worden war, die eigene Leiter an der Giebelwand angelehnt gefunden. So hatte der Heinrich vorhin richtig gehört?

Scheu, furchtsam schlich Ernst zurück nach dem Hause. Ein paarmal duckte er sich zusammen, preßte sich an die Wand, wenn es irgendwo knackte oder raschelte.

Endlich war er im Hause. Er verriegelte die Thür. Nach und nach faßte er sich. Er suchte sich die Axt, die immer im Hausflur lag und schlich über die dunkle Treppe.

Oben in der Giebelstube, dort würden sie sein. Er wollte lauschen und wenn er etwas hörte, den Heinrich wecken. Der war stark wie ein Bär. Mit ihm zusammen würde er sein Eigentum verteidigen auf Leben und Tod.

In der Giebelstube rührte sich nichts. Da öffnete er die Thür. Die matt erhellten Fenster waren geschlossen.

Nun trat er näher und sah hinab in den Garten.

Nichts! Nur die Bäume regten ihre Aeste.

Aber jetzt, — da, eine Gestalt, — die Leiter, — also doch! —

Er will rufen, hinauslaufen, aber er kann sich nicht rühren. Nur die Hand umklammert fest die schwere Axt.

Digitized by Google

Das Ende der Leiter steigt empor in die Luft. — Jetzt! — Was ist das? — — Nicht an den Giebel wird die Leiter angelehnt, — nein, — an den Kirschbaum, auf dem der Starkasten ist, — sein Starkasten, — sein Glück —

Da hält sich der Ernst nicht, die Treppe fliegt er hinab, zur Thür hinaus, nach dem Garten. Eine schwarze Gestalt sieht er, einen schrillen, kurzen Schrei hört er, dann trifft seinen Kopf ein schwerer Schlag — —

Sekundenlang steht Ernst betäubt. Dann greift er nach dem harten Gegenstande, der ihm an den Kopf geflogen ist. —

Es ist sein Starkasten.

Sein Starkasten!

Der Bursche vermag für den Augenblick nicht nachzudenken. So nimmt er einfach das hölzerne Häuslein und trägt's nach der Wohnstube, wo das Licht noch brennt.

Dort legt er den Starkasten auf den Tisch und starrt ihn minutenlang an — unthätig, ohne die brennende Neugier all der letzten Jahre. Der mächtige Sturm der Wirklichkeit hat die blaue Flamme seiner Träumereien verlöscht.

Die erste Frage, die aus seiner seelischen Erstarrung auftaucht, ist nicht sehr geistvoll. Warum das eine Brettchen loser erscheint, als die anderen. Er kann es mit den Fingern losmachen ohne Meißel und Zange.

Aber da schnellt er empor und wird weiß wie die Wand. Aufstöhnend sinkt er auf die Bank zurück, schließt die Augen und streckt beide Hände gegen den Starkasten.

Auf der Innenseite des Brettchens ist die Wunderschrift. — — —

Ernst sitzt lange gänzlich regungslos, den Kopf an die Wand gelehnt. Die letzten Minuten brachten zu viel. Aber dann faßt er sich und greift nach dem Brettchen.

Und er liest. Dabei ist's, als ob er versteinere. Nur sein totblasses Gesicht färbt sich sehr langsam rot. Ein leises, zischelndes Wort kommt ihm endlich vom Munde:

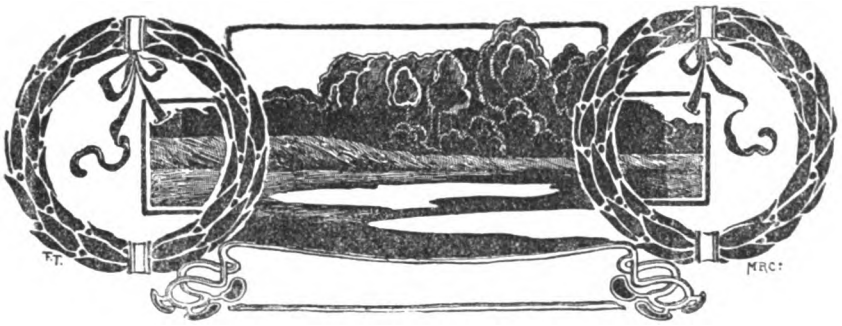
„Anna!"

Da steht's, ganz deutlich — sogar kalligraphisch.

Es dauert sehr lange, ehe der Träumer zur Erkenntnis seines wirklichen Glückes kommt. Aber dann bricht er in unbändige Heiterkeit aus:

„Schwarzer Star, . . . ich hörte dich pfeiffen, . . . dich werde ich fangen!"

Digitized by Google



Uebertragungen aus

„Sagesse“

von

Paul Verlaine,

von M. von Ekensteen.

I.

Ich hörte Gott: „Mich liebe allerwegen!
Siehst du nicht meine Pein, mein zuckend Herz,
Genetzt den Fuß von Magdalenas Schmerz,
Und was ich litt, um deiner Sünden wegen?

Siehst du das Kreuz? Erfüllt kein weiches Regen
Bei meinem Leiden dich? Ist kalt wie Erz
Dein Fühlen all? — O, öff'ne mir dein Herz,
Daß dich mein Fleisch und Blut erfüll' mit Segen.

Hab' ich dich nicht geliebt in Gottes Namen
Bis zu dem Kreuzestod? Sag', Bruder mein —
Litt ich um dich nicht all die herbe Pein?

Schluchzt ich nicht deine Sorgen ohn' Erbarmen?
— — All deiner Nächte Scham drang auf mich ein!
Komm'! irrend Menschenkind, lieb mich allein!“

II.

Voll Demut sprach ich da: „In meine Seele
Drang tief dein Wort! Dich such' ich ruhelos
Und find dich nicht! In Schlamm bannt mich mein Los,
Du aber schwebst in Reine sonder Fehle.

Digitized by Google

Du Friedensquell, ach! nimmer ich verhehle
Die Ohnmacht mein; ich — nur in Sünden groß,
Wag' nicht zu folgen dir. Sieh, arm und bloß
In heißer Sehnsucht ich mich zitternd quäle.

Und dennoch suche ich dich immerfort,
Daß meine Schmach mit deiner Lieb' du deckest,
Du, der du Liebe nur und Klarheit weckest!

Du, reiner Quell! Nur dem Verzweiflungsport,
Der in der Sünde stirbt. Du Himmelslicht,
Dem Aug' nur trüb, das ohne Glauben bricht!“

III.

„Treu lieben sollst du mich! Ich bin Umarmung,
Bin Licht, der Wahrheit Quell, der Gnaden Fülle,
Die deine Sehnsucht weckt! Bin Gottes Wille,
Der Anker, der dich hebt in Allerbarmung

Aus Sündenschlamm, aus irdischer Vernichtung
Zur lichten Höh', zur sel'gen Friedensstille,
Wo meine Liebe deine Sündenfülle
In Gnaden löscht, dich trägt zu klarer Lichtung,

Zu Nächten hell und rein, zu ew'gen Höhen,
Zur Unschuld Born; zu Wonnen, die nur sehen,
Die büßend nah'n, im Aug der Reue Licht!

O, liebe mich! Es ruht in diesen Worten
Gottes Gebot. Doch — ich gebiete nicht,
Dein Wollen öffnet dir des Himmels Pforten.“

IV.

„Mein Gott! Das ist zu viel! Wie wagte ich
Zu lieben dich? Ich bebe und ich wanke,
Es brennt in mir heiß quälend der Gedanke
Meiner Unwürdigkeit. Ich — lieben dich?

Dich, reinen Hauch der Liebe wonniglich,
Du ems'ge Bien', die nur die Blumenranke
Der Unschuld liebt, sieh — wie ich zitt're — schwanke;
Israels Hoffen du, wie dürft' ich lieben dich?

Dreiein'ger Gott, mein Heiland und Erlöser
Ein Frevler ich, wie wagte ich's, ein Böser,
In dessen Sinnen nur Begierde wacht?

Der alle Sünde thut stets mit Behagen,
Den nie Gewissensbisse quälend plagen,
Der Fleischeslust zum Tagwerk sich gemacht!“

Digitized by Google

V.

„Treu lieben mußt du mich! Ich bin das Leben,
Darin der Mensch mit seinen Sünden stirbt!
Bin Bräutigam, der um den Büßer wirbt,
Der nie erlahmt in seinem heißen Streben.

Ich bin das Feuer, dessen Funken heben
Zur Ewigkeit. Das thör'ge Fleisch verdirbt
In meiner Glut; jede Begierde stirbt
In Weihrauchdüften, die zum Himmel schweben.

Und nur das Kreuz, an das ich einst geschlagen,
Wirst du noch seh'n zum Paradiese ragen,
Bezwungen ganz von so viel Liebesglut.

O, flieh die Nacht! Hab' mich zu lieben Mut!
Damit du's kannst, hab' alles ich getragen.
Mein Mahnen ist: „Mensch, lieb' mich ohne Zagen!“

VI.

„O, Heiland mein! Die Seele jagt in Bangen!
Wohl fühle ich und sehe zwingend ein,
Daß ich dich lieben muß; und doch — so klein —
Wie soll ich dich, gerechter Gott, umfangen?

Es zieht zu dir mich unnennbar Verlangen
Und Sehnsucht hin; die Mauern stürzen ein,
Die um mein Herz geragt so fest wie Stein,
Und Himmelslicht ergießt um mich sein Prangen.

O, reich' mir deine Hand! Zieh' mich empor!
Den kranken Leib, die sündhaft sieche Seele,
In Liebe mir zum Himmelsaufschwung stähle.

Barmherzigkeit, mein Gott! Was ich verlor
In Sünd' und Schuld — dir will ich's opfernd weihen,
Leg's an dein Herz in göttlichem Verzeihen!“

VII.

„Mein Sohn; willst du die große Gnad erreichen,
So komm! Ich fasse innig deine Hand!
Zu meiner Braut — aus der du dich verbannt,
Geleite dich der Reu' und Buße Zeichen.

O laß von meiner Liebe dich erweichen,
Hauch' in mein Ohr, was du als Schuld erkannt,
Klag' alles mir, was sündhaft dich gebannt,
In meinem Blut soll deine Schuld erbleichen.

Dann komm zu meinem Tisch! Mit Gnadenhänden
Will ich ein göttlich Brot zum Mahl dir spenden,
Das meinen Engeln süße Labung beut.

Digitized by Google

Vom ew'gen Weinstock will ich Wein dir senden,
Der all dein Fehlen soll in Gnaden wenden,
Und stärken dich für Zeit und Ewigkeit!“

VIII.

„Dann geh! Und dies Geheimnis möge legen
In deine Brust des Glaubens hellen Stern!
Komm oft zu mir, genieß am Tisch des Herrn
Der Himmelsnahrung großen Wundersegen,

Und lasse stets dein Herz die Sehnsucht hegen,
Daß dir der Sünde Schlacken bleiben fern.
O, bitt' um Festigkeit den Himmel oft und gern, —
Um meiner Mutter Fürbitt' fleh' allwegen,

Und um das Unschuldskleid aus weißem Linnen;
Bewahr' es makellos; all dein Beginnen
Laß Anlauf sein, zu folgen meiner Spur —

Der Mensch ich ward ohn' zögerndes Besinnen,
Der litt und starb, auf daß du sollst entrinnen
Dem ew'gen Tod, dem Fluche der Natur!“

IX.

„Dann will ich dir als höchsten Lohn — schon geben
Für diese süße Pflicht — in dieser Erdenqual,
Die Hoffnung auf das ew'ge Friedensthal,
Den süßen Vorgeschmack vom ew'gen Leben.

Du sollst von hehrer Liebe ganz erbeben,
Dich laben selig an dem Engelsmahl,
Sollst schauen geist'gen Aug's den Himmelssaal,
Wenn Reugebete fromm zur Höhe schweben!

Bis du die Himmelfahrt zur ew'gen Reine
Durch mich erfährst in selgem Glorienscheine
Bei wonnig-süßem Aeolsharfenklang,

Bei jubelvollem Hallelujahsang
An meinem Herzen ruhend liebestrunken,
Die Schuld getilgt — in Seligkeit versunken!“

X.

„Mein Heil, mein Gott! O, sieh mich ganz in Thränen!
Ich bin verzückt! Ach! deiner Stimme Macht
Thut wohl — — und weh! Die Seele weint und lacht,
Und Schmerz und Wonne einen sich zu Sehnen.

In meiner Brust erwacht ein stolzes Wähnen,
Als rief mich lauter Hörnerschall zur Schlacht,
Wo auf den Schanzen hielten Engel Wacht — — —
Die Kämpfer wandeln friedlich sich zu Schemen.

Digitized by Google

Das höchste Glück — und wieder irres Bangen
Mir wunderbar mit Macht den Sinn umfangen,
Ein Streben nur nach Reinheit — mich noch bannt.

Ich fleh' in Inbrunst: „Herr! Das Hoffen stähle
Das deine süße Stimme mir genannt — —
So hoffend, sterb' ich dir!“ — — — — — —
„So sei es, arme Seele!“

Digitized by Google

„Höhenfeuer."

Neue Gedichte von Franz Eichert.

Durch die morgenklare, eisige Luft der Berge rufen die Glocken. Blitzende Waffen klingen und klirren. Die Kühnheit steigt zu den Firnen und zündet die Feuer der Treue und der Begeisterung. Sie sollen alle Getreuen rufen zum Kampfe wider die nächtlichen Eindringlinge, wider Lüge und Heuchelei, wider Selbstsucht und Gemeinheit. Da erwacht unsre Sehnsucht, die der Alltag so traurig und müde gemacht hat. Ihre Augen flammen, und sie macht sich auf nach den Höhen, wo die Waffen klirren und die Feuer lodern:

„Ihr Ritter beim Grale, nun langt nach der Wehr:
Schon zieht es im Thale wie Stürmen einher — — —
Die heilige Harfe, was rauscht sie bei Nacht?
Es klingt wie das scharfe Getümmel der Schlacht.
Ihr Ritter vom Grale, zum Kampfe geweiht,
Ermannt euch vom Male und fragt nach der Zeit!"

Das ist der Ton, der durch alle Seiten dieses Buches klingt: Ein Schlachtruf wider alles Gemeine und Hohle, wider die Glaubens- und Sittenlosigkeit der Zeit:

„Meine Harfe ist geweiht
Einer wetterschweren Zeit.
An der Menschheit Leid und Wahn
Rührt' ich meine Saiten an."

Das ist nun einmal Eichert's persönlichstes und eigenstes Gebiet. Und auf ihm versteht er es am besten uns zu fassen und mitzureißen. Seine Begeisterung ist so jugendfrisch, so quellend. Und dabei strömt all sein Zorn, all sein flammender Eifer aus einer großen Liebe zur Menschheit, die so blind

Digitized by Google

und so thöricht ist und jenen Weg nicht finden will, der doch allein zum Ziele führt:

„Wenn ich von Herzensgrunde weine
Ist's, weil die Welt ihr Heil nicht kennt"

oder:

Ich will nicht sitzen steinern und blind
Im Glücke und Anderen lassen die Scherben —
Ich bin ein Mensch, wie die andern sind
Und will mit der Menschheit leiden und sterben."

Und diese große Liebe zur Menschheit weiß oft selbst seinen Zorn und Groll zum Schweigen zu bringen. Und dann kommen Stunden, in denen ihm die Blütenträume seiner Hoffnung von einer neuen, guten und glücklichen Menschheit erzählen. Von einem jungen Helden raunen sie. Der führt von Gottes Hand geweiht die arme, sündige Welt „zum Hochaltare der neuen großen Zeit".

„Auf Golgatha — da legst mit mildem Blick
Du alle deine Siegeskronen nieder
Und all den Glanz, das schillernde Gefieder,
Und kaufst der Menschheit das vorlor'ne Glück . . ."

Selbst der skeptische Leser wird sich freuen über diese phantastischen, hoffnungsseligen Träume. Es ist eine eigene, wehmütige Freude, zu sehen, wie eine große Begeisterung — wenn auch nur für Augenblicke — über die Widerwärtigkeit und Unerbittlichkeit des Alltags hinwegtragen kann.

Aber hier liegt auch ein großer Fehler bei Eichert. So sehr fast alle diese Gedichte ansprechen durch die prächtige, ehrlich ringende Seele, die aus ihnen blitzt — literarisch wertvoll sind ein großer Teil von ihnen nicht. Manche sind nichts mehr und nichts weniger als in Reime gesetzte Leitartikel eines Centrumsblattes. Man versteht das aus dem Leben des Dichters. Wer 4 Blätter redigiert, findet wenig Zeit, jedes Gedicht gründlich durchzuarbeiten. Und die begeisterte Aufnahme, die der Dichter sofort mit seinem ersten Bande fand, ließ ihn in der Selbstkritik oft lässig werden. Wenn einer schon so beliebt und bekannt ist wie Eichert, braucht er sich nicht zu übereilen. Da hat er genügend Zeit und Ursache, seine weiteren Veröffentlichungen völlig ausreifen zu lassen und sehr peinlich zu sichten. Der ganze Cyklus „Schreibende Hand" geht kaum über den Leitartikelton hinaus. Und auch in den anderen Abteilungen finden sich zuweilen starke Geschmacklosigkeiten. Zum Beispiel:

„Wo die Treue wankt auf Krücken,
Wo sich bläh'n des Hasses Molche,
Sollst du meiner Lieder Dolche
Stumm ins bange Herz dir drücken."

oder:

„Lieber tausendmal leiden —
Sprichst du leise und sinnst,

Digitized by Google

Als nur einmal mich scheiden
Aus der Liebe Gespinnst!"

oder folgende Reimklingelei:

Nur du —
Dir nur bring' ich's
Dir nur sing' ich's,
Was ich keinem sonst vertrau';
Dir nur klag' ich's,
Dir nur sag' ich's,
Was im Aug' der Lieb' ich schau'!

Du nur weißt es,
Du verleih'st es,
Was im Herzen still mir lebt;
Du nur fühlst es,
Du nur kühlst es,
Was mein Lied so heiß durchbebt."

Auch die letzte Abteilung „Des Liedes Weihe", in der ein Gedicht sehr wenig poesievoll schließt:

„Hoch von Klang
Niemals bang
Töne, deutscher Männersang!"

Auch diese Abteilung wäre besser fortgeblieben. Sie bringt fast nur alte Gedanken und Gefühle, die allerdings geschickt in Reime gebracht sind.

Gute Stücke enthält die Abteilung „Sonnenstäubchen". Schon das Motto ist von einer prächtigen, innigen Einfachheit:

„Stäubchen, die farblos sich heben
Leicht im Tagesgetriebe —
Was gibt ihnen funkelndes Leben?
Die Sonne, die Liebe!"

In seinen Liebesliedern weiß Eichert uns da am meisten zu fassen, wo die ruhige, gereifte Liebe des Mannes zum Ausdruck kommt:

Mein treues Weib! Wie lieb ich' dich,
O laß mich deine Hand ergreifen,
Die ach, so schwer geschafft für mich!
Und deines Scheitels Silberstreifen,
Der ach, im Schmerz um mich gedieh,
Und deiner klaren Stirne Falten,
Die eingrub treuer Sorge Walten —
Voll scheuer Ehrfurcht küß' ich sie."

Digitized by Google

Den Stimmungsbildern mangelt es oft an der nötigen Ruhe und Feinheit. Doch einmal ist ihm ein wunderzartes, wehmutinniges Stück gelungen, Seite 130, „Erinnerung", dessen dritte Strophe lautet:

„Ein fernes Läuten war verklungen,
Still trank der See des Abends Brand.
Am Grunde wandelten verschlungen
Zwei müde Sterne Hand in Hand."

Zum Schluß will ich noch ein Gedicht anführen, das des Dichters kraftvolle, markige Natur und wirksame Sprache wohl am besten zeigt:

Über den Wettern.

Über den Wettern atmet im Lichte
Felsenumklammernd die Hochlandsfichte,
Donnernde Harfen der Sturmesweisen,
Die den Thron des Schweigens umkreisen
Und vom Grabe wie Hornruf schmettern —
Über den Wettern.

Unten im Thale rauchen die Nebel,
Pochen die Hämmer, rasseln die Hebel;
Droben aus einer smaragdenen Schale
Dampfen geheiligte Opfer zu Thale,
Rufen klagend nach himmlischen Rettern —
Über den Wettern."

Das ist Eichert's neues Buch. Es wird wohl allgemein freudig begrüßt werden und auf manchem Weihnachtstisch leuchten. Möge der Dichter bei der zweiten Auflage, die wohl bald folgen wird, die Sammlung einmal recht kritisch ansehen und sichten.

Er bringt soviel des Guten, daß mittelmäßige und mindere Dichtungen keinen Raum bei ihm finden sollten.

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Digitized by Google

Zum 500jährigen Gedenktage Chaucer's.

Von Karl Maier.
(München).

Fünfhundert volle Jahre sind verflossen seit dem Tode eines genialen Mannes, den ganz England als „Vater der englischen Poesie“ verehrt und dessen Andenken und Bedeutung die Reihe der Jahrhunderte nicht zu verwischen vermochte. Blendend strahlende Sonnen sind nach Chaucer am literarischen Himmel Englands hervorgetreten, doch sie vermochten das klare Licht jenes Sternes nicht zu bannen, nicht, es nur erbleichen zu lassen; sie haben im Gegenteile von seinem Lichte genossen, aus ihm ihren Glanz vermehrt. Am 25. Oktober des Jahres 1400 war es, da setzte man in der Kirche der Westminster-Abtei zu London die sterbliche Hülle des Mannes bei, der für die englische Sprache und Literatur von allgemein anerkannter Bedeutung ist. Wenn wir Deutsche uns freuen, daß man unsere Dichterheroen im Auslande anerkennt, ehrt und liest, so würden wir ungerecht sein, thäten wir nicht das Gleiche.

Jedes Volk, das eine Literatur besitzt, hat mehr oder weniger hervorragende Männer gehabt, die in Poesie oder Prosa sich zu Meistern ihrer Muttersprache, ihres Dialektes machten, und so nicht durch eigenen Willen, sondern durch den des gebildeten, lesenden Publikums gleichsam Diktatoren einer neuen Dichter-, Gelehrten-, ja oft selbst Gesetzessprache wurden. Sprache und Literatur stehen in einem innigen Zusammenhange. Mit der Schönheit und Vortrefflichkeit eines Literaturwerkes ist notwendig die Schönheit und Vortrefflichkeit der sprachlichen Form dieses Werkes verbunden; und das ist der Grund für die genannte Erscheinung. Der Einfluß Goethes und Schillers

Digitized by Google

auf unsere moderne Sprache ist von allgemein anerkannter Bedeutung. Dante besaß diese unbewußt schöpferische Sprachkraft, welche bei ihm ihren vorzüglichsten Ausdruck in der Divina Comedia fand. Das Verhältnis Dantes zur italienischen Sprache ist ganz analog dem Chaucer's zur englischen Sprache. Vor Chaucer hatte England keine Nationalsprache und darum auch keine Nationalliteratur. Im 12., 13. und 14. Jahrhundert war das Englische in viele Dialekte gespalten, von denen jeder seine eigene Literatur besaß. Die Produkte dieser Literaturen waren kaum über die Dialektgrenzen hinaus verständlich und hatten darum einen verhältnismäßig geringen Leserkreis. Der grammatikalisch einfachste und dem heutigen Englisch am Nächsten stehende, war der im östlichen Mittelland vom Humber bis zur Themse gesprochene Dialekt. Wicliffe und John Gower schrieben in ihm. Doch war hauptsächlich Chaucer derjenige, welcher ihm jene Abrundung und Biegsamkeit, jene Ausdrucksfähigkeit und Anmut, jene Vollkommenheit verlieh, welche eine hohe Dichtersprache erfordert und welche das heutige Englisch auszeichnet.

Damit ist Chaucer nicht allein Vater der modernen englischen Dichtkunst, er ist auch, in etwas beschränkterem Maße allerdings — und wenn man so sagen darf — Vater der modernen englischen Sprache.

Werfen wir einen kurzen Blick auf des Dichters wechselvollen Lebensgang. Das genaue Jahr seiner Geburt kennen wir nicht; doch ist das Jahr 1340 dasjenige, welches am besten mit den übrigen bekannten Lebensdaten übereinstimmt. Geoffrey Chaucer's Vater, John Chaucer, war zur Zeit der Geburt seines Sohnes Weinhändler in der Themsestraße in London. Da er 1338 noch im Gefolge König Eduards III. und der Königin Philippa gewesen war und seine Verbindung mit dem Hofe aufrecht erhalten hatte, war es ihm möglich, seinen Sohn frühzeitig in Hofkreise einzuführen, wo dieser sich jene Weltgewandtheit und Menschenkenntnis und vielleicht auch jenes vielseitige Wissen erwarb, das in seinen Werken sich aufdrängt. 1367 ward er in die Zahl der Kammerdiener des Königs aufgenommen. Um diese Zeit begann er zu dichten und zu schreiben und zwar zuerst verschiedene Liebesgedichte, die uns leider verloren gingen. Erhalten sind aus dieser Zeit eine „Klage an das Mitleid" und das „Buch der Herzogin", auf welche wir später zu sprechen kommen werden. 1372 reiste er im Auftrage des Königs als handelspolitischer Kommissär nach Italien, Genua und Florenz, und diese Reise war von bedeutendem und bestimmendem Einfluß auf die volle Entfaltung seines Genies. 1386 finden wir ihn als Vertreter der Grafschaft Kent im Parlament. In den folgenden Jahren scheint die Sonne königlicher Gunst über seinem Haupte sich verdunkelt zu haben, er verlor das einträgliche Amt eines Hauptcontroleurs der Wein-, Woll- und anderer kleiner Zölle im Hafen Londons und verfiel dadurch in Armut. Zwei Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin Philippa, welche nach einer Anspielung im Hous of Fame nicht die liebenswürdigste ihres Geschlechtes gewesen zu sein scheint, wird Chaucer Aufseher der königlichen Arbeiten. Unter Heinrich IV., dem Nachfolger des unglücklichen Königs Richard II., wird ihm in der Nähe der Westminster-Abtei ein Haus in Pacht übergeben, in welchem er am 25. Oktober des Jahres 1400 seinen Lebens-

Digitized by Google

lauf beschloß, nachdem ihm sein einziger Sohn Lewis im Tode längst vorangegangen war.

Chaucer war ein angenehmer Charakter, von vielseitigem und tiefgehendem Wissen und von glühender Liebe zur Natur. Er war einer, der die Welt kannte, aber sich doch nicht von ihr abschrecken ließ. Obwohl er in ausgiebiger Weise und mit sarkastischem Spott in vielen Stellen seiner Gedichte sich gegen Mönchsorden, gegen Geistlichkeit und Papsttum wendet und so mit Wicliffe's Feindseligkeit gegen dieselben zu sympathisieren scheint, so war er doch sein Leben lang ein treuer Bekenner seines katholischen Glaubens. Es war nur die Inkongruenz der Lebensweise mit den Berufspflichten, die erschreckende Korruption da, wo sie am meisten anstößt, was er mit Recht in dieser Zeit zu tadeln wußte.

Nach dieser in großen Strichen gezeichneten Biographie möge Chaucer's Schaffen kurz an unseren Augen vorüberziehen. Seine Hauptwerke tragen das Gepräge des ausgehenden Mittelalters, des sinkenden Rittertums, der erstehenden Renaissance. Er war selbst auf dem Boden gestanden, aus welchem die neue Richtung erwuchs, wo Petrarka und Boccaccio noch lebten. Der letztere vorzüglich hatte einen wichtigen Einfluß auf ihn; doch ist der Petrarkas und Dante's nicht zu verkennen. Chaucer's literarische Arbeit begann mit Uebersetzungen und Nachahmungen lateinischer, französischer und englischer Autoren, worin er schon so sehr seine Sprachgewandtheit und Originalität kundgab, daß Eustace Deschamps, ein französischer Dichter des 14. Jahrhunderts, ihn in einer Ballade à Geoffroi Chaucer, den Grand Translateur, noble Geoffroy Chaucier nennt. Die bereits erwähnte Compleynte to Pite, ist eine Klage über einen Korb, den er von einer hochstehenden Dame erhalten, sowie das Buch der Herzogin: The boke of the Duchesse oder The Deth of Blaunche the Duchesse, ein allegorisches Gedicht auf den Tod der Herzogin Blanka von Kastilien, der Gemahlin des Johann von Gent, gehören noch der ersten sogenannten französischen Periode des Dichters an. Eine zweite Periode, inauguriert durch die Reise nach Italien, bringt Chaucer's Haupt- und Meisterwerke zur Reife. Ihr gehören an Troilus and Criseyde, 1380—83, eine meisterhafte und originelle Uebersetzung oder besser Bearbeitung des Filostrato von Boccaccio; Lyf of Seint Cecyle, ein Versuch auf dem Gebiete der Legendendichtung, später in die Canterbury Tales aufgenommen als die Erzählung der zweiten Nonne; Story of Griselde, die Erzählung des Geistlichen; Story of Constance, die Erzählung des Juristen; ferner die Compleynt of Mars, Klage des Mars um die verlorene Venus, ein Gedicht, welches ebenso wie die Compleynt to his Lady auf sein Liebesverhältnis anspielt; Anlide and Arcyte; Lines to Adam scrivener; To Rosemounde; The Parlement of Foules; Boece; Hous of Fame und Legende of Good Women. Hous of Fame, ein Gedicht, in welchem zu glänzender Beschreibung tiefe Gelehrsamkeit und frischer Humor sich gesellen, wäre allein imstande, Chaucer einen Platz in der Weltliteratur einzuräumen. Gleiches ließe sich sagen von der Legende of Good Women und nicht minder von Troilus and Criseyde, worin der Schüler sich zum Meister seines Meisters gemacht hat, indem er sein

Digitized by Google

großes Vorbild in der Charakterzeichnung durch Veredlung und Idealisierung der Personen weit übertrifft. Das gewaltigste und originellste Werk Chaucer's aber, in welchem er Witz und Laune, Gelehrsamkeit und Menschenkenntnis, Glanz der Darstellung gepaart mit origineller Schlichtheit der Erzählungsweise, Meisterschaft in der Sprache und äußerste Gewandtheit in Vers- und Reimbildung gleichsam in eins konzentriert, sind zweifellos und ohne Vergleich die Canterbury Erzählungen. In diesem einen Werke zeigt sich uns die ganze Eigenart und Vortrefflichkeit des Dichters und Menschen. Er wird hier zum Repräsentanten seiner Zeit, ihrer Anschauungen, Lebensweise, Tendenzen. Diesem Werke verdankt Chaucer vorzüglich seinen Ruhm und Rang als The first poet of modern English literature, den Beinamen des Vaters der englischen Poesie, ja selbst den eines Homer seines Vaterlandes. Die Canterbury Tales sind eine Sammlung und lose Aneinanderreihung von Erzählungen, die einer Anzahl von Pilgern in den Mund gelegt werden, welche aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen zusammengewürfelt gemeinsam eine Wallfahrt von London nach Canterbury machen, um die Reliquien des Märtyrers Thomas à Becket in der dortigen Kathedrale zu verehren. Den Erzählungen ist ein langer Prolog vorausgeschickt, in welchem uns der Plan des ganzen Werkes dargelegt, die einzelnen Charaktere der Wallfahrer, die Abenteuer ihrer Reise u. s. w. vorgeführt werden. Die Canterbury Tales sind somit ein Namenwerk ähnlich dem Heptaméron der Königin von Navarra und dem Decamerone des Boccaccio, welch letzteres beiden ersteren als Vorlage gedient hat. Wer Chaucer's volle, naturwüchsige Genialität, seinen reichen, gesunden Humor kennen lernen, sich selbst einen Begriff von seiner Welt- und Menschenkenntnis, überhaupt von seiner Eigenart verschaffen will, dem sei die Lektüre des Prologue dringend angeraten, sie ist nach dem Ausdruck eines modernen Landsmannes Chaucer's geradezu fascinating, bezaubernd.*)

War Chaucer in dieser zweiten Periode stark unter dem Einfluß Dantes, Petrarcas und Boccaccios gestanden, so machte er sich in der dritten und letzten gänzlich von jedem Einfluß los. Von 1389—1390 ist seine Dichtungsweise eine rein englische. In diese Zeit fallen noch eine große Zahl der Canterbury Tales: die letzte ist in seinem Todesjahre geschrieben. Außerdem gehören hieher eine kleine Zahl kurzer Gedichte wie Former Age; Fortune; Truth; Gentilesse und Lak of Steadfastnesse. Die letzten 10 Jahre seines Lebens bezeichnen eine Abnahme seines Genius; außer dreien der Canterbury Tales — der Tod ließ ihn das Werk nicht beenden — ist noch ein Gedicht zu erwähnen: Compleynt of Venus „Klage der Venus."

Chaucer's Stärke ruht vor allem in der Erzählung. Er ist darin objektiv wie der Epiker, doch weiß er auch subjektiv wie der Lyriker zu sein in seinen kleineren Gedichten, in den Liebesliedern oder in der Compleynt to his

*) Als beste Ausgaben mit einleitenden Bemerkungen über Leseweise und Aussprache sind des Englischen Kundigen zu empfehlen Prof. Skeat's „Student's Chaucer", ferner die Globe Edition, sowie die Ausgabe der Clarendon Press, London.

Digitized by Google

Purse, worin er dem Könige gelegentlich seine Armut klagt. Wir fassen die Hauptcharakteristik seines dichterischen Genies vielleicht am besten in den Schlagwörtern zusammen: Originalität, frisches Leben und Einfachheit in der Darstellungsweise, genialer Humor, Liebe zur Natur, wie sie wenige Dichter vor und nach ihm inniger gefühlt, zarte Leidenschaft, Kenntnis des Frauenherzens, lebenstreue Schilderung der Personen und Sachen, bezaubernde Sprache und fließender Vers. Chaucer's Einfluß erstreckt sich durch alle folgenden Perioden der englischen Literatur. Er verpflanzt den altromanischen Zehnsilber auf englischen Sprachboden und schafft so jenes Organ, dessen sich die größten Dichter Englands und auch Deutschlands später bedienten. Erinnern uns alle die genannten Eigenschaften nicht an die zwei Dichterheroen des klassischen Altertums? Wer möchte nicht Dryden beistimmen in seiner Achtung vor dem Dichter der Canterbury Tales, wenn er sagt: „Ich verehre Chaucer so sehr, wie die Griechen Homer, wie die Römer Virgil verehrten". Homers und Virgils Erbe hält heute noch alle Welt in Ehren. Die 500 Jahre, welche Chaucers Gebeine in der Kirche der Westminster-Abtei in London ruhen und welche sein Angedenken frisch erhalten haben, sind ihm eine Garantie, daß auch er den Schlaf des Ruhmes noch lange schläft.

Digitized by Google

Etwas über „Tendenz“.

Leo Tepe, der Herausgeber der „Dichterstimmen“, bespricht in Nr. 3 des laufenden Jahrgangs seiner Zeitschrift, in durchaus wohlwollender Weise meine „Streiflichter auf d. mod. Literatur“, glaubt aber am Schlusse seiner Besprechung seinem abweichenden Standpunkte in der Beurteilung der literarischen Tendenz folgendermaßen Ausdruck geben zu müssen: „Wir können fast alle Sätze der Broschüre unterschreiben, nur in Bezug auf das Diktum: „Alle ausgesprochenen Tendenzgeschichten, auch die besten, taugen nicht viel und sind für die Nationalliteratur so gut wie verloren!“ möchten wir Verwahrung einlegen, denn damit wäre auch Goethe's Faust und manches andere Kunstwerk alter und neuer Zeit gerichtet. Es kommt nur darauf an, was man unter dem Begriff Tendenz versteht. Vielleicht findet der Verfasser sich veranlaßt, über diese Frage demnächst in ausführlicher Weise seine Meinung klarzustellen; ich möchte dafür halten, daß sowohl Kunst als Leben ohne Tendenz inhaltlos sind, daß jedem Kunstwerk irgend ein höherer Zweck innewohnen muß und daß das höchste Ziel der Kunst sein und bleiben muß, im Bunde mit der Religion das Schöne zu fördern, der unerschaffenen Schönheit in irgend einer Form den Tribut der Bewunderung und Verherrlichung darzubringen. Wenn Lohr meint, die Tendenz solle nicht in aufdringlich-polemischer Weise hervortreten, so kommen wir uns schon um einige Schritte näher, doch bleibt die Frage offen, ob religiöse, politische, soziale Erörterungen dem künstlerischen Charakter des Romans oder des Dramas entsprechen oder nicht? Ich denke, auch hier wird das Wort: „est modus in rebus“ gelten müssen.“

Von allem glauben wir unserer Befriedigung und Genugthuung darüber Ausdruck geben zu müssen, daß die „Dichterstimmen“ sich in Vorstehendem in anerkennenswerter Weise auf den Boden einer sachlichen und ruhigen Erörterung stellen, durch die allein unserer großen Sache wirklich gedient wird. Mit Freuden gehen wir auf die Einladung Tepe's ein, zumal derselbe unserer Auffassung nicht allzufern zu stehen scheint und wir durch derartige hochwichtige

Digitized by Google

Auseinandersetzungen die Sache wahrhaft zu fördern glauben, damit nach und nach ein common sens in dieser Beziehung Platz greift. Um nicht mißverstanden zu werden, sollen die folgenden Klarstellungen in ein möglichst populäres Gewand gekleidet werden.

Wie Sie ersehen haben wird, habe ich mein oben citiertes Diktum über die Tendenz als Fazit aus Besprechungen von Werken gezogen, deren dargestellte Charaktere und Situationen kein Analogon in der Wirklichkeit besitzen, von schönliterarischen Produkten, deren Inhalt nicht auf objektiver Betrachtung der Wirklichkeit beruht, sondern auf einer mehr oder weniger absichtlichen Verzerrung derselben zu dem Zwecke, irgend eine These oder Ansicht dem Leser zu „beweisen" oder zu suggerieren. Nicht der Zweck macht hier die „Tendenz" aus, sondern die Mittel, durch welche der Autor seinen Zweck erreichen will. — Wenn der Verfasser seinen Zweck dadurch erreicht, daß er nur Wahrheit, Wirklichkeit giebt, d. h. sich nicht hinreißen läßt, zu gunsten seiner „Idee" die Dinge so darzustellen, wie es ihm vielleicht wohl in seinen Kram passen möchte, wie es aber ihrem Wesen nicht entspricht, so ist sein Werk ein Kunstwerk, wenn seine sonstigen Qualitäten es auch dazu berechtigen. Mit andern Worten: Die Tendenz liegt nicht in der Wahl, sondern in der Verarbeitung des Stoffes. Beispiele werden das am besten zeigen. Coloma's bekannter Roman „Lappalien" ist ein Kunstwerk und kein Tendenzwerk, wenn sich der Autor auch mit dem Mönche vergleicht, der früher auf öffentlichem Platze einen Tisch bestieg, den Indifferenten die ewigen Wahrheiten in's Herz zu donnern, und der jetzt das Gleiche auf den Blättern des Romans thut. Um diese ewigen Wahrheiten zu predigen, bedurfte eben Coloma keiner verschönernden Schminke und keiner schwärzenden Tusche, sondern nur der Wahrheit; er zeichnete das Laster wie es war und die Tugend in ihrem richtigen Lichte — da ergab sich dann die Nutzanwendung von selber und das Kunstwerk auch. Ansgar Albing aber mag sich zehnmal auf Coloma berufen; seine Romane sind doch Tendenzromane, weil er nicht wie Coloma thut und die Wahrheit und das wirkliche Leben sprechen läßt, sondern seine hypothetischen Gedankengespenster. Der philosophische Essay spricht durch Raisonnements; der Roman, als Abbild des menschlichen Lebens, durch Handlungen, das Nacheinander und dessen psychologischen Zusammenhang. Schon die parasitischen, unrealen, dem belletristischen Genre uneigenen philosophischen Disputationen beweisen, abgesehen von allem andern, daß Ansgar Albing von Coloma nichts gelernt hat und sich mit Unrecht auf ihn beruft. Wenn Pöllmann ihn damit entschuldigt, daß er eben „Conversionsgeschichten" schreiben wolle, so ist das — eine Naivität. Auch die „Lappalien" sind ein „Bekehrungsroman" und Sienkiewicz und Jörgensen haben ebenfalls „Bekehrungs"romane geschrieben, für welche auch keine Extra-Kunstgesetze gelten.

Ich habe in letzterer Zeit Gelegenheit gehabt, mich besonders eingehend mit Tolstoj zu beschäftigen. Da fällt der Unterschied am meisten in's Auge. Gerade Tolstoj hat, besonders die letzten Dezennien, seine Romane vorzüglich deshalb geschrieben, weil er in ihnen das beste Mittel sah, seine sozialen, religiösen und ethischen Probleme und Anschauungen den Massen zu vermitteln, — und nicht aus künstlerischen Gründen. Und doch sind diese Romane

Digitized by Google

Kunstwerke im literarischen Sinne — nur wegen ihrer künstlerischen Ornamentik. Man sehe bloß einmal diese Romane an, in denen der Dichter hinter seinem Werke zurücktritt und das reale Erleben nicht durch Schilderungen stört, die der Verfasser schreibt. Man beobachte nur, wie er nicht einmal bemerkt: dieser Mensch hat den und jenen Charakter; selten nur hebt er einmal bei einer Handlung hervor, daß sie eine häufig oder wenig vorkommende bei dem betreffenden Individuum ist. Er thut nichts als erzählen, nur erzählen, und läßt den Leser selbst zu einem Urteil und zu dem abstrakten Ausdruck der Idee kommen, welche das Gemeinsame alles Erzählten zusammenfaßt.

Wenn deshalb Peter Rosegger sagt, er habe sich nie von einer übertriebenen Kritik abhalten lassen, soziale und andere Probleme in seinen Romanen zu behandeln, so beweist das noch nicht, daß er Tendenzromane geschrieben hat, sondern nur, daß er sich über das Wesen der Tendenz nicht recht klar war. „Religiöse, politische, soziale Erörterungen" entsprechen also dem Charakter des Romans und Dramas sehr gut, wenn sie im künstlerischen Ganzen aufgegangen sind; nicht aber, wenn sie dem Romane als tendenziöses, entstellendes Reis aufgepfropft sind. Ich meine also nicht bloß, „die Tendenz solle nicht in aufdringlich-polemischer Weise hervortreten", sondern ich halte dafür, daß sie bei einem Kunstwerk gar nicht mitspielen soll, und das nicht nur aus ästhetischen, sondern auch aus moralischen Gründen. Ich halte nämlich das Lügen für etwas Abscheuliches, und das selbst dann, wenn man, wie Bolanden, akatholischen Teufeln immer katholische Engel gegenüberstellt.

Nach einem Worte Hamlets ist das Drama, und danach auch der Roman, der „Spiegel und die abgestürzte Chronik des Zeitalters" — und Shakespeare hat bekanntlich von Literatur etwas verstanden. Ich glaube deshalb auch in der Annahme nicht fehlzugehen, daß das Walten der „unerschaffenen Schönheit", wenn wir Menschen und Dinge zeichnen, wie sie sind, unendlich klarer und großartiger zu Tage tritt, als wenn wir nach unserer Siebengescheidtheit sie ummodeln. Und der glatte Zeitspiegel, der ein richtiges Bild giebt, in dem man sich genau erkennen kann, wird auch die Menschen mehr bessern als ein Vexierspiegel, der nur ein verzerrtes Abbild der Wirklichkeit zeigt und ob seiner drolligen Bilder höchstens zum Lachen reizt.

Mein Diktum bleibt also bestehen — und trotzdem ist Goethes „Faust" vielleicht das hervorragendste Kunstwerk unserer Nationalliteratur, trotzdem muß jedem Kunstwerk ein höherer Zweck innewohnen und trotzdem ist das höchste Ziel der Kunst im Grunde die Verherrlichung Gottes; doch nein, nicht trotzdem, sondern — die verehrten Leser haben es schon längst gemerkt — gerade deswegen. — A. Lohr.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm Weber.*)

Von P. Sigisbert Meier.
(Sarnen.)

Den vielen anerkennenden Urteilen, welche in der Presse diesem neuesten Werke zu teil geworden, stimmen wir freudig bei, nachdem die Lektüre desselben auch uns einen Hochgenuß gewährt hat. Unser Dichter Weber hat endlich einmal seinen Biographen gefunden, und in künftigen Zeiten wird, wenn vom Dichter die Rede geht, auch der Verfasser dieses Buches mitgenannt werden.

Der Verfasser geht von der einzig richtigen Basis aus, daß der Dichter dasjenige, was er geworden, nicht allein sich selbst, seiner Individualität und seinem Genie zu danken hat, daß ein schöner Teil hievon auf die äußeren Verhältnisse fällt, in welchen dieser gelebt, sowie auf die Freunde und die Gesellschaft, von denen er umgeben war. Demgemäß führt er uns den Arzt, den Menschenfreund, den Landtagsabgeordneten, den Katholiken vor und zeichnet dessen Familienleben, seinen Freundeskreis, seine Beziehungen zu den alten und zeitgenössischen Dichtern, er zieht überhaupt alles in den Kreis der Betrachtung, was im Leben dieses großen Mannes bedeutungsvoll gewesen. Das Ergebnis dieser an sich sehr mühsamen, auf einem überaus weitreichenden Quellenmaterial beruhenden Arbeit ist das tief empfundene, innerlich wahre

*) Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Julius Schwering. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1900. 424 Seiten. Preis 8 M.

Digitized by Google

Porträt unseres Dichters Weber. Die vielen Aufsätze und kleineren Monographieen, die über diesen Mann bereits erschienen sind, finden im besprochenen Werke ihren Abschluß. Das Dichterleben wird hier erschöpfend dargestellt, und wesentlich Neues wird sich kaum mehr darüber sagen lassen.

Es wirkt sehr peinlich, Schriften und Aufsätze über Dichter lesen zu müssen, die weiter nichts zu Tage fördern, als langweilige Paraphrasen ihrer Werke, die durch das Auspressen jeglichen dichterischen Saftes dem Leser die geistige Selbstthätigkeit verunmöglichen und damit den Genuß beeinträchtigen. Auch Weber ist nicht immer diesem Schicksale entgangen, und so wohlmeinend derartige Arbeiten waren, so mußte man sie doch im Interesse des Dichters bedauern. Dagegen schenkt Schwering auch denjenigen, welche die Leistungen unseres Dichters kennen, einen sehr willkommenen Beitrag; er bietet völlig neue Momente, die für das tiefere Verständnis der Dichtungen von hoher Wichtigkeit sind und die Freude daran um ein bedeutendes erhöhen: wir machen hier im besonderen aufmerksam auf die Ausführungen über Dreizehnlinden und Goliath.

Ein hoher Vorzug des Buches besteht darin, daß es nicht bloß den gewordenen, fertigen Künstler darstellt, sondern uns einführt in das Atelier der Weber'schen Muse und das Werden, das Heranreifen der größeren Dichtungen und des ganzen Dichters zeigt. Weber gehörte wie Schiller zu jenen Dichternaturen, die den allbekannten Satz: „Poeta nascitur" zwar nicht umstoßen, aber doch insoferne modifizieren, als sie uns nahelegen, was der Dichter alles werden kann, wenn er die Gottesgabe gewissenhaft schult und ausnützt. Es werden in dem Werke Gedichte aus der Jugendzeit sowie spätere Arbeiten, die Weber des Druckes unwert erachtete, die aber jedem kleineren Dichter noch immer zur Ehre gereicht hätten, zum ersten Mal veröffentlicht. Diese Veröffentlichungen lassen den Dichter von einer Seite erkennen, die manchmal in seinen Hauptwerken zu wenig beachtet wird, nämlich von der Seite der Selbstzucht. Weber war in seinen Arbeiten gewissenhaft bis zum Aeußersten, unbarmherzig, ja selbst grausam gegen seine Leistungen. Daher die Thatsache, daß sich unter dem, was er herausgegeben, nichts Mittelmäßiges findet und manche seiner Stücke sich durch eine klassische Formvollendung auszeichnen.

Das Buch wurde mit Andacht geschrieben; jede Seite zeugt von der Verehrung, die der Verfasser für den Dichter hegt. Und das ist recht. Denn wir haben nur einen Weber und dieser Weber ist kein gewöhnliches Menschenkind. Wir dürfen daher nichts unterlassen, um ihn zu ehren, um seinem Talente, seinem Charakter die gebührende Huldigung entgegenzubringen. Diese

Digitized by Google

Verehrung, wie sie der Verfasser kundgibt, hat, da sie immer maßvoll gehalten ist und in den bedeutenden Leistungen des Dichters gründet, mit unsinniger Vergötterung nichts gemein. Nebstdem ist Schwering nicht der Mann, der gerade alles für klassisch ansähe, was Weber an Versen und Sprüchen hinterlassen hat. Sogar bei dessen Hauptwerken vermag der Bewunderer den gerechten Kritiker nicht in den Hintergrund zu drängen.

Zu weit geht nach unserer Ansicht der Verfasser da, wo er von Anklängen Dreizehnlindens und anderer Stücke an fremde Dichtungen spricht. Uns dünken derartige Untersuche gar zu problematisch. Auch kommt uns eine Arbeit unfruchtbar vor, die darauf ausgeht, das Werk wie ein Webermeisterstück Fädchen für Fädchen zu untersuchen, um dann entscheiden zu können, wo dieses Fädchen, wo jenes hergenommen wurde. Indessen sei bemerkt, daß Schwering durchaus nicht jener Afterkritik huldigt, von der es bei Göthe heißt: „Man sucht erst den Geist herauszutreiben, und hat man die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band."

Da und dort würden wir dem Verfasser gern widersprechen, namentlich bezüglich dessen, was er über Dreizehnlinden sagt. Wir erblicken in diesem Werke nicht das Ideal eines Epos. Die Charakterisierung der Personen hat uns von jeher zu wenig tief und lebendig geschienen; sie ist zum großen Teil äußerlich und wird mehr durch Beschreibung und Schilderung durchgeführt, als daß sie im Verlaufe der Handlung sich aus der Sprache, der Gebärde und der Handlungsweise von selbst ergeben würde. Das didaktische Moment, so herrlich und einzig schön sich dasselbe in den einzelnen Partieen ausmacht, nimmt einen gar weiten Raum ein und bringt die Handlung, wenigstens die äußere, im zweiten Teil des Epos für längere Zeit zum Stillestehen, während doch nach Aristoteles die Handlung die Hauptsache ist. Uns hat Dreizehnlinden überhaupt mehr in seinen Einzelheiten gefallen; die Wirkung des Ganzen ist lange nicht so durchschlagend und siegreich, wie wir sie an einem Webers würdigen Epos erwarten. Die Sachsen kommen bei der Charakterisierung sehr gut weg, während die Franken mit Ausnahme des Grafen Bodingtorpe, der Hildegunde und des Abtes Warin keine menschlich und christlich annehmbare Persönlichkeit aufweisen: was sagen die Kulturhistoriker dazu? — Goliath mag, was die Großartigkeit des Ganzen, den Tiefsinn der Ideen und zum Teil den Glanz der Diktion betrifft, an dieses Epos allerdings nicht heranreichen; aber wir haben von feinsinnigen Literaturkennern, was die künstlerische Seite anbelangt, diese kleinere epische Erzählung voll inniger Wahrheit schon wiederholt über den großmächtigen Sang von Dreizehnlinden stellen hören. Man möge uns bei dieser Kritik nicht mißverstehen;

Digitized by Google

wir möchtem dem Dichter nicht ein einziges Blatt aus dem wohlverdienten Ruhmeskranze herausreißen. Und Dreizehnlinden ist ein Dichtwerk, das ein solches Urteil wohl aushalten kann, und es büßt damit von seiner Erhabenheit nicht das Mindeste ein.

Verdienterweise erfuhr dieses Hauptwerk des Dichters die Uebersetzung in fremde Sprachen. Den Biographen möchten wir noch darauf aufmerksam machen, daß ein Dichter, der bereits einige sehr anmutige Dramen veröffentlichte, nämlich P. Maurus Carnot O. S. B. (weiland Dekan des Klosters Disentis, Kt. Graubünden, Schweiz) versucht hat, die Dichtung ins mittelalterliche Kirchenlatein zu übertragen. Diese Versuche wurden in den Monatrosen des schweizerischen Studentenvereins (XXXVI. Jahrgang, Basel. Druck des „Basler Volksblatt", 1892) veröffentlicht. Wir geben hier einige kleine Proben dieser leichtfließenden, wohlklingenden Verse:

1. Juvat ambulare vere,
Verna grata permigrare
Floribus vestire comas,
Hortum Dei perlustrare.

2. Nubes albae volant alte,
Rivi manant argentosi;
Nova veste iactant arva,
Saltus frondent nemorosi.

3. Quod hiberna nocte nevit,
It puella persolare;
Merula quod clam discebat,
Luco gestit decantare.

4. Quamvis nota cantilena,
Sit cantata, decantata,
Est puellae tamen suavis,
Semper dulcis, semper grata.

Weber schrieb damals an den Uebersetzer: „Empfangen Sie besten Dank für Zusendung Ihrer Uebersetzungsproben. Ich bewundere Ihre Gewandtheit und freue mich Ihrer Arbeit so sehr, daß ich die Uebersetzung von Dreizehnlinden ins Lateinische recht gerne gestatte."

Bekanntlich hat Weber in seinem Leben die Verehrung aller Braven genossen; die neue Biographie wird unzweifelhaft auch das ihrige dazu beitragen, daß seine Werke fortleben werden; denn sie enthalten Poesien, welche die Kraft der Unsterblichkeit in sich bergen.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau.

Unsere „Literarische Warte“ hat zu ihrem neuen Gang ein Gewand ähnlich dem der „Gesellschaft“ (herausgegeben von Conrad u. Jacobowski) angezogen. Kann und darf sie auch sonst den Spuren der modernen Schwester folgen? Zu dieser Frage regen mich die mir vorliegenden „Gesellschafts“-Hefte der letzten Monate an, die ich neben meinem anderen Material überschauen will.

Wer es sonst nicht wüßte, dem würden die „Gesellschafts“-Hefte allein schon sagen, daß die Leute dort was können. Die Prosaskizzen sind ja klein und einige (Halloween, Eine Brautnacht) ausgenommen, wenig tief, aber die Sachen sind gut geschaut und straff hingearbeitet. Unter den Gedichten ist kein minderwertiges, viele liest man immer wieder mit hohem Genuß. Es leuchtet eine jubelnde Farbenpracht heraus und zwar nicht blos da, wo es sich wie bei Knuffert, Karl Maria u. a. um starke Sinnlichkeit handelt. Holz'ens „Revolution der Lyrik“ spürt man hier wenig nach, und es ist kein Schaden, wenn anders das Urteil im Lit. Centralblatt (Beil. 20.) zutrifft: Holz'ens „Revolution“ sei ein Buch verworrenen Inhalts, niedriger Selbstvergötterung und ordinärer Polemik. Das, was Bartels in seiner wohl zu stark kategorisierenden Studie „die lyrische Frage“ (Kunstwart. XIV. 1.) als Gewinn und Entwicklung bezeichnet: Mehr Kolorit und stärkere, intimere Stimmung, ist hier wirklich gewonnen. Freilich gibt die „Gesellschaft“ auch „Gedichten in Prosa“ Raum, die schon schwerer zu genießen sind. Ich kann sie überhaupt nicht genießen, teils wegen ihres leisen Tones, den Schur und Schlaf lieben, teils wegen des stumpfen Tones, den Baudelaire und Scheerbart in den Juliheften als Poesie ausgeben dürfen. Der überwiegende Eindruck ist aber doch der, daß das Können dieser modernen „Gesellschafts“-Künstler ein starkes ist. Und unsere Leute? Sie sind daran, dieses technische Können zu erringen. Besser gesagt: Es gibt katholische Dichter und deren werden immer mehr, welche ihre Veranlagung, künstlerisch zu schauen und darzustellen, bewußt bilden und so der künstlerischen Formen immer sicherer werden, die freilich ihre tiefsten Wurzeln in der Persönlichkeit haben. Mit Arbeiten solcher weit geförderter Künstlernaturen leitet die Alte und neue Welt ihren 35. Jahrgang ein: Sienkiewicz, Herbert, Coloma, Linzen. Dem erstgenannten widmet Adam im Türmer (III. 2.) eine gute Besprechung

Digitized by Google

zum 30jährigen Schriftstellerjubiläum und sagt am Schlusse: „Seine Persönlichkeit zeigt uns einen großen und edlen Menschen, einen Dichter voll unerschöpflicher Liebe und erhabenen Idealismus, einen Freund und Führer seiner Menschenbrüder." Und im Centralblatt (Beil. 20.) äußert sich W. zu dem hier berührten Punkte des Könnens anläßlich der Besprechung der „Familie Polanicki": „Das Werk ist nicht gewöhnlichen Schlags, an künstlerischer Bedeutung „Quo vadis" überlegen. Die Hauptstärke des Dichters liegt in der Charakterzeichnung. Es gibt nur sehr wenige unter den neueren Erzählern, die sich hierin mit ihm messen könnten. Der Roman verrät in manchen Stellen, daß S. bei Zola in die Schule gegangen war; aber der Schüler hat sich von den Fehlern und Mängeln des Meisters frei zu halten und seine volle Selbständigkeit zu wahren gewußt. Er konstruiert seine Personen nicht, er erlebt sie. Von Zola unterscheidet ihn auch seine religiöse Grundstimmung; ohne je aufdringlich zu werden, verleiht sie doch dem Ganzen Farbe und Charakter." Paul Keller und jüngst Felix Hetzel dürfen, was technisches Können anlangt, den Genannten angereiht werden, wenn sie auch mit Linzen ihr Können an größeren Stoffen noch nicht versucht haben. „Liebevolles Versenken des Verfassers in die kleine Welt seiner Stoffe, ein warmes, fast allzuweiches Gemüt" rühmt der Recensent des Centralblattes (Beil. 18.) P. Keller nach und sagt: „Die Geschichten sind alle im Innersten des Herzens erlebt. Der Schulmeister im guten Sinn d. h. der Pädagog mit dem Herzen auf dem rechten Fleck schaut ein wenig aus allen heraus, aber nicht aufdringlich. Bei aller schriftstellerischen Gewandtheit ist doch alles schlicht und einfach und so selbstverständlich wie jede gute Poesie." Hetzel's Geschichten für arme Menschen finden im Katholik (1900. Sept.-Heft.) durch Raich volle Anerkennung und erwecken bei selbem hohe Zukunftserwartungen. Vielleicht beschenkt uns Hetzel seiner jetzigen Stellung entsprechend einmal mit einer originellen künstlerischen Gabe auf dem Gebiete der Predigtliteratur. Beherzigenswerte Gedanken über die Mängel nach dieser Richtung enthält Rogge's Studie: Goethe und die Predigt, (Türmer. III. 1.). Unsere Predigten haben wirklich zu wenig persönlichen individuellen Charakter und schreiten, eine wie die andere, auf dem Kothurn einer veralteten Rethorik einher.

Und was wollen nun die Leute der „Gesellschaft" und was wollen und sollen wir? Jeder Künstler will seine Persönlichkeit, seine Individualität ausleben, ausschaffen, ja er muß das. Und dieses innere Müssen bestimmt ihn zum Was und zum Wie seines Schaffens. Wo solche persönliche Individualität nicht bestimmend wirkt, fehlt der Arbeit das eigentliche Künstlerische. Aus diesem Grunde werden z. B. von Schlaikjer (Hilfe. 46, Kunstwart. XIV. 3.) und Lienhard (Türmer. 2.) nicht blos Blumenthal sondern auch Sudermanns „Johannisfeuer" und Hartlebens „Rosenmontag", aus dem gleichen Grunde Annunzios „Giaconda" von Theodor (Gesellschaft. Okt. II) entschieden abgelehnt. Unsere Modernen haben nun meist etwas spezifisch Persönliches, aber eigentlich starke Persönlichkeiten sind nicht allzuviel darunter. Nietzsche war eine solche, dessen dichterische Größe sicher überdauert (Kunstwart. XIII. 24.); wie er im Grundproblem der „ehernen Notwendigkeit in tragisch-dramatischer Form" mit Hebbel zusammentrifft, entwickelt

Digitized by Google

Lublinski ebendort. Björnson scheint sich in seinem gewaltigen theologisch-sozialen Drama „Ueber unsere Kraft", als solche zu erweisen (Gesellschaft. Okt.-Heft 2, Hilfe 47) und neuestens wird uns der Holländer Multatuli durch Spohrs Uebersetzungen bekannt: „ein Genie und zwar ein Genie, das ganz einzig dasteht. Der Künstlermensch, der von der That herkommt und auf die That hinweist" (Landauer in Gesellschaft. August. I.). Biedenkapp zieht eine interessante Parallele zwischen diesem und Nietzsche und glaubt den Schlüssel zum Verständnis beider in der Erfassung ihrer „Herzensgenialität" zu finden (Hilfe. 45.). Alle drei ringen mit den tiefsten Problemen, den religiösen, und geben sich damit nicht blos als starke, sondern auch als tiefe Persönlichkeiten kund. Solche wachsen nun nicht allzuhäufig in der glaubensschwachen modernen Welt. Ein junges Geschlecht von schwachen „Personagen" beobachtet zwar scharf genug, um Milieudramen, Zuständlichkeitsschilderungen hervorzubringen wie Schaukal's „Einer, der seine Frau besucht" (Gesellschaft. Oktober. II.), aber nicht eigentliche dramatische Willenskonflikte (Kunstwart. XIV. 2.); es kennt das Weib intim genug, um all die erotischen Aufregungen plastisch nachzugestalten, wie viele Gedichte in der Gesellschaft, die sinnlich fiebernde „Kleine Hexe" (August. I.) oder das frivole, rein sinnenkitzelnde „Märchen vom Paradiese" (Juli. I.) zeigen. Wenige Arbeiten nur haben diesen Vorwurf vertieft wie Wallners „Brautnacht", Delmar's „Halloween". (Oktober I. u. II.). Für solche aber, die ihre Persönlichkeit über das rein Sinnliche nicht emporbringen können, ist ein Satz aus einer langen Studie über den modernen Komponisten Pfitzner in der gleichen „Gesellschaft" (August I.) von lapidarer Deutlichkeit: „Von Pfitzners Persönlichkeit muß gesagt werden, daß sie unmodern ist: denn er ist kein Schweinehund." Es muß hier nun sofort angemerkt werden, daß die heutige Moderne einen starken Zug über das Sinnliche hinaus zum Seelischen zeigt. „In den feineren Geistern der Gegenwart", schrieb heuer einmal Popp in einem Secessionsbericht, „lebt ein starker Zug der Sehnsucht nach irgend etwas Unbekanntem, ein träumerischer Hang zum Unendlichen." Ein Dokument dafür sind Mäterlinck's seltsame Bücher, die wie leiser Abendwind des Tages Not und Drang beschwichtigen, freilich ohne Gewähr zu geben, daß morgen der Kampf nicht von neuem beginnt. Ueber dessen scenisches Gedankengewoge „die sieben Prinzessinnen" „Gesellschaft" (Aug. II.) kann man das gleiche sagen, was der intime Nachempfinder Mäterlincks, Schur, in einer Besprechung von M's „Aglavaine" dortselbst sagt: Alles ist eine Reihenfolge von Bildern. Die Worte sind nur Erläuterungen zu den verschleierten Bildern und wenn man am Schlusse ist, ist es doch nur wie ein Traum gewesen. Aehnlich traumhaft und unklar wirkt Schlaf's „Kinderland" (Sept. I.). Hier möchte auch der Probe gedacht sein, die der Kunstwart (XIV, 3.) aus Gustav Falke's „Mann im Nebel" gibt. Er nennt es eines der wenigen „leisen" Bücher, deren eigentliches Wesen sich in der Feinheit ihrer Seelenschilderungen bethätigt. Diesen feineren, sehnenden Geistern künden nun eine neue Lebensanschauung die Gebrüder Hart. Tiefer als Gramzow (Sept. II.) faßt Schur (Aug. II.) die in dem I. Heft der „Flugschriften zur Begründung einer neuen Weltanschauung" dargebotene Sache an. „Mit Hart (und Bölsche)" meint er u. a. „geht die Entwicklung

Digitized by Google

des deutschen Geistes einen Schritt weiter. Sie geht zum Leben. Sie gehören zu den Schriftstellern, die über die Kleinheit hinauswollen zu einem großen Leben. Man kann sie mit Emerson, Mäterlink und Chamberlain vergleichen. Es ist ohne Zweck, von ihrem Streben zu reden. Wer sich nicht selbst darin vergräbt, erkennt es nicht, denn es ist zumeist ein Schauen, Anderen schwer zu erklären. Diese werden auch nicht den tiefen und breiten, festen Grund sehen, auf dem sich dies Streben aufbaut." Wer sollte sich wundern, wenn manche dieser Sehnenden den neuen Bau nicht abwarten wollen und sich zur alten Heimat, der katholischen Kirche wenden? Ob es „die Resignation, die Flügelmüdigkeit" ist, die solche „in die stets offenen Arme der Kirche" treibt, wie Houben aus Marholm's „Weg nach Altötting" herauslesen zu müssen glaubt (Gesellschaft, Sept. I.), oder ob es die künstlerische Sympathie mit dem Aristokratischen in der Kirche ist, wie Rüttenauer in seiner Studie über Bourget meint (Zeitiges und Streitiges), ich weiß es nicht. Jedenfalls stimmt Houben's weitere Beobachtung, daß Marholm „überhaupt in dem Sonnenschein, der durch die Kirchenfenster fällt, alles ziemlich verklärt anschaue", mit Kausen's mildem Urteil in der jüngsten Weihnachtsbücherschau (Augsburger Postzeitung) überein, darum wünschte ich auch, ich hätte meine Bemerkung in der letzten Zeitschriftenschau (Lit. Warte, 1.) mehr abgeschwächt. „Man darf gespannt sein", meint Houben weiter, „wie das moderne Element nach Marholms Eintritt in die katholische Belletristik auf diese wirken wird. Gläubig katholische Leser werden ihr wenig Dank wissen, denn dafür sind diese Seelen zu einfach, um sich mit solchen Spitzfindigkeiten zu beschäftigen, die innerhalb der Kirche nicht aufkommen; „diese Frage wird nicht gestellt", heißt es da." Aber gerade das wünschen wir, daß diese feineren psychologischen Fragen gestellt werden, wir wollen, daß sie möglichst gut und tief gestellt werden. Auch Hermann Bahr wird im gleichen Heft das Prognostikon auf Heimkehr zur Kirche gestellt. Klein meint anläßlich seiner Besprechung der gesammelten Essays von Bahr: „Nur soll es mich wundern, ob er nicht auch einmal, wie seine französischen Freunde, im Schoße der Kirche landet: Romantik oder Klassizismus hat er selbst einmal als das letzte Ziel für den heimlosen modernen Sucher bezeichnet. Ich glaube, daß das Erste, die Romantik, die gleichbedeutend ist mit der Kirche, uns näher liegt als der Klassizismus. Aber diese kann nur dann fruchtbar wirken, wenn sie nicht nur eine schlechte Romantik, d. h. eine ästhetische Duselei, sondern ehrliche fromme Ueberzeugung ist, die mit jedem Fortschritt vereinbar." Aber mit letzterem, der ehrlichen frommen Ueberzeugung wird es seinen Hacken haben, mag man auch „die gute Schule" Bahrs nicht gerade mit Bartels (Deutsche Dichtung, S. 269) ein gemeines Produkt nennen.

Wie steht es nun mit dem künstlerischen Wollen derjenigen, welche in dem katholischen Glauben von Kindheit auf ihre Weltanschauung haben? Kann es auch für diese das Auswirken subjektiver Persönlichkeit sein? Ohne Zweifel, ja es muß, wenn sie künstlerisch schaffen wollen. Aber hemmt sie darin nicht die starre, unbeugsame, dogmatische Weltanschauung? Hat diese Dante, Calderon gehindert? Diese Weltanschauung ist ja nicht etwas neben dem Künstler stehendes, sie ist in ihm, ist von ihm persönlich verarbeitet, ein Stück seiner

Digitized by Google

Person, seines Charakters geworden. Er arbeitet nicht gemäß ihr, als einer drohenden Regel, er arbeitet aus ihr heraus wie jeder andere aus seiner persönlichen Eigenart. Bildet sich, ändert sich diese Eigenart jedes Künstlers unter dem Einfluß äußerer und innerer Erlebnisse, wer will es dann dem katholischen Künstler verargen, wenn die religiöse Weltanschauung an seiner Eigenart wirkt. Jene ist ja nicht ein Stein, den man dem Kinde gibt, damit es ihn wie eine äußere Bürde unverändert durchs Leben trage und sich möglichst oft daran stoße. Die religiöse Weltanschauung ist vielmehr eine Summe von Kräften, die nach und nach ins Leben eingeführt werden zur Annahme, zur Verarbeitung; sie zerstören die Eigenart nicht, sondern reinigen, vertiefen sie. Wir verlangen deshalb auch vom katholischen Künstler, daß sein Schaffen eine persönliche Note habe, wir halten ihn für befähigt, die tiefsten und feinsten Probleme des Seelenlebens zu beobachten, nachzuempfinden, da ja auch sein eigenes, persönlich verinnerlichtes Leben nicht ohne Kämpfe, ohne Höhen und Tiefen geworden ist. Man nehme nur aus jüngster Zeit Herberts Gedichte her und prüfe nach, welch reifes, vielgestaltiges, feines lyrisches Erleben und Gestalten dem Katholiken mit persönlicher künstlerischer Eigenart möglich ist. Für Roman und Drama sind die Beispiele ebenfalls nahe. Letzteres könnte gerade aus dem katholischen Ideenkreise mächtige und wahrhaft volkstümliche Vorwürfe gewinnen. Ein sehr instruktiver Artikel in den historisch politischen Blättern Nr. 6 von P. A. P. macht darauf aufmerksam, daß durch Kralik der verschüttete Jungbrunnen des Volksschauspieles wieder eröffnet worden sei (Mysterium von der Geburt des Heilandes, vom Leben und Leiden des Heilandes, das Volksschauspiel von Fr. Faust); den gleichen Gedanken schlägt Lienhard in seinen Oberammergauer Eindrücken an (Alte und neue Welt 35, 1.), wenn er den mächtigen Eindruck des Spiels, abgesehen von der Einzigartigkeit des Stoffes dem Umstand zuschreibt, daß jeder schon vorher mit dem Stoff bekannt ist. „Es kann nur das von der Bühne herunter auf eine große Festgemeinde wahrhaft tiefgreifend wirken, was schon irgendwie in der Fantasie und besonders in den Gemütern der Festgemeinde lebt." Er weist auf die Mythen als Quelle der griechischen Festspiele und auf Calderons Autos hin, wo gleichfalls Festspiel und Kirchenfest enge in einander greifen.

Also was wollen wir? Wir wollen, daß unsere Künstler ihre persönliche Individualität auswirken. Und wenn deren Individualität, wie es sein soll und von ihnen erstrebt werden muß, nicht bloß eine stark sinnliche und scharf sehende, nicht bloß eine nach dem Ewigen unklar sich sehnende, sondern eine durch Verarbeitung der positiven Religion verinnerlichte ist, dann wird ihr Wollen höhere Früchte zeitigen als das der „Modernen". Aber Persönlichkeiten müssen sie sein, Eigenart ist unerläßlich.

Und nun, was sollen wir zu all dem in der „Lit. Warte"? Wir sollen durch weite Umschau das Können fördern und durch ehrliche Einkehr das Wollen wecken und vertiefen.

Weite Umschau! Von unseren katholischen Literaturblättern im deutschen Sprachengebiete hält eine solche nur das „Allgemeine Literaturblatt" herausgegeben durch die österreichische Leogesellschaft (vgl. die Nr. 20 u. 21), der „Handweiser" und die „Rundschau" feiern nach dieser Seite. Die Beilage zur „Post-

Digitized by Google

zeitung" bringt manch Schätzenswertes bei, wie jüngst Lohr über Tolstoi. Die akatholischen literarischen Zeitschriften beschäftigen sich mit unseren Erzeugnissen immerhin mehr, wenn auch in einer für uns nicht durchweg günstigen Art. Daß der Kunstwart in den letzten fünf Jahrgängen, die ich kenne, von der katholischen Literatur vollständig absieht, befremdet mich umsomehr, als äußere Gründe ihn dazu sicher nicht bestimmen. Dagegen sieht die heuer entstandene literarische Beilage zu Zarnke's Centralblatt uns von Anfang an sehr auf die Finger und klopft oder tätschelt sie, wie mir scheint, nach Verdienst. Ihr anerkennendes Urteil über P. Keller und Sienkiewicz habe ich schon berührt. Ueber Millers Gedichte „Frisch von der Schmiede" wird gesagt, daß sie nicht von ausgeprägter Eigenart seien und bisweilen auch in der Form zu wünschen übrig ließen. (Blg. 18). Zu Peregrin's „Deutsches Blut" meint Weitbrecht etwas spöttelnd: „Bei diesem Versmaß treffen wir sicher auch brave katholische Gesinnung, übrigens ohne jede konfessionelle Engherzigkeit." Nach einigen Beanstandungen schließt die Kritik mit den Worten: „Manche Einzelheiten sind ihm nach Form und Inhalt wohl gelungen, das Ganze liest sich nicht übel und hält Stimmung bis zum Schluß. An der katholischen Kritik ist es jetzt, diesen bescheidenen Sang zu einem ebenso unerreichten Meisterwerk deutscher Dichtung hinaufzuloben, wie seiner Zeit Dreizehnlinden." Ohne letzteres schlechthin zuzugeben, frage ich, ob nicht die früher beliebte Außerachtlassung aller katholischer Literatur mit Schuld war an manchen Ueberschätzungen unsererseits. Eine sehr anerkennende Besprechung findet endlich Gietman-Lörensen: Kunstlehre, mit dem Schlußsatze: „Verdient alle Empfehlung für jeden, dem es um gründliche Kenntnis der behandelten Fragen zu thun ist." (Bl. 18.) Türmer's Artikelchen über Sienkiewicz ist bereits erwähnt, Schuler's „Sklavenjäger" findet dort eine wohlwollende Besprechung (III, 1.): „Das Büchlein, wenn es auch hohen künstlerischen Anforderungen nicht genügt, ist doch geeignet, der guten Sache der Negeremanzipation Freunde zu gewinnen."

Ehrliche Einkehr! Dazu ist notwendig, daß man Arbeiten aus dem eigenen Lager mit künstlerischem Maßstab unbeschrieen messen darf. Und wenn die Jugend einmal etwas rasch fertig ist, so läßt sie sich auch leichter korrigieren, nur muß man ihr neben dem Recht des Alters auch mit sachlichen Gründen kommen. So etwa wie Jacobowski den jugendlichen Heymel vor kurzem öffentlich apostrophierte, er solle nicht für eine Stilalbernheit wie die „Insel" jährlich 150,000 Mark hinauswerfen, sondern sein Geld besseren literarischen Zwecken dienstbar machen. (Gesellschaft, Juli I.). Ueberhaupt dürfte manch frischer offener Waffengang auch bei uns weniger schaden, als Sticheleien und achselzuckendes Stillschweigen. Und Gegnern müssen wir ehrlich Stand halten; wo sie Recht haben, ihnen Recht geben, so daß auch wir eine Prüfung der Gegengründe erwarten und verlangen dürfen. Ich kann deshalb Gystrow nicht ganz Unrecht geben, wenn er seinem Kritiker in der „Köln. Volksztg." vorwirft, er habe die wichtigsten Einwürfe übergangen, um sich an Nebensächlichem gütlich zu thun. (Gesellschaft, Aug. I.). Freilich ist Gystrow's „Der Katholizismus und die moderne Richtung" ein für uns schwer verdauliches Buch. Doch würde ich mich mit ihm sicher eher auseinandersetzen

Digitized by Google

können als mit Dr. Alexander Tille, der an Gystrow's Buch anknüpfend in der neuesten Nummer der Zukunft (IX, 9.) über „Katholische Literatur" schreibt, wie wenn er im Solde des evangelischen Bundes stünde. Wo solche ungerechte Voreingenommenheit — ich sage nicht Unwissenheit, denn der Mann muß wissen, daß sein Schreckensbild vom heutigen Katholizismus verzeichnet ist — die Feder führt, da ist der Rest Schweigen. Uebrigens werden die Zukunftleser selbst Tille nicht glauben, sie sind von dem derb-ehrlichen altkatholischen Jentsch über Catholica schon besser unterrichtet worden.

Donauwörth. Dr. Thalhofer.

Digitized by Google

Historische Romane.

König Heinrichs Söhne. Erzählung aus der Jugendzeit Otto des Großen von W. A. Fischer. Stuttgart, 1901. Verlag von D. Gundert.

Manches Schicksal ließe sich denken, das auszugestalten ein glänzendes Dichtertalent reizen möchte. Würde man Otto den Ersten nennen und seinen Konflikt mit Thankmar und Heinrich, wer dürfte seine Zustimmung versagen? Denken wir uns Otto, den geborenen König, maßvoll in sich, nimmer schwankend, immer klug, immer kühl und begeistert zugleich, weil reich an Entwürfen; daneben den älteren Bruder, dem die Natur die Gabe des Gleichgewichts nicht gegeben, schwerblütig, unstet hin- und herbrandend, leidend unter dem Makel illegitimer Geburt; Heinrich zuletzt, minder bedeutend als Otto, weil minder begabt, minder tief als Thankmar, weil ihm der tragische Zug des Leidens fehlt, verzärtelt und verwöhnt als Jüngster, das schöne Lieblingskind des Hauses — da geht uns das Herz auf: wir sehen die Kämpfe, die kommen. Thankmar wird sich Otto nicht unterwerfen, dessen ganzes Wesen ein Vorwurf für das seinige ist, aber vergeblich wird seine Auflehnung sein. Heinrich werden Irrungen hin- und herschleudern, bis er, in sich geläutert, seinen echten Platz erkennt. Otto wird siegen, mit schmerzlicher Bitterkeit, denn durch Blut seines Hauses wird er zum Ziele geführt, das ihm Beruf ist. Wenn aber nach Thankmars Ende der jüngere Bruder an seine Seite tritt, dann wird ein freudvolles Fest der Versöhnung gefeiert, und die Glocken erklingen und Thränen der Rührung werden geweint.

Herr W. A. Fischer hat sich an die Behandlung dieses Stoffes gewagt. Leider können wir wenig zu seinem Lobe sagen. Keine Ahnung davon, daß er das Tiefe Schicksalsgroße der Ereignisse, wie wir sie gezeichnet haben, erfaßt hätte. Keine Ahnung von kompakter Charakterschilderung. Die kleinlichsten Motive müssen herhalten, damit das, was sich bei ihm Handlung nennt, nicht ganz in's Stocken kommt; auf psychologische Wahrheit wird dabei nicht die mindeste Rücksicht genommen. Selbst jene rohe Romanspannung, die zu den Nerven spricht, hat Fischer nicht erzeugt. Seine „Erzählung" ist einfältig zum Lachen. Verzeihe man uns, wenn wir bei Skizzierung des Inhaltes die gebotene Objektivität im Ausdruck nicht zu wahren vermögen.

In's Sachsenland werden wir geführt, an König Heinrichs Residenz. Seine würdevolle Miene, seine bedächtige Haltung werden ausgiebig geschildert, nicht minder seine königlichen Kostüme. Schade, daß das Talent, reiche Gewandungen zu entwerfen, bei einem Damenschneider eher angebracht wäre. Der würdige Herr hat in Mathilde eine tugendsame und ergebungsvolle Hausgenossin. Pflichtschuldigst ist sie einverstanden, als man sie mit der Absicht bekannt macht, Otto zur Krone zu erheben.

Digitized by Google

Später ist sie einmal anderer Meinung, zum Schluß besinnt sie sich wieder. Man frage mich beim Himmel nicht nach den Motivierungen! Otto, der Sohn des erlauchten Paares, symbolisiert seinen angeborenen Adel durch unleugbare Arbeitskraft. Man muß nämlich wissen, daß der junge Herr viel zu thun hat. Er hat zu — leuchten, mehr als die Acetylenlaterne einer Großstadtstraße, bald warm, bald liebevoll, bald majestätisch, bald voll stolzer Hoffnung, bald begeistert, bald zornig, bald mit dem Auge, bald mit der Stirne, bald mit der ganzen Gestalt — Fürsten sollen die Leuchten ihrer Völker sein. Otto sehnt sich holdinnig der ihm zur Gattin bestimmten englischen Prinzessin Editha entgegen. Diese ist „harmlos" gezeichnet und zwar mit solchem Erfolg, daß sie der Leser nur im euphemistischen Sinne harmlos nennen kann. Sie steht in pflichtmäßigem Gegensatz zu ihrer kecken, weltgewandten Schwester Adiva. Ebenso pflichtmäßig (Herr Fischer braucht Verwicklung) verliert Otto, ehe Edith wirklich ankommt, sein Herz an eine andere Schöne (wir kommen noch darauf zurück), zuguterletzt ist aber auch er wieder vernünftig wie seine Mutter. (Gesetz der Vererbung?). Edith und er werden festlich als trautes Paar eingesegnet. Hiermit bricht die Erzählung ab. Der Konflikt zwischen Heinrichs Söhnen ist darin angesponnen, bleibt aber gänzlich ungelöst, weil er überhaupt erst nach des Königs Tode zum Ausbruch kommen konnte, der sich am Ende der Erzählung noch frisch und munter am Leben befindet. Wir haben also zu allem Ueberfluß blos ein Bruchstück aus der innig verketteten Reihe gewaltiger Vorgänge, den Titel verstehen wir nicht. Nur einen Vorzug können wir dem Verfasser nachrühmen: im Tone der Erzählung hat er die Regel von der Ergötzlichkeit der Abwechslung gewissenhaft befolgt. Bald erquickt er uns durch ein blühendes Bild: p. 18 „Held Lenz, der bereits seine Vorhut mit warmen Waffen gegen ihn (den Schneemantel des Brockens) geführt". p. 24. „schnell wie ein Gedanke flog der Herzog (beim Turnier) in weitem Bogen in's Gras." p. 210. „Liegt diese Weisheit denn so fern, daß du meinem Kopfe nicht zutraust, sie herauszufinden? Ich sollte meinen, sie schwimme sichtbar oben auf, und seltsam ist's, daß niemand sie früher auffischte." Auch über bezaubernde Neubildungen verfügt er, z. B. seidig statt seiden. In den einzelnen Sätzen schweißt er urgermanische Barbarenlaute mit hochmodernen Salonphrasen zusammen. Namentlich aber ergreifen Stellen von erschütterndem Tiefsinn. Ich schreibe eine her:

„Langsamer noch wurde Thankmars Schritt und nachdenklich starrte er vor sich hin. Endlich schüttelte er den Kopf.

Was man auch verbergen mochte — es konnte nicht immer ein Geheimnis bleiben".

Wir empfehlen dem Verfasser dringend, wenn er wieder 500 Druckseiten geschrieben hat, die schönsten Blüten auszulesen und in ein Bändchen von knapp 20 Seiten vereinigt zu veröffentlichen. Es wird eine genußreiche Lektüre werden.

Soweit wäre mithin der Fall erledigt. Indessen denkt ein Prof. Goswin Uphues anders als wir. Halle a. d. S., 14. Okt. 1900 sind einige Worte datiert, die er dem Buch mitgiebt, um es als bloße ästhetische Ausgestaltung sicher bezeugter historischer Thatsachen erscheinen zu lassen. Mir ist von einem Chronisten Thietmar, der von einer Hevellerfürstin Woyta erzählen soll (Uphues drückt sich vorsichtig aus) nichts bekannt. Seite 378, auf die Uphues verweist, ist mit einer Fußnote versehen. Indessen braucht's das nicht, um zu wissen, daß ein Mensch wie Otto der Große sich nicht einer katzenartigen, wildblütigen Wendenpriesterin an den Hals wirft, wenn er im Krieg — in seinem ersten Krieg — in nahe leibliche Berührung mit ihr gekommen ist. Diese Neigung (!) Otto's zu Woyta ist nämlich die oben angedeutete

Digitized by Google

glorioſe Erfindung Fiſchers. Ihrer Entſtehung und Entwicklung fehlt jedes geiſtige Element. Der Verfaſſer ſelbſt giebt an einer Stelle mit wahrhaft kindlicher Naivität zu erkennen, daß wir es mit brutaler Sinnlichkeit zu thun haben. Das aber heißt einen großen Charakter der Geſchichte in den Schmutz ziehen. Und das iſt gemein, das iſt Lüge wider die hiſtoriſche Wahrheit, ob auch Fiſcher im Uebrigen ſeine Erzählung mit manchem antiquariſchen Schönheitspflästerchen aufgeputzt hat. Merke dir das, Prof. Goswin Uphues. Wir wollen uns deinen Namen merken. K. Volk.

Romane und Novellen.

Eine Nähmamſell. Novelle von Ferdinande von Brackel, Köln a. Rh Verlag von J. P. Bachem.

Eine der bekannteſten Schriftſtellerinnen, Ferdinande Freiin von Brackel, ein Liebling der katholiſchen Leſerwelt, legt uns einen neuen Band auf den Büchertiſch. „Eine Nähmamſell“ iſt eine großangelegte, 236 Seiten umfaſſende Novelle, in der uns ein junger Bauernburſche geſchildert wird, in der Zeit, da er ſeine Militärjahre abdient. Drei Frauengeſtalten reihen ſich um ihn, das urſprüngliche, geſunde, ſchöne Wirtstöchterchen, ſeine Braut Eva, zweitens die liſtige, heiratsſüchtige Köchin Grete, und drittens die arme, kränkliche Nähmamſell „Betti“. Schon vor ſeiner Dienſtzeit hatten Anton und Eva ſich verſprochen und trotzdem Evas Vater, der reiche Wirt, nichts von Anton wiſſen will und auch manch' Anderer im Dorfe dem jungen Anton Neuhof nicht gut will, wollen ſie dennoch nicht von einander laſſen und treu und geduldig die drei Jahre ausharren, bis Anton ſeine Eva heimführen kann. Da iſt aber Peter Triller, der auch zu den Soldaten genommen wurde, und Anton haßt, weil er ſelbſt gerne Eva heiraten möchte. Dieſer Taugenichts weiß nun mit Hilfe der Köchin Grete, mit der zuſammen Anton bei einem Major im Dienſte ſteht, den jungen, braven Neuhof bei ſeiner Eva ſo lange zu verleumden und zu verſchwärzen, bis dieſe die Verlobung löſt und ſich aus Kummer und Trotz einen Anderen zum Bräutigam nimmt, dem gegenüber ſie nicht ein Fünkchen Zuneigung empfindet. Aus Gram darüber begiebt ſich Anton auf eine abſchüſſige Bahn, fängt zu trinken und lumpen an und wird bei einer Rauferei in einem Gaſthauſe ſchwer verletzt. Betti, die Nähmamſell, zu der er in einem freundſchaftlichen Verhältnis geſtanden, und die bis jetzt ſein guter Engel geweſen, iſt auch hier ſeine Retterin und Beſchützerin. Sie unternimmt es ohne Wiſſen des kranken Anton, deſſen ehemalige Braut Eva aufzuſuchen und ihr all' die unglücklichen Mißverſtändniſſe und Intriguen aufzuklären, deren Opfer Anton und Eva geworden. So ſchließt das Buch mit der freudigen Verſicherung, daß Anton und Eva dennoch ein Paar würden. Nur ein Mißton miſcht ſich in dieſes Glück: Betti, die kränkliche Nähmamſell, dieſer ſchützende und rettende Engel hat ſich auf der Fahrt zu Anton's Braut derart erkältet, daß ſie an den Folgen einer Lungenentzündung einige Monate ſpäter ſtirbt.

Dieſe Geſchichte iſt mit der Routine einer gewandten Schriftſtellerin geſchrieben, glatt und mühelos konzipiert und anſtandslos ausgeführt, und dennoch fehlt ihr etwas, was man vom künſtleriſchen Standpunkt nicht miſſen kann: die Vertiefung, die Plaſtik. Nicht als ob die Charaktere nicht genügend geſchildert wären, aber es fehlt ihnen, die „Eva“ und „Grete“ ausgenommen, das wirkliche Leben. Das hat wohl darin ſeinen Grund, weil wir von den zwei Hauptfiguren, von Anton und Betti, zu wenig Menſchliches hören. Wir ſehen kaum einmal dieſe Beiden bei ihrer wirklichen Beſchäftigung, wir hören kaum

Digitized by Google

einmal etwas von ihrem Leben in Berlin, von Berlin selbst. Dadurch bewegen sich diese Gestalten wie auf einem Wolkengrund und werden dadurch unplastisch, weil die Perspective fehlt. Gustav Freitag hat mit Recht für den Roman das Wort geprägt, man müsse das Volk bei der Arbeit aufsuchen; ich verallgemeinere es für diesen Fall, und sage bei seinem ganzen Leben. Und Ferdinande von Brackel kann dies, wenn sie es will, sie zeigt dies gleich im ersten Kapitel des Romanes, wo sie das Fest schildert, das zu Ehren des künftigen jungen Kriegers im Dorfe veranstaltet wird. Es ist dies leider das einzigemal, wo sie in diesem Roman in's volle Leben hineingreift. — Eines ist hingegen sehr fein getroffen, das ist das eine Stimmungsmotiv, ein altes Soldatenlied, das sich durch das ganze Buch hindurchzieht und das allen Kapiteln einen eigenen Grundton verleiht; da zeigt sich wieder Freiin von Brackel als Dichterin und Künstlerin. Das Netz von Intriguen, das sich um den Helden knüpft, scheint mir etwas zu leicht und zu durchsichtig geschlungen. Dennoch werden die alten Freunde der beliebteu Dichterin das Buch mit großem Interesse und wahrer Freude lesen, und darüber manche sachliche Bemerkung des Kritikers vergessen, die dieser vom Standpunkt des Beurteilers machte, der sich nicht durch die Erzählung hinreißen lassen darf.

Wien. Carl Conte Scapinelli.

Tony. Die kleine Kinderfrau. Zwei Erzählungen von Florence Montgomery. Aus dem Englischen von Tilde von Gillern. Mainz 1901. Verlag von Franz Kirchheim.

Zwei reizende Kinderseelenstudien! Mit der schärfsten Beobachtungsgabe, der kein Zug des kindlichen Gemüts und Seelenleben entgeht, mit einer hoheitsvollen Liebe zu den unschuldigen Kleinen sind diese zwei Erzählungen geschrieben. Montgomery ist eine Künstlerin auf diesem Gebiete. Die erste Erzählung führt uns außer dem kleinen Tony, der nach den Ferien wieder in's Convict einrücken muß, eine interessante Mädchengestalt vor. In Lady Jone, dem steifen englischen Mädchen aus der feinsten Gesellschaft, die bis jetzt nur dem Sport und den Soirees gelebt, erwacht auf einmal jenes echt weibliche Interesse am Kinde, auf einmal öffnet sich ihr eine neue Welt, die Seele des Kindes, und in den wenigen Stunden, die sie mit dem kleinen Tony im Eisenbahncoupé verbringt, wird sie zu einer anderen; sie wird von der bloßen, empfindungslosen Gesellschaftspuppe zum Weib, es erwacht in ihr jenes Gefühl, das in der Seele jeder Frau schlummert, das sie antreibt, den Armen zu helfen, die Werke der Nächstenliebe zu thun, das Gefühl der Bemutterung, der Mütterlichkeit. — Die zweite Studie ist ebenfalls fein und bis in's kleinste Detail sorgfältig ausgeführt, nur der Titel scheint uns etwas gewollt und gesucht. Im ganzen ein hocherfreuliches, anregendes Buch, das, wenn auch als Lektüre für die heranwachsende Jugend bestimmt, nur von Erwachsenen ganz verstanden und gewürdigt werden kann.

Wien. Carl Conte Scapinelli.

Augusta Trevirorum. Skizzen und Bilder aus trierischer Mappe von Miriam Eck. L. Dehmigke's Verlag (R. Appelius), Berlin. 188 S. Preis brosch. 2.50 Mk.

Gerne bekenne ich es: Wenige Belletristika haben mich wie dieser Skizzenband so zu fesseln gewußt und mir an's Herz gegriffen gleich der Natur selber. Ja, es ist etwas Großes um die Heimatkunst, besonders auch, wenn Miriam Eck, die Marholm-Antipodin, sie uns bietet. Und mögen da und dort noch so Raffiniert-Hirnige spähen, bei Miriam finden sie immer noch ein Stück aparten Schönheitsgenuß. Nicht

Digitized by Google

als ob ich damit die zehn Skizzen des Buches alle als literarische Leistungen qualifizieren wollte: im Gegenteil! Nur drei Stücke finde ich hochklassig: Vor allem „Da droben auf dem Berge" ist mit wunderbarer Intimität geschaut und glücklicher Konzentration wiedergegeben. Der stille Klausner, der mit der Welt und ihrem Tand längst abgeschlossen, und das unrastige Weltkind, das hier der sanfte Friedenshauch einer höhern Welt berührt, sind ein Muster von Stimmungsmalerei. In „Idylle" hören wir den Pulsschlag der Natur, die mit mütterlicher Zärtlichkeit die einfachen Kinder der Scholle an ihrem Busen sich freuen und gedeihen läßt. Diese selbe Zaubermusik der Schöpfungsharmonie berührt uns in „Vom Klosterhof" ungemein sympathisch.

Doch diese günstige Zensur können wir leider nur dem kleineren Teile der Skizzen erteilen. Bei der größeren Hälfte fehlt die Einheitlichkeit in der Komposition; damit geht dann auch der Stimmungszauber zum großen Teile verloren. So ist z. B. in „Et Kind is gut gewen" die Handlung allzusehr in Einzelheiten verzettelt, wobei die einheitliche Wirkung noch dazu durch manche Nebensächlichkeiten nicht gerade erhöht wird. Dasselbe Urteil gilt auch vom: „Wunder des heiligen Rocks" und vom Triptychon: „Das Haus der hl. Irmina", das bei all seiner individuellen Schönheit sich nicht gut als künstlerisches Belletristikum retten kann. Doch das deckt sich ja wieder ganz gut mit dem Ausdrucke: „Bild", den die Autorin auf ihr Titelblatt schrieb. „Bild", im eigentlichen Sinne nur von der Malerei gebraucht, stellt zwar das Nebeneinander dar, das sprachliche Bild dagegen, die Erzählung, das Nacheinander vor allem; aber man kann trotzdem wohl ein Sprachprodukt, das mehr schildert wie erzählt, mehr die Eigenschaften des Gemäldes, das Nebeneinander zeigt, mit dem Namen „Bild" belegen.

Doch Mängel beiseite — es steckt soviel Gutes, Gesundes und Schönes in dem Buche, daß es Freunden nicht alltäglicher Lektüre nur empfohlen werden kann. Es mag zwar Manche geben, die das Buch zu weich finden werden, die von den Produkten der Scholle verlangen, daß sie hart und rauh seien wie sie und das Leben — aber ich meine, man solle nie vergessen, daß das Buch von einer Frau stammt und daß von dieser Seite die natürliche Weichheit, wenn sie nicht in Zuckersüße ausartet, immer noch besser wirkt, als das simulierte Kraft- und Naturburschentum anderer weiblicher Federn.

L. v. Roth.

Drama.

Otto Meiber. Die Wegmüden. Schauspiel in 4 Akten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag 1901.

Der Verfasser besitzt zweifellos eine über das Niveau der Mittelmäßigkeit emporragende dramatische Gestaltungskraft, wenngleich er jetzt auf Irrwegen wandelt. Die Menschen, die er uns zeichnet, sind trotz ihrer Jugend schon völlig blasiert, überreizt, „wegmüde", sie, die von dem Kampfe mit dem Dasein kaum eine blasse Ahnung haben. Daher erklärt sich auch ihre souveräne Geringschätzung der heiligsten göttlichen und weltlichen Gesetze. In dem Reiche ihrer Gedanken und Empfindungen ist die Liebe die Alleinherrscherin, die Ehe nur das verspottete Aschenbrödel. Hoffentlich ringt sich der Dichter aus dieser Sturm- und Drangperiode noch zu einer geläuterten sittlichen Weltanschauung empor.

A. Dreyer.

Literaturgeschichte.

H. Suchier u. A. Birch-Hirschfeld, Geschichte der französ. Literatur. Bibliographisches Institut 1900.

Gott sei Dank, endlich einmal eine befriedigende französische Literaturgeschichte! Dem einigermaßen Kundigen konnten die

Digitized by Google

Arbeiten von Kreißig, Juncker, Engel, Bornhart nicht viel mehr bieten als Verdruß, da Unfähigkeit der Autoren sich immer mindestens in einer Beziehung bemerkbar machte; und die unendlich fleißige Stoffsammlung eines Petit de Julleville ist ein großer Steinhaufen für die Forschung, eine echte Philologenarbeit. So suchten wir selbst auf französischer Seite vergebens nach etwas Befriedigendem; wir fanden nur ältere Werke, Darstellungen einzelner Zeitabschnitte und Monographien der zahlreichen französischen Aesthetiker, die ja auf psychologischem Gebiet stets Beachtung verdienen. Daher Dank der Buchhandlung, die dieses Unternehmen angebahnt hat und mit dem vorliegenden Werk den vierten Band ihrer gesammelten Literaturgeschichten bietet. Unerreicht scheint hier die relativ vorzügliche Darstellung der deutschen Literaturgeschichte von Koch und Vogt zu bleiben, während des Philologen Wülker Elaborat (Englische Literaturgeschichte), sowohl in historischer wie in stofflicher und ästhetischer Hinsicht die meisten frommen Wünsche unerfüllt läßt. Ein andres ist es eben, mechanisch Quellen und Stoffsammlungen herzuzählen, ein andres, in den Geist der Zeiten einzutauchen. Sätze wie der „Auch die Dichter der (angelsächsischen) Blütezeit erkannten richtig, daß Christus trotz epischer Züge nicht eigentlich der Träger einer Heldendichtung sein könne" — beweisen evident des Verfassers Unfähigkeit zu letzterem.

Wiese u. Percopo, italienische Literaturgeschichte, leidet schwer unter dem engen Zusammendrängeu des mit der Renaissance in Italien gebotenen unendlichen Stoffes; und doch vermißt man manchen Namen und hätte nach den Arbeiten eines Burckhardt und Geiger ein größeres Verständnis der Eigenarten des italienischen Geistes in seiner Entwicklung erwartet. Gegen Schluß gar wird die Darstellung zu einem sinnlosen Aneinanderreihen von Namen. Warum wird bei vielen, besonders modernen Autoren, deren wissenschaftliche Thätigkeit nicht mindestens erwähnt, — zumal die Verff. anderswo darauf eingehen? War es nicht etwa bei Carducci geradezu unumgänglich notwendig, auf seine Thätigkeit als Literarhistoriker hinzuweisen, sein berühmtes Buch L'Opera di Dante, seine Studi lett. wenigstens zu nennen? — Auch nach dem berühmten Namen Campanella spähten wir mit unerfüllter Sehnsucht. Diesen Mann, der ebenso bedeutend ist als Dichter wie als Philosoph, nicht zu behandeln, ist eine große Unterlassungssünde; Herder hat von seinen Sonetten übersetzt, Göthe und Shelley wiederholt auf ihn hingewiesen.

Wir Deutsche haben uns in letzter Zeit sehr daran gewöhnt, nur nach Parvenu-Manier überall selbst zu bewundern (vgl. Kunstwart XIII 231), und so sind wir auch oft unsern westlichen Nachbarn, ohne sie recht zu kennen, nicht gerecht geworden. Der feine französische Geist, dessen raffiniertes Fühlen sofort die unsichtbare Linie schaut, wo wirklich Geschmackvolles sich von der Mache sondert, das eigenartige Empfinden wie in matten Farbentönen, welches doch die Lebhaftigkeit nicht beeinträchtigt und auf den Fremden so eigentümlich reizvoll wirkt, ihre grüblerische Gesichtsschärfe innerhalb des individuellen Gesichtskreises bilden ein weit eigenartigeres Auswachsen der (französisch-) romanischen Renaissance als bei irgend einem andern Volke und erwecken in ihnen die unbestreitbar bedeutendsten Romanciers und psychologisch-ästhetischen Kritiker der Gegenwart. Leider ist im vorliegenden Werke die Entstehungsweise und das Sichauswachsen dieser französischen Wiedergeburt in seinen treibenden Faktoren nicht mit der nötigen Klarheit erfaßt, und die in der Literatur durch das zeitgenössische Kulturleben abgeklärten Resultate dieser ganzen Bewegung sind nicht immer aufgedeckt, klargelegt und hervorgehoben. Es bringt fast jeder einen in anderer Weise modifizierten Begriff von der Renaissance

Digitized by Google

mit, und deshalb müßte dagegen Vorkehr getroffen sein, daß nicht alle ihre Vorurteile in weiten Spielraum gewährende Darstellung hineintragen; ebensowenig genügen trockene Thatsachen, die exempelmäßig nebeneinandergereiht, und dann durch irgend einen gesuchten Gedanken mit der Literatur in Verbindung gebracht werden. Zumal wenn diese Thatsachen dem aus den „obern Schichten" Ueberlieferten entnommen sind, da in Frankreich, dem früher ganz monarchischen Staate, eine weit andere Scheidung der Interessen und des Lebens vorlag als etwa in dem revolutionär-demokratischen Italien und allen andern Ländern.

Haben wir also gar manches auszusetzen, wenn wir das vorliegende Werk gemäß dem Vorsatz der Verfasser beurteilen, „den geistigen Entwicklungsgang des französischen Volkes, wie er sich in seiner nationalen Literatur ausprägt — — — zu verfolgen und auf Grund der Ergebnisse der wissenschaftlicheu Forschung in geschichtlichem Zusammenhaug darzustellen", so sind wir doch froh der ganzen Erkenntnis, die sich in diesen Worten ausspricht und berücksichtigen über der fleißigen, immerhin mehr als rein äußerlich zusammenhängenden Darstellung, daß die Verfasser, eigentlich etwas in Widerspruch mit jener Erkenntnis, nur durch die gefärbte Brille der Literatur Geschichte studiert haben. Daher auch jene Mängel in Anordnung und Wertschätzung der leitenden Ideen und Zeitströmungen und deren notwendiges und darum bis zu gewissen Grenzen unbewußtes Emporwachsen auf materiellen Grundlagen, ein Umstand, der auch das Verständnis jener beeinträchtigt, in denen sich diese Erkenntnis zu philosophischer Klarheit ausreifte. Daher entstand dieses Unterschätzen resp. nicht Berücksichtigen der Wichtigkeit philosophischer Ideen in der modernen Literatur, daher dieses schiefe, nachgesprochene Urteil über Taine, der den plaudernden Franzosen Saint-Beuve in fast jeder Beziehung weit übertrifft. Es genügt durchaus nicht, ihn mit jenen heute üblichen Phrasen gegen das Systematisieren abthun zu wollen; der Widerwille hiergegen ist eine berechtigte Reaktion gegen die durch gesuchte Subjektivität und Originalität entstandene schwankende Bezeichnungsweise, ist also nicht nur historisch später, sondern bezieht sich auch ursprünglich nur auf dieses Aeußere, das dann freilich auch nach innen wirkte. Wer Taine studiert hat, vergißt hierüber gewiß nicht das tiefe, weite Innere; der weiß, daß seine Ausdrücke Abstammung, Umgebung, Moment nicht als „allgemeine Ursachen" hingestellt sind, sondern als Anhaltspunkte für die mangelhafte menschliche Denkweise, Punkte, in deren jedem sich eine unendliche Welt von Ursache und Durchwirkung in lebendig gefühlter Verschlingung verkörpert. Daß er dabei dem Individuellen nicht gerecht werde, ist unwahr, — vielleicht blos eine Abstraktion aus diesen Ausdrücken? Der ästhetische Ethiker Guyau hätte hier auch mindestens Erwähnung verdient. Ebenso vermißt man einige Zeilen über den literarischen Friedrich d. Großen, der nur erwähnt ist, soweit er in Voltaire's Lebensgeschichte eingreift.

Wenn aber auch Gefahr ist, daß falsche Vorstellungen in Bezug auf den historischen Charakter der Zeiten erweckt werden, so wird vorliegendes Werk doch vielen klarere Begriffe über Umfang und thatsächlichen Zusammenhang der französischen Literatur geben. Die weltliterarische Bedeutung derselben zu ermessen, bleibt jedoch dem Einzelnen überlassen, der je nach Umfang und Tiefe seines inneren Lebens durch das Leben so vieler bedeutender Personen eine größere oder geringere Vertiefung der eigenen Persönlichkeit gewinnen wird. Denn gewinnt der Mensch mit jeder neuen Sprache eine neue Seele, so findet er sicher in jedem Nebenmenschen, den er wirklich kennen lernt, ein neues Leben, und oft eines das größer ist als das, welches er selber besitzt.

Gießen. R. Sues.

Digitized by Google

Anthologieen.

Geistesblüten aus den Gärten verschiedener Länder, von Romana (A. L.) Zweite vermehrte Auflage. Paderborn 1900. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei.

Anthologieen haben immer etwas Unruhiges, Wirres an sich, wie ein Blumenstrauß am Wegrand gepflückt; auf alle Fälle sind sie keine Lektüre zu andauernder Unterhaltung, nur hie und da wird man darin herumblättern, sich Trost, Erfrischung, manchmal auch Begeisterung daraus zu schöpfen. Auch der vorliegende, in zweiter, vermehrter Auflage erschienene Band will, wie das Vorwort besagt, nur ein Vade mecum sein „für Pilger auf der Reise zur ewigen Stadt Gottes" und gleichsam mit den gewählten Sprüchen und Sentenzen einen Wegweiser dahin bieten. — Die Absicht ist gut, der Fleiß des Sammlers, der eine systematische Einteilung durchführt, lobenswert und die getroffene Wahl mehr nach sittlichen oder religiösen als literarischen Gesichtspunkten vorgenommen. Als ein Fehler muß bezeichnet werden, daß sich durch das ganze Buch ein Faden der Inkonsequenz hinzieht, denn entweder sollten alle Citate mit den Autorennamen gezeichnet sein, oder aber (weniger empfehlenswert) keines derselben. — Die englischen Proben dünken uns die besten. Für Freunde von Anthologieen, auch als Weihnachtsgabe für die reifere Jugend, als Uebung in der englischen, französischen und italienischen Sprache kann der Band bestens empfohlen werden, da unter diesen „Geistesblüten" sich manche duftige und edle Blume befindet.

Knut von Juliat.

Frauenfrage.

Eine schwäbische Philosophin diesseits und jenseits des Ozeans. Gesammelte Vorträge von Barbara Klara Renz, Dr. phil. Dillingen a. D., Paul Tabor. 1900.

Der Titel dieses Werkes könnte eigentlich zu der Annahme veranlassen, es handle sich um ein biographisches oder kritisches Werk über eine schwäbische Philosophin; thatsächlich sind es aber Vorträge, die diese Dame nach ihrer Rückkehr aus Nordamerika an verschiedenen Orten in Bayern gehalten hat. Der 1. Vortrag behandelt die Frau in der Geschichte der Geistesbildung; er hat einen sehr fragmentarischen Charakter, denn er bietet nur wenige Mitteilungen über die Bildung der Frauen im Altertum und im Mittelalter, und geht über die neuere Zeit mit wenigen allgemeinen Worten hinweg. Von besonderem Interesse sind dagegen die Berichte der Verfasserin über ihre allerdings sehr unerfreulichen Erlebnisse in Nordamerika, über die sozialpolitischen Verhältnisse daselbst und über den Charakter der Amerikanerinnen. In einem weiteren Vortrag behandelt die Verfasserin Longfellows „Hiawatha". Die kritische Studie über die Entwickelung der Altäre richtet sich hauptsächlich gegen die Theorien Spencers. Manche treffliche Gedanken enthält der Abschnitt „Einige kulturelle Erscheinungen des 19. Jahrhunderts". Der letzte Vortrag richtet sich gegen die engherzige Auffassung des „Osservatore Romano" in Bezug auf die Frauenfrage. Die Verfasserin betont mit Recht die Notwendigkeit einer gründlichen geistigen Bildung des weiblichen Geschlechts. Auf protestantischer Seite hat man diese Notwendigkeit schon früher erkannt, und man kann nur wünschen, daß die warmherzigen Weckrufe der Verfasserin in der katholischen Welt nicht ungehört verhallen mögen.

Aus der kurzen Inhaltsangabe ersieht man, daß die Verfasserin in ihrem Werke sehr verschiedene Stoffe behandelt, und wenn auch die Ausführung manchmal etwas lückenhaft ist, so bildet doch das Ganze eine teils sehr unterhaltende, teils

Digitized by Google

anregende und belehrende Lektüre. Hoffentlich wird die Verfasserin, die in Amerika so trübe Erfahrungen machte (sie hoffte dort einen Lehrstuhl an einer höheren Anstalt zu erlangen, mußte sich aber in den verschiedensten Stellungen notdürftig durch's Leben schlagen), in Deutschland mehr Anerkennung finden. Eine so energische Verfechterin der Frauenrechte (oder vielmehr der Frauenpflichten) ist im katholischen Deutschland keineswegs überflüssig.

T. Kellen.

Biographisches.

Anna Katharina Emmerich und Clemens Brentano. Zur Orientirung einer viel besprochenen Frage. Von P. Thomas a Villanova Wegener, O. S. Aug. Mit geistlicher Genehmigung. Dülmen i. W., A. Laumann'sche Buchhandlung. 1900.

Der Verfasser dieses Werkes, der Augustiner-Pater Wegener, bezeichnet es als die Aufgabe seiner Arbeit, „Brentano gegenüber noch vielfach gehegten Zweifeln über seinen religiösen, selbst konfessionellen Standpunkt, den er im Mannesalter eingenommen, als einen echt katholischen Christen und ihn als solchen in dieser Beharrung bis zum Tode zu rechtfertigen." Nach einer kurzen Darstellung seines Lebens schildert er besonders seine Thätigkeit als Aufzeichner der Visionen der stigmatischen Nonne Anna Katharina Emmerich. Er beweist, daß Brentano ein „von Gott erweckter und ebenso würdiger als fähiger Aufzeichner der Gesichte war, und daß er entsprechend dem Willen Gottes in dieser Aufgabe gewissenhaft, ja vollkommen seine Pflicht gethan hat." Die Rolle, die Brentano in Dülmen gespielt hat, mag ja manchem nach seinem früheren Leben als ein Rätsel erscheinen, aber an der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung kann man vernünftigerweise nicht zweifeln, und schon alle äußeren Umstände lassen darauf schließen, daß er auch bei der Aufzeichnung der Visionen die treueste und ehrlichste Absicht hatte. Was den Wert der Visionen betrifft, so gehört diese Frage natürlich nicht in das Gebiet der Literatur und liegt deshalb außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift. Das Werk trägt übrigens seiner ganzen Anlage nach mehr einen erbaulichen, als einen literarhistorischen Charakter; dennoch wird es manchem Literaturfreund als ein schätzenswerter Beitrag zur Lebensgeschichte Brentanos erwünscht sein.

T. Kellen.

Vermischtes.

E. Behringer †

Am 13. Nov. verstarb zu Würzburg der als Dichter weiteren katholischen Kreisen bekannte Oberstudienrat Edmund Behringer im Alter von 72 Jahren. Wir werden demnächst ausführlicher auf das literarische Wirken des edlen Toten zurückkommen.

Ludwig Jakobowski.

Am zweiten Dezember dieses Jahres starb nach kurzer Krankheit der junge, zweiunddreißigjährige Schriftsteller Ludwig Jakobowski. Einem schaffens- und arbeitsreichem Leben hat hier der Tod ein Ziel gesetzt. Jakobowski hat als Kritiker wie als Dichter seltenviel geschaffen. Lange Jahre leitete er die Kunstzeitschrift „Gesellschaft" und hat in ihr manch treffende, feinempfundene Essays und Kritiken veröffentlicht. Für die Bildung des Volkes war er thätig durch Herausgabe einer Anthologie moderner Lyriker, die ebenso wie eine Auswahl aus Goethes Werken für 10 Pfennige verkauft und kolportiert wurde. Als Dichter fehlte ihm eine starke, in sich gefestete Persönlichkeit. Aber er wußte geschickt von allen zu

Digitized by Google

lernen und anzuempfinden. So ist ihm manches gute Gedicht gelungen und in einem seiner Prosawerke „Loki" hat er einen der besten modernen Romane geliefert. Wohl fehlt es der Handlung an Straffheit und einheitlicher Kraft. Aber manche Kapitel sind von einer ergreifenden Schönheit der Sprache und Höhe der Anschauung. Selten hat ein Werk des Symbolismus so tief und ursprünglich auf mich eingewirkt. Die Gesamtreihe der Jakobowskischen Werke umfaßt: Lyrik: Aus bewegten Stunden (1884—88), Funken (91—95), Aus Tag und Traum (91—95) und Leuchtende Tage (96—99). Prosa: Werther, der Jude (92 Anna Marie (96), Der kluge Scheikh (97), Satan lachte (98), Loki (99), Drama: Diyab, der Narr (95). Von seinen Gedichten möchte ich hier eins anführen:

Nach Hause.

Das macht die Sommernacht so schwer:
Die Sehnsucht kommt und setzt sich her
Und streichelt mir die Wange.
Man hat so wunderlichen Sinn,
Man will wohin, weiß nicht wohin,
Und steht und guckt sich bange.
Wonach?
Die Fackel in der Hand,
So weist die Sehnsucht weit ins Land,
Wo tausend Wege münden.
Ach! Einen möchte ich schon gehn,
„Nach Hause!" müßte drüber stehn. —
O Herz, nun geh ihn finden!

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Stern der Jugend. Herausgegeben von Pfarrer Dr. Johann Praxmarer. Donauwörth. Ludwig Auer, Verlag. Mark 2.50 jährlich.

Verlag und Redaktion dieser uns sehr sympathischen Zeitschrift versenden soeben an kathol. Redaktionen ein Circular, in dem sie erklären, daß das Organ eingehen müsse, wenn es nicht besser als bisher unterstützt werde. Da es uns im Interesse unserer studierenden Jugend sehr leid thun würde wenn diese ihr gewidmete Zeitschrift ihr Erscheinen einstellen müßte, wollen auch wir ehrlich unsere Meinung herausſagen.

Der Hauptgrund des schlechten Reüssierens der Zeitschrift liegt u. E. darin, daß sie ihrer Aufgabe nur sehr unvollkommen nachkommt und ihre Leser nicht zu fesseln versteht. Wenn ich nicht schon aus Erfahrung wüßte, was unsere Gymnasiasten in höheren Klassen vom „St. d. J." halten, so hätte mich der mir vorliegende 6. Jahrgang allein schon belehrt, daß so wie er jetzt ist, er unmöglich den geistigen Bedürfnissen unserer Mittelschuljugend von 15—20 Jahren genügen kann. Speziell habe ich unter den „Abhandlungen und Schilderungen" des Jahrgangs sehr viel Nichtpassendes und Ueberflüssiges bemerkt. Die Gedenktage der Heiligen Barnabas, Bernhard, Gregor usw. würde ich die Gymnasiasten ruhig in unsern verschiedenen Heiligenlegenden nachlesen lassen und den entfallenden Raum für Biographieen moderner edler Männer u. ä. verwenden. Statt über die Volkspoesie der Litauer zu handeln, würde sich eher die Beachtung der zeitgenössischen deutschen Literatur empfehlen, damit dann nicht unsere Abiturienten in die Welt hinauskommen, ohne einen einzigen modernen deutschen Dichter zu kennen.

Die „Erzählungen" stehen künstlerisch auf einer Stufe, daß sie kaum die Ansprüche von Lehrlingen befriedigen, unmöglich aber Leuten geboten werden können, die in der Schule Homer, Sophokles, Vergil, Schiller und Goethe lesen. In diesem Punkte muß ganz radikal vorgegangen werden, wenn es besser werden soll.

Mit der „Sammelmappe" kann man im allgemeinen zufrieden sein. Nur sollte sie etwas mehr Zeitgeschichtliches in edler Weise bieten und so dem Leser die Tageszeitung ersetzen. Recht gut gefallen haben mir die „Unterrichtsbriefe."

Das Haarsträubendste sind aber die

Digitized by Google

„Literarischen Anzeigen“. Von der Literatur schlechthin, der schönen Literatur, ist nämlich so gut wie gar nichts zu finden. Hier wäre der Platz, unsere Gymnasiasten auf unsere kath. Literatur und ihre jeweiligen Neuerscheinungen aufmerksam zu machen, damit nicht die Kleineren auf die famosen „Indianerbüchlein“ und die Größeren unserer Gymnasiasten auf Zola u. s. w. verfallen. Aber Schnecken! Da wird rein gar nichts gethan. Da hören wir vom „Lilien-Veitle“ oder „Christkindleins Weihnachtsgruß“ der vielreimenden Cordula Peregrina, von der sogar P. Pöllmann meint, sie möge endlich abrüsten, und ähnliche Sachen für Volksschüler — oder von Kuhn's „Allgem. Kunstgeschichte“ oder Hettingers „Apologie“, Werken, die für Gymnasiasten nach Inhalt und Umfang noch nicht bestimmt sind; nichts dagegen hören wir von den Werken Eschelbachs, Eicherts, Herberts, Cüppers usw. — Wenn unsere Gymnasiasten derartig behandelt werden, ist es kein Wunder, wenn solche Leute nachher „inferior“ sind.

Ich verkenne durchaus nicht, wie schwierig einerseits und wie verantwortungsvoll andererseits die Aufgabe eines derartigen Organs für unsern geistigen Nachwuchs ist. Aber wie schöne Resultate ließen sich erzielen, wenn die Redaktion sich entschließen könnte, den Bedürfnissen der Zeit und der Leser mehr Rechnung zu tragen.

A. L.

☞ **An unsere geschätzten Leser richten wir die ergebenste Bitte, an Bahnhöfen, Hôtels, Restaurants, Cafés, in Lesezimmern ꝛc. immer wieder die „Literarische Warte“ zu verlangen oder zu empfehlen.** ☜

Herausgeber: A. Lohr und M. Pfeiffer in München. Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstraße 5. Druck und Verlag von Rudolf Abt in München.

Digitized by Google

1901.

II. Jahrgang. Heft 4.

Dramatik, Bühne und Shakspere.[1])

Im Denken ordnet sich der durch Wahrnehmung gebotene Stoff zu einem der Wirklichkeit analogen Geschehen im Menschen. Der Teil des Ganzen, den jene nur geben kann, zeigt den Zusammenhang kausaler Funktion, die wir nach ihrem innersten Wesen, das aus uns spricht und in jeder Berührung mit dem Objekt sich bethätigt, an jedem sich bietenden Teile herantragen, so daß wir nicht nur im stande sind, die zwischen Wahrnehmung und Wahrnehmung liegenden Lücken auszufüllen, sondern auch in der Fähigkeit, durch das Nichtwahrgenomme vorstellungsmäßig die Fäden jener Funktion hindurchzuspinnen, in uns die Möglichkeit zur Einheit einer geschlossenen Weltanschauung besitzen, die uns auch in dem scheinbar Fremdesten überall nur das alte Bekannte entgegentreten läßt, die den Künstler befähigt, in einem quantitativ noch so begrenzten Kunstwerke die ganze Wahrheit des Seins zu geben, in der die detaillierte, zusammenhanglose Wirklichkeit aufgehen muß; und das erfordert jene Anschauung, die sich so stetig ihrer Vollendung bewußt ist, daß sie in jedem Einzelnen unwillkürlich ein Symbol für die mannigfachsten Beziehungen zum Ganzen erblickt und ihm so Wert verleiht. Uns aber erstarrte zum tötenden Medusenblicke die vollendetste Einsicht, die überall nur ihr eigenes Bild sieht, das sie seelenlos anstarrt; selbst die in der Sprache

[1]) Nicht vollendete Ausführungen, sondern wohlbegründete Hinweise sind hier gegeben, die vom Leser die Anstrengung thätigen Mitdenkens und Durchdenkens fordern.

Vergl. dazu Hildebrand, Problem der Form; Klinger, Malerei und Zeichnung; Lipps, Raumästhetik; Herder, Kalligone; das Entsprechende bei Schiller und Goethe; Jouffroy, Cours d'esthétique.

Digitized by Google

liegende Fähigkeit der Begriffsbildung, die quantitative Werte logischer Beziehungen durchschauen läßt, änderte nicht die wertlose Hohlheit eines Vorhandenen, das, von niemand genossen, mit niemand durch Bande liebenden Verlangens geeint, weder in sich selbst einen treibenden Zweck haben, noch eine durch gefühlsmäßiges Streben des Menschen hervorgerufene Verbindung möglich machen kann, weil eben das einende Band zwischen Subjekt und Objekt, und in beiden der die Kausalität bedingende Trieb der Synthese fehlte, — so daß eine Vorstellungsweise, die Werte auf Kausalität zurückführen wollte, als innerlich unmöglich kläglich scheiterte. Vielmehr liegt das Wertbedingende und Wertsetzende in einem wunderbaren inneren Verhältnis des Fühlens, das, seinem Begriffe nach stets ein Mitfühlen, nicht nur das synthetische Zusammenfassen menschlichen Vorstellens in der Einheit des Bewußtseins als wahrer menschenbildender Hauch erst ermöglicht, sondern auch den ihm wesentlichen steten Trieb durch Verbindung mit der Außenwelt neue Werte für das Leben aufzunehmen, — und in dieser Synthese von Geist und Natur das Wesen des Seins bedingt, und, — soweit möglich — löst, wenn als solches erkannt. So projizierte ursprünglich dieser Prometheusfunke unbewußt notwendig wirkend im Mythus sich selbst, um, zu immer neuer Gestaltung erweckt im Ewig-Weiblichen, dem größer machenden Mitleid, durch die Reihen der erlebenden Generationen wandelnd seine Grenze und damit seine Größe zu erkennen, in der das Selbst zum All, das Ich zum Inbegriffe alles Seienden wird. Das Gegebene, sei es nun von den Vätern ererbter oder direkt dem Lebensgrund entsprossener Besitz, war stets Objekt philosophischen Denkens, — aber nur mit jenem ersten, leichteren, an sich wertlosen Teil hat sich die Menschheit einigermaßen befriedigend abgefunden; neue Geschlechter harren auf eine andere Kritik der Urteilskraft, welche in der Klarlegung der Prinzipien des Fühlens uns den Menschen lehrt, der an die ewige Gegenwart glaubend, in sich die Welt erkennt wie sie seine Wahrheit und Schönheit ihm bietet, als unzertrennbare Einheit von Wissenschaft und Kunst. —

Schöpfen wir mit sorgloser Hand aus der Wirklichkeit, so gibt uns in fließend bewegten, herrlich durchlebten Formen die Musik ein wunderbar unfest Gestaltetes, das in klar dahinrinnendem Zerfließen neu sich schafft; lassen wir die Augen schweifen, so streckt sich die aufstrebende Säule den Druck verneinend empor, und die Linie des Ornamentes wächst als Form eines gefühlten Gedankeninhaltes — —, während sinkendes Dunkel das fühlende Aufgehen in der Natur wird, im Gegensatze zum schaffenden, formenscheidenden Licht. So ist Form stets Inhalt, der nur in ihr liegen kann. Ästhetische Formenbestimmtheit besteht also nicht darin, daß zwischen zwei (oder X) Dargestellten etwas Undefinierbares liege, das deren intellektuelles Verhältnis ausdrückt, sondern daß in der Form des einen Dargestellten das vorhanden ist, dessen Vorhandensein auch in den anderen beide (resp. alle) zu diesem bestimmten zu erkennenden Ausdruck zwingend nötigt, — das heißt,

Digitized by Google

daß alle etwas gemeinsam haben, das nur in dieser Form intellektuell zum Bewußtsein kommen kann. Schwinde aber die vorüberwandelnde Bewegung, in der das Bewußtsein unseren Gefühlsinhalt stets als gegeben schaut, so bleibt in dem seelischen Wesen von Klang, von Farbe und Licht nur ein an sich unerklärbarer Grundbestand rein physiologischer Elemente, Darstellungsmittel des Künstlers, — während das Fortschreitende wie das Hemmende, nämlich das abstrakte, beinahe halluzinatorische Raum- und Zeitfühlen an sich seinen Wirkungswert nur aus unwillkürlicher Ergänzung durch Gewohnheit von selbst auftauchender gefühlsmäßiger Associationen erhält, Associationen, welche oftes Miterleben in wechselseitiger Gliederung vorübereilender Werke der Kunst oder Wirklichkeit in einer gewissen pathetischen Abstraktheit ermöglicht hat. Daher verstehen wir die Linie nur als Bewegung, das Sein nur als Gewordenes, das Gewordene nur als Erlebtes, — dessen Wert nicht das allgegenwärtige Gesetz bildet, sondern das gefühlte Übergehen aus dem unverstandenen Unbewußten in das verstandene Bewußte, — ein Gewinn, den der Künstler verschafft durch obige physiologische und formale Mittel, nach denen sich die Künste gliedern. Keineswegs darf also die bloße in die Linie hineingelegte Bewegung als dramatisch bezeichnet werden, wenn sie ein schon Seiendes (Gewordenes) als Kunstganzes konstituiert und ihm so lediglich seinen Platz in dem anderen Seienden anweist, so daß alle Bewegungsbeziehungen nur auf den im Augenblicke dargestellten Zustand, gleichsam konvergierend hinweisen; vielmehr ist dies die klare Plastik des Epischen. Das Wesen des Dramatischen besteht dagegen darin, daß ein Vorgang, in einem beliebigen Augenblicke seiner Darstellung gefaßt, nicht ein gleichsam in sich hinein Vollendetes bildet, sondern daß deren Linien ihn in einer Weise an uns vorüberschreiten lasse, die das klare Bewußtsein in uns weckt, rascher und rascher schwinde die Gegenwart unter den eilenden Füßen ihm weg, weil es außerhalb seiner selbst lebt, weil es getrieben ist; sei es nun, daß eine bestimmte Sinnesrichtnng einer Person gewisse Komponenten der seelischen Beschaffenheit zum Nachteile des das seelische Leben bedingenden inneren Gleichgewichtes in der Berührung mit der Außenwelt fortgesetzt in einer Weise bethätigt, die notwendig zum geistigen Sterben, der Zerrüttung aller inneren Verhältnisse führt (Tragödie), oder sei es, daß mehr oder minder in irgend einer Verkehrtheit vollendete Charaktere von dem tiefen Grunde einer überall durchblickenden Weltanschauung sich abheben in Situationen, deren zusammenhängende Verkettung einem mehr äußeren Abschluß entgegeneilt (Komödie). Gegenüber der im Verhältnis abgeschlossenen linearen Einfachheit eines Werkes der bildenden Kunst ergibt sich also im dramatisch-poetischen Kunstwerk ein Neues: eine perspektivische Vollendung in jedem Moment des Durchschnittes, welche die ganz bestimmte Anordnung der sich in der Handlung kreuzenden, zusammenfließenden und auseinanderwallenden Fäden bildet, die aber anderer Art ist als im Bild, da sie nicht nur den Moment

Digitized by Google

oder die Seinsweise festhält und perspektivisch abschließt, sondern ein Werden darstellend in Goethe'schem Sinn, uns dem abschließenden Hintergrund eines perspektivisch Geschauten zueilen macht, wobei die vorüberfliegenden Anblicke zwar neue, andere sind, aber immer in dem Vorausgegangenen irgendwie präformiert, und selbst die Umrisse der folgenden bedingend, gleichwohl alle den Stempel der Vollendung des Ganzen tragen. Das Verlegen einer einzigen Linie würde eine Veränderung des Ganzen bedingen, so daß oft selbst der Dichter nicht mehr im stande sein dürfte, mit rauher Hand durchzugreifen ohne zu zerreißen. In dieser Weise soll das Dramatische symbolisch sein, nicht als wertlose Einkleidung eines Lebenden in ein phantastisches Gewand, die erkannt höchstens leere formale Beziehungen bekundet als Gegenstand stumpfen Staunens eines gesunkenen Geschlechtes, — sondern „jede Handlung muß an sich bedeutend sein und auf eine noch wichtigere hinzielen."

Aber ein Anderes noch kommt beim Drama hinzu. Keine Kunst, die außer dem Mitfühlen auch das Mitdenken fordert, — und das sind eben alle außer der sogenannten absoluten Musik — ist ohne Sehvorstellungen. Dies dringende im Menschen liegende Bedürfnis, nach Form, das nur die stärksten physischen Erregungen der Musik verschlingen und so in eine romantisch-dionysisch übersichtbare Welt versetzen können, befriedigte das in seinen Anfängen ganz volkstümliche Drama bei einer Menge, die sich den gemeinsamen Inhalt unbeholfener Vorstellungen in jeder grell in die Augen springenden Darstellung gefallen ließ. Anders ist es beim Dichter, der durch sein Denken im Stoff in der Form die Idee resp. den Ideenkomplex nicht nur adäquat besitzt, sondern auch mitteilen will, — im Drama durch das gesprochene Wort als von dem geschauten Körper unterstütztem Ausdruck des Seelischen. Was hier die Hauptsache ist, leuchtet sofort hervor; der Ort, auf dem sich die Menschen bewegen, kommt nur als allerdings notwendiges Hilfsmittel hierzu in Betracht und zwar so, daß sich von selbst die Antwort auf die Frage des Wo ergibt, während die auf das Wie, soweit sie nicht in jener schon mitgegeben ist, wohl kaum einmal in Betracht kommt. Wir finden dies alles bei Shakspere, und zwar so, daß der Ort hinreichend bezeichnet, ja meisterhaft bezeichnet durch das Wort, in seinen Beziehungen zur Person, wie der mit leisesten Konturen angedeutete, doch der Phantasie deutliche Hintergrund alles Gewicht des Fühlens auf die vollständig durchgebildeten Figuren wirft, und darum an den Darsteller die größten, an den Dekorateur dagegen die quantitativ geringsten Anforderungen stellt. Will man dagegen, abgesehen von realistischen Stücken, worin der Ort wie etwa ein Wohnzimmer, völlig detailliert ist, die Bühnendarstellung zu einem malerischen Bilde machen, worin jeder Punkt nicht nur seine relative, das ist perspektivische, sondern auch seine konkrete, farbenmäßige Bestimmtheit haben muß, so daß die Vorstellung des Schauenden nichts ergänzen, sondern es nur als in vollendeter Abgeschlossenheit gegebenes Ganze annehmen kann, so gerät man in Widersprüche, die mit dem

Digitized by Google

Wesen des Dramatischen durchaus unvereinbar sind. Ein noch so „dramatisches“ Bild, wie etwa Michelangelo's Erschaffung der Himmelslichter, wo die unbegrenzte schaffende Kraft des Gottes den schlagendsten Gegensatz bildet zu der begrenzten erhaltenden des Dämons in Rafael's Disputa, enthält stets irgendwie die sämtlichen Momente des ganzen dramatischen Zusammenhanges, der dargebildet ist. Das Wesen des Bildes fordert darum auch ein vollendetes, passives Aufgehen in dem mit aller Bestimmtheit Gebotenen. Ganz abgesehen aber davon, daß schon durch die Dekoration eine eigentliche Perspektive nicht zu schaffen ist, daß die Körper mit den Kulissen im unangenehmsten Widerspruch stehen, daß infolge der konvergierenden Sehlinien von den verschiedenen Standpunkten der Beschauer aus eine gleichzeitige Bildwirkung an sich unmöglich ist, verursacht auch die stets notwendige Bewegung einen steten Wandel der Gruppenwirkung, der beständig den Schönheitssinn verletzt. Auf alledem würde das Schwergewicht des Ganzen liegen; nicht nur würde der Schauspieler Staffage in einem Bilde, das er nicht stören soll, — auch das wesentlich dramatische Miterleben von seiten des Zuhörers ist einfach beseitigt und ersetzt durch eine mit dem farbigen Gesamtton gefühlsmäßig definierte genießende Rezeption von Formen. Hinzu kommen noch die zunächst technischen Schwierigkeiten des Dekorationswechsels, die dazu verleiten, Szenen gleichen Schauplatzes zusammenzulegen, wodurch nicht nur die äußere dramatische Handlung schändlich verkrüppelt, und der wohlberechnete, durch die künstlerisch-gruppenmäßige Anordnung der Szenenfolge bedingte Eindruck zerstört wird, sondern auch unzählige Schönheiten der Charakterdarstellung einfach zusammenfallen, indem nicht mehr „motivierte“ Äußerungen wegbleiben, und der Bezug zur Umgebung, nämlich die höchstens durch andeutende Linien zu suggerierenden Phantasiebilder, einfach statt erhöht, zerstört und unmöglich gemacht ist. Daher jene entsetzlichen Bühnenbearbeitungen nach einem Zeitgeschmack, der fortgeschritten zu sein glaubt, weil er das undramatischste Element der dramatischen Darstellung in einer Weise zur Vollendung gebracht hat, die alles andere von ihm abhängen läßt, — die den Dramatiker fesselt, ihn zwingt Epiker zu werden, — die aus Oberflächlichkeit unfähig wird einen Dichter zu verstehen. Nicht beschäftige uns hier die ohnehin einleuchtende Unmöglichkeit einigermaßen dem Original gleichwertiger Bühnenbearbeitungen, und die überflüssige Kritik vorhandener, ebensowenig die höchst oberflächlichen Perorationen, wie man sie oft mit Verdruß in den bedeutendsten Organen findet,[2]) noch auch die Gründe, welche die Bühnenkunst auf solche Bahnen gelenkt; sie liegen für den Kulturhistoriker auf der Hand.[3]) Die Antwort auf die

[2]) cf. Shakspere Jahrbuch, XXVII: Oechelhäuser, Zur Szenierungsfrage; XXVIII, E. Kilian; XXIX, E. Kilian, K. Frenzel.

[3]) Folge: Nichtverstehen des psychol. Wesens der Kunst, des Künstlers, seines Stils: a. in Charakterzeichnung; b. in den Linien seiner Technik; c. im Fühlen.

Digitized by Google

Frage: sollen wir bei der Shakspere-Darstellung unsere „Errungenschaften" aufgeben und zur Shakspere-Bühne zurückkehren? kann ohnehin nicht mehr schwer zu geben sein, wenn man den Künstler, das Wesen der Sache über alles stellt; klar aber wird noch mehr, daß Shakspere mit der heutigen Bühne und der heutigen Vorstellung von Bühnenkunst seine Dramen thatsächlich nicht hätte dichten können,[4]) wenn man einige Äußerungen eines bedeutenden Künstlers überdenkt und auf Shaksperes Fühlen der Umgebung bezieht. Da heißt es von Dürers Zeichnungen: „Er weiß, daß die wirkliche Farbe eben jene geistige Welt zerstören würde, welche von allen Künsten allein die Zeichnung mit der Kunst und Poesie gemein hat." Da ist die Rede von einer Darstellungsweise, deren Stoffe Eigenschaften annehmen, die mehr der dichterischen Auffassung und Kombination zufallen, als dem Auge die materiellen Seiten der Stoffe; die mehr Weltgefühl als Formgefühl ausdrückt, und den Menschen gibt als Erscheinung, in Beziehung und Abhängigkeit zu äußeren Kräften, — die Dinge, um die eng mit ihnen verknüpften Ideen im Beschauer wachzurufen. Und wenn nun die Münchener Shaksperebühne soweit möglich diese Forderungen verwirklicht und so dem Geiste des Dichters gerecht wird, sein Verständnis ermöglicht, und, wo nötig vor einem Ton, der kaum sich abstuft, mit wenig Strichen die kulissenhaft leicht nur den Raum allgemein andeuten, die Personen in voller Wucht hinstellt, so bedeutet das mehr als ein bloßes merkwürdiges Experiment, und dürfte, allgemein erkannt, einen Einfluß ausüben, der heute nicht zu berechnen ist. — —

Des Künstlers Phantasie schaut ihre Idee, das ist, den gedanklichen Ursprung eines werdenden Kunstwerkes nicht anders als in Stoff sich formend. Denn nicht nur muß jede einzelne Gestalt des Gesamtwerkes eine vollständige, individuell abgeschlossene Formvollendung besitzen, die durch die lebenden Beziehungen zur Umgebung nicht gestört wird, — auch eben diese Beziehungen müssen einen Gesamtüberblick zulassen, der das Ganze als notwendig in sich abgeschlossen erkennt, dem die Gedankenverbindungen in den Bewegungsbeziehungen der Figuren einheitlich verkörpert sind, ohne daß dadurch, wie gesagt, bei einer derselben sich die künstlerische Selbstvollendung aufhebt. Darin aber besteht das Wesen seines Schaffens, daß diese Faktoren im Künstler untrennbar geeint sind; er kann nicht einen ganz bestimmten Charakter denken, ohne ihn lebend zu denken, das heißt, in der Art seines Handelns anderen gegenüber; er kann nicht einen Stoff sich vorstellen, ohne dessen Geschehnisse als das sich in der Handlung bethätigende Äußern von Personen ganz bestimmten Charakters zu fassen: intuitiv schaut er in jedem das Andere zugleich. Und das ist das Genie, der wahre Künstler, dem sich, während er in jedem Einzelnen eine Menge der intimsten Beziehungen in dieser und dieser Gefühlsbestimmtheit verkörpert sieht, die Gesamtheit von Gedankenver-

[4]) cf. Shakespeare-Jahrbuch XXVI, R. Genée, Über die szenischen Formen Shakespeare's.

Digitized by Google

bindungen von ganz bestimmter Beschaffenheit unwillkürlich zum verursachenden, das ist, lebenden Geschauten gestaltet.

Hiermit ist nicht nur die Oberflächlichkeit einer Betrachtungsweise bloßgestellt, die glaubt durch technische Handwerksregeln das Dramatisieren lehren und Dichter züchten zu können,[5]) sondern auch dargethan, daß nur Mangel jeden künstlerischen Verständnisses dazu führen kann, von idiotenhafter Verwunderung über sogenannte Wahrscheinlichkeitsverstöße zu deren gnädiger Entschuldigung überzugehen.[6]) Denn im Kunstwerk herrscht eine Vorstellungsrealität, die nicht allein einen Abschnitt als Ganzes und in diesem das Ganze darzustellen hat, sondern auch in diesem Ganzen das Einzelne nicht als Wirkliches an sich, sondern als wirklich Wirkendes, das heißt, in seinem ganz relativen Wirkungswert, so wie dieser am stärksten hervortritt; und dies ist eine andere Realität als die des rein organischen Geschehens in der rein empirisch unumfaßbaren Objektivität. Wir aber erkennen in dieser Wirklichkeit den Geist unseres Dichters und fühlen ihn in der Sprache seiner formgewordenen Seele, gehen ihm nach in der Folge der Sprechenden, der Folge der Szenen und der Handlung, die nur so verstanden wird. —

So ist der Kaufmann von Venedig — wie alle Shakspereschen Dramen. Gleichgiltig wäre es uns an und für sich, daß einmal ein junger Mann namens Bassanio die Dame Porzia heiratete; anders schon ist es, wenn wir in der Gegenwart erfahren wie das geschieht, — und dramatisch fühlen wir, wenn wir mit Menschen ein Stück Leben durchleben, wenn wir in ihnen mitfühlend Daseinsmöglichkeiten unserer eigenen Person erblicken oder ahnen, ihr Handeln bejahen, ihr Schicksal erleben, mit ihnen in der Freude reiner, im Schmerze größer werden, wenn wir die Gerechtigkeit, das ist die Wahrheit des persönlichen Geschehens bejahen und den Grund dazu erkennen nicht im φθονος θεων den der Mensch schafft, sondern im intelletto d'amore, der den Menschen schafft. — Bassanio hat Hindernisse zu überwinden, Porzia auch; beide unterstützen einander darin und so entsteht das Gefühl eines desto engeren Zusammengehörens. Damals, als sie sich in Belmont zum ersten Male sahen, hatten sie unwillkürlich Gefallen an einander gefunden, aber an Vermählung hatte weder der junge, etwas leichtfertige Kavalier gedacht, der gewöhnt ist wenig zu denken und rasch zu handeln, noch die Maid, deren Liebe in der Sorge um den alten Vater aufging. Aber nach einer längeren Trennung lehrt sie manche unangenehme Erfahrung, manche enttäuschte Hoffnung sich selbst kennen, und unwillkürlich taucht die angenehme Erinnerung an jenen Augenblick öfter und öfter auf. Porzia fühlt wohl diese Liebe, aber sie weiß noch nicht darum; ein Gegensatz zwischen ihrem Willen und dem ihres lieben, durch den Tod noch verehrungswürdigeren Vaters ist ihr undenkbar, und so hält sie auch

[5]) cf. G. Freytag, Technik des Dramas.

[6]) cf. Sh. Jahrbuch XXXIV, Oechelhäuser, Raum und Zeit bei Shakspere und Schiller.

Digitized by Google

dessen Anordnung, daß ihr künftiger Gatte von drei Kästchen ein bestimmtes wählen müsse, fest. Und doch bekommt sie Angst wie so und so viele kommen, die sie nicht mag, sie wünscht wohl einen anderen herbei und fühlt sich doch machtlos. Aus dieser Stimmung redet sie in der zweiten Szene und sucht mit einem ironischen Humor über die eigene machtlose Verdrossenheit hinwegzukommen. Ein neuer Freier wird schließlich angekündigt, — wir erwarten ihn umso gespannter, als wir das Schicksal der früheren kennen, als wir wissen, daß auch Bassanio hoffnungsfroh zur Wahl sich aufmacht. Die Spannung wird in der Schwebe gehalten und erhöht, — denn das Erwartete folgt nicht gleich, sondern liegt noch im dunklen, herannahenden Hintergrund; Szenen in Venedig, eine Unterredung mit dem unwillkommenen Freier liegen zwischen dessen Fehlgriff, der das Gefühl des Zusammengehörens jener beiden erhöht, — und dramatisch spielt sich die episodenhafte Wahl weiter zwischen den Szenen hin, dadurch daß wir mit den drei vorgeführten Wählern fürchten, sie durchschauen, mit Porzia zittern und doch immer mehr begreifen, wie ein Charakter wie Bassanio wählen muß. Und im Augenblicke ihrer Vereinigung werden sie wieder fortgetrieben durch das Unglück, welches sich Bassanio's Freund zuzog, indem er ihnen zum größten Glücke verhalf. Denn Bassiano hat Schulden, die Gläubiger drückten ihn damals, er wurde das ledige Kavalierleben einigermaßen müde und beschloß in Gedanken an seine ihm immer mehr in's Bewußtsein kommende Liebe ein anderes Leben zu beginnen. Der alte Freund Antonio kann dazu verhelfen, und er hält es für nötig, diesem die Sache vom praktischen Standpunkte aus vorzustellen. Denn er hat wenig Menschenkenntnis, der gute Bassanio, — eine etwas oberflächliche Natur, die an Eduard in den Wahlverwandtschaften erinnert; sonst hätte er gleich wissen müssen, daß er den Freund durch solche Umschweife nur verdrießlich machen kann. Dieser ist nämlich keine Kaufmannsnatur; ihm liegen tiefere Dinge am Herzen, und in der wehmütig-träumerisch-überdrüssigen Stimmung eines Mannes, der sich nicht so ganz am Platze fühlt, haben ihn gerade zwei Schwätzer durch ihr seichtes Gerede unangenehm gekreuzt. Mit Freuden ist er nun bereit, seinen höheren Beruf zu erfüllen und Bassanio zu helfen; unangenehm war es ihm, daß dieser seine Stimmung derselben Ursache zuzuschreiben schien, wie jene beiden, und um dies beständige Nichtverstehen seiner Freunde gründlich zu beseitigen, drängt er jenen desto unbedenklicher seinen Kredit zu beanspruchen. Soweit die erste Szene; die Einführung der darin schon erwähnten Porzia in der folgenden ergibt einen höchst wirksamen Stimmungswechsel, und bei dem Konvergieren der beiden Handlungen möchte man das scheinbar so geringe Hindernis am liebsten überspringen. Aber das geht nicht so leicht. Shylock soll das Geld leihen. Shylock ist ein Geschäftsmann und ein Jude. Ein echter Jude mit der ganzen gewaltigen leidenschaftlichen Kraft der noch nicht entarteten seines Stammes, mit der unsäglichen Verbitterung derer, die sich für auserwählt halten auf Erden zu herrschen und, Jahrhunderte lang

Digitized by Google

unterdrückt, ihre Seele vom Haß nährend und in dem leben, was sie einzig ihren Unterjochern überlegen machen kann, — im Geld, dem Erwerb von Geld. Shylock haßt Antonio ganz besonders, denn dieser verwundet ihn beständig im Mark seines Lebens, durch seine Thätigkeit, seinen Anblick, sein Dasein; er schimpft sein Geschäft, er ist sein Todfeind, da er, höherem getreu, Geld ohne Zinsen ausleiht, — ja sich im Eifer hinreißen läßt, den Todfeind seines inneren Strebens zu schmähen. Der Jude ist lange schon auf dem Sprunge alle Mittel zu ergreifen, um Antonio irgendwie in seine Hände zu bekommen; sein Haß gibt ihm sofort den Gedanken ein, nun die schwache Aussicht darauf ohne Zögern zu packen und festzuhalten, er läßt sich jenen Schein geben, welchen Antonio, der den Juden ohnehin gern los sein möchte, ohne Bedenken zeichnet, während dies Bassanio's Fühlen sofort widerstrebt. In der nächsten Szene folgt das Intermezzo zwischen Porzia und dem unwillkommenen Freier, das Bassanio's Anstrengungen zu nichte zu machen droht, und die psychische Stauung wächst, als auch diese unterbrochen wird durch die kostbare Vorführung der Gobbos, die uns in ihrem ehrlichen Spitzbubenhumor mit der Handlung dahinschreiten lassen und den Charakter des Juden in dessen alltäglichem Verhalten scharf zeichnen. Antonio darf von diesem ohnehin nichts Gutes erwarten; als aber gar ein gehaßter Christ seine Tochter entführt mit einem guten Teil seiner liebsten Habe, steigt sein Grimm in's Unermessene, und es wird uns doch unheimlich, wenn wir die beiden besseren Eckensteher Salarino und Solanio von dieser Wut und von dem Abschied Antonio's und Bassanio's reden hören. Die Ahnung erfüllt sich; während durch die folgende Fehlwahl Arragons Porzia und Bassanio ihrem Ziel näher kommen, während dieser angemeldet wird und wir deutlicher merken, daß auch Nerissa, das vorlaut-bescheidene Kammermädchen, ihr Interesse hat seine Ankunft zu wünschen, während Jessika und Lorenzo in Sicherheit sind, da trifft Antonio das Unglück; er hat Verluste, — er ist ruiniert, dem Juden verfallen. Die Nachricht vergällt den beiden Neuvermählten all' ihre Freude, zumal Shylock's eigene Tochter sagen muß, daß von ihm das Schlimmste zu erwarten sei. Sie trennen sich. Bassanio eilt Antonio zu Hilfe, der im Kerker Shylock's Reden über sich ergehen lassen muß, — nicht ohne Selbstvorwurf, denn er hat manche Fehler, die ebenso im Zeitgeschmack, wie in seinem Charakter liegen. — Auch Porzia kann nicht müßig warten, alle ihre Fähigkeiten waren durch die Freude gehoben, sind nun durch das Hindernis angespannt; sie eilt des Geliebten Freund zu retten, ist als lebhafte Natur überzeugt von ihrem Können, und darum gibt das gewählte Mittel ihr Gelegenheit mit Nerissa zu scherzen, wie ja das Ungewöhnliche zu solcherlei gleich anregt. Und die kostbare Zeit, in der Antonio ohne Hoffnung dem Tode zueilt und doch unwillkürlich seinen Freund herbeiwünscht, der ihm doch nicht helfen kann, in der aber in uns die nie geschwundene Hoffnung größer wird, erfüllt ein heiteres, fast inhaltloses Stimmungsbild aus Belmont, der größte Gegensatz zu der folgenden,

Digitized by Google

furchtbar ernsten Szene im Gerichtssaale, worin die Gegensätze im dramatischen Dialog auf's äußerste gesteigert, — endlich Antonio von dem ungeheueren Drucke durch Porzia's Spruch erlöst wird. Shylock ist vernichtet. Der eben noch ganz in seine Hand gegeben war, hat jetzt Macht über ihn; sein Todfeind spricht sein Urteil; ein gnädiges, großmütiges Urteil, mit der Miene eines, der das Recht hat ein solches zu sprechen, dessen Gnade unwillkürlich mit Bitterkeit gemischt ist. Shylock muß die Hälfte seines Gutes hergeben, — dem Antonio, — für den, der seine Tochter stahl; die andere Hälfte muß er demselben nachlassen, und — für diese Gunst das Christentum bekennen. Schärfer konnte er nicht getroffen werden, sein Leben ist mit dem Streben vernichtet; eine große, wunderbare Gestalt ist untergegangen durch ihre Leidenschaft, als sie sich am Ziele glaubte. Das wirkt tragisch, zumal Antonio nicht ganz tadellos dasteht, — und jenes Fehler typische sind, aus dem notwendigen Schicksale eines ungeheuer lebenskräftigen Volkes.

Porzia, vom Druck des früher Bevorstehenden völlig befreit, ist nun zur Schelmerei geneigt, wie auch Nerissa, mit der sie so natürlich ungezwungen doch als Herrin redet, und durch den Scherz mit den beiden Ringen wird die wunderbar stimmungsvolle letzte Szene vorbereitet. Während so tragische Gefühle in uns nachzittern, freuen wir uns mit verzeihender Nachsicht der Scherze der glücklichen Kinder, — die, ja auch Menschenkinder, in glücklicher Sorglosigkeit über dunklem Grunde spielen.

Die geniale Anordnung dieses ganzen Stückes in der dramatischen Wirkungsform läßt sich von dem Szenenwechsel und dem Verschieben des perspektivischen Stimmungshintergrundes herab verfolgen bis zum Auftreten der Personen, zum Dialog, zum gesprochenen Wort. Es erforderte Stunden lange Analyse dies aufzuzeigen, während ein verständnisvolles Erfassen und Verfolgen der hier angedeuteten Hauptfaktoren bei dem bezeichneten Zusammenhang von selbst zu seinen kleinsten Ausläufern herabführt. Ein solches Erkennen aber beruht wie alles volle Erkennen auf dem Bewußtwerden von Relationen, die, formenmäßig erfaßt in der Kunst ihren Ausdruck finden; also daß Empfindungen in rein physiologischer Hinsicht nichts weiter sind als stoffliche Mittel des Ausdruckes, der, verbunden mit ihrer psychologischen Bestimmtheit in der Seele des Künstlers zu stande kommt. Ein Kunstwerk verstehen heißt in dieser Seele des Künstlers leben, so daß es gelinge, mehr als bloße Kartoffeln in die silbernen Schalen zu thun, die Shakspere mit „goldenen Äpfeln" gefüllt uns darreicht! Künstlerisch fühlen heißt Künstler sein, nämlich Wertgefühl haben, vermöge dessen Fühlen nie bloß vegetativ-physiologisch ist, mit vielleicht einigen zufälligen sekundären Associationen, sondern die höchste intellektuelle Formenbestimmheit hat, die allem intuitiv auf den Grund schaut, eine völlige Identität von Bewußtsein und Form, wie sie im Klassischen erreicht ist. Sie verdient als höchstes Sein allein den Beinamen des Göttlichen, Wert ist hier der intellektuelle Genuß des erkennenden Fühlens, den stetig zu

Digitized by Google

steigern des Menschen hohe Aufgabe. Das Mittel zu diesem Ziele des Seins, dieser gewaltigsten Ausdehnung des Individuums besteht aber nicht im Regieren, im Abschließen, im Trennen, Zusammenraffen, — sondern im Bejahen, Herausgehen, Mitteilen, Schenken: so daß der Egoist, der nur für sich haben will, eben dadurch alles verliert, da er die Fähigkeit vernichtet, die Welt in sich, sich in der Welt zu besitzen, — während wer die Liebe hat im Anderen völlig zu leben allein stets steigt nach dem ewig fernen Punkte, wo das Ich zum Geist, das âtman zum brâhman der alter Inder wird. In dieser Synthese von Natur und Geist nur eint sich das Wahre und das Schöne, da nur der Moralische, der innerlich unerbittlich Wahre es erstrebt, — schwindet das „Häßliche," — sie ist mit der Möglichkeit von Kunst und Wissen vorausgesetzt, in ihr nur gilt der Ausspruch: the art itself is nature. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, bewußt zu dieser Erkenntnis zu gelangen, die das Wesen der Kunst erblickt im Verhältnis von Form und Ich, das Wesen der Wissenschaft in dem von Bewußtsein und Ich (als Mikrokosmos des ganzen Gegebenen), das des Historischen in der Gleichung zwischen Ich und Idee (dem Wirkenden von im Handeln und Berühren mit der Außenwelt werdenden ideellen Faktoren), das des Sozialen in der zwischen Ich und Nichtich (wie dieses in der praktischen Wechselbeziehung (Arbeit) gefaßt wird), während das jedesmalige Ideal in deren Identität liegt, der nie erreichbaren, — denn „Wissen ist Tod," das Leben ein Traum. Darum ist der Künstler höchster Mensch durch Natur wie der Heilige durch Offenbarung, und höchstes Leben ihn verstehen, — des Äschylos unendliches webendes Sein, Dantes furchtbare Klarheit, das gewaltig-mächtige Zusammenfliegen ungeheurer Massen bei Beethoven und Michelangelo, und Shaksperes ewiges Geschehen.

Gießen. R. Sues.

Digitized by Google

Nach Sonnenuntergang.

Der letzte Glockenlaut verklang,
Der Abend geht das Thal entlang.

Sein Weg führt durch den roten Wald,
Und wo er hintritt, schweigt man bald.

Im Westen steht ein gold'nes Thor,
Der liebe Gott schaut d'raus hervor.

Er schaut herab vom Himmelszelt
Und segnet seine stille Welt.

Wien. Alfred Möller.

Ein kleines Morgenständchen.

Sieh', es tagt schon, liebes Mädchen!
Leichte, rote Sonnenstrahlen
Huschen leis von Deinem Fenster
Ueber Tische, über Schränke,
Hin zu Deinem weissen Bettchen,
Küssen Antlitz Dir und Hände,
Und Du lächelst leis im Traume.

Digitized by Google

Sieh', es tagt schon, liebes Mädchen!
Oeffne Deine lieben Augen,
Eil' in's morgenklare Freie,
Unten harrt schon lang Dein Liebster!
Süsser ist's, ihn selbst zu küssen,
Als von seinen Küssen träumen!

Wien. Alfred Möller.

Brautritornell.

Schmückende Farren,
Wie besaß ich so lang nur die Kraft,
Süßester Stunde zu harren?

Schimmernde Myrten!
Gütige Jungfrau, verzeihe du allen,
Welche je fehlten und irrten!

Duftender Rosmarein!
Die Stunde naht, der Brautschleier fällt —
Nun bin ich dein!

Wien. Alfred Möller.

Die Sorge.

Der Tag erwacht — die Sorge tritt
Zur Thür' herein verstohlen,
Auf unhörbaren Sohlen,
Und folgt mir, Schritt für Schritt.
Da fühl' ich eine Last und Qual
Das Herz mir augenblicklich füllen
Und meiner Augen hellen Strahl
In eine dunkle Wolke hüllen.

Digitized by Google

Ich ſehe nicht
Der Sonne Licht,
Der Menſchen frohes Regen,
Nicht Blütenglanz
Noch Blätterkranz
Noch gold'ner Saaten Segen. —
Ich möchte ruh'n — die Sorge wacht
Und ſpinnt und webt in ſtiller Nacht
Ein grau Geſpinnſt zu dichten Netzen,
Mit denen ſie mich feſt umſpannt
In Schrecken und Entſetzen.
O dürft' ich einen Augenblick
Des Glück's, der Seligkeit genießen,
Der Freiheit von der grauſen Haft,
In die mich ihre Netze ſchließen,
So wollt' ich ſchöpfen Dulderkraft
Aus der Erinn'rung an dies Glück!

Th. Singolt.

Sonnensehnsucht.

Einer indiſchen Sage nachempfunden.

Es ſpricht das ſchöne Königskind
Zur Höflingsſchar: „Sagt mir geſchwind,
Was mag der Himmel ſein?
Iſt er noch größer als mein Saal,
Mit ſeinen Säulen aus Kryſtall
Und dunkem Edelſtein?“

„„Ja Fürſtin! Er iſt groß und weit.
Es ſchimmern dort voll Lieblichkeit
Viel Sterne licht und hold.
Dort ſtrahlt die Sonne, deren Schein
Noch heller iſt wie Edelſtein,
Noch reiner iſt wie Gold!

Jedoch — er iſt ein Schickſalsbuch!
Ein Magier las darin den Spruch,
Vor dem für dich uns graut:
Es ſtirbt dereinſt das Königskind,
Der Blume gleich im Wüſtenwind
Wenn es die Sonne ſchaut!““

Digitized by Google

Zum dichtverhängten Fenster tritt
Die Fürstin da mit raschem Schritt,
In ihres Kerkers Nacht
Läßt sie das Tageslicht herein:
„Nun soll der Tod mein Anteil sein;
Ich sah der Sonne Pracht!“

Paula Gräfin Coudenhove.

Luftschloss.

Sie zieht den Faden aus der feuchten Warze,
Webt ihn herab, hinauf geschäftig leis';
Fürwahr, er ist so zart und fein und weiss,
Als hätt' gesponnen ihn die alte, grimme Parze.

Schon hängt das Netz befestigt an drei Zweigen,
Kunstreich und kühn und wunderleicht vollbracht.
Um fünf begonnen, kann schon vor der Nacht
Frau Spinne herrschend durch ihr Luftschloss steigen.

Wo sich die Fäden einen in dem Baue,
Da schlummert sie in stolzem Glücke ein,
Und wacht, o Wunder, auf beim Morgenschein,
Sieht tausend Perlen d'ran von Silbertaue.

Der Fäden Zauberketten blitzen, flammen.
So schön war nie ein Mädchenhals geschmückt!
Ein Schaukeln, — Spinne wiegt sich frohentzückt —
Da sieh', es reisst das Netz, es bricht zusammen.

J. D. Teffert.

Digitized by Google

Frei.

In mir ist Gott,
Die Kraft, mich zu beglücken.
Sie kam, wie's helle Licht.
Mein Sinn empfindet,
Wie sie mich mit der Welt verbindet.

Was will ich mehr,
Ein Baum, den Blüten schmücken?
Es hält die Mauer nicht
Den Wind, den Regen
Ihm fern, auch nicht den Sonnensegen.

Richard Kranz.

Der Bettler.

Die Sonne lacht vom Himmel Pracht und Glanz,
Webt um die Giebel gold'nen Strahlenkranz
Und gießt durch jeden Spalt Demantenlicht.
Nur dort der Blinde weiß ihr Leuchten nicht.

Er sah noch nie die Welt und ihre Pracht
Und tastet durch die schauervolle Nacht;
Er singt der Gasse laut sein Bettlerlied
Und singt und spielt und spielt und singt sich müd.

Ein Kreuzbild ragt empor am Straßenrand,
Dahin führt ihn die mitleidsvolle Hand.
Die Stufen geben Rast zu kurzer Frist, —
Er weiß es nicht, wie nahe Gott ihm ist.

Die hagern Fäuste reckt er haßerfüllt:
‚Wo bist du, Herr, der mir die Welt verhüllt
Von Anbeginn? Wo ist dein strahlend Licht?
Sie künden dich — ich aber kenn' dich nicht!'

Von Christi Antlitz mild herniederbricht
Ein Sonnenleuchten, welches spricht
Als Antwort der verzweiflungsvollen Wut:
„Vater, vergib! Er weiß nicht, was er thut."

Köln. Laurenz Kiesgen.

Digitized by Google

* Ophelia. *

Blutrote Rosen flammen durch die Nacht.
Leis geht der Fluß im Schatten stiller Erlen.
Der Mond streut funkelnd über all' die Pracht
Der Königsgärten seine Silberperlen.

Aus tausend Blüten steigt ein schwüler Duft,
Jasmin, Narzissen, Nelken und Hollunder.
Gleichwie ein süßes, nie gehörtes Wunder
Sprüh'n Nachtigallenlieder durch die Luft.

Vom Schloß her jubeln Lärm und Lust und Sang,
Tanz und Gelächter, lautes Gläserklirren.
An hellen Scheiben siehst du sehnsuchtsbang
Tiefdunkle Falter schwarz vorüberschwirren.

Da ringt ein Schatten sich vom Ufer los —
Ein leises Plätschern — ein ersterbend Lied,
Das irr und müde durch die Nacht hinzieht —
Sanft wiegt der Wellen weicher, warmes Schoß — — —

Blutrote Rosen flammen durch die Nacht.
Leis geht der Fluß im Schatten stiller Erlen.
Der Mond streut funkelnd über all' die Pracht
Der Königsgärten seine Silberperlen.

Vom Schloß her jubeln Lärm und Lust und Sang — — —

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Digitized by Google

Der lange Heinrich.

Von Laurenz Kiesgen.

So nannten sie ihn und anders nicht. Den Dorfleuten saß der Spottschelm im Nacken und jeder hatte seinen Titel. Heinrich war mit einem harmlosen davongekommen. Das kam aber, weil ihn alle gern mochten. Der lange Heinrich half dem Vater bei der Schneiderei. Außerdem trug er die Briefe der Postagentur rund, morgens und abends, wenn der kleine gelbe Postwagen mit dem Lederdach angekommen war. Vorher aber hatte er alle offenen Postkarten und die Bemerkungen auf den Paketadressen ganz genau durchstudiert, was jeder wußte, aber keiner übel nahm; denn er hatte noch nie etwas weiter erzählt. Zuletzt aber verstand er etwas, weshalb sie ihn im Dorfe für einen außergewöhnlichen Menschen hielten; er zeichnete nnd malte sehr geschickt.

Diese Anlage war bei ihm verwunderlich stark entwickelt, obschon seine Umgebung weder Vorbild noch Anregung bot. Ein sehr gewöhnlicher Zufall brachte das Zeichentalent des langen Heinrich an die weitere Öffentlichkeit. Im letzten Vierteljahr seiner Schulzeit zeichnete er einmal den alten Vikarius in der Religionsstunde auf den Innendeckel seines Katechismus. Als er nun, von seinem Werke ganz eingenommen, das Bild wie ein richtiger Künstler zur Betrachtnng von sich abhielt, ging hinter ihm ein unwillkürliches Ha! der Bewunderung los, so deutlich war das gutmütige Gesicht des geistlichen Herrn mit dem runden, weichen Kinn, mit den Äuglein, und davor die Brille aus dickem Glase, getroffen. Der Vikar war ein bischen böse, mehr aber noch erstaunt, welche Darstellungsgabe in dem stillen, langen Jungen steckte, und er beschloß, sich etwas der Sache anzunehmen.

Vorläufig ließ sich allerdings nichts machen. Der Vater gebrauchte diesen einzigen Sohn zu notwendig. Erst als er sich für die Feldarbeit

Digitized by Google

als zu schwach erwies, gab der alte Timmer zu, daß sein Sohn, der schon mit siebzehn Jahren wie eine emporgeschossene junge Pappel anzusehen war, ein paar Jahre zu einem Dekorationsmaler im nächsten Landstädtchen gethan wurde. Hier fand die Naturgabe eine Fortbildung, die sich wenigstens in regelmäßiger Arbeit bethätigte, wenn auch der Lehrherr, der selbst ein armer Held des Broterwerbes war, seinem Schüler nicht viel geben konnte.

Aus den vier Jahren, die so hingingen, sind zwei Dinge von Wichtigkeit zu berichten. Zunächst zeigte sich eine rührende Anhänglichkeit des „Jungen" an das Dorf. So viel es sich eben machen ließ, kam er die Sonntage nach Hause. Dann konnte ihn, wenn er von den drei Wegestunden ermüdet, in der Abendstunde das Dorf im goldenen Dufte vor sich liegen sah, eine Rührung erfüllen, die ihm die Thränen aus den Augen preßte, und er wußte nicht, warum. Oder er schritt, trotz seiner Müdigkeit einen Umweg machend, wie im Rausche an den Ufern des Flüßchens vorbei, das dicht am Dorfe vorüberschoß und die Gegend eigentlich so schön machte.

Dann zeigte er sich auch einmal als entschlossenen Helden. Mitten in der Nacht war die Arbeitsstube seines Meisters in Brand geraten. Vom Feuerlärm aus dem Schlafe gescheucht, hatte sich der lange Heinrich ohne Besinnen in die Flammen gestürzt, um seine Zeichenmappe zu retten, die er denn auch glücklich herausbrachte. Der Meister war über den „dummen Streich" anfangs starr vor Schrecken, dann aber gab er dem „Jungen," vor Wut an ihm emporspringend, eine gehörige Ohrfeige. Der alte Timmer, eine spindeldürre Gestalt, mit wehendem, weißen Kinnbärtchen, erschien gleich anderen Tags am Bett seines Sohnes, den die Aufregung in eine gefährliche Fieberhitze geworfen hatte. Er entsetzte sich vor dem Gesicht, aus dem die Augenbrauen ganz weggebrannt waren und sagte voraus, daß sie niemals wieder zum Vorschein kommen würden. Betreffs der Ohrfeige meinte er, daß diese besser geholfen hätte, wenn er sie, gepfefferter, vor dem unsinnigen Lauf in das Feuer bekommen. —

*

Der lange Heinrich lebte nun wieder in dem winzigen Häuschen an der Dorfgasse, das das Eigentum des alten Timmer war. Den Haushalt führte die alte Maritzefei (Maria Sophie), eine entfernte Verwandte, die der Schneider gleich nach dem Tode seiner Frau vor etwa fünfzehn Jahren in's Haus genommen hatte. Neben der vorderen Stube, die

Digitized by Google

Arbeitszimmer, Wohnraum und Küche war, lag ein einfenstriges Gelaß, lang und schmal, von den Leuten „der Postwagen" genannt, weil hier auch der Dienstraum der Agentur war. Das war auch das Atelier des langen Heinrich, wo er zeichnete und pinselte. Aber selten bekam einer etwas zu sehen von dem, was er machte. Denn sobald einer an die Thüre pochte, der Freimarken haben wollte, oder ein Paket abzugeben hatte, dann schnellte er von seinem Zeichenbrette, über das er gebeugt war, empor und warf mit geschickten Wurf ein Tuch, ein Kleidungsstück oder ein Buch über die Arbeit. Wenn er nicht zeichnete, saß er wohl neben seinem Vater auf dem Schneidertische und nähte. Abends, im Sommer, sah man ihn auch mit einem Tuche den Fliegen im Wohnzimmer und Postwagen nachjagen und sie durch die kleinen Oberlichter in's Freie treiben.

Der Vikar blieb sein Vertrauter, dem er alle Arbeiten mit Stolz zeigte. Tag für Tag ging das kleine Männchen morgens, wenn die erste Post bald kam, zu seinem Heinrich. Auf dem Kopfe trug er stets den blitzblank gewichsten Cylinder und die Füßchen trippelten in in glänzenden Stiefelchen vorsichtig, daß nicht die Jauche der Dorfgasse, die oft den ganzen Weg einnahm, ihn beschmutze. Dann verhandelten die beiden heimlich und still im Postwagen. Da gab's besonders große Blätter mit Heiligen-Darstellungen, mit Engelsköpfen und gothischem Ornamentschmuck zu sehen, zu prüfen und zu loben; all' das waren nämlich Vorbereitungen, die einst der Ausschmückung des Chorteiles im kleinen Dorfkirchlein dienen sollten, und wozu es nur noch der Bewilligung der paar hundert Mark Kosten durch den Kirchenvorstand bedurfte. Aber die Sache zog sich schon Jahre hin.

Der lange Heinrich lebte in einer unbeholfenen Scheu vor den Menschen dahin. Besonders das andere Geschlecht trieb ihn in Schrecken und Flucht. Beim Rundtragen der Briefe konnte er erröten wie ein Schulbube, wenn in einem Zimmer Mädchen anwesend waren. Dann blieb er an der Thüre stehen, warf die Postsendung schon aus der Ferne auf den Tisch und war blitzschnell wieder zur Thüre hinaus. Mit dieser Scheu wäre er wohl niemals zu einer Frau gekommen, wenn man ihm von anderer Seite nicht etwas geholfen hätte.

Mit dreißig Jahren spürte er zum ersten Male die süße Regung, die wir Liebe nennen. Seine Angebetete, die er ganz heimlich verehrte, war ein derbes Mädel aus dem Dorfe. Sie war älter als er und hatte es bald heraus, daß der scheue, verschlossene Heinrich in sie verliebt war.

Digitized by Google

Jeden Tag machte sie sich eine Gelegenheit, in Timmers Hause etwas zu besorgen; „wenn er nicht freien will, muß ich es thun," sagte sie. Kluge Berechnung war ihre Triebfeder. An dem blassen „Langen", mit dem komischen Gesicht lag ihr nichts; aber Timmers hatten Vermögen, das Häuschen und ein Stück Land. Auch sehnte sie sich aus der armseligen Familie fort, wo Vater, Mutter und drei Brüder sie, das einzige Mädchen, mit Arbeit überhäuften, von der kein Dank zu erwarten war. Die dumme Scheu Heinrichs machte ihr wenig Sorge. Wenn sie einmal mit ihm allein sei, wollte sie ihn schon gesprächig machen, so viel Erfahrung in Liebeshändeln besaß sie. Ein unziemlicher Scherz der Brüder führte bald diese Gelegenheit herbei. Als Heinrich an einem Sonntagabend an ihrem Hause vorbeiging, stand sie am Fenster und rief ihm zu. Kaum hatte er einige Worte mit ihr gewechselt, als die Brüder, mit einigen Genossen aus der Schenke, hinterrücks plötzlich den Verliebten packten, ihn hoch hoben und mit Hallo in Liesbeths Kammer schoben. Davon sprach bald das Dorf. Um sich an seiner Verlegenheit zu weiden, sagte man ihm allerlei anzügliche Bemerkungen in's Gesicht, das so wie so ohne Brauen stets wie in hochgezogener Wichtigkeit d'reinschaute und zum Lachen reizte. Der lange Heinrich aber machte mit einem Schlage allen Neckereien ein Ende und heiratete die Liesbeth. So kam er zu seiner Frau.

Bald zeigte sich die junge Frau Timmer in ihrer wahren Gestalt. Nach der Heirat in dem kleinen Häuschen des alten Schneiders blieb zunächst alles so, wie es war. Als aber Liesbeth ihren ersten Jungen auf den Knieen wiegte, entsetzten sich der Alte und Maritzefei vor den rohen Ausbrüchen ihrer Herrschsucht und liebloſen Frechheit. „Das alte Gestell möchte doch endlich einmal die Augen zuthun," sagte sie, „mit dem Mensch, der Maritzefei, werde ich schon fertig." Das schwache, zittrige Mütterchen räumte bald vor der knochigen Faust der Liesbeth, die heimlich, aber mit Nachdruck, zu knuffen verstand, das Feld; der Alte that seiner boshaften Schwiegertochter auch den Gefallen und starb; eher, als man gedacht hatte. Nun war der lange Heinrich mit Weib und Kind allein im Hause.

Er war ein armer Schelm. Auch seinem Weibe gegenüber wagte er nichts. Gehorsam kam er ihren Anordnungen nach, wenn sie ihm Feldarbeit auftrug, oder ihn zur Schneiderei anhielt. Das Zeichnen brachte nichts ein und wurde von ihr verachtet. Die schwere Arbeit setzte ihn aber zurück; denn sein Körper war zu zart. Mit Zeiten schien ihm

Digitized by Google

das Leben unerträglich leid. Der gute Vikar sah all' den stummen Jammer seines Schützlings mit an, der sich nie beklagte. Frau Liesbeth zur Rede zu stellen, hielt er zu gewagt, da sie dann ihren Groll noch mehr an dem Manne ausüben würde. So war es ihm wie eine Erlösung, als er endlich den Widerstand der Gemeinde besiegt hatte und Heinrich die Ausmalung der Chorwände übertragen konnte.

Der Arme lebte wieder auf. Er vergaß seinen ganzen Hauskummer und stürzte sich in eifriges Schaffen. Die Arbeit kam ihm ja nicht unerwartet. Jahre lang hatte er mit dem Gedanken gelebt, der nun zur That werden sollte. Jede einzelne Stelle der Chorwände war in seiner Phantasie mit Figuren bevölkert, so daß ihm der Entwurf spielend von der Hand ging. Auch die Vorarbeiten lagen schon fertig da, und die Modelle ließen nichts Gewöhnliches und Handwerksmäßiges erwarten. Der lange Heinrich besaß mehr Kunstverständnis, als selbst der Vikar wußte. Er dirigierte als Meister das Ganze und zeigte, was er in früherer Zeit gelernt hatte. Die Dorfleute waren stolz auf „ihren Maler" und sahen mit Erstaunen grünes Rankenwerk und gothisch stilisierte bunte Blumen auf den leeren Wänden sich entwickeln.

Frau Liesbeth ließ nun ihren Mann in Ruhe. Dieses Malen nötigte ihr Achtung ab; denn es brachte Verdienst in's Haus. Heinrich war auch tagsüber beständig von Hause fort und sie hatte so von selbst weniger Anlaß zu Zank und Nörgeleien. Auch erfüllte etwas anderes ihr Herz. Das Kind kränkelte und sie besaß doch so viel Mutterliebe, daß die Pflege ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Aber trotz aller Sorge starb der Knabe, eben als der lachende Frühling dem heißen Sommer wich.

Nun wurde sie schlimmer als je. Sie warf ihrem Manne Hartherzigkeit vor. Er hätte sich nie um den Kleinen bekümmert. Wie tief sie ihn damit verletzte, ahnte sie nicht. Er konnte den heiligen Schatz der Liebe, den er für seinen einzigen Sprößling im Herzen hegte, nicht offenbaren und schwieg. Sie ward immer gereizter und verlangte die Verschreibung des Vermögens, damit sie, falls ihr Mann stürbe, nicht als Bettlerin aus dem Hause getrieben würde. Eine solche Verschreibung hatte er ihr schon lange versprochen; aber weil die Sache vor dem Notar gemacht werden mußte, war sie immer wieder aufgeschoben worden.

Der Tod seines Kindes war gewiß ein schwerer Schlag für den langen Heinrich; aber er ließ sich verwinden in dem Eifer, den er seiner Arbeit widmete. Sie rückte rüstig voran. Ihn erfüllte, trotz der Trauer,

Digitized by Google

eine siegbewußte Schaffensfreude, wie sich die leere Wand nach und nach unter seiner Hand zu einer Stätte erbaulicher Betrachtung gestaltete. Nur mit diesem Gedanken ließ sich die Hölle seiner Häuslichkeit ertragen, die ihn sonst erwürgt hätte.

*

Aber eines Tages verzweifelte er an seiner Kunst und an seiner Kraft. Er hatte da zur rechten Seite des Altares einen Engel darstellen wollen, der die Barmherzigkeit verkörperte, als Gegenstück zu dem Engel auf der linken Seite, der mit strengem Blicke ein Sinnbild der Gerechtigkeit war. Die Personifikation der Gerechtigkeit war ihm gut gelungen; aber Milde in den Blick des barmherzigen Engels zu legen, wollte ihm nicht glücken. Als es ihm zunächst ganz mißraten war, da strich er das Gesicht aus und übte sich in Skizzen wieder und wieder, bis er glaubte, den rechten Ausdruck gefunden zu haben. Aber auf der Wand mißlang es. Nun suchte er Vorbilder und Studien auf; auf der Wand wurden es elende Zerrbilder. Er konnte keine Milde in den Blick legen.

Er geriet in eine aufreibende Unruhe. Ihm bangte wie vor etwas Entsetzlichem. Was er an anderen Stellen seiner Arbeit auszuführen begann, zeigte die Aufregung seiner Hand. So gab er zuletzt das Arbeiten auf, entschlossen, nichts zu beginnen, ehe ihm der Ausdruck im Gesichte des Engels der Barmherzigkeit gelungen sei. Er fühlte, daß er an einer Wende seines Könnens stehe. Entweder geriet ihm die Darstellung — dann vermochte er etwas; oder sein Pinsel versagte — dann war er seiner Aufgabe nicht gewachsen. Ihn erfaßte plötzlich die Verantwortlichkeit des Künstlers, und er mochte mit einer Stümperei selbst die biederen Dorfgenossen nicht betrügen. Sonderbar war es ihm auch, daß er nicht den Mut fand, sich wenigstens dem Vikar anzuvertrauen. Aber er hatte das unbestimmte Gefühl, daß er mit einer solchen Entdeckung sich selbst schon ganz aufgebe. Zum Glück mußte der Vikar eine Dienstreise machen, die ihn mehrere Tage vom Dorfe fernhielt.

Diese Zeit saß der lange Heinrich daheim im Postwagen, wie stumpfsinnig, und brütete. Noch einige Male hatte er versucht und probiert, und es dann aufgegeben. Es nutzte ja doch alles nichts. Die Arbeit in der Kirche stockte. Die Leute merkten es nicht; es war kein Gottesdienst, desto schlimmer tobte Liesbeth gegen den unthätigen Mann. Das rührte ihn nicht. Denn mit jedem Augenblicke wurde ihm die Erkenntnis heller und greifbarer, daß er eine Aufgabe übernommen, zu der ihn seine mangelhafte Vorbildung nicht befähigte. Was in glühendem

Digitized by Google

Glanze vor seiner Seele stand, war seiner Hand fremd. Da verzweifelte er an seinem Leben und beschloß, ein Ende zu machen. Noch heute; denn morgen war der Vikar wieder da. Vor ihm schämte er sich.

Sonst lag ihm an nichts auf der Welt. Mut besaß er zu der That. Er entging dann in einem auch dem widerwärtigen Wesen seines rohen Weibes, vor dem ihm ekelte. Er verschrieb der alten Maritzefei sein ganzes Vermögen. Als der Brief fort war, ging er in der Umgebung des Dorfes spazieren. Spät abends kam er heim, als Liesbeth schlief. Still und behutsam ging er in den Postwagen und zerschnitt alle seine Zeichnungen, die er schon am Tage zurechtgelegt hatte. Dann schritt er in die Nacht hinaus.

Der alte Nachtwächter Wülfrath, der nahe bei der Kirche auf einem Thürsteine eingenickt war, schreckte bei dem näherkommenden Tritte halb auf. Er sah deutlich, wie der lange Heinrich an die Kirchthüre ging, aufschloß und im Innern verschwand. Der dunkle Spalt der halbgeöffneten Thüre klaffte noch zuletzt in seiner Erinnerung. Dann fiel er aber gleich wieder in den Schlummer zurück und mochte denken, er habe den Vorfall geträumt. — Beim ungewissen rotflackernden Scheine der ewigen Lampe kletterte der lange Heinrich das Malgerüst hinauf und beschäftigte sich oben geheimnisvoll wie ein Nachtwandler unter dem Banne eines fremden Willens. Dann stieg er vorsichtig wieder die gefährliche Bretterwand herab. Flüchtig kam ihm der Gedanke, sich hier herabzustürzen, um an der Stätte, wo er den Kampf verloren, wie ein gefällter Recke zu sterben; aber dieser hochmütige Gedanke verging ihm: es würde zu weh thun. Nun trat er wieder in die lauschige, blauschimmernde Dämmerung der Sommernacht. Er hielt sich, leise schleichend, fest an den Häusern, damit ihn niemand störe. Einen kurzen Blick warf er auf sein Häuschen, das mit schwarzen Fensteraugen auf ihn niederstarrte. Liesbeth fiel ihm ein. Ah, er hatte gesorgt, daß sie nichts erben, sondern sich bei fremden Leuten plagen und schinden müsse; das that wohl. Als das letzte Haus des Dorfes hinter ihm lag, brauchte er nicht mehr weit zu gehen; er hörte schon das Wasser rauschen. Auf der steinernen Brücke blieb er stehen. Links, wo die Mühle lag, zischte das Wasser mit pfeifendem Laut über das Wehr; dort mußte es am sichersten gelingen. Ein kleiner Schauder überlief ihn doch; aber er sprang entschlossen auf die niedrige Brückenmauer. Noch einen großen, freien Blick über die vertrauten Fluren; dann stürzte er hinab, und das Wasser zog ihn gurgelnd mit eisigen Armen in die Tiefe.

Digitized by Google

Der Mühlknecht stellte schon sehr früh morgens das Wehr los, als eben der Küster zur Morgenmesse läutete. Da sah er, wie das Rad, das sich langsam zu drehen begann, etwas Schweres, Schwarzes aus dem Wasser emporbrachte, das aber immer wieder seitwärts abglitt und in den weißen Strudel zurückschnellte. Er holte Hilfe aus der Mühle und endlich war der Leichnam des Ertrunkenen geborgen. Der Müller schickte sofort zum Vikar.

Das kleine Männchen stand vor dem Malgerüst im Chor und betrachtete kopfschüttelnd die Wand. Fleißig war der lange Heinrich nicht gewesen. Ihm schien sogar, als wenn etwas fehle, wenn er nur herausbrächte, was? Ungeduldig wartete der Küster, die weißen Priestergewänder über dem Arm, am Eingange der Sakristei auf den Vikar. Da kam der Knecht aus der Mühle und meldete dem Geistlichen, daß sie den Maler aus dem Mühlenwehr gefischt hätten. Der alte Mann zitterte heftig vor Schreck und Aufregung. Und es ging wie ein Blitz durch seinen Kopf: „Ach Gott, ach Gott! So ist es gegangen. Ehe er in's Wasser ging, hat er hier seinen unglückseligen Engel mit Deckfarbe ausgestrichen.“ Dann sagte er zum Knechte: „Geht gefälligst und sagt es der Liesbeth als Morgengruß.“

Digitized by Google

Nikolaus Welter.

Auf unseres Vaters Tod.

(† 15. Oktober 1900.)

Nun da er hinüberschied,
Was kann ich ihm anders schenken,
Als ein liebend Gedenken
Und als ein trauernd Lied?

1.

Das Haus, in dem ein hold Geschick
Lächelnd aus hellen Augen sah,
Nun liegt es stumm und öde da,
Und Trauer bangt in jedem Blick —
Denn ach, der Vater ist krank.

Der ich voll Stolz in diesem Jahr
Ein Mannes- und Dichterglück gelebt,
Ich schleiche zag, von Leid durchbebt,
Und traure mit der Geschwister Schar —
Denn unser Vater ist krank.

Und draußen der Tag ist voll Sonnenschein,
Der Baum des Lebens rauscht dichtbelaubt;
Wir seh'n uns an und schütteln das Haupt:
„Der Glanz, die Freude soll wirklich sein!
— Und unser Vater ist krank!"

Digitized by Google

2.

„Der du mit eignem göttlichem Mund
Groß und klein die Weisung gegeben,
Vater und Mutter zu ehren im Leben,
Schöpfer, mach' uns ihn wieder gesund!

Siehe, das Leben war hart für ihn,
Und ihm wär' ein Sabbat zu gönnen;
Nun da wir es ihm danken können,
Gott des Himmels, da rufst du ihn!

Laß ihn leben, nimm uns ihn nicht,
Daß wir ihm zahlen kindliche Schuld,
Und ich will preisen deine Huld
So durch die That wie im Gedicht.

Der du befohlen mit eigenem Mund
Vater und Mutter zu ehren im Leben,
Laß deinen Engel vorüberschweben —
Vater, mach' uns den Vater gesund!"

3.

Vergebens unser Beten, unser Bitten!
Im Sturmmarsch kommt das Unglück angeschritten.

Wir stehen machtlos, heben hoch die Hände; —
Kein Mensch, kein Gott, der das Verhängnis wende!

Ich muß es seh'n und kann es kaum noch denken,
Kann auch in Demut nicht die Stirne senken

Und sprechen: „Laß den Kelch vorübergehen!
Doch, Herr, nicht mein, dein Wille soll geschehen!"

4.

Der Kranke ruht im schweren Schlummer
Daß seine Brust sich keuchend regt:
Im Hause hat sich, müd vor Kummer,
So alt wie jung zur Ruh' gelegt.
Ein Lämpchen gießt mattgold'nen Schimmer;
Ich bleib' allein noch auf dem Zimmer
Zu halten treue Liebeswacht —
O lange Nacht!

Digitized by Google

Wie ist es hart, mit jungen Sinnen
Am nächt'gen Leidenspfühl zu steh'n
Und vor sich auf dem blanken Linnen
Sein Liebstes hilflos krank zu seh'n!
Den roten Strom des eig'nen Lebens
Wie gerne gäb' man ihn! — Vergebens!
Die Liebe ruft, die Not sie lacht —
O lange Nacht!

Und stets und stets dies schwere Keuchen,
Und Wurm und Uhr, das pickt und tickt!
Wie Mörder spür' ich's heimlich schleichen,
Daß meine Seel' davor erschrickt.
Es weht mir eisig in den Nacken,
Es will mich an der Kehle packen,
Ich möchte schrei'n! — O bange Nacht!
O lange Nacht!

5.

Sie naht, sie naht die Stunde,
Vor der uns stets gegraut —
Der Kranke liegt ohne Laut;
Wir bangen in der Runde.

Es steht der Pulse Pochen,
Ich such' und spür' es nicht;
Im wächsernen Gesicht
Scharf heben sich die Knochen.

Ich beuge tief mich über —
O jammerreiche Not!
Ich schau', ich schau' den Tod! —
Das Licht brennt trüb und trüber.

Nun zittert's durch die matten,
Gebroch'nen Arme hin:
Jetzt von der Stirn zum Kinn
Forthuscht es wie ein Schatten.

Ich ruf' entsetzt und leise:
„Er ist in der Ewigkeit!“ —
Und laut aufschreit das Leid
Der Witwe und der Waise.

Digitized by Google

6.

Ein Hauch — und sonst nichts mehr,
Und o, wie weilt er fern,
Viel ferner als das Meer
Und als der fernste Stern.

Sein liebes Angesicht,
So friedlich ruht es dort!
Ich ruf', — er hört mich nicht!
Er ist ja fort, weit fort.

Wohin? wer sagt, wohin?
O Schicksal, das uns droht!
Wer löst mir deinen Sinn,
Du Lebensrätsel Tod?

Mich dünkt, es weiche hart
Zu Füßen mir der Grund
Und mir entgegenstarrt
Ein bodenloser Schlund.

Ich steh' und starr hinab:
Erst Nacht, die er mir barg,
Dann liegt es wie ein Grab,
Und in dem Grab ein Sarg;

Und aus dem Sarge bleicht
Ein Bild im Dämmerglanz,
Das gleicht dem Vater, gleicht
Dem lieben Vater ganz.

Ich schaue stumm, entsetzt!
Der Sarg, er sinkt, er sinkt
Der Sarg, bis ihn zuletzt
Die Finsternis verschlingt.

Dann alles schwarz und leer!
— Wer lacht, wer hat gelacht? —
Ein Fall, und sonst nichts mehr
Als Nacht — Nacht — nur Nacht?

Digitized by Google

7.

Empor, empor den Blick, und aus dem Staube
Den Mut! Dir ruft's die Liebe, ruft's der Glaube.

Die Liebe, die dein Sohnesherz durchglutet,
Das sich in heißen Thränen still verblutet;

Der Glaube, den er lebend treu bekannte,
Der ihm den Tod als milden Tröster sandte:

Sie tragen's nicht, daß wir in Nacht und Särgen
Für alle Zukunft uns're Toten bergen;

Sie schlagen hoffnungschauernd eine Brücke
Aus dieser Not zum Paradiesesglücke;

Sie hören, hell aus hohen Himmelshallen,
Die Osterlieder ew'gen Lebens schallen.

8.

Ich will, ich will,
Mein Schmerz, sei still! —
Fremde Hand
Darf ihm nicht mahn;
Sein Grabgewand,
Von Sohneshand
Soll er's empfah'n.

Ich und mein Leid
Wir kleiden ihn beid',
Wir kleiden ihn gut
Und hüllen ihn warm;
Mit zitterndem Mut
Wir kleiden ihn gut,
Daß Gott erbarm'!

9.

Den in Ehren du getragen,
Nimm den Rock und scheid' vom Leben;
Unter seinem Tuch noch eben
Hat ein großes Herz geschlagen.

Digitized by Google

Der bei Schneefall, Wind und Regen
Dich geschützt an langen Tagen,
Dieser Mantel soll im Schragen
Sich um deine Schultern legen.

Statt den Reisespruch zu sagen,
Küß ich Stirne dir und Hände —
Vater geh'! Ich bin zu Ende —
Du mußt schweigen, ich kann klagen.

10.

Nun ist er hingegangen!
Mir ist's ein arger Traum!
Graufeuchte Nebel hangen
Um Haus und Baum.

Die grauen Nebel wallen —
O Fahrt so kalt und lang!
Herbsttrübe Tropfen fallen
Den Weg entlang.

Es haucht mit ödem Bangen
Den blassen Wand'rer an —
Nun ist er hingegangen,
Der arme Mann!

11.

Ruh' aus, ruh aus, dein Tagwerk ist zu Ende!
Wund sind die Füße dir vom langen Gange;
Leg' hin den Stab, entgürte deine Lende
Und in die Rechte stütz' die braune Wange.

Dir lacht der Tag der ew'gen Sonnenwende!
Du brauchst nicht vor dem Richter zu erbleichen,
Denn du kannst ihm die Arbeit deiner Hände,
Die vollen Garben deiner Thaten reichen.

12.

In dem freudeleeren Haus,
In der winteröden Kammer,
Mutter, Mutter, wein' dich aus,
Daß du tragen kannst den Jammer!

Digitized by Google

Mehr als wir, vielbitt're Qual
Haſt du heute leiden müſſen,
Aus des Lebens Wonneſaal
Haſt du heute ſcheiden müſſen.

Der dir Trautgeſelle war,
Lieb und treu ſeit vielen Jahren,
Starr und ſtumm auf immerdar
Iſt er von dir fortgefahren.

Was dein Herz an Freude fand
Fromm in deinem Frauenleben,
Haſt du ihm als Scheidepfand
Deiner Liebe mitgegeben.

Und nun bleibſt du arm im Haus,
In der öden Wiwenkammer —
Mutter, Mutter, wein' dich aus,
Daß du tragen kannſt den Jammer!

Gute Mutter, zwing den Schmerz,
Tröſte dich in dieſem Glauben:
Was erfüllt dein tiefſtes Herz,
Kann kein Tod auf ewig rauben!

Was wir heut in Thränennot
Senkten in den Schoß der Erden,
Wird im Siegesmorgenrot
Strahlend dir verbunden werden.

Mutter lieb, ja laß den Harm!
Sank dir auch dein reichſtes Lieben,
O du biſt nicht gottesarm —
Deine Kinder ſind geblieben.

Was wir Schönes je erdacht,
Dankerglühend für euch beide,
Unverkürzt ſei's dargebracht
Dir und deinem Witwenleide.

Des Geſchied'nen brave Art
— Mutter, fröhlich ſollſt du's ſehen —
Friſch verjüngt und rein bewahrt
Wird ſie uns auferſtehen.

Digitized by Google

Darum, Mutter, wie Gott will!
Von den heitern Himmelsauen
Wird der Vater seligstill
Auf die Seinen niederschauen.

13.

Die Kinder spielen vor meinen Knien,
Hell klingt das Lachen der Kleinen;
Ich starre trübe vor mich hin,
Muß weinen, muß weinen.

Der Bube blickt mich großäugig an,
Ihm muß das ein Wunder scheinen —
„Vater, wer hat dir ein Leids gethan?
Wes mußt du weinen?“

— Ihr Kinderchen könnt mich nicht versteh'n:
Ich denke des Guten, des Einen,
Den nimmer wir werden bei uns seh'n —
Deß muß ich weinen.

Und weiter denk' ich im schaudernden Geist
Des schrecklichen Tages, des einen,
Da ihr auch trauert verwaist, verwaist —
Und soll nicht weinen? —

14.

Denkst du noch, Kleiner, an den alten,
Den guten Mann im schwarzen Haar,
Der dich so oft im Arm gehalten
Und sich gefreut, wenn du so klar
Ihn angelacht?

Kehrt' er nach Haus vom schweren Gange,
Du liefst ihn an der Schwelle an
Mit lock'gem Haar und roter Wange;
Dann hob er dich, der müde Mann,
Und hat gelacht.

Er ist nun tot! Im schmalen Bette
Trug man ihn betend von uns fort
Und senkte ihn an stiller Stätte
Tief, tief an einen stillen Ort
Zur langen Ruh'.

Digitized by Google

Komm, falte deine Händchen, Kleiner,
Und sprich ganz, wie dein Vater spricht:
„Du lieber Gott, erbarm' dich seiner!
Laß leuchten ihm dein ewig Licht
Zur ew'gen Ruh!“

15.

Was er lebend uns gewesen,
Schlicht in Wehmut sei's geschrieben;
Seine Enkel sollen's lesen,
Daß sie dankesstolz ihn lieben.

O er war der Lärmer keiner,
Die mit starrer Stirne wandeln;
Nein, er war der Stillen einer,
Die gesenkten Hauptes handeln.

Seine Augen lachten Güte,
Milde hellte seine Züge,
In dem träumenden Gemüte
War kein Raum für Haß und Lüge.

Pflichttreu schritt er, Stund' für Stunde,
Wandellos wie Mond und Sterne,
Doch mit scherzumspieltem Munde —
Und so hatt' ihn jeder gerne.

Als er fiel im Schmuck der Jahre,
Alles klagte um den Einen;
An sein Bett, an seine Bahre
Trat die Freundschaft um zu weinen.

Was als Rater er gewesen,
Mancher hat es froh erfahren;
Was als Vater er gewesen,
Wir nur könnten's offenbaren.

All sein Sinnen, all sein Sorgen,
Wie er stritt und wie er strebte,
Müd am Abend, frisch am Morgen,
Wie er liebte, wie er lebte!

Digitized by Google

Karg im Worte, reich an Thaten,
Konnt' er schmeicheln nicht und herzen;
Blick und Hand nur hat verraten,
Wie er's meinte tief im Herzen.

Ja, er schämte sich zu zeigen,
Wie so weich die Brust ihm klopfte,
Nur der Nacht verschwieg'nes Schweigen
Weiß es, wenn sein Auge tropfte.

Sachte schritt er und zufrieden,
Gleich dem Abend auf den Fluren;
Wo er wandelte hienieden,
Folgt ein Lichtstreif seinen Spuren.

Wenn ein Sommertag verscheidet,
Füllt den Himmel Glanzgeflimmer:
So verschied auch er, gekleidet,
Wie ein Held, in Ehrenschimmer.

Und so schweb' er, groß und heiter,
Uns voran durch künft'ge Zeiten,
Als ein Mahner, als ein Leiter
Zu dem Berg der Seligkeiten.

Digitized by Google

Neue Dramen.

Besprochen von Ferd. Gruner.

(Nachdruck verboten).

(Friedrich der Freidige. — Der König von Sion. — Die Steuerlosen. — Einer für Alle).

Einige tausend Bühnenwerke werden alljährlich geschrieben, einige hundert davon gedruckt und in dieser Form der Öffentlichkeit übergeben. Nur eine ganz geringe Zahl derselben erblickt das bekannte Lampenlicht. Daß diese bevorzugten Werke just immer die besseren seien, kann man ja füglich nicht behaupten, indessen läßt sich auch die Thatsache nicht hinwegleugnen, daß die Hoffnung auf den weltbedeutenden Brettern zu glänzen eine Unzahl von Federn in Bewegung setzt, die zur Schaubühne weder berufen noch auserwählt sind. Die Aussicht mit einem Schlage berühmt zu werden und damit in den Besitz des leider so notwendigen Mamons zu kommen, verursacht diese Erscheinung. Und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in den letzten Jahren die sogenannte dramatische Produktion in erschreckendem Maße zugenommen hat, denn der Wert schriftstellerischer Arbeit ist auf den meisten anderen Gebieten in einer Art gedrückt worden, daß die materielle Lage vieler unserer Zunftgenossen trüber denn je geworden ist. Daher dieser Ansturm auf die Bühne, dieses Buhlen um die Gunst der Menge, deren Stimmung durch Gesetze beeinflußt wird, die wir noch immer nicht ergründen können.

So groß die dramatische Produktion aber auch ist, eigentlich Großes und für die Zeiten Bleibendes wird recht wenig geschaffen. Hauptmann ist nicht weiter geschritten in seiner Entwickelung und Sudermann hat von jeher leidenschaftliche Gegner gehabt, die seinem Schaffen die dichterische Innerlichkeit absprechen. Auch von den Anderen, die unsere Theater beherrschen, ist keine weltbewegende That zu berichten. Noch immer ist das „soziale Drama“ ungeschrieben, zu dem Hauptmann in seinem „Webern“ einzelne Grundzüge

Digitized by Google

gegeben und das auch Langmann's „Bartel Turaser" nicht sein kann. Auch dem geschichtlichen Drama fehlt der Dichter. Wildenbruch ist ihm vielleicht heute näher gekommen als ein anderer, aber auch er verliert sich zu viel in Äußerlichkeiten, in dichterischen Draperieen. Man könnte wahrlich Bände über das schreiben, was dem Theater fehlt, was es ist und was es sein sollte und wo die Schuld an so manchem Mißlichen, ja Unwürdigen liegt. Doch will ich nicht Eulen nach Athen tragen, sondern kurz berichten, ob aus der langen Reihe von für die Bühne bestimmten Werken, die ich zugesendet erhielt, das Eine oder Andere hervorragt oder an typischen Mängeln krankt. Abwehren will ich auch die Unberufenen, die nicht der Lorbeer, sondern das Geld lockt, statt eines flügelstarken Pegasus einen alten Droschkengaul zu stolpernbem Ritt zn vermögen. Die Sonntagsreiter der Kunst sind mir immer die widerlichsten gewesen. Aber doch soll es mich freuen, dem Können den Weg zu ebnen, soweit es eine kritische Würdigung vermag, oder ihm wenigstens ein tröstendes Wort zu sagen.

Nachdem ich mich solcher Gestalt vorgestellt, will ich die freundlichen Leser mit „Friedrich der Freidige", Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen von Dr. Franz Klasen [J. J. Lentner'sche Buchhandlung (E. Stahl jun.) München 1900] bekannt machen. Der Sohn des Landgrafen Albrecht von Thüringen, Friedrich der Freidige, steht im Mittelpunkte dieses Drama's, das in der bewegten Zeit Albrechts von Österreich spielt. Der Freidige ist wohl den meisten unbekannt. Er ist eine verschollene Gestalt der Geschichte, sein Leben war nur eine Episode, die keine Spuren hinterließ, und doch war es ein Held, ein Mann mit einem glühenden Herzen, ein Patriot, der gegen Österreichs Herrschaft in Thüringen ankämpfte. Aber mehr noch als das, Friedrich strebt nach der Kaiserwürde. Doch all' seine Pläne zerrinnen, ruhelos wird er durch das Leben gehetzt, bis sich sein Geist umnachtet; einmal erwacht er noch aus diesem Dunkel, als sein Sohn, Friedrich der Ernsthafte, Mechtild, der Tochter Ludwig des Baiern sich vermählt. Man wird Klasen's Werk nicht ohne Bewegung und Erhebung lesen und — hoffe ich — sehen können. Solche Schicksale, wie das des Freidigen lassen keinen gleichgiltig, solche Tragödien greifen an unser inneres Empfinden. Besonders aber patriotische Gedanken müssen meines Erachtens im Deutschen Reiche durch Klasen's Schauspiel ausgelöst werden. Ganz mit Recht sagt der Verfasser, daß es keine Erscheinung der mittleren Geschichte gäbe, deren Ruf ein gleich begeisterndes Echo im Herzen der Gegenwart wecken könnte, wie der Freidige. Klasen ist in seinem Werke billigen, patriotischen Phrasen und anachronistischen Tiraden aus dem Wege gegangen, hier wirkt die That, die des Freidigen Leben verkörperte, viel natürlicher als schwülstige Worte. Ich habe dem Drama meine volle Sympathie zugewendet, zumal wegen des glänzenden Stiles, der sich an manchen Stellen zu hohem, dichterischen Schwunge erhebt. Das ganze Buch ist sozusagen in Rythmen geschrieben, ich wenigstens habe sie über-

Digitized by Google

all herausgelesen. Dabei hat Klasen die prunkende Form des Verses verschmäht, in schlichter Prosa gibt sich alles, während mancher mit unverhältnismäßig geringem Können Verse „macht“. Ein Zug von Begeisterung durchweht das Buch. Ich möchte da doch die Worte hinsetzen, die Klasen Friedrich den Freidigen sprechen läßt, als auf dem Festplatze zu Fulda vor dem Dome die Kurfürsten, nachdem sie eine heftige Szene mit König Albrecht von Österreich gehabt, Friedrich zur Übernahme der Kaiserwürde auffordern.

Friedrich: Ziehe ich am Saume des Waldes hin, die Wipfel raunen: Du bist's! Du! Die Wellen in dem Bache murmeln: Kaiser! Die Perlen an dem Strauch, der Tau der Wiese blinkt zu mir herauf: so sei's! Enttäuscht vom Leben starrt der Greis mich an: O, Kaiser! Und die Kinder jubeln: Ein Kaiser! Auf jedem Blatte im Buche des Rechts steht es geschrieben: Kaiser! Der Ahnen Geisterhauch, der Mutter Kuß heißt: Kaiser! Ach jeder Leidenszug im Angesicht des Reiches flehet: Kaiser! Und Kaiser ruft mein eigen Herz! Zu tiefem Schlafe ist sein Wunsch verurteilt, doch im Traume selbst klagt es flehend um sein Recht. Licht weckt die Au zu neuem Leben. Hat des Hoffens Licht mein Herz geweckt zum Tag? — — — In's Feld hat der König mich beschieden! Im Feld soll der König — soll der Kaiser siegen.“

So spricht Friedrich und wie Schicksalssendung mag er alles empfunden haben, so treu blieb er sich, so heilig waren ihm seine Pläne, daß er sie nie aufgab in all' den bitteren Zeiten, die ihm beschieden waren, da er besiegt und verfehmt fliehen mußte aus dem Lande.

Ich bin mit der dramatischen Entwickelung Klasen's einverstanden, sie schreitet in ruhigen Bahnen vorwärts und ist logisch. Sogenannte Knalleffekte gibt es allerdings nicht, was aber auch nicht von Nöten ist. Für die Bühnenwirksamkeit von Bedeutung ist meiner Meinung nach das sofortige Verständnis der Situation. Das Publikum liebt es nicht, sich erst lange darüber den Kopf zu zerbrechen, wer die Personen sind, in deren Kreise sich die Handlung abspielen soll. Und ich habe die Überzeugung, daß manches historische Stück vielleicht gerade deswegen abfiel, weil das Publikum nicht gleich mit den Rittern oder sonstigen Herrschaften etwas anzufangen wußte. Diese Bedenken sind mir auch bei Klasen's Werk aufgestiegen. Der erste Akt bereits erfordert ein volles Verstehen der Situation, und dazu ist die Erläuterung, die in der Einleitung des Stückes gegeben wird, nicht ausreichend. Erst im späteren Verlaufe wirkt das Drama rein menschlich, ich will sagen, erregt Friedrich der Freidige als Individuum an sich lebhaftes Interesse. Der erste Akt ist mehr eine historische Disposition, ein Präludium mit schwächeren dramatischen Accenten. Der zweite Aufzug ist lebhaft gehalten, voll Bewegung und Energie. Ich habe in diesem prächtigen Akte nur die Empfindung gehabt, daß die Szene zwischen dem Könige und dem Freidigen von letzterem gleich zu Beginn zu heftig geführt wird und deshalb die dramatische Steigerung eine

Digitized by Google

geringere ist, als sie es der Natur der Anschauungen nach, die hier hart aufeinanderstoßen, sein sollte. Im Übrigen, meine ich, daß gerade dieser Aufzug sehr wirkungsvoll sein wird. Im dritten Akte beginnt mit der Besiegung des Freidigen das tragische Element sich geltend zu machen, das im vierten Aufzuge seine stärksten und düstersten Bilder findet. Die ganze, furchtbare Zerrissenheit jener Zeit offenbart sich in diesen traurigen Tableaux. Erbeben machen wird wohl die Szene, da die Ritter, die zum Freidigen stehen, von den Königlichen überrumpelt werden und Johann von Schwaben herbeistürzt, den blutigen Dolch hoch erhoben, mit dem er den König gemordet. Das Volk jubelt Friedrich zu, der aber schrickt beim Anblicke der herbeigetragenen Leiche zusammen und sein Geist umnachtet sich. Vargula spricht: „Was nicht der eigene Schmerz vermocht — die Kraft zerbrechen — das thut der Schmerz um's Reich! O Wehe! Wehe! das ist gewiß der am meisten tragische Punkt in diesem Drama, er kann auch psychologisch begründet werden bei einem so leidenschaftlichen Patrioten, der seiner Idee alles zum Opfer brachte und nun plötzlich des Reiches Ehre befleckt sieht durch Königsmord. Das ist recht gut möglich; wer so tief fühlt mit seinem Vaterlande wie Friedrich der Freidige, bei dem geht der Schmerz tiefer als anderen, dem mag das Letzte im Leidenskelche auch das Herz brechen — Eins muß ich indessen bemerken, dieses Ende kommt in der Klasen'schen Darstellung doch etwas verblüffend. Man wird im allgemeinen Friedrich für innerlich noch weniger gebeugt halten, als er sich nun offenbart. In diesem Punkte meine ich, hätte der Freidige durch Klasen eine persönliche Note erhalten müssen. Der Abschluß dieses vierten Aufzuges wäre dann durchaus des Theatralischen entkleidet gewesen, hätte hingegen mit der zwingenden Notwendigkeit psychologischer Entwickelung gewirkt. Im Schlußaufzuge dünkt mir das Erwachen Friedrich des Freidigen aus der geistigen Umnachtung unmittelbar vor seinem Ende weniger eine dramatische als eine theatralische Licenz. Im Leben geschieht derlei wohl selten. Ein solch' getrübter Geist scheidet meist, ohne daß man es merkt, kein Funken Licht fällt in die traurige Nacht, auch im Vergehen nicht. Wenn ich nun auch den Abschluß des Klasen'schen Drama's nicht echt dramatisch finde, poetischen Schimmer will ich ihm nicht absprechen. Wer möchte es nicht gerne hören, wenn Friedrich der Freidige, noch einmal zum Licht erwacht, im Verscheiden spricht: . . . .

„Ich sehe den Tag, den jenes Morgenrot gebiert. Die Kaiserin Sonne an der Mittagshöhe, eine Unermeßlichkeit blendenden Scheines gießt sie aus über ein strahlendes Land — das Reich, geeint durch Recht, gefestigt durch Liebe! In allen Gauen fließet Leben, in allen Städten blüht der Fleiß, die Fürsten sind geeint und der Kaiser ist der Stämme Vater . . . ."

Ich wünsche, Klasen möchten sich recht bald für „Friedrich den Freidigen" die Bühnen erschließen; es ist ein Stück voll glühender Vaterlandsliebe, kein Hurrahstück, aber ein Werk, in dem dichterisches Können sich offenbart. Ich

Digitized by Google

meine, solche historische Dramen gibt es nicht übermäßig viele; zumeist sind es antiquierte Ausstattungsstücke, die uns als Dramen vorgesetzt werden. Wenn nun da einmal ein Werk auftaucht, das mehr ist, sollten unsere Bühnengewaltigen doch zugreifen. Sie haben sicher oft an Minderwerke mehr Mühe verschwendet. Wenn das Publikum heute die historischen Schauspiele nicht besonders liebt, so ist das leicht erklärt durch die oben erwähnte Minderwertigkeit der literarischen Produktion. Wirklich Gutes wird aber vom Volke auch auf diesem Gebiete gerne entgegengenommen.

Von Franz Klasen möchte ich auch wünschen, daß er nach seinem löblichen „Friedrich den Freidigen" einmal ein Thema der Geschichte sich erküre, das aller Interesse fesselt. Hinweise sind überflüssig, der Bausteine gibt es ja genug, es fehlt nur der Mann, der einen himmelstrebenden Turm daraus baue.

Ich will „Friedrich dem Freidigen" die Besprechung eines anderen Dramas anfügen, das eigentlich auch ein historisches ist, wenn es auch nicht die ausdrückliche Bezeichnung trägt: Ad. Jos. Cüppers „Der König von Sion" (Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn). In fünf Akten schildert Cüppers die wilde Wirtschaft, die zu Münster im Jahre 1535 herrschte, als der Schneider Jan von Leyden als Prophet auftrat und das bethörte Volk sich seinen Glaubenssätzen anschloß und ein ausschweifendes Prasserleben begann, das aber jäh zusammenbrach. Die in den Kot getretenen Bewohner Münster's, das Herz voll Schmerz und Rache über das Ungeheuerliche, das in der Stadt geschah, öffneten den Truppen des Bischofs die Thore und endigten so das Narrenkönigtum Jans von Leyden. Eine Zeit voll Sturm und Leidenschaft malt also Cüppers, und er hat es verstanden, die Handlung auf die Höhe zu führen und bis zum Schlusse eine gewisse Spannung zu erhalten. Das Ende des Drama's, das gleichzeitig des Propheten gewaltsamen Tod bringt, ist voll Farbe und Wucht. Es leuchtet wie ein Blitz in die schwüle Atmosphäre hinein und läßt uns die wild empörte Stimmung ahnen, die in dem irregeführten Volke schließlich herrschte. Jan von Leyden ist eine plastische Figur. Das dröhnende Pathos, das eines gewissen Schwunges nicht entbehrt, ist voll geschichtlicher Wahrheit. Als einen feinen Zug Cüppers' will ich es bezeichnen, daß er den Propheten, als er all' seine Wünsche erreicht hat, weit weniger in dem salbungsvollen Tone, der seine Wendungen vielfach der Bibel entnimmt, sprechen läßt, als zu Beginn seiner Wirksamkeit. Dann war die Komödie ja weniger von Nöten. In Cüppers Augen ist Leyden nichts anderes als ein Komödiant, kein Schwärmer. Diese Auffassung wird wohl auch der geschichtlichen Wahrheit am nächsten kommen. Mit einleuchtender Logik ist dargelegt, daß der ehrgeizige Bürgermeister von Münster Knipperdolling und der Ratsherr Dusentschur, die beide aus Gründen des Ehrgeizes Leyden am meisten gefördert, schließlich seine stärksten Widersacher wurden und seinen Sturz herbeiführen halfen. Cüppers hat in seinem Drama auch dem Weibe einen zwar nicht offenkundigen, aber bestimmenden Einfluß einge-

Digitized by Google

räumt. Denn Divara, die ehemalige Geliebte des Wiedertäufer-Propheten Leyden, kann die schwere Kränkung nicht vergessen, die letzterer ihr zugefügt, daß er, um seinen Lüsten zu fröhnen, den Rat das Gesetz der Vielehe beschließen ließ. Der bestimmende Einfluß des Weibes ist auch in Eva's Tod ersichtlich. Sie bohrt sich lieber selbst den tötenden Stahl in die Brust, ehe sie sich dem „König von Sion" zu eigen gibt. Herding, ihr Bräutigam aber, führt des Bischofs Truppen mit Wissen Divara's in die Stadt. Cüppers hat dabei sicher nicht an eine sogenannte Vergeltung gedacht, die auf der Bühne als Tendenz aber nicht als eine künstlerische Konsequenz wirken würde, sondern an eine natürliche Entwickelung der ungesunden Verhältnisse, welche Leyden's Verfügungen herbeigeführt. Ich habe dagegen auch durchaus nichts einzuwenden, denn nachdem der Komödianten-Prophet den Weibern und der Völlerei besonders ergeben war, mußte sein Schicksal von dieser Richtung her stark beeinflußt oder überhaupt bestimmt werden.

Wenn man Cüppers' Werk überblickt, so muß man über die nach allen Seiten scharf abgegrenzte Gestalt Jans von Leyden seine Freude haben. Der Mann fesselt ganz entschieden und steht selbstverständlich im Mittelpunkte des Dramas. Ihm gegenüber sind die anderen Personen ziemlich farblos. Meines Erachtens wäre es gut gewesen, Knipperdolling etwas stärker hervortreten zu lassen, desgleichen auch Divara, weil diese beiden schließlich doch die Hauptwidersacher des Propheten sind. Das hätte die Lebendigkeit der Szenen erhöht. Es hätte der König von Sion ein sogenanntes Katastrophen-Drama werden können, der Stoff war dazu vorhanden. Cüppers hat dieses Prasseln und Wallen vermieden. Wenigstens ein Teil davon hätte aber in das Stück selbst gehört. Es vollzieht sich zu viel hinter den Kulissen, man bekommt auf der Bühne zumeist nur die Wirkung dieser Vorgänge zu sehen und das nimmt den Eindruck der Unmittelbarkeit. Die handelnden Personen sind losgelöst aus der Menge, sie verfechten rein egoistische Interressen, sind nicht anders als Heuchler zu allen Zeiten waren. Wenn jedoch das Volk selbst ein wenig mehr in den Vordergrund getreten wäre, hätte man Einblick gewonnen in die Wirkung, welche das Wiedertäufer-Evangelium auf die Menge übte. Diese innige Verbindung zwischen den Hauptakteuren des Stückes und den von ihnen Geführten würde dem Drama zum Vorteil gewesen sein. Die Gestalt Jans von Leyden hätte damit notwendigerweise einiges von ihrem Glanze verloren, was aber das Werk selbst nicht sonderlich tangiert hätte. Auf dieses hin habe ich auch die sehr eindrucksvolle Szene der Königskrönung geprüft und gewünscht, daß die eigentümlichen Zustände jener geschichtlichen Episode stärker, charakteristischer betont worden wären. Diese Szene hätte das spezifische Treiben zu Münster zeichnen müssen, denn damals jubelte das Volk, taumelnd vor Leidenschaft, noch dem „Könige" zu, nur in Knipperdolling's Seele begann es bereits zu dämmern. Sicherlich hat sich bei diesem Akt das Wiedertäufer-Gebaren besonders markant geoffenbart. Denn jede neue Be-

Digitized by Google

wegung bringt eine neue Form mit sich, sei es auch nur, daß ihr Auftreten mit mehr Eclat sich vollzieht, aber auch sonst sucht sie meist äußerlich sich als neu und anders erkennen zu lassen. Das wollte ich zu Cüppers' Arbeit sagen. Betonen will ich noch, daß die Verse flüssig sind und die Bilder ein hohes Stilgefühl erkennen lassen. Trivialem im Ausdrucke geht der Autor sorglich aus dem Wege. Mit der dramatischen Steigerung wächst auch der poetische Schwung. Ernstes Wollen und reifes Können haben das Werk gezeitigt. Auch wie bei „Friedrich den Freidigen" muß man wünschen, daß der „König von Sion" nicht ein sogenanntes „Buchdrama" bleiben möge, denn dazu schreibt man wohl keine Bühnenstücke. Wiedertäufer gibt es heutzutage meines Wissens keine mehr, also könnten Bedenken nach dieser Richtung die Bühnen nicht von der Aufführung abhalten. Andere existieren kaum.

Nun lasse ich das Historische bei seite und segle in die Moderne hinüber. Willibald Apelt's „Die Steuerlosen," Schauspiel in vier Akten (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900) gibt mir dazu Gelegenheit. Der Name des Schauspieles entspricht vollständig seinem Inhalte. Die Großstädte haben Hunderttausende oder doch Tausende solcher Existenzen, die keinen rechten, innerlichen Halt haben, nicht direkt schlecht, aber auch nicht ehrlich (moralisch) im strengen Sinne sind. Lessing, glaube ich, hat einmal von anatomischer Unschuld gesprochen: Das sind die Steuerlosen; ein letzter schwacher Anprall braucht nur zu kommen und sie gehören zu den Verlorenen. Apelt gibt als Ort der Handlung „München" an. Ich kenne München nicht, denn ich habe es mir jüngst bei meiner Heimkehr von Paris nur ganz flüchtig angesehen. Ich glaube aber durchaus nicht, daß Apelt speziell Münchener Verhältnisse beleuchten wollte. Im Gegenteile, was er von der bayerischen Hauptstadt sagt, das gilt im Grunde von jeder Großstadt, und jeder ist gewiß schon solch' Steuerlosen begegnet, wie dieser verwitweten Frau Konsul Julia Feller und ihren drei Kindern Julia, Hilde und Manfred. Da wird weit über die Verhältnisse gelebt und nur ein Ziel ins Auge gefaßt, „sich amusieren," auch wenn es in einer nicht mehr ganz einwandfreien Art geschieht. In einem solchen Hause gehen dann mancherlei Leute aus und ein, die bald den Ton noch mehr herabstimmen, die nehmen wollen, wo man geben zu wollen scheint. Schwül ist die Luft, die in solchen Familien herrscht und am glimpflichsten kommt dabei noch der weg, der das Wahre am wenigsten ahnt, der die Gefahr nicht kennt. Der Satz: ‚dem Reinen ist alles rein', hat nur eine bedingte Geltung, hier heißt es: dem Nichtsahnenden ist alles rein. Denn beide der Konsulstöchter sind rein, Hilde aber begreift noch nicht recht die Atmosphäre, in der sie lebt, Julia kennt sie aber und leidet unendlich darunter. Was für ein Verhältnis sich zwischen ihr und der Mutter, die vom Kokettentum wahrlich nur eine Spanne entfernt ist, herausbildet, kann man sich leicht vorstellen, kommt doch dazu noch die Eifersucht zwischen Mutter und Tochter. Ich möchte beinahe behaupten, daß es wenig Eigenschaften gibt, die häßlicher und

Digitized by Google

widerlicher sind als diese. Leider hat Apelt recht, es gibt solche unleidliche Verhältnisse zwischen Müttern und Töchtern und zwar öfter, als man wünschen möchte. Diese Frau Konsul Feller ist ein Typus, von Apelt in diesem Falle mit großem Geschicke und ebensolcher Konsequenz behandelt. Diese Gestalt ist lebenswahr, sie ist ungekünstelt, ein Kind der Zeit und gewisser großstädtischer Verhältnisse. Diese Dame müßte eine Paraderolle für die eine oder andere Diva sein. Da könnte sie alle Künste der Koketterie spielen lassen, ein bischen nervös, sehr eifersüchtig, ein wenig mütterlich, sehr kühl und sehr leidenschaftlich sein; vor allem aber lechzend nach dem Verbotenen und doch zurückscheuend vor dessen Konsequenzen. So gut gezeichnet mir aber die Frau Konsul dünkt, so mißraten ist die Gestalt Julia's, da ist Ernst mit Hysterie zu einem wenig genießbaren Gemengsel geeint. Gewiß sind die Verhältnisse, unter denen das Mädchen aufgewachsen ist, nicht darnach, einen einheitlichen, gefestigten Charakter zu schaffen, eine solche Mengung ist aber trotzdem wenig glaublich. Zum wenigsten wäre der ruhige, besonnene Frost, den sie anfangs dem Assessor Altmann gegenüber an den Tag legt, nichts als eine Maske, die ihren wahren Charakter verbirgt. Wenn sie wirklich von ehrlicher Liebe für Altmann beseelt wäre, würde sie diesen nicht so eisig zurückweisen, als er sie auf das Erniedrigende aufmerksam macht, das darin liegt, wenn ein Mädchen sich von einem Manne, den es nicht liebt, küssen läßt. Wohlgemerkt hat ihn die Eifersucht, die seiner Liebe entsprungen, zu diesem Vorwurfe veranlaßt. Nichts als eine Pose, eine Ziererei scheint Julia's Verhalten, besonders aber auch auf dem Maskenballe und ganz vorzüglich gegenüber dem Gecken Kracht, dem sie sich an den Hals werfen will, und der doch aus seinen brutal-egoistischen Absichten gar keinen Hehl macht. Doch selbst angenommen, daß alles dies in Julia's Charakter wohlbegründet wäre, wiewohl ich mir solche Sprünge eines noch einigermaßen normalen Menschen nicht leicht vorstellen kann — der Schluß, der freiwillige Tod Julia's durch Vergiftung nach der aussöhnenden Szene mit Altmann, bringt durchaus nicht den Eindruck hervor, als hätte irgend etwas wirklich eine solche geistige Depression auf Julia ausgeübt, daß ihr dieses Finale als das beste erscheinen mußte. Der Tod wirkt nicht tragisch, er erschüttert nicht, weil ihm eine innerliche Begründung abgeht — wenigstens für normale Gemüter. Die tragische Seite, die Apelt in der Schilderung Julia's gewiß besonders betonen wollte, ist keine spmpathische. Es fehlt in Julia's Gefühlsleben für ein solches Ende jeder Anhaltspunkt. Die große Rede voll dunklen Sinnes, die sie vor ihrem Abgange vom Stapel läßt, beweist nichts gegen meine Behauptung. Da ist Henrik Ibsen dazwischen gefahren, das Wort Schicksalsdramen hat man unwillkürlich auf den Lippen. Diese Julia ist mit Ibsen-Wasser getauft, und auch deswegen will sie mir in ihr frohes München wenig taugen. Auch dem Assessor Altmann mutet man viel mehr zu, als er wirklich hält. Anfangs hat man die Vorstellung: das werde der Steuermann

Digitized by Google

werden, der das Schiff vor Klippen bewahrt und mit seiner geistigen Kraft alles zum Guten führt. Die Enttäuschung bleibt jedoch nicht aus. Der Mann, welcher sich den Anschein gibt, ein kluger und starker Geist zu sein, ist nur ein halber Charakter. Mancher wird behaupten, er habe überhaupt keinen. Jedenfalls ist er alles andere eher als ein Mensch unentwegter Energie, er schwankt wie alle, die im Hause Feller verkehren, wie ein Rohr im Winde, und gewinnt nicht, daß er in seiner äußerlichen Haltung als etwas anderes erscheinen will als er thatsächlich ist. Ein Mann, der mit der Absicht fortgeht, einem Mädchen, das er liebt, eine Erklärung zu machen, infolge Abweisung aus anderen Gründen sich mit der Schwester dieses Mädchens, die er nicht liebt, noch am selben Abend verlobt, ist auf jeden Fall eine solche Wetterfahne, daß man gut thut, ihn nicht ernst zu nehmen. Wenn man so über diesen ehrenwerten Assessor Altmann denkt, wird es einen auch nicht peinlich berühren, daß er an dem besagten Abende heimlicher Verlobung auch seine Schwiegermutter in spe mit leidenschaftlichen Küssen bedeckt! Solchen Narren mit ihren überreizten Nerven kann man das nicht für übel nehmen. Je genauer man doch diese Schemengestalt betrachtet, um so weniger findet man Julia's freiwilligen Tod erklärlich. Wegen eines solchen unselbstständigen Charakters braucht sich die junge Dame nicht so tief zu kränken. Da gibt es doch noch ganz andere Männer, als die in „die Steuerlosen" geschilderten. Männer wie dieser Altmann sind aber auch in jenen Kreisen, auf die im übrigen Apelt's Werk ganz gut paßt, selten. Schwankende Naturen werden nirgends Interesse erwecken, man muß die Menschen entweder herzhaft lieben oder ebenso verachten können. Das gilt für die Bühne ganz besonders. Deswegen wird Frau Konsul Feller weit mehr beachtet werden als Julia, deren Person doch das tragische Schicksal verkörpert. Da ist sogar der Maler Paul Ehlert richtiger gezeichnet als Altmann. Leute seiner Art sind mir gewiß nicht sympathisch, doch ist Ehlert wenigstens ein Mann, der nicht um einen Deut besser scheinen will, als er ist. Auch von dem Musiker Theo Kracht ist das Gleiche zu sagen Wenn der brave, nüchterne Professor Hegele etwas weniger episodenhaft behandelt worden wäre, würde dies gar nicht von Übel gewesen sein. Der Mann ist trocken, keine Spur von Idealismus ist an ihm zu entdecken, doch ist er wenigstens gesund und in einer solchen dumpfen Atmosphäre, wie sie das Konsul-Haus erfüllte, wirkt dies geradezu befreiend. Wenn ich noch einmal kurz meine Eindrücke über Willibald Apelt's Schauspiel „Die Steuerlosen" zusammenfasse, so kann ich sagen: Milieuschilderung sehr treffend, die führende Rolle der Frau Konsul Feller lebenswahr und konsequent, Julia und Altmann total verzeichnet, ihre Entwickelung ist nicht ersichtlich, wenn ihr Gebaren auch nicht direkt unmöglich genannt werden kann, so vermag es ein nachhaltiges Interesse doch nicht zu erregen, denn die Natürlichkeit leidet darunter.

Ich komme zum Schlusse meiner Ausführungen. Das Werk, welches ich

Digitized by Google

noch besprechen will, ist: „Einer für Alle“. Eine Tragödie in fünf Akten von Friedrich Dukmeyer (Staegmeyr'sche Verlagshandlung, Ant. Carl Staegmeyr, München). In der Fußnote des Personen-Verzeichnisses lese ich: „Der Schauplatz ist in Samarkand, im Jahre 1898.“ Also rüstete ich mich, eine exotische Tragödie zu genießen, ein Zusammenstoßen europäisch-russischer mit asiatischen Anschauungen, eine Tragödie der Racen oder Konfessionen des Orients und des Occidents. Ich muß gestehen, daß ich davon sehr enttäuscht wurde. Diese Tragödie, der aber das wirklich Tragische mangelt, könnte nicht nur an jedem anderen Punkte Rußlands spielen, sondern auch mit einer einfachen Titelverschiebung in irgend einem anderen Lande. Spezifisch russisches oder asiatisches ist in dem Schauspiele gar nichts enthalten. Matt, schablonenmäßig ist der Aufbau, nirgends eine Höhe, ein Aufschwung; man liest, ohne zur Teilnahme angeregt zu werden, weiter, das Ernste bewegt nicht, das Übrige interessiert sehr wenig. Von einem Lokalkolorit ist keine Spur und das müßte doch wenigstens vorhanden sein. Der Titel hat wenig Beziehung zum Inhalte. Es ist eine gewisse Geläufigkeit im Stile zu konstatieren, doch ist alles zu glatt, zu konventionell, es klingt meist, als ob man es schon einmal gehört habe und das ist immer ein Zeichen eines noch zu sehr oft gar nicht gefühlten Einflüssen unterliegenden Schriftstellers. Die persönliche Note mangelt dem mir vorliegenden Buche leider. Man hat den Eindruck, als ob Dukmeyer ein großer Theaterfreund sei, viele Schaustücke gesehen oder auch gelesen habe und nur aus diesen Eindrücken die „Tragödie“ geschrieben habe. Wie ich schon sagte, ist von einer dramatischen Gruppierung keine Rede, der innere Zusammenhang ist mehr als lose, Wechselwirkungen bestehen gar keine und manches ist unklar und verworren. Weder im Einzelnen noch im Ganzen kann ich ein erfreuliches Urteil fällen. Wenn Dukmeyr es ernst meint mit dem schriftstellerischen Schaffen, dann muß er sich erst zu eigenen Gedanken durchringen, vorher beherrscht ihn die Phrase, das herkömmliche Wortgeklingel. Wie eine Journalistenarbeit im schlechten Sinne kommt mir seine Tragödie vor, scheinbar glatt, aber dafür auch platt. Mein Urteil ist herb, jedoch von der Absicht diktiert, von weiteren Fehlgriffen zu bewahren. Man erweist einem ernsten Manne einen schlechten Dienst, wenn man halb oder gar nicht Gelungenes lobt oder entschuldigt. So will ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß, wenn mir wieder ein Buch Friedrich Dukmeyers auf den Tisch gelegt wird, ich darüber Freundliches berichten kann.

Digitized by Google

„Starke Frauen."

Von Carl Conte Scapinelli (Wien.)

II.

Dem ersten Teile des Romanes „Virges fortes" ließ Marcel Prévost nun einen zweiten Teil folgen, dem er den Namen „Lea" gibt, (Deutsch bei Albert Langen, München 1901, erschienen.) Wenn der Autor im ersten Teile die Idee vom starken Weibe klarlegt und auf dieser Grundlage eine Schar Frauenrechtlerinnen eine Mädchenschule gründen läßt, so zeigt er im zweiten Teile das allmähliche Zerfallen und Entblättern der Idee von der jungfräulichen Eva und den Zusammenbruch der Schule. War der erste Teil ein hoffendes, starkes Buch, so ist der zweite Teil ein unerquickliches, zerrissenes, an allem zweifelt man bei der Lektüre dieser Geschichte, an Recht, Wahrheit, Macht der Jungfräulichkeit, an dem Lohne der Arbeit, an allem. Was nützt es, daß Lea endlich nach allen Martern doch die Frau Georg's wird, nachdem sie in sich schon den Keim des Todes trägt. Es ist dies nur mehr eine Episode in ihrem langsamen Sterben, kein neues Leben, wie wir es erhoffen.

Doch skizzieren wir kurz den thatsächlichen Inhalt des zweiten Teiles, ehe wir uns in eine Kritik desselben einlassen. Der erste Teil endigt damit, daß die Frauenrechtlerinnen eine Schule für junge Mädchen gründen, und Lea trotz Georg's wiederholter Bitte ihrem geistigen Gemahle nicht folgen und seine rechtmäßige, eheliche Frau werden will! Mit furchtbaren Qualen im Herzen, die ihr fast die Besinnung und Thatkraft rauben, wirkt Lea nun gleich ihrer Schwester Friederike, gleich der „heiligen" Pirnitz, gleich Geneviève, gleich Duvecke und anderen als Lehrerin an der Mädchenschule. Allmählich bildet sich in der Vorstadt von Paris, wo ihre Schule steht, eine Oppositionspartei, die mit den Grundsätzen der Frauenrechtlerinnen und mit

Digitized by Google

ihrer Erziehungsmethode nicht einverstanden gegen dieselbe zu intrigieren beginnen; der Pfarrer, sonst ein ehrlicher Mensch und guter Priester, steht an der Spitze. – Auf einmal befassen sich auch die Zeitungen mit der Schule und sagen ihr wenig Rühmliches nach, die Regierung ist unzufrieden, daß diese Handvoll Frauen weder ihre Unterstützung noch ihren Rat annehmen will und auf ganz eigenen Bahnen dahinschreitet. Als die alte, gelähmte Protektorin des ganzen Unternehmens auf der Börse ihr Vermögen verliert, tritt für die Schule auch die finanzielle Krise ein. Vergebens versuchen die Lehrerinnen dieselbe zu lösen. Der böse Zufall will, daß eine derselben hysterisch veranlagt ist und in einem ihrer Wahnanfälle einem Manne zum Opfer fällt und darauf einen angesehenen Herrn auf offener Straße des Nachts mordet. Alle Zeitungen sind damit voll, man gibt den Theorieen der Frauenrechtlerinnen die Schuld an diesem Verbrechen, hält sie für Anarchisten. Auch das Unterrichtsministerium wird jetzt auf die Schule aufmerksam und — der Schluß ist, daß außer der Vorsteherin desselben, die immer bemüht war „nach oben“ gefällig zu sein und alles mehr aus persönlichem Ehrgeize, denn für die gute Sache unternahm, die Lehrerinnen entlassen und die Schule verstaatlicht wird. — Schon vor diesem Ereignisse war eine der Lehrerinnen ihrer Idee untreu geworden und war aus Liebe und Fürsorge für Gaston, das kranke Kind eines Arbeiters, dessen Frau geworden. Geneviève hat gemordet und sitzt im Gefängnis; Daisy, ihre beste Freundin, ist bei ihr. Nun bleiben von allen Lehrerinnen nur noch Pirnitz, Friederike und Lea übrig. Aber auch Lea fällt von den beiden ab. Die ganze Zeit über, die sie in der Schule als Lehrerin gelebt hat, hat sie mit sich selbst einen furchtbaren Kampf geführt. Nie konnte sie Georg vergessen, es wurde ihr klar, daß es eigentlich ihre Pflicht, die Pflicht ihres Herzens gewesen wäre, ihm zu folgen. Vergebens kämpft sie gegen diesen Gedanken an; sie ertappt sich dabei, daß sie für alle Ideen und Dinge in der Schule nur Verständnis heuchelt, indes ihr einziger Gedanke „Georg,“ ihr einziger Wunsch „zu ihm“ ist. Und als sie die Schule verlassen, da entwischt sie heimlich nach England um Georg zu suchen. Vergebens forschte sie nach ihm, bis die Schwindsucht sie an's Lager fesselt und sie endlich im Spitale durch Edith, die einstweilen Krankenpflegerin geworden ist, erfährt, wo Georg und seine Schwester Tinka sich aufhalten. Von da ab rafft sie all' ihren Willen zusammen, um zu gesunden und nach einiger Zeit ist sie soweit, daß sie in Begleitung Edith's zur englischen Meeresküste fahren kann, wo Georg weilt; dort gibt es dann ein rührendes Wiedersehen. Tinka ist indessen wieder mit ihrem Manne, dem Professor Ebner, ausgesöhnt und alles lebt jetzt dort in Frieden. Georg und Lea werden ein Paar, ‚— doch nur einmal noch ist sie sein wirkliches Weib, dann bricht wieder die Schwindsucht aus‘, und sie stirbt umringt von all' den Ihren.

So endet der Roman. So sind alle, die darinnen aufgetreten, die Opfer einer schönen Idee, der Idee vom reinen, starken Weibe, von der Jung-

Digitized by Google

frau, die die Welt erobern wird. Von allen, die einst für diese erhabene Idee gekämpft, bleiben nur zwei derselben treu: Pirnitz und Friederike; Pirnitz, weil sie körperlich gebrechlich, Friederike, weil sie auf alles verzichtet, also aus Resignation.

So fällt der ganze schöne Bau zusammen und nur zwei der Frauenrechtlerinnen werden eigentlich glücklich, es sind dies die beiden, die heirateten, Duyvecke, die als Frau und Mutter glücklich dahinlebt und Lea, die in ihrem kurzen Glücke stirbt. —

Wir wollen an der Idee selbst nicht herumrechten und sie annehmen oder verwerfen, wir wollen nur beobachten, ob Prévost die richtigen Konsequenzen aus derselben gezogen hat.

Der sprachliche Ausdruck der Idee wird im ersten Teile der Pirnitz in den Mund gelegt, wenn sie sagt:

„Wir wollen Frauen, die weit über dem Niveau der Männer von heutzutage stehen und das ganze Leben der heutigen Gesellschaft regenerieren. Die Frau muß die Priesterin der Moral sein. Wir brauchen das starke, jungfräuliche Weib, um eine neue Welt zu schaffen."

Darauf baut sich der ganze Roman auf. Und nun eine Frage: An was scheitert die Idee? Nur an der Verwirklichung? Nein, wohl daran, daß eigentlich keine — Pirnitz ausgenommen, — ein starkes Weib, — eine Jungfrau ist, daß keine ganz frei ist von Liebe oder von Haß gegen die Männer. Denn auch der Haß ist ein Zeichen, daß man sich mit jemandem beschäftigt. Sie sehen alle im Manne „den Feind" und tragen in sich selbst die der Idee feindlichen Elemente. Sie gehen nicht den geraden Weg durch Arbeit zum Recht, sie gehen nur den entlegenen Weg, den kein Mann kreuzen, kein Mann betreten darf. Und so kommt es, daß für jede aus ihnen der Zeitpunkt kommt, wo sie sich mit dem „Erbfeinde Mann" auseinandersetzen müssen, die einen unterliegen und lieben, die anderen kämpfen und hassen und morden. — „Und gerade das war so tief demütigend, das alle sich schließlich doch unter das Joch der Männer gebeugt hatten. Friederike war zu klug und zu klardenkend, um nicht die deprimierende und unabänderliche Wahrheit einzusehen, die daraus hervorging: die freiwillige Unterordnung der Frau, die in ihrer tiefsten Natur begründet ist. Die Geschichte der Schule war der beste Beweis dafür: Mlle. Heurteau beugte sich, um aus den Händen der Männer Ehren und Auszeichnungen entgegenzunehmen; Duyvecke aus dem instinktiven Bewußtsein, daß das Weib zur Gattin und Mutter geschaffen sei. Geneviève war zur Verbrecherin geworden, weil ihr perverser Trieb sie bezwang — und Lea — die selbst Pirnitz und Friederike um ihre Reinheit beneidet hatten — verließ jetzt alles, um einem Manne nachzufolgen." So denkt eine der Frauenrechtlerinnen, indes sie im Eisenbahnzuge einer Klosterschwester gegenüber sitzt und sich des Unterschiedes klar wird zwischen dieser und ihren Freundinnen. Da hat Prévost vielleicht unbewußt die Auflösung

Digitized by Google

der Frage angedeutet, indem er die Klosterschwester, die von dieser Welt nichts hofft und trotzdem ruhig und rüstig arbeitet, den himmelsstürmenden Damen gegenüberstellt. Ja, es gibt nur eine Lösung: Entweder das Leben einer Klosterschwester führen oder an des Mannes Seite Frau und Mutter zu sein. Entweder der Welt dienen als Mutter und Frau oder Gott und damit den Mitmenschen.

Was den Roman als Kunstwerk anbelangt, so steht er mehr noch als der erste Teil weit hinter den anderen Werken Marcel Prévost's zurück. Die Konzeption des zweiten Teiles dünkt mir eine äußerst unglückliche. Soll Lea nicht nur dem Titel, sondern auch dem Romane nach die Heldin des Buches sein, so darf sie im Anfange nicht so stark in den Hintergrund treten. Und wenn sie auch im letzten Teile fast gewaltsam in den Vordergrund gezerrt wird, so ist dies wieder schon zu auffallend gemacht. Der Schluß ist zu langatmig, er könnte auf wenige Seiten komprimiert sein und würde dadurch nur an Wirkung gewinnen. So schreibt Prévost fort, bis ihm der Atem ausgeht und die Feder springt; man sieht die Mühe, die ihm der Schluß kostet.

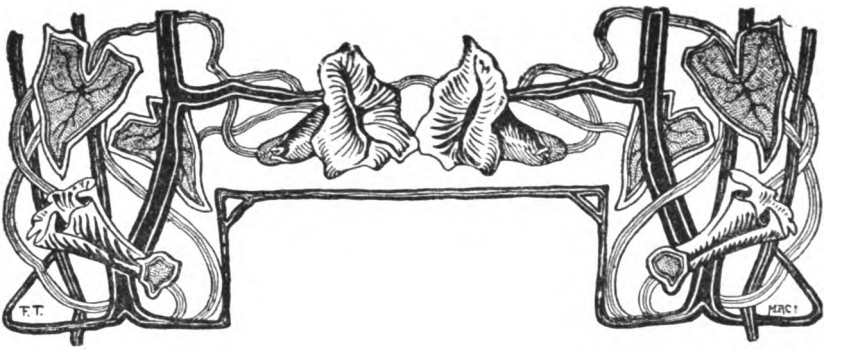
Eines möchte ich noch erwähnen; die ganze Affaire mit jener Geneviève, deren perverser Geschlechtstrieb sie zu einem Morde zwingt, ist zu sensationell, zu „kolportage-roman“-haft. Ich gebe zu, daß man auch in einem künstlerisch wertvollen Romane derlei schildern kann, aber dann muß der Rahmen dazu ein anderer sein. Nur zum Zwecke, um der Mädchenschule einen Todesstoß versetzen zu wollen, darf man eine so delikate Episode, die alle Beschreibungskunst nötig hat, nicht benützen.

Nun will ich schließen und weiter warten, denn ich glaube, ebensowenig wie Prévost's „Starke Frauen,“ zweiter Teil „Lea“ den Leser befriedigt, ebenso wird es auch den Autor selbst nicht ganz befriedigt haben; er wird suchen, eine dritte Lösung der Frauenfrage zu finden. Wir wünschen ihm viel Glück auf den Weg. Denn sicher ist er auf einem besseren als früher, da er nur Pikantes schrieb. Nun ist er ja am besten Punkte interessant zu werden und das kann nur sein Vorteil sein.

Marcel Prévost bleibt auch auf diesem Gebiete ein Künstler, allerdings einer, der auf ihm noch unbeholfen einhertappt, er ist ein Sucher — möge er ein Finder werden.

Oder sucht er mit diesem Buche nur einen Platz in der Académie française? Auch möglich.

Digitized by Google



Unsere „Literarische Frage“ — eine Honorarfrage?

Nebst einigen Besserungsvorschlägen von einem Praktiker.

Ein katholischer Schriftsteller muß vor allem zweierlei von Hause mitbringen: entweder einen vollen Geldbeutel oder eine gesicherte Stellung, oder zweitens einen riesigen Idealismus. Am besten Beides zugleich. Denn die melkende Kuh, die reichlich mit Butter versorgt, fehlt hier so ziemlich vollständig.

Das ist ein Hauptgrund der Inferiorität der katholischen schönen Literatur. Denn diejenigen Leute, welche vom Ertrage ihrer Feder lebten und zugleich etwas Ordentliches leisten konnten, traten in's Lager der Gegner, wo sie anständiger und ihrem Können angemessener entlohnt wurden. Verdamme sie, wer wolle, ich kann es nicht; die dira necessitas ist ein gewaltiger Entschuldigungsgrund. Ganz sicher wird es auch mit der Qualität unserer Dichter und Schriftsteller bald ganz anders bestellt sein, wenn erst der Boden geschaffen ist, auf dem sich's anständig leben läßt. —

Einstweilen sieht es aber damit noch sehr schlecht aus. Welches sind denn unsere bestzahlenden Blätter? Die „Alte und Neue Welt“ zahlt 8 Pf. pro Zeile, der „Deutsche Hausschatz“ ungefähr dasselbe; die „Kölnische Volkszeitung“, die erste katholische Tageszeitung Deutschlands, entlohnt, ihre Mitarbeiter mit 7 bis 10 Pf. die Zeile und giebt für Originalbelletristiken von 200 bis 400 Druckzeilen 15 bis 20 Mk. Honorar. Das sind unsere bestzahlenden Blätter! Aber was bedeutet denn dieses relativ hohe Honorar z. B.

Digitized by Google

der „Kölnischen Volkszeitung" gegen die durchschnittlich 15 bis 20 Pf., in Ausnahmefällen noch weit mehr, der nachbarlichen „Köln. Zeitung"?

Ein katholischer Schriftsteller kann vom Ertrage seiner Feder allein nicht leben. Nehmen wir einen sehr günstigen Fall an: Ein hervorragender katholischer Dichter schreibt jährlich drei größere belletristische Arbeiten, sagen wir drei Romane, jeden im Umfange von 10 bis 15 Druckbogen — mehr kann man auch dem gottbegnadetsten Dichter auf die Dauer nicht zutrauen —; davon verkauft er zum Erstabdruck den einen dem „Deutschen Hausschatz", den andern der „Alten und Neuen Welt" und den dritten der „Kölnischen Volkszeitung". Damit wird er pro Roman 5 bis 700 Mk. Honorar erzielen, durch anderweitige Nachdrücke dazu noch einige hundert Mark — also besten Falls tausend Mark, was jährlich im günstigsten Falle dreitausend Mark ausmacht. Ein Einkommen, das noch dazu höchst unsicher ist, das demjenigen der gleichaltrigen Studiengenossen meist bedeutend nachsteht, — das einfach nicht ausreicht.

Solange aber ein katholischer Dichter als solcher nicht leben kann, werden wir auch keinen durchschlagenden Aufschwung unserer Literatur verzeichnen können, da der anderweitige nahrunggebende Beruf stets die Kette sein wird, die den auffliegenden Adler immer hübsch an seinen Kerker zurückfesselt.

Ein akatholischer Schriftsteller kann ja sehr hübsch von seinen Honoraren leben. Die „Gartenlaube" allein z. B. bezahlt einen Roman mit 3000 bis 15000 Mark.

Natürlich zahlt auch die große Masse der kleineren und kleinen akatholischen Blätter und Blättchen wenig oder fast gar nichts für Belletristik und schönliterarische Beiträge, aber es sind da doch so viel große, anständige und gutzahlende Zeitschriften und Tageszeitungen dabei, daß ein Schriftsteller von Können und einigem Ruf sich gut durchschlagen kann. Anders bei den Katholiken.

Die mittleren und kleinen Tageszeitungen derselben geben für ihren belletristischen Teil sehr wenig oder fast gar nichts aus und können es auch meistens nicht, da sie finanziell nicht auf Rosen gebettet sind. Sie beziehen nun ihren belletristischen Bedarf aus diesem Grunde von fast ausnahmslos akatholischen, sehr oft jüdischen Büreaus und Agenturen, wo sie für billiges Geld quantitativ zwar sehr viel, qualitativ dafür um so weniger bekommen. Zum großen Teil aber ziehen sie es überhaupt vor, sich um diese Sache gar nicht weiter zu kümmern, sondern sie abonnieren sich gleich auf „Unterhaltungsbeilagen", die zugleich hundert und mehr anderen Zeitungen beigegeben werden.

Das Letztere wäre zwar an sich durchaus kein Fehler, wenn diese „Unterhaltungsbeilagen", deren auch mehrere katholische existieren, immer in den richtigen Händen wären und den Autoren ein Mindesthonorar von 20 bis 30 Pfennig pro Zeile gezahlt würde, was gewiß nicht zu viel ist, wenn man bedenkt, daß eine schriftstellerische Arbeit durch Abdruck in einem derartigen Organ so gut wie entwertet ist.

Digitized by Google

Gerade auf diesen Punkt möchte ich besonders hinweisen. Hier könnte durch Zentralisation bei einigem guten Willen der Verleger von Zeitungen ꝛc. sowohl für die Besserstellung der Schriftsteller als auch für die ästhetische und geistige Bildung des Volkes durch bessere Darbietungen ganz Erkleckliches geleistet werden.

Was soll man aber dazu sagen, wenn ein katholischer Verlag, der sieben verschiedene Tageszeitungen herausgiebt, für belletristische Beiträge, die zugleich in allen sieben Blättern erscheinen und im Rheinland, sowie Berlin nicht gedruckt sein dürfen, wirklich und wahrhaftig ganze ½ Pfennig Honorar pro Zeile giebt? — Oder wenn ein Sonntagsblatt, das vermöge seiner sehr hohen Auflageziffer für gute Belletristiken gute Honorare zahlen und dadurch die katholische Literatur ganz bedeutend unterstützen könnte, statt dessen unendlich lange und langweilige, wenn auch recht gut gemeinte Reise- und Wallfahrtsberichte des Redakteurs bringt und daneben noch hie und da einen zwar guten aber durch vorherigen oftmaligen Abdruck für die Förderung der Schriftsteller wertlosen Roman bietet? Oder aber, wenn dasselbe Organ „Volks"erzählungen abdruckt, die zwar nichts Literarisch-Künstlerisches, dafür aber um so mehr von dem Genre an sich haben, gegen das P. Grisar auf dem Gelehrtenkongreß zu München so beifällig und erfolgreich zu Felde zog?

Wo bleiben denn unsere deutschen Coloma's und Sienkiewicz's? Verhehlen wir es uns nur nicht, daß wir wohl hauptsächlich keine großen Literaten aufzuweisen haben, weil wir ihnen nichts oder nur zu wenig zu bieten hätten. Warum steht es denn mit unserer Lyrik am besten?

Weil nach des Tages Müh' und Arbeit ein Liedchen immer noch gelingt; aber neben einer anspannenden Berufsarbeit noch gute Romane und andere, große geistige Arbeit verlangende, schönliterarische Produkte zu fertigen, das liegt mit verschwindenden Ausnahmen nicht in eines Menschen Kraft.

Warum aber steht's am schlechtesten mit unseren dramatischen Leistungen? Weil ein katholischer Dramatiker, sofern er nicht so viel Privatvermögen hat, als er zum Leben braucht, vorher sicherlich verhungern müßte, ehe er von seinen Leistungen einen Erfolg sähe — und wäre er ein Shakespeare! Wenn irgend ein Gebiet der schönen Literatur volle Hingabe des Dichters verlangt und sich nicht mit einem Dilettantieren neben den Berufsgeschäften begnügt, so ist es das des Dramas. Die großen Bühnen bleiben aber gewöhnlichen Katholiken verschlossen, Abdruckhonorare giebt's beim Drama nicht — und so bleibt einem gebildeten, dichterisch veranlagten Katholiken nichts übrig, als das dramatische Gebiet — wie die Sahara zu meiden, die auch fast nur Sand bietet und gar zu wenig Oasen mit Datteln und Palmenhainen. Von den katholischen „Dilettantenbühnen" will ich nicht reden. Aber wie mir Praktiker versichern, giebt es da unter der großen Anzahl Stücke kaum ein paar brauchbare.

Ist da gar nichts zu machen? O, doch! Unsere katholischen Professoren sprechen so viel von Calderon, und mit Recht. Aber im Grunde genommen

Digitized by Google

können wir nicht zu viel von ihm lernen — denn was bedeutet uns Priamus und was Ilium? — Oder seine Stücke sollten in einer guten, modernen Umarbeitung gebracht werden, wie das letzthin im Münchener Hoftheater mit seinen „zwei Eisen im Feuer" geschah. —

Es existiert z. B. in der Haupt- und Residenzstadt München ein Theater, welches „Schauspielhaus" genannt ward und den Zweck hat, Stücke moderner Autoren wie Hartleben, Halbe, Dreyer 2c. zur Aufführung zu bringen, die anfangs von den Hofbühnen abgewiesen wurden oder noch werden. Könnte auf katholischer Seite nicht auch ein derartiges Theater in's Leben gerufen werden, das die Aufgabe hätte, vor allem die dramatischen Leistungen katholischer Autoren zur Aufführung zu bringen? Hätte ein solches Stück dann großen Erfolg, dann würden sich seiner die Hof- und anderen Bühnen schon auch bemächtigen — und dem katholischen Dramatiker wäre auch geholfen.

Das sind so in breiten Umrissen skizziert einige der Aufgaben, des katholischen Deutschland seiner Literatur gegenüber, wenn es hierin besser werden soll. Und ihre Lösung scheint mir nicht einmal so schwierig und unmöglich, wie es manchen Leuten schon vorgekommen ist; es gehört dazu nur ein wenig Aufopferung und Liebe zur Sache — und ein guter ehrlicher Wille. —

Digitized by Google

Historische Romane.

Haus Hasmonai. Historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt von Sophie Christ. Mainz, 1900. Verlag von Franz Kirchheim.

Die historischen Romane regnen wie ein Hagelschauer in unserer Zeit auf das arme Publikum herab. Sehr gute finden wir wenige, gute und mittelmäßige in geringer Anzahl — das meiste ist Schund, arger Schund. Wir wagen es, Sophie Christ's Haus Hasmonai in die letztere Kategorie einzureihen. — Man möge mir verzeihen, wenn ich trotzdem die Geduld des Lesers ein wenig in Anspruch nehmen möchte und näher auf „Haus Hasmonai" eingehe; ich habe Gründe dazu. Zunächst möchte ich mein vernichtendes Urteil motivieren, sintemalen vorliegender Roman Lobsprüche, und etwas starke Lobsprüche fand. (Hamburg. Nachr. 1900, Nr. 257, 1. Nov.). Die Begründung soll an einem Beispiel zeigen, wie heutzutage ein geist- und phantasieloses Taglöhnergeschlecht historische Romane fabriziert. Man möge diese Rezension zugleich als einen Notschrei betrachten, oder noch mehr, als einen Beitrag zu dem Damm gegen diese Springflut armseliger Mache. Wir haben schon viel, sehr viel durchmachen müssen; solche Angriffe auf den guten Geschmack, den Geist wahrer Poesie verdienen die kräftigste nnd rücksichtsloseste Zurückweisung.

Sophie Christ schildert den Untergang des hasmonaischen Hauses, wie der letzte Hoheprieſter-König ermordet wird, wie die Mariamne, des Herodes Gattin, untergeht, mit ihr das ganze Geschlecht in's Grab steigt, gemordet und begraben von den aufsteigenden Idumäern unter ihrem Haupt, Herodes. Das Sujet ist bedeutend und groß, Hebbel riß es zur Bearbeitung, das einzige, was Sophie Christ mit ihm gemein hat, weiter nichts. Wohl im Mittelpunkte des Romans steht die Gestalt der Mariamne, die Verfasserin will ein Weib von Charaktergröße und Seelenadel zeichnen, man ahnt das; und diese Mariamne wird ein braves Mädchen, eine gute Frau, die gar sehr beleidigt und unversöhnlich ist, da ihr der furchtbare Plan des Herodes entdeckt wird. Mein Gott, es ist ein Jammer, dieser Mariamne fehlt die große, edle Leidenschaft, sie kennt nicht den großen Haß, den großen Zorn, da ihre Frauenehre auf's tiefste verletzt, da ihre Mutter mißhandelt, der einzige Bruder gemordet wird, diese gute, schöne Jüdin, die manchmal ganz gescheite Bemerkungen macht. Ihr Bruder ist fromm, ist gut, wir bekommen ihn gern, da er überdies noch so außerordentlich schön

Digitized by Google

ist — und so schön, so gut, so jung und muß so bald sterben. — Der Geschwister, Mutter, Alexandra, soll groß sein in ihrem hastenden Ehrgeiz, in ihrem Familienstolz, in ihrer Liebe zu ihrem Sohn, die Verfasserin sagt es uns, sie sagt uns, daß sie deshalb „ränkevoll" (ein Wort, dessen tausendfache Wiederkehr einem in Zorn bringen kann) wird, daß sie Intriguen ausspinnt ohne Ende, aber diese Intriguen schlingen keine Handlung in den Roman, beschleunigen nicht, retardieren nicht, ziehen höchstens Gestalten herein, wie die der Kleopatra, des Antonius, die ohne Plastik, oft geradezu läppisch (vgl. den Brief der Kleopatra, S. 90) in den Gang der Erzählung eingreifen; wie oft muß man an abgesetzte Glieder denken. Sie tritt dem Herodes gegenüber, diese ränkevolle Frau, sie ist gewöhnlich, schließlich gemein, man lese nur den Satz: „sie stürmte auf ihre Tochter ein," (die zum Tod geführt wird) „mit" wütenden Worten und Geberden und im Begriff (!), ihr die Haare zu zausen, war um dadurch jeden Verdacht einer stillen Teilnahme an den ihr vorgeworfenen Verbrechen von sich abzulenken."*) Ganz nebenbei, es ist natürlich nicht gesagt, warum die ränkevolle „Frau" nur im Begriffe blieb; die Hauptsache aber, diese Megäre soll den Mörder ihrer Tochter und ihres Sohnes aus tiefster Seele hassen, soll groß sein in Haß und Liebe? Ich konnte mich des Kindermärchens, der gewöhnlichen bösen Schwiegermutter nicht erwehren. — Den Herodes der Verfasserin scheint ein hebbel'scher Strahl getroffen zu haben, nur fehlt die psychologische Motivierung, und wo sie versucht ist, wird sie unsäglich plump. Beispiele anzuführen, würde uns zwingen, uns länger mit der „Dichterin" zu befassen. Wir wollen nicht weiter darauf eingehen, daß Salome, des Herodes Schwester, nichts weiter ist als ein weiblicher Teufel, daß Sophie Christ männliche Charakter kaum zu schildern versteht, nicht darauf eingehen, daß Dienstboten, Sklaven, gemeines Volk Gespräche führen, die einmal absolut nicht zu dem geistigen Niveau der Personen passen wollen — beinahe so wie Hebels „Star von Segringen" der französisch spricht — nicht darauf eingehen, daß Personen unmotiviert auftreten und ebenso, wenn sie nicht einen Hieb auf den Kopf bekommen, oder an Schlagfluß und ähnlichem unvermutet sterben (vgl. den Reitknecht des Antigonus, S. 286), auf diese Weise motiviert in der Versenkung verschwinden, nicht eingehen darauf, daß die Exposition ein Muster davon ist, wie man's nicht machen soll, daß sie Unmöglichkeiten aller Art sich zu Schulden kommen läßt, daß sie ästhetische Taktlosigkeiten ohne Ende begeht. Ein klein weniger näher müssen wir doch auf die Sünden der Dichterin eingehen gegen den Geist der Zeit, die sie schildern will. Da spricht ein Jude von „Gleichheit und Brüderlichkeit", da tröstet eine jüdische Dienerin emphatisch mit „der Fürbitte der Heiligen, den Thränen der Gerechten, den Werken und Opfern der Frommen, den Schatz der Gnade, die in Anspruch genommen werden sollten, da redet tiefsinnig der römische Triumvir Lepidus von der „Aufgabe der Römer, die Idee des Staates auszubilden," so schön, beinahe so schön, wie es in Mommsen steht u. s. w., alles Sünden, die die Hauptsünden unserer historischen Romane bilden. Aber doch Freude, ja wirklichen Spaß hat mir die Dichterin verschafft, mein Patriotismus schlug höher: ein Germane tritt im „Haus Hasmonai" auf, und schön ist er, „schön wie der von Zeus entführte Götterknabe Ganymed" der „hochgewachsene, blonde Jüngling." Himmel, und zu Haus ist er „bei Magontia," bei Mainz, „am linken Ufer des Rheins," ach, vielleicht stammt er aus Mombach oder Ingelheim bei Mainz. Und patriotisch ist er, wie ein mit „der Wacht am Rhein" und

*) Anmerk. Wohl historisch. Hätte doch die Verfasserin ihren Josephus weniger gut gelesen, vielleicht wäre Alexanders Charakter nicht so grob-unkonsequent geworden.

Digitized by Google

„Sie sollen ihn nicht haben" aufgefütterter Schuljunge; mit Leibeskräften wehrt er sich ein Gallier zu sein, „der Rheinstrom mag für Rom die Grenze Galliens sein, für uns Germanen ist er's nicht." Was gilt die Wette, der gute Jüngling hat sicher Arndts: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" gelesen! — Wenn doch endlich einmal der Germane aus unseren historischen Romanen ausscheiden würde; er wird wahrhaftig zum ewigen Juden! —

Natürlich wird auch gesungen bei Sophie Christ, gerade wie ebenso natürlich ahnungsvoll geträumt wird. Doch von dem Singen nur wenig, einige Proben. Zunächst etwas, das tiefer Weisheit voll zu sein scheint — ich habe es nicht verstanden:

— Jetzt ruh', jetzt lagr' ich auch
Am Bach der Au',
Auf grünender Au
Im Morgentau. —
Und hinter Grau'n und Nacht,
Im dunklen Thal
Siehe, da steht, Feinde, da steht
Mein Freudenmahl.

Einige Verse beschreiben den Frühling:
Die Feige deckt mit Laube,
Mit Augen sich der Wein —
Sie duften süß und lind.

Tief und hochpathetisch, wehmütig singt ein weltschmerzlicher Zwerg:
Gold in der Truhe
Und viel Getümmel.
Weit besser Ruhe
Bei Brot und Kümmel.

Man erlasse mir jeden Kommentar — Nur noch eine weniger erfreuliche Blütenlese. Nicht jeder ist Dichter, nicht jeder hat dichterische Gestaltungskraft, poetische Intuition, die Gabe großer und tiefer Gedanken oder sie auszusprechen, wenn sie vorhanden, nicht jeder ist Lyriker oder Epiker, man kann schließlich Sophie Christ nicht böse sein, daß sie all' das nicht ist, nicht besitzt. Sie hat ja dafür ganz fleißig, freilich bis zu einem gewissen Grade, so daß ihr doch Fehler vorkommen, wie Pergamus statt Pergamum zu schreiben, den bösen Namen Antiochus Epiphanes in Antonius Epiphanius zu verwandeln, sie hat ja ganz fleißig die einschlägischen historischen und kultur-historischen Werke studiert, was freilich noch nicht den Dichter macht, so wenig wie der Marmor den Bildhauer. Aber wenn nun einmal trotz alle und alledem, leider Gottes, die Muse unsere Sophie Christ geküßt — man verzeihe den Ausdruck —, wenn Sophie Christ nun einmal der Begeisterung — leider Gottes — nicht widerstehen konnte, und sie schrieb, schrieb, baute Sätze, schuf Perioden u. s. w., so darf man doch im Namen unserer deutschen Sprache, unserer Grammatik, der deutschen Stilistik verlangen, daß Sünden, wie sie die Schule unnachsichtig straft, wie sie jeder Gebildete verdammt, wie sie einem simplem Tagesreporter, den die Muse nicht geküßt, nicht vorkommen dürfen, doch dort bleiben müssen, wo sie vorkommen dürfen, nämlich in Frauenbriefen. Wie wird unsere Grammatik malträtiert, unzählige Male setzt unsere Dichterin das Perfekt statt des Plusquamperfekts, sündigt gegen die grammatische Reihenfolge, gefällt sich in den schon so oft verfluchten Superlativen wie z. B. „idealischste Schönheit", „köstlichste Gespinnst", sagt, daß man nur allzu gut der Römer kriegerische Gelüste kannte," wagt „unter dessen Trümmer" ꝛc.; und dann diese Nachlässigkeiten des Stils, diese Plumpheit des Ausdrucks, diese sinnlosen Phrasen läßt man sich doch nicht so leicht gefallen. Nur ganz, ganz weniges will ich hier bringen, es kommen noch schlimmere Dinge vor. Unsere Dichterin erzählt in einem und demselben Satz: „Herodes war — in bestem Zug auf niedrigen Stufen (!) die steile Höhe zu stürmen, von welcher ihm begehrlich (!), die Krone und das Szepter Judas winkten"; sie spricht von „süßduftenden Gewässern" statt Wassern, und anderen Dingen, die der Eitelkeit der

Digitized by Google

jüdischen Frauen geschmeichelt" (!) hätten, von einem „Bewässerungssystem, das emporgeleitet werden konnte," von beblumten Wiesen, dichtet, daß „hundertfältige Gräser unter der taubetropften Fülle sich geneigt" hätten, schildert uns, wie „sich Alexandra hinter die weiße Blütenkrone einer hochstämmigen Drakonae zurückgezogen" hätte, — gewöhnliche Menschen, die nicht fliegen können und nicht klettern wollen, verstecken sich natürlich hinter einem Stamme —, verwundert sich, daß die „unglaublichsten Dinge sich vollzogen" hätten, ohne Alexandra um ihre „Zustimmung zu fragen", bringt uns Leute, „die froh sein mußten, auch nicht ihrer Freiheit verlustig worden zu sein," ruft kühn aus: „aus Mariamnens Augen schossen Flammen der Entrüstung, wie einst Pfeile aus der Hand des Helden Judas Makkabäus", vergleicht eine terebinthenüberschattete Herberge, die zwischen zwei Hügeln liegt mit einem „Kind im Mutterschoße" und so geht es fort, fort auf fast jeder Seite.

Kommen wir zum Schluß. Wir glauben zum Urteil berechtigt zu sein: Sophie Christ's historischer Roman „Haus Hasmonai" ist vom Standpunkte einer ehrlichen Kritik aus als vollständig ungenügend zu verwerfen.

Die Kirchheim'sche Verlagsbuchhandlung gab vor einigen Monaten dem deutschen Publikum eine herrliche Gabe in Selma Lagerlöfs „Wunder des Antichrist", wir sind ihr dankbar, ohne Rückhalt dankbar; mit der Verlegung von Haus Hasmonai scheint sie einen Fehlgriff gemacht zu haben.

F. Como.

Romane und Novellen.

M. von Ekensteen. Im Menschenbrodem. Novellen und Skizzen. Dresden und Leipzig 1901. E. Piersons' Verlag. Brosch. Mk. 1.—, eleg. geb. Mk. 2.—.

Ein schmales Bändchen von kaum hundert Seiten! Und doch ist in demselben eine Reihe von weiten Perspektiven gegeben, die es uns ermöglichen, über die Autorin ein zusammenfassendes Urteil niederzuschreiben, zumal wir es mit mehreren Novellen und Skizzen verschiedenen Inhaltes und Wertes zu thun haben. Als literarische Erscheinung erinnert M. von Ekensteen am ehesten an Anselm Heine. Wie bei jener liegt auch bei ihr über allem eine Art Seelenstimmung, ein feiner Hauch von Außenpsychologie; Natur und Mensch treffen sich sozusagen. Ihr Talent besteht in einer gewissen Zartheit der Seelenanalyse und in der Naturschilderung. Ich weiß nicht, welcher Altersstufe die Dichterin angehört, aber ich habe aus den Erzählungen den Eindruck, als stünde sie noch nicht auf der Höhe des Schaffens, besonders was die Technik anbelangt. Noch weiß sie den Knoten nicht so fest zu schürzen, daß die kurze Erzählung einen gewissen Mittel- und Ruhepunkt bekommt, noch läßt sie sich die Wirkung einer präzisen Schlußwendung durch einige nachhinkende Sätze verwässern. Doch das sind Kleinigkeiten, gegenüber der Thatsache, daß wir es mit einem wirklichen, echten, weiblichen Talent zu thun haben. „Weiblich" ist hier ein lobender Ausdruck, denn es gibt in der epischen und lyrischen Dichtung ein Gebiet, wo gerade das „weibliche", das Zarte, Subtile von nöten ist, wo wir die Poesie aus Frauenphantasieen reiner und verklärter erhalten, und dieses Gebiet ist nicht zuletzt das der Seelenstimmung. Die Sprache der Skizzen ist eine schöne und blütenreiche, im Dialog oft zu erkünstelt und stilisiert. Mich in eine Kritik der einzelnen Skizzen einzulassen, würde zu weit führen.

Digitized by Google

— Es sei zum Schlusse konstatiert, daß uns in M. von Ekensteen ein schönes Talent erwachsen ist, deren Begabung zur kurzen und kleineren epischen Arbeit hinneigt, was aus mehreren Gründen nicht zu unterschätzen ist. Erstens, weil die Nachfrage in Zeitungen und Revuen nach kurzen Erzählungen von seiten der Leser viel größer ist als nach langen Romanen, und der fabrikmäßigen Fabrikation von Feuilleton-füllenden Skizzen durch künstlerisch wertvolle, Einhalt geboten wird. Zweitens, weil unsere ganze Zeitströmung, unsere ganze moderne Hast zum kurzen neigt. Die talentierte Autorin möge aber bedenken, daß gerade eine kurze Erzählung mehr Technik erfordert, als ein großer Roman. Man soll und darf die Technik nicht verachten, die wohl zu unterscheiden ist von der Mache, erstere führt zum abgeklärten, vollendeten Kunstwerk, letztere zur Schablone.

Wien.

Carl Conte Scapinelli.

Der Traum vom Weibe. Roman von Max Messer. Dresden und Leipzig 1900. Verlag von Carl Reißner.

Kein katholisches Buch, aber das Werk eines ersten Künstlers, und als solches hat obiger Roman auch ein Recht auf Besprechung in dieser Zeitschrift, das jede ernste Regung gelten läßt. Die innigsten Beziehungen zwischen Natur und Menschen werden in diesem Buche bloßgelegt. „Der Traum vom Weibe," den jeder junge Mann, wenn er in's Leben tritt, träumt, wird uns da an einem Beispiel geschildert. Der Jüngling legt in seiner Idealität mit der Flugkraft jugendlicher Gedanken und Empfindungen ausgerüstet in die Seele eines jungen Mädchens all' seine Wünsche, all' seine Träume. Er schafft aus ihr in seinen Gedanken ein Ideal, indes sie nur das Weib ist, das erste Weib, das ihm entgegentritt. Aber zwischen ihnen steht etwas Unüberbrückbares: „Die Notwendigkeit des Lebens, des wirklichen Lebens." Helie ist in den Jahren, wo sie eine vernünftige Ehe nicht mehr ausschlagen darf. Und so verlobt sie sich, trotzdem auch sie die Liebe zu Florentin im Herzen trägt. Der Jüngling leidet darunter namenlos. Noch einmal tritt er ihr entgegen, aber da wird er vom schwärmenden Jüngling zum begehrenden, brutalen Mann, und indem damit seine Liebe zu Helie gestorben, kann ihn auch die körperliche Hingabe Helies an seine Person nicht mehr mit ihrer Seele vereinen. So verblich der „Traum vom Weibe", so zerriß ihre Liebe, die erst sinnlich und sinnlichbewußt wurde, als sie aufgehört hatte zu sein. Dies alles ist mit der feinsten Seelen- und Naturstimmungsmalerei geschildert und eine Unmenge Geisteslyrik regt den Leser zum Denken an. Mag man dieses Buch das Buch eines Erotikers schelten, der vielleicht zum Schluß die Grenze des Erlaubten überschreitet, — es ist dennoch das Buch eines Künstlers, der nicht aus Pikanterie, sondern aus Psychologie oft allzu verständlich wird. Ueber das Buch liegt ein zarter, feiner Hauch gebreitet, es ist ein reifes Kunstwerk, ein reifes Seelengemälde.

Wien.

Carl Conte Scapinelli.

P. Stursberg, Die Sonne. Leipzig, Verlag von Paul Kretzschmar.

Die Verfasserin hat sich die kühne Aufgabe gestellt, den Sieg des Gottglaubens über den Unglauben, über eine Art Nietzescher Weltanschauung zu schildern. Doch vermochte sie dem Stoff weder künstlerisch noch

Digitized by Google

philosophisch gerecht zu werden. Von den Errungenschaften der modernen, künstlerischen Psychologie merkt man in diesem Roman gar nichts. Die handelnden Personen — eine eigentliche Handlung ist übrigens kaum vorhanden — sind keine Menschen, keine Charaktere, sondern bloße Schablonen, abstrakte Ideen und Grübeleien der Dichterin, die sie auf die drei Personen des Romans geschickt verteilt hat. Die philosophischen Betrachtungen sind alt und oberflächlich und leiden an endlosen Wiederholungen, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß die Dichterin aus einem Herzen schöpft, das die Größe liebt und die Wahrheit will und das sich liebevoll bemüht, auch fremde Anschauungen zu verstehen und ihnen gerecht zu werden. Aber das ist nicht genug, um ein Kunstwerk zu schaffen, vor allem nicht genug, um solch' gewaltige Stoffe zu bewältigen. Zuweilen überraschte mich die wirksame, dramatische Sprache, die oft mit kühnen, kraftvollen Bildern die Langeweile der philosophischen Erörterungen zu durchbrechen weiß.

Gelsenkirchen.

Philipp Witkop.

Die Sünde wider den heiligen Geist. Zeitbild von Conrad von Bolanden. Mainz 1900. Verlag von Franz Kirchheim. 350 S. Preis geh. Mk. 3. — In eleg. Salonband Mk. 4. —

Conrad von Bolanden ist einer jener Eiferer, die die Sache, in deren Dienst sie sich gestellt haben, nicht fördern, wohl aber empfindlich schädigen können. Mit der Einseitigkeit des Fanatikers betrachtet er die Verhältnisse um sich her. Wer nicht für ihn ist, der ist wieder ihn, und wenn er nicht segnen kann, dann muß er fluchen.

In Extremen bewegt sich seine Darstellung, er kennt nur Böcke und Schafe, Schwarz und Weiß, und von den vielseitigen und vielgestaltigen Übergängen und Kompromissen ahnt er nichts. Daraus folgt seine gänzliche Unfähigkeit, seelische Prozesse, psychologische Entwickelungen zu verstehen. Seine Gestalten sind Paradigmen, wenn man will Personifikationen, keine Menschen von Fleisch und Blut, seine Kunst bedeutet den Sieg der Tendenz über die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit des Lebens. Bezeichnend hierfür scheint mir eine Stelle, die die verletzenden Absichtlichkeiten sogar auf das Gebiet des Tierlebens ausdehnt: Minschen, die Hauskatze, sitzt im Garten, dem Professor Bingert, der Bösewicht des Stückes, der Fräulein Amanda, Minschens Herrin, einen schamlosen Antrag gemacht hat, von der Straße aus zuschreitet. Es heißt da: „Plötzlich nahm die Katze eine drohende Haltung an. Fauchend sprang sie auf die Füße und machte einen grimmigen Buckel. Ihre Haare sträubten sich, der Schweif wurde zum dicken aufgeblähten Wedel, ihre weit geöffneten Augen flammten feurig, und zornig knurrte sie Professor Bingert an, der langsam auf dem Gehsteig nahte. Offenbar stand der Mann, ob seiner schlechten Aufführung gegen Amanda, bei Mins in üblem Geruch. Speiend fuhr sie vom Tisch und verschwand durch das offene Fenster." Ist diese völlig ernsthaft gemeinte Stelle in ihrer Harmlosigkeit gewiß einwandfrei und ungefährlich, so stimmt die Identifizierung der religiösen Gegner Bolandens mit Schuften, Schwindlern und Ehebrechern um so bedenklicher. Aus Bingerts „Naturalismus" wagt der Verfasser die unmenschlichsten Schandthaten abzuleiten und sie als notwendige Folgen des verkehrten Lebensglaubens hinzustellen. Ad usum Delphini — das möchte man über Bolandens neueste Gabe schreiben!

Man besiegt den Gegner nicht, wenn man ihn karrikiert und in seinen Fähigkeiten

Digitized by Google

und Ansprüchen herabwürdigt. Das hat Bolanden vergessen. Im übrigen ist seine Geschichte, die sich nicht in das unbescheidene Gewand eines Zeitbildes hätte kleiden sollen, nicht ohne Reiz. Die Schilderung der Gewissensqualen eines charakterlosen, aber im Grunde doch edlen Menschen, der bald zu den Verächtern der Religion geführt zu werden, bald wieder danach zu verlangen, scheint ein treues Glied der katholischen Kirche zu bleiben, bis das Gute in ihm den endgiltigen Sieg davonträgt — das ist gewiß ein bedeutsames und dankbares Thema, und ich erkenne gerne an, daß manches schöne Wort in dem Buche steht, welches das Urteil dem Autor gegenüber milder und versöhnlicher stimmt.

Mannheim. Eberhard Buchner.

Lyrik.

L. Rafael. „Gedichte" mit einer Einleitung von Felix Dahn zur ersten Auflage. III. Auflage 1900. „Neue Gedichte" 1894. „Ebbe und Flut," Leipzig 1896, sämtlich bei Breitkopf und Härtel.

Das ist stets meine größte Freude, wenn ich in den lyrischen Sammlungen eines Autors eine starke persönliche Kraft durchempfinde. Die Lyrik ist die individuellste Kunst und derjenige gibt uns in der Lyrik das größte und beste, der uns sich selbst gibt.

Und das ist auch meine Freude an diesen drei Gedichtbüchern. Man sieht, wie die Dichterin gestrebt und gerungen, wie sie sich entwickelt hat. Der erste Band „Gedichte" enthält fast ausschließlich Liebeslyrik. Er ist 1888 erschienen. Und das merkt man ihm an. Sein Ton steht im Zeichen der Roquette, Rittershaus ꝛc. Kleine, weiche, etwas sentimentale Lieder, die sich nicht scheuen, oft benutzte Pointen wiederzubringen. Aber mitten zwischen ihnen finden sich überraschend eigenartige, starkempfundene Stücke. Und das ist da, wo die Dichterin eine persönliche Lebensanschauung zum Ausdruck zu bringen sucht. Vor allem möchte ich hinweisen auf die Gedichte „Gefunden" (Seite 153), „Am Bergeshang" (Seite 120), „In der Stille" (Seite 99), „Am Obersee" (Seite 88) mit der prächtigen Schlußstrophe:

„Auf die Kniee sink ich nieder:
Heiliger, stiller, grüner Strand,
Deinen Frieden fühl' ich wieder,
Weil ich meinen Frieden fand!"

ferner „Einzig Rettung" (Seite 14) und

„Stille der See.

Sie schläft. Es ruhen ihre wilden Wogen;
In sanftem Schlummer ihre Brust sich hebt;
Der Sturm der Leidenschaft hat sich verzogen,
Es ist ein Traum von Glück, der sie durchbebt, —

Da ihre Seele tief hinabgesunken
Zu ihrer Tiefe unerforschtem Grund!
Vom Glanz der eig'nen Schönheit ist sie trunken:
Ein rosiger Schein gibt, wie verschämt, es kund."

Die Sammlung hat die dritte Auflage. Und sie verdient es, allein dieser genannten Gedichte wegen. Es wird heute manches Buch begehrt und bewundert, das solche reinlyrischen, innerlichen Schönheiten nicht aufzuweisen hat.

Die „Neuen Gedichte" sind wohl das schwächste der drei Bücher. Man merkt, sie sind ein Uebergang. Die Dichterin sucht sich aus der alten Schule zu einer modernen, selbsteig'nen und kraftvollen Kunst durchzuringen. Noch aber fehlt die künstlerische Durchbildung. Man findet oft ganz moderne Stoffe, die aber in alte, wenig durchgearbeitete Formen gebracht sind und so die einheitliche Wirkung verlieren. Es ist schade darum, besonders bei Gedichten wie „Der Haide Klage" oder bei

Digitized by Google

verschiedenen Stimmungsbildern wie auf Seite 24 und 28. Schön in seiner einfachen Kraft und Frische ist:

Neues Leben.

Mein Fuß versinkt im weichen Moose,
In Waldespracht ertrinkt mein Sinn;
Wie dankbar bin ich meinem Loose,
Wie bin ich selig, daß ich bin!

Wohin entfloh'n die wilden Klagen?
Wo blieb die Qual, die mich durchbebt?
Es jauchzt mein Herz, die Pulse schlagen:
Der Lenz ist da — die Liebe lebt!

Am bedeutensten ist die dritte Sammlung „Ebbe und Flut." Hier zeigt sich die Dichterin reif und abgeklärt. Zwar hätte ja auch hier die Auswahl strenger sein können. Auch hier leiden manche Schönheiten dadurch, daß sie nicht scharf genug herausgearbeitet sind. Aber es sind viele Gedichte da, die uns durch die Tiefen ihrer Lebensanschauungen, durch ihre reinpersönlichen Kämpfe und Siege herzlich freuen. Das sind vor allem die „Zeitgedichte", und in ihnen am meisten das Schlußstück „Am Weihnachtsabend", das die Mutterseligkeit der Fünfzigjährigen zum Ausdruck bringt.

Am Weihnachtsabend.

Fern her vom Dom die Glocken klingen,
Durchdringen selig Herz und Sinn.
Ein alter Traum nimmt mich dahin:
Die Sterne strahlen, Engel singen —
Ich weiß nicht wer ich bin!

Hier unterm grünen Tannenbaume,
Den bunt ich schmücke, welch' ein Duft!
Der fernen Kindheit Himmelsluft
Umweht mich heut' im stillen Raume
Und meiner Mutter Stimme ruft:

„Ihr Kinder, kommt: Christ ist geboren" — —
Doch jäh erlischt des Traumbild's Schein:
Sie drängen fröhlich jauchzend ein!
Mir neu geboren, die verloren,
Glückselige Kindheit, sie — sind mein!

In der Sammlung findet sich auch ein Gedicht an Detlev von Liliencron. Und in der letzten Abteilung, den „reimlosen Rythmen", scheut die Dichterin vor den größten Stoffen nicht zurück:

„Ahasver", „Judas Ischariot", „Nachtstück" 2c. Es ist überraschend, mit welcher Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit L. Rafael ihre Dichtungen schreibt. Leider ist das auch oft ihr Fehler.

Gelsenkirchen.

Philipp Witkop.

Märchen.

A. Beutey-Schuppe. Zwei Märchen. Paderborn 1901. Druck und Verlag der Bonifazius-Druckerei.

„Wenn das Wort wahr ist, daß für unsere Kinder das beste genügt, dann müssen wir von einem Märchen dieselbe künstlerische Vollendung verlangen wie vom Roman." Unter dieser Voraussetzung gab ich mich an die Lektüre vorliegenden Büchleins — und was zeigte sich? — Eine ärmliche Phantasie, gemischt mit trivialen Alltäglichkeiten, ein fortwährendes Sich-Vordrängen des Verfassers, dazu eine Sprache, unbeholfen wie die eines Tertianers. Zum Beweise eine Stichprobe: „Daß Sylvana (eine an einen Jägerburschen verheiratete Waldfee) so viele wirtschaftliche Arbeiten selbst verrichten mußte, wurde ihr doch sehr schwer. Sie fand auch wenig Gefallen daran. Das Essen, was (!) sie Martin vorsetzen mußte, schmeckte ihr selbst oft gar nicht. Sie hatte sich ja im Grunde immer mehr vermenschlicht (!), aber die Feennatur war doch nicht auszurotten, und immer häufiger übermannte sie die Sehnsucht nach ihrem alten Zauberrevier, wo sie so leicht und glücklich, ohne alle Sorge dahingelebt, wo sie bald da, bald dorthin

Digitized by Google

schweben konnte, vermöge ihrer ätherischen Körperkonstitution (!), welche letztere (!) nun doch ein wenig geschwunden war. So leicht und anmutig auch jetzt noch ihr Gang war, sowie jede Bewegung, so stand ihr die Gabe des Schwebens doch nicht mehr vollständig zur Verfügung." (!) Eine Waldfee, die als „vermenschlichte" Frau nicht einmal ordentlich kochen kann, die mit dem Wirtschaftsgelde nicht ausreicht! Man zeige mir das Kind, das sich für solch ein saft- und kraftloses Phantasiegebilde begeistert! — Daß die dürftige Handlung fortwährend von psychologischen Erklärungen des Verfassers unterbrochen wird, daß er Dinge zwanzigmal sagt statt einmal oder besser keinmal, macht die Sache noch schlimmer. Wenn wir im goldenen Zeitalter unseres Lebens den Robinson in der Bearbeitung von Campe lasen, dann schlugen wir die lehrhaften Auseinandersetzungen über, um wieder rasch an die Handlung zu kommen. Ich fürchte, wenn dieses Verfahren auf das Büchlein angewandt wird, dann bleibt blutwenig übrig. — Wie sagt doch ein gewisser Goethe? „Bilde, Künstler, rede nicht!"

Ostheim b. Kalk.

Gerhard Hennes.

Varia.

Hans Eschelbach. **Rettet das Volkslied!** Berlin, Boll und Pickardt, 1901.

Mit ernstmahnenden Worten tritt der bekannte Lyriker, dem schon so manches sangbare Lied gelungen, für die Rettung unseres deutschen Volksliedes ein, denn „die Volkspoesie strömt mit so wunderbarer Kraft und mit so gesundem, reinem Lebenswasser, daß an ihren Ufern die edelsten Blüten aller Lyrik sprossen konnten, die je auf Erden sich entfaltet." Der Verfasser sucht erst die Gründe auf, die den Niedergang des Volksliedes veranlaßt haben, seinen völligen Untergang herbeizuführen drohen, und nennt die Mittel, die ihm neue Lebenskraft geben könnten. Mögen die Worte beherzigt werden von allen, besonders von denen, die in irgend einer Weise an der Erziehung des Volkes zu arbeiten berufen sind. — Die Titel-Illustration von Aloys Sieberath ist von großer Schönheit. —

Ostheim b. Kalk.

Gerhard Hennes.

Mosaik. Herausgegeben von Maximilian Pfeiffer. München 1901. Vereinsgabe der Deutschen Literatur-Gesellschaft, Kommissionsverlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung (E. Stahl. jun.) Preis 75 Pfennig.

Eine mutige Schar junger katholischer Autoren hat sich zusammengethan, um das, was der einzelne, losgerissen von seinen Kampfesbrüdern, nicht erreichen und durchsetzen kann, sich vereint zu erobern. Wie ein Machtwort tönt ihr Ruf „Bahn frei für die dichtende Jugend des katholischen Deutschland, Bahn frei für die katholische Moderne!" Erstaunt und geängstigt schauen die alternden Erzähler und Reimer dem jungen Volke nach, wie es da der Jugend und der Begeisterung voll einherstürmt, und mürrisch schüttelt gar mancher sein Haupt und murmelt, daß Glaube und Moderne „nicht Hand in Hand gehen können." — Und dennoch mögen es hunderttausende leugnen, mögen es hunderttausende bekämpfen, die junge siegesfrohe Schar wird es ihnen beweisen. Erst dann, wenn die katholische Literatur sich die Errungenschaften der Moderne zu nutze gemacht hat, erst dann wird sie mit den Literaturen der

Digitized by Google

Andersgläubigen oder der Nichtgläubigen auf derselben Stufe stehen. Denn ebenso wie der katholische Architekt sich der Errungenschaften der Neuzeit freut, ebenso soll sich auch der katholische Schriftsteller der Vorzüge der Moderne freuen. Da wird wohl manch' einer einwenden, daß die „Moderne" keine Vorzüge bietet; dann verweise ich darauf, daß die Kunst einer Zeit in der Zeit wurzeln muß, aus der Zeit hervorgeht; daß unser nervöses Zeitalter die hochtrabenden Oden eines Klopfstock, die Sentimentalität eines Goethe'schen Werther nicht mehr versteht, daß die Stimmungsmalerei, daß selbst das Verachten gewisser Versformen, die Milieuschilderungen, Vorzüge sind, die uns die „Moderne" geschenkt. D'rum freut es einen doppelt, wenn heute — nach halbjährigem Bestande, die Deutsche Literatur-Gesellschaft in München ein Bändchen auf den Büchertisch legt, das die Zeichen des kommenden Frühlings der katholischen Literatur an sich trägt. Wer Bücher zu lesen weiß, fühlt aus diesem Bändchen „Mosaik" ein heimliches Sprießen und Gähren, ein Drängen und Knospen. Man weiß schon jetzt, daß die Färbung der Dichtungen, die uns dieselben Autoren nach Jahresfrist spenden werden, decidierter, üppiger und selbstbewußter sein wird.

„Neben klangvollen Dichternamen noch ungenannte, neben vollendeten Liedern schlichte Empfindungsausdrücke. Es soll keine „Blumenlese" sein, dieses Büchlein, nur als Zeichen des Wollens sei es geboten und genommen," sagt Maximilian Pfeiffer in der schwungvollen Einleitung, die er der Sammlung vorausschickt.

Als Ersten treffen wir den trefflichen A. Lohr, der in klarer und dabei flotter Weise einige bemerkenswerte „Literarische Gedanken" niederlegt, die uns zum Denken und Sinnen anregen. Die Namen: Franz Eichert, Hans Eschelbach, Th. Singolt, und Philipp Witkopp sind den Lesern der „Warte" aus ihren poetischen Beiträgen zu derselben meist schon bekannt. Jos. Franken hat ein Gedicht „Gretelein" beigestellt, das gleich den darauffolgenden Gedichten N. Güthner's noch stark den alten, abgetretenen Weg geht. Beide Dichter haben eine gewisse Formvollendung und gute Gedanken, nur kleiden sie dieselben in allzu oft gehörte Wortfiguren. Sie halten mit ihrer Individualität zu sehr zurück, und doch glaube ich, sie hätten sich derselben nicht zu schämen. Heinrich Schröders „Annie", eine kurze Skizze, setzt sehr fein ein, nur ist die „Katastrophe" zu wenig grell geschildert. Hier sollte sogar der Stil sich nach der Handlung richten. Anspruchslos und heiter sind die in niederbayerischer Mundart gehaltenen Gedichte von Elise Beck. G. M. Schuler's „Heilung" und „Wunsch" zeigen eine ausgesprochene lyrische Begabung. M. von Ekensteen's „Faullenzerleben" steht ganz auf der Höhe der „novellistischen Skizze", nur möchte ich die Dichterin auf eine Kleinigkeit aufmerksam machen. Ein einziges Wörtchen zerstört ihr am Schluß einen guten Teil der Wirkung. Bitte, im letzten Satz: „Diese Menschen führen wirklich ein Faullenzerleben", das „wirklich" zu streichen und die Wirkung ist eine ganz andere. Die scheinbare Objektivität (ohne „wirklich") macht die Ironie doppelt so beißend und stark. Laurenz Kiesgen beweist mit seinem Gedichte „Die Stille", daß er zu den begabtesten literarischen Stimmungsmalern zählt. Maximilian Pfeiffer's Gedichte sind in Form und Inhalt mustergiltig. Die Skizze „Mißverstanden" von N. Güthner ist flott conzipiert, der Dialog lebendig geführt, nur der Schluß könnte kürzer sein, dann wäre er präziser. —

Möge dieses Büchlein, das so viel Hoffnungen in sich schließt, nirgends fehlen, wo man sich mit neuerer katholischer Literatur beschäftigt. Die Knospen, die uns der Ver

Digitized by Google

sacrum der katholiſchen Literatur damit in's Haus bringt, müſſen wir hüten und pflegen. Dann und wann ſoll auch des Kritikers ſcharfe Waffe ein Äſtchen, das morſch iſt, vom knoſpendem Stämmchen ſchneiden. — Nun ſenkt Schreiber dieſer Zeilen die Lanze, mit der er mit euch zu kritiſchem Tournier geſchritten, vor euerem Können und Wollen; er hebt das Viſier, — er ſteht ſelbſt in euerem Lager!

Wien.

Carl Conte Scapinelli.

Mitteilung.

Die „Deutſche Literaturgeſellſchaft", deren erſte Vereinsgabe „Moſaik" allgemeinen Anklang gefunden hat, gibt im Frühling eine weitere Publikation heraus, die den Titel führt: „Mai-Buch. Ein Muſen-Almanach." Dieſes Buch „Von Lenz und Liebe" bringt Beiträge von Mitgliedern der Geſellſchaft. Doch ſoll auch anderen Dichtern ein Platz eingeräumt ſein. Einſendungen erbeten an den Herausgeber Maximilian Pfeiffer in München, Barerſtraße 39.

An unſere geſchätzten Leſer richten wir die ergebenſte Bitte, an Bahnhöfen, Hôtels, Reſtaurants, Cafés, in Leſezimmern ꝛc. immer wieder die „Literariſche Warte" zu verlangen oder zu empfehlen.

Herausgeber: A. Lohr und M. Pfeiffer in München. Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannsſtr. 5. Verlag von Rudolf Abt in München. Druck von H. Mühlberger in Augsburg.

Digitized by Google

1901.

II. Jahrgang. Heft 5.

Die Dichtung von morgen.

Von Paul Savreux, Straßburg (Elsaß.)

Die Mode ist nichts, die Persönlichkeit alles. Sie machte Napoleon zum großen Schlachtenleiter, Bismarck zum genialen Staatsmann, Nietzsche zum — Philosophen. Nur seine Persönlichkeit konnte dem widerspruchsvollen, willkürlichen Zarathustra und seinem Worte die Wucht verleihen, die eine ganze Jugend erschütterte. Nur als ein Ganzes, Unteilbares betrachtet ist Nietzsche groß. Nur als der der ausschließlichsten Subjektivisten wird sein Name in morgigen Geschlechtern fortleben. Die Mode ist nichts, die Persönlichkeit alles — bei jedem Unsterblichen, besonders aber beim Künstler, beim Dichter.

Jeder Künstler erlebt in seiner Entwickelung einen großen Tag, wo er selbst sozusagen sein Genie entdeckt, wo ihm eine Sonne aufgeht über seine Zeit und er darinnen einen Platz leer sieht, den seinigen; wo ihm die Lebenskraft doppelt stark fühlbar durch die Adern stürmt und er an sich selbst zu glauben anfängt. Dann beginnt der Kampf mit der Zeit, in deren Wirrwarr er seinen Sitz errichtet sah, und die schon nicht mehr die Gegenwart ist. Aber ihm ist sie gegenwärtig. Er ringt die Zukunft an seine Brust, er bricht durch *seine* Vergangenheit durch — zum Sieg der Persönlichkeit, zum Leben in sich. Bevor er aber zum *Tyrannen* seiner Zeit wird, schafft er als *Kind*. Und hier, im ersten Stadium seiner Entwickelung erlangt die Persönlichkeit des Künstlers ihre tiefe und ausschlaggebende Bedeutung. Hier muß sie zu allem werden im Denken und Schaffen: zum Zentrum, aufnehmend und ausstrahlend; zum Temperament, durch das das Bild der Außenwelt sich in der Seele des Künstlers gebrochen wiederspiegelt; zur gebietenden Macht und Herrschaft in und außer sich — kurz, zu einem kategorischen Imperativ.

Digitized by Google

I.

Es gibt für den Künstler zwei Möglichkeiten des Schaffens, für den Künstler zwei Arten des — unwillkürlichen — Verfahrens in Bezug auf Welt und Gesellschaft. Die einen schmiegen sich fremdem Denken und Fühlen an und besitzen instinktives Verständnis für — selbst verwickelte — seelische Prozesse. Sie entäußern sich ihres Ureigenstens, um unparteiisch der Außenwelt entgegentreten und dieselbe wiederum möglichst unparteiisch wiedergeben zu können. Man könnte diese Art für das Kennzeichen des modernen künstlerischen Schaffens erklären. Wir werden aber später sehen, daß dies unsere heutige Kunst allzuviel überschätzen hieße. — Die anderen sind die schöpferischen Talente: sie assimilieren, formen um und machen so Fremdes zu Eigenem. Und fügen wir auch gleich hinzu: diese sind die großen Dichter. Denn das Wesen der Kunst besteht nicht im Nachschaffen, sondern im Erschaffen, nicht in Fremdem, sondern in Eigenem, Persönlichem. Für diese wirklichen Künstler ist die Persönlichkeit alles — schon in der Auswahl des Stoffes.

Bezeichnenderweise ist es gerade der Großmeister des Naturalismus, der die Formel Diderot's und Bacon's: „Ein Kunstwerk ist ein Naturausschnitt, gesehen durch ein Temperament" wieder aufhob und sie als Originaldefinition in die literarische Welt warf. Ich halte nämlich Zola entschieden für ein schöpferisches Talent, das von dem der Paul Alexis, Huysmanns, Maupassant und vieler unserer deutschen und nordischen Realisten grundverschieden ist. Praktisch hat Zola nie die Objektivität gepredigt, weil bei seiner Weltanschauung, die er thatsächlich besitzt, und seinem Naturalismus als Kunstprinzip von Objektivität beim Entwurfe irgend eines Werkes nicht mehr geredet werden kann. Aber diese einseitige Ausbildung der Persönlichkeit und dadurch die Einseitigkeit in der Auffassung seines ganzen Lebenswerkes zeigen, daß Zola die sonnige Höhe des freien, unbefangenen Blickes, des Genies nie erreicht hat, nie erreichen wird. Alles kommt auf das Temperament, die Persönlichkeit an, die ausscheidet, was dem Ideale des Künstlers entgegenkommt, das übrige aber — nicht unbenützt läßt, ihm jedoch eine niederigere Rolle zuweist. Das ist die Objektivität des wirklichen Künstlers, aber auch die einzige.

Man könnte die individuelle Auffassung des Künstlers von der Außenwelt Täuschung nennen. Dann wäre jedes Kunstwerk Blendwerk. Und da nun einmal Unpersönlichkeit unmöglich ist — warum nicht den „Trug" vorziehen, der einem edlen Geiste entsprungen ist und alles Menschlich-Große und Ewige für sich hat; das, was nie untergegangen ist, und nie untergehen wird, weil es das Unsterbliche und Menschliche am Menschen ist — das Ideal! Dieses aber ist der Schatz aller derer, die über ihre Zeit hinausgestrebt haben, die gleichsam in das Rad der Dinge hineingegriffen und in gewaltigem Rucke hundert Jahre vorübergerissen haben. Jedes große Werk ist ein Sieg des Ideals, und das Ideal ist das belebende Herz des Dichters,

Digitized by Google

das im Werke weiterschlägt. Die anderen Dichter schrieben aus der Froschperspektive; sie hatten eine Mission, denn jede Zeit verlangt ihren Dichter, der mit ihr lebt und stirbt, aber ihre Mission ist kurz und wenig dankbar. Auch wir besitzen derer in Menge, vielleicht nur derer; langsam und allmählich vermag sich jetzt endlich auch eine neue, nationale Kunst durchzuringen, die das alte Drama im großen Stile wieder in Ehren bringen will und Ideale kennt und Idealen huldigt. Darum gilt gerade jetzt, oder sollte gerade jetzt der Satz zur vollen Geltung gelangen: Mode ist nichts, ist Augenblick, Zeit — Persönlichkeit ist Ewigkeit, alles!

II.

Die Geschichte der modernen Literatur enthält mehr als eine große Persönlichkeit. Wir finden unter unseren Dramatikern echte und tiefe Tragiker. Gerh. Hauptmann zum Beispiel. Das Schicksal eines seiner Umgebung überlegenen Menschen, der über sie hinausstrebt und dabei zu Grunde geht — das Problem Hauptmanns — ist gewiß tragisch. Auch Sudermann ist manchmal über die Zeitdichtung hinausgekommen. Aber die anderen Realisten — „Bei der modernen Literatur ist nicht die Rede von großen Männern, wohl aber von krankhaften Zuständen. Sagen wir's nur immer gerade heraus: Hypochondrie, entgleiste, grämliche, affadierende Hypochondrie ist die Amme der modernen Literatur, und man wird nächstens zur richtigen Beurteilung unserer jüngsten Dichter des Arztes statt des Rezensenten bedürfen." Vergleiche „Feuchtersleben ‚Diätetik der Seele'!" Vor 50 Jahren! So alt ist der große Schrei nach Luft und Licht und echter Kunst! Und es ist immer mehr bergab gegangen, rasend schnell. Befreiung soll daher die neue, stolze Kunst freier Schöpferkraft bringen, Befreiung aus den Hintertreppenhöllen, Befreiung aus der für den Dichter doppelt schweren Knechtschaft des Problems und der Psychologie. Denn was sind denn diese „Gesetze?" „Das Gehirn kann Gesetze für das Blut aussinnen," sagt Porzia im „Kaufmann von Venedig," „aber eine hitzige Natur springt über eine kalte Vorschrift hinaus." Und noch viel drastischer hat Huysmanns den Psychologen zugerufen: „Psychologie? Jeder Dorfpfarrer hat deren mehr als ihr alle zusammen!" Und was ist Huysmanns' Kunst, sein Problem? Ein Dekadent spukt in seine Suppe und soll sie nun essen. Die literarische Raffiniertheit, die bei Baudelaire anhub, ist über Verlaine auf den Belgen gekommen, und der hat sie auf die Spitze getrieben. Es ist die Kultur der Künstlichkeit: Des Esseintes liebt die Orchideen, gibt sich Konzerte von Gerüchen, richtet sich an der Decke seines Studierzimmers ein Aquarium her mit mechanischen (!) Fischen, wandelt alles in Kajüten um, findet kein Essen mehr, das ihn nicht anekelt, bedarf zur Arbeit irgend einer scheußlichen Krankheit . . . Das alles in aufgeregtem, nervösem Tone mit möglichst gesuchter Originalität vorgetragen. Kann es uns wundern, wenn Huysmanns sich schließlich im finsterſten

Digitized by Google

Mystizismus verlor! Und das soll Poesie sein, das das „Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache!“ Jedes Kunstwerk muß vor allen Dingen menschlich wahr sein. Das eben charakterisiert und zeigt den wahren Künstler, daß er aus der Natur nur die Poesie, das Ewigwahre greift, das, was nach Ausdruck drängt und einen würdigen Ausdruck verdient. Die Kunst ist Trennung, aber der Naturausschnitt muß ein Mikrokosmos sein. Eine kleine Welt mit ihren Unvollkommenheiten, aber auch mit ihren Vollkommenheiten und gerade mit diesen, weil sie allein eine würdige, große Fassung verdienen. Diese Wahl wird allein nur eine edle Persönlichkeit treffen können, ein Künstler, dessen Geist nach des alten Griechen Worten aus der großen Weltseele geschöpft ist, und der sich in steter, enger Verbindung mit ihr weiß. Optimismus ist keine Philosophie, und Pessimismus ist keine Philosophie, denn sie werden beide von der Erfahrung täglich widerlegt. Eine dichterische Lebensphilosophie aber ist die Goethe's. Ein hoher, sonnüberspannter Hügel; von ihm aus strahlt hell das Auge auf die Welt hinab, auf die hastende, drängende, und alle ihre Wirnisse und Spaltungen sind ihm nur eine Wahrheit. Der Glückliche trägt sein Gottesreich in sich, er ist tief glücklich, weil er tief wahr fühlt. Dieses Fühlen ist es auch, das ihn zum Kinde macht, vom Manne hat er nur den tiefsehenden Blick und die Stärke, seine Mission zu tragen durch Feind und Verleumder — durch die Welt. Sehen wir Shakspere! Auf der einen Seite die kindliche Fabulierlust, die Welten durchfliegt, belebt und versetzt, das sich-austollen in den mutwilligsten Sprüngen und die waghalsigsten Träume — auf der anderen Seite die tiefste Menschenkenntnis und der strenge Bau des Kunstwerkes. Und fast immer beides vereinigt zum harmonischen Ganzen. Über jedem Satze aber ist ein Zauber ausgegossen, der uns gefangen nimmt, der uns taub macht gegen „künstlerische“ Bedenken aller Art, und das eben ist die Dichtung, das die Gewalt des Dichters. Bei ihm ist jede Zeile der Ausfluß einer harmonischen, schönen Persönlichkeit, die uns mit dem Leben versöhnen will, indem sie uns das Leben kennen macht in seinen Tiefen und Triebkräften. Und dabei wird man viel leichter Teleolog als Pessimist. Das ist kein Hinwegtäuschen, keine Heuchelei, sondern Tiefe und — Philosophie. Die „Weber“ haben einmal ihr Recht auf die Bühne gehabt, sie durften ihren Notschrei hinausstoßen in den Kapitalismus und er ist gewiß gewaltig, dieser Webersang, erschütternd und gebieterisch, aber die Ewigkeit wohnt nicht in ihm. Das ist das Aufschäumen des Augenblickes, eine Woge, die morgen ein Thal sein wird — und vergessen. Der Naturalismus wird nicht als ein gewaltiges Gebäude dastehen, wenn der Schutt wird weggeräumt sein und nur die Quadersteine stehen werden, als das Denkmal einer materialistischen Kunstepoche. Man wird darinnen alles finden: Sitten- und Kulturgeschichte, Medizin und Rechtsprobleme, aber wenig, sehr wenig Dichtkunst. Das einzige Mittel für den Dichter, Unsterbliches zu schreiben, ist: wahr und aufrichtig

Digitized by Google

zu schreiben. Vorerst aber muß er wirklich „Dichter" sein mit der Fähigkeit, an jedem Ding seine ewige Seite zu erkennen, mit der Kunst, das Materielle zu der Sonne seines Gemütes zu erheben in das Geistige, wo es eine ebenso unvergängliche Rolle spielen kann als das rein Geistige. Es kommt also alles auf die Persönlichkeit, auf ihre Kraft und Harmonie an. Sie ist die Bedingung der Ewigkeit eines Kunstwerkes.

III.

Die Herrschaft des Naturalismus naht sich ihrem Ende. Ein gewaltiger Umschlag der Stimmung wird überall bemerkbar. Und dies zu Gunsten der Heimatkunst. In Frankreich ist das neue Reich schon angebrochen: Mistral hat das Epos, René Bazin den Roman, Rostand das Drama für eine freie Kunst erobert. Rostand hat das historische Drama vor den Deutschen wiedergeschaffen, oder doch wenigstens vor ihnen gesiegt. Man mag den Aiglon ein Ausstattungsstück nennen, dramatisches Leben läßt sich in ihm nicht verläugnen, auch nicht die Signatur einer ausgeprägten Persönlichkeit. Allerdings hat die Lage der Dinge sehr viel zum schnellen Ruhme Rostands beigetragen. Man denke nur, wie Frankreich seit Taine dem Naturalismus so ganz und gar verfallen war, wie auf die beiden Dumas Pseudodramatiker wie Sardou und Konsorten folgten, wie die ja einzig maßgebenden Pariser Bühnen ihren Bedarf mit Bearbeitungen von Zola's und Daudet's Romanen „decken" mußten, wie jede dramatische Kraft erlahmt war im Lande Frankreich-Paris, wo die Nervenlyriker in Massen vegetierten — man denke an den Lärm, den Zola mit seinem großartig angelegten Werke verursachte, und jeder wird den schlagenden Erfolg des jungen Rostand verstehen. Im Roman hatte zwar Octave Feuillet versucht, eine neue, aristokratisch-edle Bahn einzuschlagen, aber das Genre, das er begründet hatte, starb mit ihm. Bourget mit seiner Psychologie war ein Fortschritt in der Entwickelung der französischen Literatur, er legte seine Zeit bloß und zog die Bilanz daraus. Die lautete = 0. Bazin aber läßt durch seine Saiten einen frischen Luftzug gehen, der einem recht wohl thut nach all' den Studien und Analysen, aber auch sein Roman ist noch „problematisch." Wie Rostand auf der Bühne, hat Mistral im Epos gewirkt, so verschieden auch ihr Schaffen sonst gewesen sein mag: sie haben beide Bourget geholfen, den Naturalismus in Mißkredit zu bringen — eine übrigens sehr ehrenwerte That, — dann aber haben sie dasselbe Geschick Bourget selbst widerfahren lassen; mit ihnen hat eine neue Epoche in der Literatur Frankreichs begonnen.

Es ist nicht zufällig, wenn ich mich vorzüglich der französischen Literatur zuwende. Wir machen seit längerer Zeit ihre Marschroute in verlangsamtem Tempo mit, es läßt sich also leicht manches aus jener letzten Entwickelung erkennen und für diese voraussagen. Auch wir haben uns einer neuen Rich-

Digitized by Google

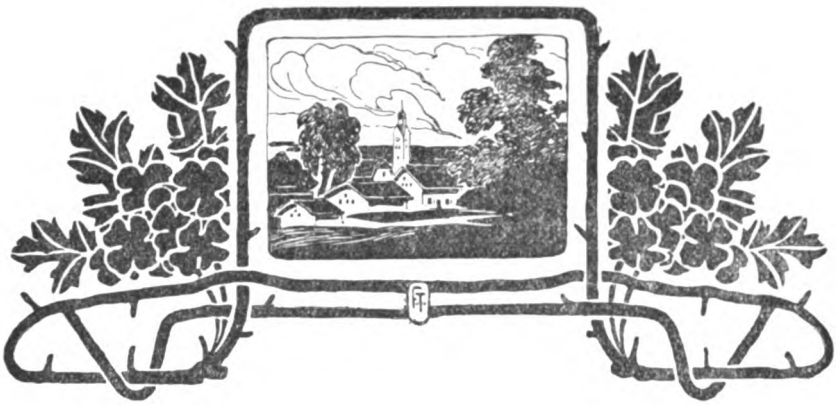
tung zugewandt, die aber keineswegs durch Frau „Sorge“ und Halbe's und anderer „Heimatkünstler“ Studien eingeleitet oder auch nur verursacht wurde. Diese Heimatkunst, die von jener ausgeht und nur etwa poesievoller sein will, dabei aber an der Scholle kleben bleibt, halte ich für eine unheilvolle Wendung. Diese Heimatkunst kann im besten Falle in der naiven Dorfgeschichte verlaufen, und dann ist es Reaktion. Dennoch kann sie hinübergerettet werden in eine neue Zeit, und das durch eine tiefgefaßte Behandlung des „Landes“ und seiner Probleme, durch philosophierende Art und Weise der „Auffassung,“ ihrer Verarbeitung und möglichster Erweiterung des Horizontes. Also im Sinne René Bazin's. Aber wohlgemerkt: es dürfte nicht nur Problem sein, sondern auch Dichtung. Denn eine Idee, sagen wir wagen wir auch: ein Problem, enthält oder behandelt schließlich jedes Kunstwerk. Aber wie sehr verschieden sind diese ewigen Probleme von unseren Milieustudien und den kleinlichen philosophischen Aufgaben, die da lauten: Angenommen der Charakter sei so und so, dann wird er sich in dem und dem Falle so und so äußern und sich allmählich zu der und der Abnormität entwickeln. Beweis: ein Roman von 350 Seiten Dicke. Das ist einfach Ausschaltung der größeren Teile der „Natur,“ mehr oder minder richtige Anatomiestudien unter der Gaslampe, derweilen draußen die Sonne lacht und Vögel singen und Bäume blühen, genau wie vor tausend Jahren auch. Das bedeutet Verwissenschaftlichung der freien, schönen Kunst, der heiteren. Das ist Unnatur und Unwahrheit. Fünfzig Jahre Abstand! und kein Mensch glaubt mehr an den Naturalismus. Mit der Heimatkunst, wie sie vielfach aufgefaßt zu werden scheint, ist es nach meiner Meinung nichts. Desto nachhaltiger wird aber die neue, durchbrechende, „nationale Kunst“ wirken, die Fritz Lienhard in seinen Dramen zu verwirklichen strebte, und in deren Dienst auch Adolf Bartels seinen „Jungen Luther“ schrieb. Bei ihnen heißt es: erst Leben, dann „Denken“ und Düfteln. Ihre Gestalten sind weniger „konkrete Ideen“ als Vollblutmenschen, in deren Adern Shakspereſches Blut — nicht wie bei Hauptmann verdünnt — sondern unverfälscht kreist. Es sind Dramen, derer wir bedürfen, echte, lebende und drängende Gestalten, keine finstere Bildergalerien, wo sich Gedanken und Ideen mühselig fortschleppen, um schließlich ächzend niederzusinken — als Menschen. Und was die Philosophie der morgigen Dramen betrifft, so werden unsere Dichter zum alten Sokratischen Satze zurückkehren, den alle großen Gestalter, bewußt oder nicht, befolgten, und der als Aufgabe der Philosophie die Erforschung der Einheit und der Zweiheit verlangt: wir bringen alle Dinge zur Einheit, indem wir das Gesetz erfassen, das sie durchdringt, indem wir die äußeren Unterschiede und die tiefliegende, innerliche Gleichheit erfassen. Doch jene gedankliche Thätigkeit, die besteht in der wahrhaften Erfassung der Einheit, erkennt auch den Unterschied der Dinge. Einssein und Andersſein. Man kann nicht sprechen und denken, ohne beides zu erfassen. Das ist Wahrheit, das allein. Ein Stück Natur,

Digitized by Google

aus dem Zusammenhange gerissen und ohne Verbindung, kann nicht „objektiv wahr“ sein, es ist gerade objektiv falsch. Diese Verschmelzung der Einheit und Zweiheit ist aber nur im Drama großen Stiles möglich. Ihm gehört daher der Morgen des neuen Tages.

Doch warum für die neue Kunst eintreten, warum Befreiung predigen aus Enge hinauf auf die Höhen, wo sich der Mensch als ein Ganzes in seiner ganzen Vollkraft fühlen und als solcher handeln kann? — wenn es wahr ist, daß das Genie doch endlich durchbrechen, seine Persönlichkeit endlich doch siegen wird. Gewiß, für den Künstler gibt es keine außer ihm liegende Gesetze mehr, wenn er einmal sein Ich gefunden hat, wenn er Persönlichkeit geworden ist. Wohl aber kann die Persönlichkeit in ihrer Entwickelung bestimmt werden. Darum muß man möglichst früh die neue Kunst pflegen, denn die Aufgabe jeder Kunst besteht im letzten Grunde darin, neue Künstler zu wecken und zu erziehen.

Digitized by Google



Unsere Lyrik.*)

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

II.

Die Moderne schreitet aber an den kräftigsten Erscheinungen der jüngsten katholischen Lyrik achselzuckend und stillschweigend vorüber. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß sie Lyriker wie Eichert und Herbert nicht zu kennen scheint, daß sie eine Dichterpersönlichkeit wie Hans Eschelbach nicht erwähnt. Denn ich meine, wo man der schwülen Erotik einer Anna Ritter lauscht, müßte man die reine Flamme Herbert'scher Lyrik nicht übersehen; wer die Busse und Salus hochschätzt, darf dem verwandten Eschelbach die Anerkennung nicht verwehren. Eichert vollends dürfte so ausgeprägt in seiner Originalität sein, daß man ohne ihn das Bild neuester Lyrik nicht naturgetreu zu zeichnen vermag. Zu den drei Genannten reiht sich als vierter Bruder Willram (Anton Müller). Auf diese vier mich zu beschränken, gebietet hier mancherlei; vor allem wird es sich so leichter bei eingehender Betrachtung ausweisen, daß unsere Poeten in keinem Betracht anderen nachzustehen brauchen, weil sie etwa neben ihrer künstlerischen Kraft auch noch die Überzeugungstreue des gläubigen Gemütes haben.

M. Herbert ist als Prosaschriftstellerin bekannt und beliebt. Ihre Romane und Novellen werden mit Recht an hervorragender Stelle bei der Aufzählung katholischer Autoren angeführt, daß sie aber eine so vorzügliche

*) Vergl. Seite 122 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

lyrische Kraft besitzt, überraschte doch, als sie vor Jahresfrist „Geistliche und weltliche Gedichte" erscheinen ließ. Es war eine vollgültige Gabe. Das hervorstehendste Merkmal ihrer Poesie ist die Reife. Eine männlich ernste Reife mit dem überlegenen und doch traulichen Lächeln des Verständnisses über die himmelstürmende Begeisterung der Jugend. Ein großer Teil der Verse atmet die ergebene Entsagung; doch zuweilen weint sie auch vor Weh „der Jugend nach mit krankem Herzen." Diese Frau denkt niemals klein oder gewöhnlich. Ihre Kraft schöpft sie aus dem Leid, in dem die Tiefe ihres Herzens begründet liegt. Was schal und leer, soll höchstens die Stirne fächeln.

Der Gedichtband stellt das „Intim Persönliche" voran. Ein machtvolles Können offenbart gleich der erste Zyklus „In memoriam." Da wird kein Name genannt und keine greifbare Persönlichkeit gezeichnet und doch steht nach dem Lesen der neuen Gedichte das eindringliche Wirken eines großen Charakters, der der Poetin „aus verschleierten Tagen mit zauberhaft zündendem Wort" nahe tritt, deutlich vor uns. Der Zyklus ist ebenso intim, um mich des Ausdrucks der Überschrift zu bedienen, aus der schmerzlichen Stimmung des Verlustes und der Erinnerung heraus geschrieben, daß wir unmittelbar aus der miterlebten Empfindung die Seelengröße des Unbekannten erfahren und fühlen. Hier spricht Herbert von Seele zu Seele. Erschütternde Herbstklage liegt in den vier so einfachen Zeilen:

Ein Memento mori wird
Hoch im dunklen Wald gesungen,
Läuten hebt sich fern im Thal
Wie von Glocken, die zersprungen.

Aber auch spezifisch Weibliches kündet uns Herbert. Das Mysterium des Frauengemütes zu enthüllen, hat auch sie den Mut gefunden. Aber sie thut es nicht mit der koketten Geste ihrer Schwestern in Apoll; sie ist dafür zu ernst und zu tief angelegt. Innig verwachsen mit ihrem zartfrischen, weiblichen Empfinden erscheint die Liebe zur Heimat, der sie gesund empfundene, zahlreiche Strophen widmet. Verwandt mit diesen Heimatliedern ist das schöne Gedicht „Kastanienblüten." Dies Gedicht allein wäre hinreichend, die Begabung der Herbert über jeden Zweifel zu erheben. Denn wer so das kleine Erlebnis der hingestreuten, weißen Blütchen zum weitesten Ausblick auf Liebe und Frauenleben zu vertiefen vermag, dessen Phantasie ist schöpferisch.

Gehen wir über die vielen Einzelschönheiten der übrigen weltlichen Gedichte hinweg, so finden wir in den geistlichen Liedern Herbert wieder ganz als dieselbe. Kein sentimentales Gethue religiöser Gefühlskoketterie, sondern ein frisch zugreifendes Wort bei ehrlichem, tiefem Ringen um den inneren Frieden. Wieder ist es das Erlebnis, was sie uns schildert, weil sie als Künstlerin weiß, daß die versifizierte Dogmatik niemals zu einem „Gebild" sich gestaltet. In dieser Hinsicht kann man auch den Vergleich Herberts mit

Digitized by Google

Annette von Droste gelten lassen, wenn gleich mit dieser Parallele weder für die eine noch für die andere viel gewonnen ist; denn das Selbstthätige, Ursprüngliche gleicht sich nur selber. Eine gewisse Herbheit des Empfindens eignet freilich beiden, und daß Herbert der Westfälin tiefempfundene Worte widmet, hat die Anwendbarkeit dieses Vergleichs gewissermaßen zur Berechtigung erhoben.

Erscheint mir Herbert am größten, wo sie intim persönliches Erlebnis ausspricht, so gehört zu dieser Art ihrer Lyrik gewiß auch ein großer Teil ihrer religiösen Gedichte. Freilich nicht alle; eine Anzahl ist für meinen Geschmack doch etwas zu betonte Gedankendichtung. Sie hat die Klippe zu großer Verstandesschärfe, die dem Lyriker als solchem verhängnisvoll werden kann, empfunden, wenn sie bittet:

„Laß mich an der Härte eig'ner Klugheit
Nicht verdorren, Gott, und nicht verbluten!"

Allerdings ist ihre Gedankendichtung nie von der Art, die gereimte logische Bezogenheit schon für Poesie ausgibt, das passiert einer Herbert nie. Sie ist völlig Künstlerin mit dem Strich in's Große, Vornehme und Bedeutende. Auch ihren bloßen Gedanken weiß sie das poetische Kleid zu geben, das ihm wie angegossen sitzt und ihn erst courfähig macht.

Über Franz Eichert sind die Leser der „Literarischen Warte" durch die begeisterte Studie L. v. Roths, sowie die Kritik Philipp Witkops eigentlich genügend aufgeklärt. Es kann sich an dieser Stelle daher nur um mein persönliches Verhältnis zu Eichert's Poesie handeln, und dies ist ja wohl das gute Recht — aller Kritik. Des Poeten Sammlungen sind „Wetterleuchten," „Kreuzlieder" und „Höhenfeuer". Der erste Eindruck der Sammlung „Wetterleuchten" war mir ein gemischter. Ein eminentes Talent; dem die Verse flossen, als hätte es nie andere Rede geführt, hatte sich da an einem Stoffe vergriffen, der nun einmal für die lyrische Poesie nicht liegt. „Wie oft ist es dargethan, daß die Politik, in der man doch heut zu Tage den Inhalt der Zeit fast ausschließlich sucht, mit der lyrischen Poesie nichts zu schaffen hat! Nichtsdestoweniger wird das, was in die Zeitungsblätter gehört, immer von neuem wieder in Verse gebracht." So schrieb Friedrich Hebbel, dem man ein Wort über diese Sache gestatten darf, im Jahre 1850. „Wetterleuchten" mit diesem Hebbel'schen Diktum in Bausch und Bogen abzuthun, das fällt mir nun freilich durchaus nicht ein. Denn hier war doch mehr als gereimte Politik, da waren Strophen von bestrickendem Bau, und selbst der „Preßtyrann", der über sieben Seiten hin mit „krummgenasten Alten" tafelt, entbehrte eines grotesk-poetischen Zaubers nicht. Aber es war des ehrlichen Manneszornes zu viel; er schmetterte zu langatmig seine Anklagen und Weckrufe in die lachende Welt. Und auf der anderen Seite fehlte die ratende und sichtende Hand, die in die Längen mit unbarmherzigem Messer hineingefahren wäre, um die üppigen Wasserschößlinge abzuschneiden. Wetterleuchten war's,

Digitized by Google

man zuckte zusammen; aber der zündende Blitz fuhr nicht in die Seele. Trotz schöner Gedichte — ich erwähne nur „Pfingsten", „Wo gehst du hin", „Getrennt von Gott" — mangelte im ganzen die zwingende Kraft diesen wie Lanzenritter daherstürmenden Versen.

Auch ist durchaus nicht zu bedauern, daß Eichert jene Sammlung veröffentlichte, so wie sie ist. Wenn sie schon als kulturhistorisches Dokument für die unerquicklichen österreichischen Zustände von Bedeutung ist, so bildet sie auch einen wichtigen Teil in der Entwickelungsgeschichte des Dichters. Fast die gleichen Töne schlägt Eichert in dem Zyklus „Schreibende Hand" (Höhenfeuer) an; aber hier ist die Sache eine ganz andere. Die langatmigen Apostrophen und Philippiken sind in die strengschöne Form des Sonetts gegossen; mit künstlerisch besonnener Ruhe, aber dadurch mit um so eindringlicherer Kraft formuliert er seine Anklagen. Und hier ist auch vom Tageslärm der Politik so viel abstrahiert und die Gedankenwelt in's allgemeine erhoben, daß eine befriedigende poetische Wirkung erzielt wurde.

An diesem einen Beispiele möchte ich vorläufig auf die der Vollendung zustrebende Fortentwickelung Eicherts hingewiesen haben. Nach meinem Empfinden ist sein Kreis noch nicht geschlossen. Die „Kreuzlieder" gaben in einigen Stücken schon die schöne realistische Besonnenheit des Dichters kund; in „Höhenfeuer" hat er eine ganze neue Skala von Tönen klingen lassen, denen sein Publikum wohl lieber lauscht. Ich zweifle nicht, daß Eichert, dem die Technik vertraut ist wie selten einem, auf der betretenen Bahn weiter schreiten und uns im Laufe einiger Jahre einen Gedichtband schenken wird, der die erfreuliche letzte Gabe überholt. Es ist aber auch unzweifelhaft, daß der Dichter von „Höhenfeuer" im jenseitigen Lager die Beachtung finden muß, die sein kraftvolles und charakterstarkes Buch gebieterisch erheischt.

Auch von der neuen Gabe Hans Eschelbachs ist mir dies nicht zweifelhaft. Die „Sommersänge" sind gerade darum so freudig zu begrüßen, weil sie die Aufmerksamkeit weiter literarischer Kreise auf unsere Dichter lenken müssen. Eschelbach ist eine gesunde Poetennatur von Haus aus. Sein „Wildwuchs" erfuhr zum Teil eine so begeisterte Aufnahme, daß die gegenteilige Beurteilung geradezu provoziert wurde. Kein besseres Zeichen für die poetische Gesundheit Eschelbachs, als daß er trotz Lob und Tadel unablässig an seiner Arbeit blieb, an seiner Vervollkommnung stetig wirkte und mit heiterem Lächeln den frühen Lorbeerkranz durch Darbietung goldechter und einwandsfreier Leistungen zu verdienen sich bestrebte. „Sommersänge" dürften ihn ehrlich verdient haben.

Die leichte, sichere Sprache, die den Eschelbach'schen Vers überall auszeichnet, besaß, mit Ausnahme einiger Balladen, auch schon der „Wildwuchs". Auch die tiefempfundene Liebeslyrik, die in ihrer echt dargestellten Sentimentalität und Resignation jedem natürlich Empfindenden an's Herz ging, fand sich dort vor; aber in den „Sommersängen" geht die reife und sichere Art der

Digitized by Google

Diktion doch, bei gleichem Thema, viel wirkungsvoller zu Werke. Manches Lied, das sich hier vorfindet, würden unsere berühmtesten „Modernen" mit Stolz als ihr Werk nennen. Das Schlichte, Volksliederartige ist in den „Sommersängen" umklungen und durchhallt von manchen neuen Weisen, die dem Bilde, wie es vom „Wildwuchs" her von Eschelbach gilt, nicht entsprechen, die ihm aber deshalb nicht minder vortrefflich zu Gesichte stehen und die Fortentwickelung und Vertiefung seines reichen Talentes bekunden; ich nenne nur: „Thomas und der Herr", „Die alte Hecke", „Frühlingsspuk", „Der Nachtwandler", „Vom Karneval". Auch der ganze schöne Zyklus „Vagantenlieder" gehört hierhin. Es ist ganz klar, daß ein Dichter wie Eschelbach beim Publikum eine viel herzlichere Aufnahme finden mußte wie z. B. Eichert; das liegt schon im Stoffe seiner Verswelt. Er wirkt ganz durch das Gemütvolle, das vom Herzen kommt und zu Herzen geht; die Pointe seines lyrischen Kunstwerkes ist oft von schalkhaftem Humor, oft von tiefer, tragischer Empfindung beherrscht, und so ist er am ersten berufen, ein weitbekannter Volksdichter zu werden, dessen Strophen wirklich im Munde des Volkes leben.

Bei Anton Müller würde das nicht so leicht der Fall sein. Zwar ist er Eschelbach verwandt, wie ich Herbert und Eichert nebeneinander gestellt habe. Auch er findet für das Entsagen des Herzens einen leisen innigen Ton, der besticht. In der ersten Sammlung Müllers, „Kiesel und Krystall", muten auch die vielen Natur- und Wanderlieder hübsch an, aber bedeutender und vertiefter ist die urwüchsige Kraft der poetischen Naturanschauung in dem zweiten Buche „Wanderweisen und Heimatlieder." Hier gelingt es ihm vielfach, daß er sich nach dem Rate Gottfried Kellers vor die Natur stellt „bis er sieht, was noch kein anderer gesehen." Die Hauptbedeutung Anton Müllers ist jedoch wohl das lyrisch-epische Gebiet. Wo er in der Erinnerung seiner italienischen Reise den Reichtum klassischer Bildung in die lyrische Betrachtung einflicht, gewinnt auch das vielbenutzte Thema Italien in seiner Hand noch Ansehen.

Als Tyroler eignet Müller ausgeprägtes Heimatsgefühl. Der treue Sohn der Berge sprach schon im ersten Bändchen mit Vorliebe von Tyrols Ruhm und Tyrols Schönheit. Bergbrunellen und Jubelrosen bietet er in der zweiten Sammlung zum Preise der Heimat. Da ist nun zuweilen die Begeisterung mit der Poesie davongegangen. Ein gewagter Vorwurf für lyrische Dichtung scheint mir auch die Widmung Tyrols dem Herzen Jesu. Über den frommen Willen hinaus in wirkliche Kunst hineinzukommen, das gelang in diesen Jubelrosen nicht überall. Die Absichtlichkeit der Beziehung wirkte oft genug für den poetischen Genuß verstimmend, und so wurde ein Gedanke, der für eine ganz beschränkte Anzahl von Liedern sicher poetischen Reiz geboten hätte, durch die häufige Wiederholung von fast ermüdender Wirkung. —

Was diese vier Poeten Eigenes und Bedeutendes an sich tragen und wie weit es ihren Schöpfungen aufgedrückt ist, das dürfte nach diesen kurz registrierenden Betrachtungen sich ergeben haben: bei Herbert Reife und männlich

Digitized by Google

tiefe Betrachtung; bei Eichert Kampfnatur und sich abklärende große Schönheitsfreude; bei Eschelbach Innigkeit und gemütswarme Natürlichkeit, bei Müller Heimatsliebe und stark entwickelte Naturauffassung, die Eigenheiten aller vier auf eine große Persönlichkeit übertragen, ergäbe den großen Dichter der Gegenwart; so möge der eine vom anderen lernen und seine Eigenart nicht dabei vernachlässigen. Wir haben aber durchaus keine Ursache, mit unserer Lyrik in dem frisch gepflegten Garten der Gegenwart bescheidene Mauerblümchen zu sein; wir wollen mit auf das große Beet in der Mitte.

Digitized by Google

Nach Jahren.

(Zur vierten Auflage von „Wildwuchs.“)

Die Lieder, die ich einſt geſungen,
Das junge Herz voll Lieb' und Leid,
Noch heute ſind ſie nicht verklungen:
Sie ſind zu neuer Fahrt bereit.

Ein Wildwuchsſtrauß! — Nicht lauter Blüten
Verlockend prangend rot und weiß;
Doch wird die Liebe auch behüten
Manch' Dornenkind, manch' wildes Reis.

Nehmt denn die Lieder, wie ſie waren,
Nehmt auch die ſchlichten in den Kauf;
Noch heute liegt ja, wie vor Jahren,
Der Sonnenſchein der Jugend d'rauf.

Der Jugend, die nicht markt noch richtet,
Die jubelnd nach den Sternen greift,
Die unter Thränen nur verzichtet
Und die kein Gifthauch noch geſtreift.

Und griff ich jauchzend nach den Sternen,
So war's die Sehnſucht nur nach Licht!
Zwar blieb mir Vieles noch zu lernen;
Doch jene Sehnſucht reut' mich nicht!

Digitized by Google

Sie hat im Dunkel meines Lebens
Die reinſte Flamme ſtets geſchürt,
Und darum hoff' ich nicht vergebens,
Daß ſie mich einſt nach Hauſe führt.

Köln. Hans Eſchelbach.

Ihr Lieblingsweg.

Hier ſind wir einſt vorbeigegangen, —
Ich kenne jeden Baum und Stein,
Wir gingen in des Frühlings Prangen,
Wir gingen in des Herbſtes Schein.

Nun bleib' ich fern. Ich konnt's nicht tragen,
Weil allzulaut die Seele ſchrie,
Wenn jeder Baum mich wollte fragen
Und jeder Stein: Und ſie? — Und ſie? —

Franz Eichert.

Aus dem Ruhrkohlengebiet.

I.

Meine Heimat.

Aus tauſend Schloten ſteigt ein dicker Rauch.
Der wälzt ſich langſam durch die Lüfte her.
Dann ſinkt er nieder dicht und ſchwarz und ſchwer
Und brütet dumpf auf Haus und Baum und Strauch.
Es lauert rings ein großes, ſchwarzes Sterben,
Und alle Blätter ſind ſo welk und grau,
Als funkelte hier nie ein Tropfen Tau.
Kein Frühling will die Straßen bunter färben.

O wüßtet ihr, wie ich in meinen Träumen
Oft weinend rief nach einem Stückchen Wald,
Nach ein paar friſchen, wipfelſtolzen Bäumen,
Durch die der Sturm ſein helles Singen hallt;

Digitized by Google

Wie mir die Blume, die am Wegesrande
Nur schwarzbestaubt und mühsam aufgeblüht,
War wie der Gruß aus einem Märchenlande,
Wie sie mit Glück und Sonne mich durchspräht. —

Ihr wißt es nicht, ihr könnt es nimmer wissen,
Und nimmer fühlen könnt ihr all' das Leid,
Das mir die ganze Jugend hat zerrissen,
Das mich durchbebt so lange, lange Zeit.
Nur Rauch, nur Qualm, der sich voll träger Ruh'
Aus tausend Schloten wälzt in schwarzer Masse —
Wie ich dich hasse, meine Heimat du!
Wie ich seit Kindertagen schon dich hasse!

II.

In Gesellschaft.

Rings an dem Tische saß die Haute-Volée,
Kommerzienräte, Zechendirektoren,
Dazwischen breit und protzend ein Banquier,
Sie alle eifrig im Gespräch verloren.
Sie redeten von neuen Kapitalen,
Vom Börsenkurs, vom Dividendenschein.
Mir aber war's, als trockne bei dem schalen
Gewirr von Ziffern mir die Seele ein.

Und als sie einen Augenblick verstummt,
Da brach ich los — ich führte scharfe Hiebe —
Von allem, was mir g'rad durch's Herz gesummt,
Von Kunst und Schönheit und von Menschenliebe.
Sie aber saßen, als ich längst geschwiegen,
Noch starr und stumm und musterten mich lang.
Nur einer sprach mit mitleidvollen Zügen:
„So 'n junger Mensch, und ist schon nervenkrank!"

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Digitized by Google

Des Meeres Mächte.

Nach Viktor Hugo.

Dumpfes Rauschen hör' ich dröhnen,
Wogenseufzer tief ertönen;
Im Orkane weint die Welle,
Bricht voll Leid an Ufers Schwelle
Ruh'los bis zur Morgenhelle.

Schwarz die Nacht; der Regen fließet
Und sein mildes Wasser süßet
Wildes Weh der wunden Welle,
An des Ufers blum'ger Stelle
Küsset er ihr sanft Gefälle.

Auf, Matrosen auf dem Meere,
In der Gischte grausem Heere!
Ach, den Anker bricht die Welle
Treibt das Schiff, bis es zerschelle
Auf der Klippen rauh' Gerölle.

Warum fuhrt ihr, Steuerleute?
Segel sind des Windes Beute;
Euren Kahn zerpreßt die Welle
Und das Schifflein führt euch schnelle
Zu des Todes dumpfer Zelle.

Seht! schon ragen aus dem Wasser
Nixenarme — Menschenhasser, —
Sagt den letzten Gruß der Welle,
Den sie eurem Lieb bestelle,
Das fern träumt an blum'ger Quelle.

Osnabrück. Albert Flemmer.

Digitized by Google

Heimliche Liebe.

Du hast mit deinen schwarzen Augen
Ein süss Geheimnis mir gesagt. —
Du weisst nicht, was die Augen sprachen
Und keiner weiss, was ich gefragt.

Und keiner weiss das heisse Sehnen,
Das mich seit jener Stunde quält;
Und keiner weiss die süsse Märe,
Die deine Augen mir erzählt.

Sie wissen's nicht, und wenn sie's wüssten
Sie könnten's dennoch nicht versteh'n;
Und wüsstest du's, du liessest nimmer
Mich wieder in dein Auge seh'n.

Und doch muss ich dir alles sagen,
Was mir im tiefsten Herzen brennt:
Von einer ungekannten Sehnsucht
Und einer Lieb', die keiner kennt.

Georg Pasch

Dank einem lieben Blicke.

Ich bin nach einem wüsten Tage
Umweht von Klage.
Und in mir ist es finster, leer.
Und mein Verschulden lastet schwer.

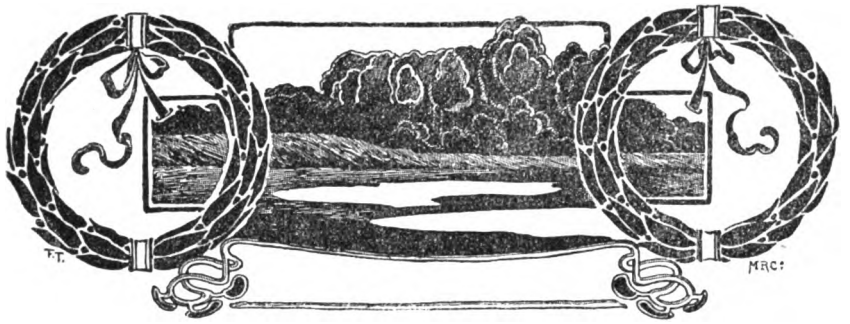
Erbrauste Sturm doch meinem Ohre,
Der finst're Thore
Zur Schönheit mir gewaltsam sprengt!
Ich fühl' und weiß es, was mich engt. —

Der Schönheit Freund bin ich noch immer.
Nach ihrem Schimmer
Verlangt mein alltagsmüder Sinn.
Sind Licht und Liebe ewig hin? —

O nein, o nein! Aus klaren Bronnen
Erstrahlen Sonnen — —
Hab' Dank, in deiner Augen Glut
Ist wieder licht und leicht mein Mut.
Hab' Dank!

Liebau i. Schlesien. Richard Kranz.

Digitized by Google



Grossstadtbilder.

Von M. v. Ekensteen.

I.

In einer neuen Straße der Vorstadt ist es; palastähnlich erhebt sich ein prunkender hoher Bau mit Balkonen, Erkern und Türmchen, und davor liegt ein schmaler Vorgarten mit bunten Blumen und einem Springbrunnen. Parterre auf einer Veranda sitzt hinter blühenden Lorbeerbüschen ein reicher Aristokrat, dem sein Geldbeutel erlaubt, jahraus, jahrein den Faullenzer zu spielen. Er läßt seinen Schaukelstuhl langsam hin und zurück wippen, und sieht den blauen Wölkchen seiner feinen Havanna nach. Vor ihm steht ein grüner Römer und in silberbeschlagener Kanne dunkler, feuriger Dalmatinerwein. Auf der anderen Seite der Veranda liegt in einem niederen Samtsessel seine vornehme Frau mit einem neuen, prickelnden Roman beschäftigt, und im Vorgärtchen steht der sechsjährige Erbe des Namens und Vermögens in blauen Samt gekleidet, die ersten glänzenden Stulpstiefelchen an den Füßchen. Der kleine Edgar spielt nicht; er lehnt am Eisengitter des Vorgärtchens und lauscht; am Boden liegt sein Geduldspiel, sein Baukasten und sein schellengeschmücktes Steckenpferdchen.

Hinter dem hohen Hause ist ein gepflasterter Hof, dann kommt der Mittelbau; ganz eben so groß und gewaltig wie das elegante Vorderhaus, doch ohne Schmuck; keine Balkons, keine Erker, — und die Fenster

Digitized by Google

enger und niedriger. An einem offenen Fenster sitzt im Großvaterstuhl ein Greis mit einer Zeitung; an einem anderen ein junges Mädchen mit einer Näharbeit, und hoch oben ein Mütterchen, mit einer Hornbrille und einem Gebetbuch. Auch hinter diesem Hause ein Hof, doch ungepflastert; am Brunnen stehen einige ärmlich gekleidete Frauen plaudernd und strickend beisammen; auf schwachen, sich neigenden Stricken hängt graue, verflickte Wäsche, und wohl an zwanzig Kinder springen lachend, singend, johlend herum; sie sind alle barfüßig; dem einen hängen Fetzen von den engen, kurzen Hosen, dem anderen schaut die Schulter aus dem morschen Hemde, dem dritten weht die Luft durch den fadenscheinigen Rock, aber — es ist Sommer, — keinen friert es, sie sind glücklich und beißen kräftig in das schwarze Brot der Abendmahlzeit.

Hinter diesem Hofe ist der Hinterbau; schmal, hoch, glatt; die Fenster sind spärlich und nieder, wohl damit sie passen für die kurzen Vorhänge der Armut; auch der Arme will seinen Vorhang haben, nicht aus Spitzenwogen und dunklem Samt zum Schmuck der Räume, sondern daß nicht jedes hineinschaue in den Jammer und das Elend seiner einzigen Stube, die ihm oft Küche, Wohnraum und Schlafstelle zugleich sein muß.

Es ist Feierabend, Stunde der stillen Rast für den müdegeschafften Menschen des vierten Standes; die kleinen Fenster stehen alle offen, hie und da schmückt sie ein Geranien- oder Rosenstock, hie und da auch nur ein Stück nasser Wäsche, das noch im verlöschenden Abendsonnenstrahl trocknen soll.

An einem Parterrefenster über dem auf schwarzem Schilde mit weißer Schrift geschrieben steht: „Anton Lenz, Schuhmacher", steht ein bärtiger Mann mit kurzer Pfeife, der er mit Behagen dicke Rauchwolken entlockt; ganz verdächtig, — nicht nach Havanna — riecht das Kraut, aber ihm scheint es nach der Arbeit vortrefflich zu munden; neben ihm sein Weib, an grobem, grauem Strumpfe strickend und auf dem Fenstersims ein Maßkrug. Wenn der Mann ihn hebt zum Trunk, reicht er ihn erst dem Weibe; sie schlürft bescheiden, er trinkt durstig, dann ruft er: „Seppel!" und aus der spielenden Kinderschar kommt ein schwarzer Krauskopf mit nackten Füßen, schmutzigen Beinen und zerrissener Hose herangesprungen; der Bube trinkt, — nicht so bescheiden wie die Mutter, nicht so durstig wie der Vater, aber — er schnalzt: „ah! . . ." Der Mann sieht ihm nach und meint: „Schau nur dem Buben seine Hosen!" und die Frau erwidert etwas ungeduldig: „Nun ja, sie halten nicht mehr zusammen! Wann er schläft, nachher flicke ich einen Fetzen auf!"

Digitized by Google

Die Kinder spielen „Fangemandl“. Das ist ein Lachen, als hätten sie ein Leben wie im Paradies; und das Lachen klingt und hallt und tönt bis in den Vorgarten zu dem kleinen Edgar. — — Der lauscht schon eine ganze Weile; wer nur so laut und glücklich lachen mag, fragt er sich; dann blickt er nach Papa und Mama; — Papa schaut seinen Rauchringeln nach und Mama liest. — Am Vorgarten ist ein Thürchen, das führt zur Einfahrt und Edgar hebt den Riegel, schlüpft leise hinaus und geht dem Schall der Stimmen nach.

„Lauter schmutzige Bettelkinder“, so denkt der kleine Mann, und er kann es gar nicht fassen, wie sie nur so lachen können; er steht und starrt sie an, und wie die Kinder ihn nun ihrerseits erblicken, da wird's still; es ist, als ob sie sich verlegen fühlten vor dem Samtkleidchen und den langen, flachsblonden Locken; aber nur ganz flüchtig ist diese Regung. Seppel, ein breites, frohes Lachen im Gesicht, geht zu Edgar und fragt halb treuherzig, halb geniert: „Magst du mitspielen?“

Dunkelrot wird der kleine Aristokrat; Seppel denkt wohl, daß ihm der Mut fehlt und sagt dringlicher: „Geh nur her, thu' mit!“ Jetzt aber weicht die Röte aus Edgar's Wangen, ein sonderbar trotziger, hochmütiger Zug legt sich über das blasse, schmale Gesichtchen und langsam sich zum Gehen wendend sagt er:

„Ich spiele nicht mit barfüßigen Kindern.“

Der Schuster Lenz hat alles gesehen, alles gehört; es packt ihn etwas, das ihm die Fäuste ballt und wie Donnergrollen tönt seine Stimme dem Knaben nach: „An Dir wär's barfuß zu gehen; Deine Stiefel sind die mein'n, so lang Dein Vater nicht gezahlt hat! Aber unsereins ist anders nobel, wie die feinen Herren! Wir gehen lieber barfuß, als mit Stiefeln, die nicht gezahlt sind!“

An alle Fenster sind die Leute gestürzt, im Hinterbau, im Mittelbau — und zu dem Vorderbau ist's nur wie ein Schall gedrungen; was man aber dort nicht vernommen, das hat der kleine Edgar erzählt.

Die Mutter nimmt gähnend den Roman wieder auf und lispelt: „Der Diener soll sofort zahlen; wie konnte die Lappalie nur vergessen werden!“ Der Vater aber leert hastig ein Glas Dalmatiner: „Das hat man davon, wenn man dem Plebs etwas zukommen lassen will; eine unverschämte Bagage ist es! In Zukunft wird nur in ersten Geschäften gekauft und den Hausherrn werde ich schon über diesen Proleten aufklären!“

Dann schaut er den Rauchringeln seiner Havanna wieder nach und Edgar steht am Gartengitter; er denkt darüber nach, daß Mama einmal

Digitized by Google

gesagt hat: „nicht so laut lachen, Edgar, das ist nicht nobel!“ Die Mama hatte also recht; die so lustig lachten, waren barfüßige Bettelkinder; was wissen die von „nobel?!“ Und er lauschte lange, lange, mit sehnsüchtigem, müdem Gesichtchen.

II.

Grobkörniger Schnee liegt in leichter Decke auf den hart gefrorenen Straßen, grell und blendend lacht die Sonne über die bereiften Telephondrähte hin und auf den Dachrinnen sitzen die Spatzen mit aufgeblasenen Federn. — Es ist schneidend kalt, und die Leute auf den Gassen gehen mit großen, hastigen Schritten; die einen mit bleichen, vom Frost bläulich angehauchten Gesichtern, die Rücken krumm gezogen, die starren Hände voller Risse und Schrunden; die anderen mit roten Wangen und Nasen aus dicken Pelzen hervorguckend, wohlig erfrischt vom schneidenden Nordost, sich freuend auf das behagliche Heim, nach dem Verdauungsspaziergange. Aber noch andere hasten über die Gassen; nicht die blassen Enterbten, nicht die oberen Zehntausend allein; da gehen Zufriedene dem Geschäfte nach, voll froher Pläne; Lebenslustige mit kühnen Hoffnungen und Träumen, Kinder, Dienstboten, Arbeiter und Bummler aller Gattungen und Geschlechter, — diese Hummeln und Drohnen unter dem schaffenden Bienenvolk!

Heute aber sieht man noch mehr als diese Alltags-Passanten. Tolle Spaßmacher sind's, buntgekleidete, schellenklingende, pritschenschwingende Faschingsgesellen, — lustige Possenreißer, vom Galgenhumor Erfaßte, von Lebenslust Übersprudelnde und Müßiggänger, die im Genußhunger das Entbehrliche in's Versatzhaus getragen haben.

Hie und da klingen Musikweisen dazwischen, lautes Kinderjauchzen, Lachen in allen Tonarten, das Rasseln und Läuten der elektrischen Trambahn, vorüberjagende Equipagen und schwere Lastwagen, — und wo eine Hausthür sich öffnet, da wogt der Duft von Faschingskrapfen in den eiskalten Tag hinaus.

Am Fenster seiner Mietwohnung steht der junge Lehramtskandidat Paul Werner und schaut auf das bunte Treiben. Heute hat er keine Privatstunden zu geben; an Karneval ist frei, da will sich jeder vergnügen, und auch ihn erfaßt ein Sehnen, sich in den wogenden Strom der Freude zu stürzen. — Er darf sich auch einmal ein Vergnügen gönnen, er, der bisher nur dem Studium und der Pflicht gelebt hat. Seine Freunde und Kollegen lachen so schon über ihn, sie nennen ihn Pedant, weil er

Digitized by Google

solide ist! Und doch, — auch er ist jung und lebensfroh, auch ihm winkt die tolle Lust, auch ihn locken die Sprünge der ausgelassenen Klowns und Pierrots da unten!

Mechanisch nimmt er seine Börse aus der Tasche und überzählt sinnend den Inhalt; seine Wohnung und Pension ist gezahlt, er hat keine Schulden, und das kleine Goldstück in dem Mittelfach, das er sorglich in Seidenpapier gewickelt hat, das ist sein redlich verdientes Geld, nicht der sauere Spargroschen der Mutter!

Er wickelt das glänzende Zehnmarkstück aus. Wie wäre es, einmal toll und lustig mit den Fröhlichen zu sein? Einen Domino zu mieten, auf die Theaterredoute zu gehen, die Kameraden zu intriguieren, die Welt von ihrer leichtfertigen Seite zu studieren, vielleicht ein kleines Abenteuer zu erleben, — und dann wieder mit neuer Lust an die Arbeit zu gehen?

Prinz Karneval hat nicht umsonst mit seinen Schellen geschüttelt; sie haben auch in das Stübchen des Pedanten geklungen! Paul Werner schlüpft in den Überzieher; es ist ja nur einmal im Jahre Fastnacht, er hat sich geplagt und gemüht, und wenn er erst seine fixe Anstellung hat, wer weiß, in welches Nest er dann verschlagen wird, ob es da auch Großstadtredouten gibt?

Da pocht es an seiner Thür.

„Nanu, wer ist's?" und er öffnet.

Ein bleiches, zerlumptes Weib, die Haare aus einem groben Kopftuche wirr um die Schläfen hervorquellend, mit großen, brennenden Augen sieht ihn an.

„Wollen Sie zu mir?"

„Ach, lieber Herr, ich bitt' recht schön."

Es klingt verschüchtert, leise, ängstlich, und doch so drängend und rührend:

„Mein Mann ist seit Weihnacht' krank, daheim liegt mein frierendes Kind, die Miete ist nicht gezahlt und . . . ich habe nichts mehr, Brot und Holz zu kaufen!"

Das Weib ist so zart und schmal, als sei sie kaum den Kinderschuhen entwachsen; sie ringt die Hände, ihre Lippen beben und tief seufzt sie auf. In Paul's Herzen regt sich das Mitleid.

„Ich will Ihnen eine Kleinigkeit geben." Und während er die Börse hervorzieht, fragt er etwas verlegen: „Wie viel macht denn die Miete?"

Digitized by Google

„Ach, Herr! So unerschwinglich viel, wenn man nur die Nadel hat zum verdienen und für Drei sorgen muß! So lang mein Mann gesund war, ging ja alles gut, aber — du lieber Gott, woher sechs Mark für Miete nehmen! Und gar jetzt, in der Fastnachtszeit, hat niemand etwas übrig für uns arme Leute.“ Paul Werner dreht eine Mark in den Fingern herum, aber etwas wie Scham quillt in ihm auf. Eine Mark?! Die arme Frau braucht doch sechs allein für Miete, und womit soll sie Feuerung und Nahrung kaufen? — Ein Gedanke schießt ihm durch den Kopf, und er wird ganz rot; da klingt es: „Lieber Herr, ich bitt' recht schön! Ach, das Betteln ist so hart und schwer, wenn man bessere Tage gewöhnt war! Ich will für Sie beten . . .“

Eine Musikbande zieht vorbei, man hört lautes Johlen und Lachen, und dazwischen klingt ein tiefer Seufzer.

Mit einem schnellen Griff, als befürchte er eine reuige Anwandlung, langt Paul Werner in das Mittelfach der Geldtasche, nimmt das kleine Goldstück heraus und legt es in die schmale Hand des Bettelweibes.

„Hier; zahlen Sie Ihre Miete und kaufen Sie Holz und Brot!“

Hastig schließt er bei den Worten seine Stube ab und stürzt, ohne auf ihren Dank zu horchen, die Treppen hinunter, mit einem so seligen Gefühl in der Brust, wie er es vordem nie im Leben empfunden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend schlendert er durch die Gassen; es schneit und der Schnee knirscht unter den Füßen, aber die lustige Menge achtet es nicht. Ringsum Singen, Johlen und ausgelassene Laune und auch in seinem Herzen jubelt und klingt es. Leicht hat er das zweifelhafte Vergnügen aufgegeben, um ein gutes Werk zu thun; nun träumt er von drei glücklichen Menschen in einem wohlig durchwärmten Stübchen, wo eine junge, bleiche Frau dem kranken Gatten und dem hungernden Kinde eine Suppe kocht, und vielleicht für ihn ein Gebet zum Himmel sendet. — Da gerät er in ein Gedränge; unbewußt hat er die Schritte zum Theater gelenkt, wo heute die große Redoute ist; da staut sich die vergnügungsdurstige Menge und auch er muß warten, bis die Dominos und Harlequins eine Passage frei geben. Da plötzlich hört er hinter sich eine Stimme, die ihm schon den ganzen Tag im Sinn gelegen ist, aber — jetzt klagt sie nicht unter Schluchzen, lachend und spöttisch klingt sie:

„Woher ich das Geld hab'? Ein dummer Junge, ein sentimentaler Narr hat mir zehn Mark gegeben! Du hättest mich aber auch hören sollen, wie ich bat: der Mann seit Weihnacht' krank, ein frierendes Kind, die Miete nicht bezahlt . . . .“

Digitized by Google

Etwas Kaltes kriecht ihm den Rücken empor, in Wut ballt er die Fäuste und wendet sich jäh um; da schiebt und drängt die Menge, er sieht nur Masken ringsum. Einen Moment flimmert es vor seinen Augen, weh hämmert sein Herz und — den Kopf tief gebeugt, geht er heim.

Auf der Theaterredoute verjubelt das Laster sein Geld, das er in edler Regung dem Elend geopfert hat!

Digitized by Google

Gedichte

von

Lorenz Krapp (Bamberg.)

Ein stiller Pfad.

Seitab vom Wege liegt ein stiller Pfad,
Den rings umflüstern gold'nen Kornes Wogen.
Manchmal nur scheu kommt fern von Roß und Rad
Ein weicher, müder Klang hiehergezogen.

Die Sichel klirrt in grauer Ferne leis,
Die arbeitsmüden Schnitter ruh'n und scherzen.
Sonst ist es still. — Die Seele zittert heiß.
Ein gold'ner Friede sinkt hinab zum Herzen.

Mir ist, als ob im fernen, grauen Ried
Die düstern Bäume silbern schimmern müßten — —
. . Wie tolles, weiches, wehes Glockenlied
Des Lebens Welle schlägt an meine Küsten.

Digitized by Google

An die Madonna.

Wenn der Fährmann durch die Fluten
Steuert hin zum Heimatland,
Führst mit heil'ger Sterne Gluten
Durch den Sturm Du ihn zum Strand.
Und den Wand'rer, wirr umdunkelt,
In des Waldes Zauberpracht,
Weist Du heimwärts lichtumfunkelt
In der stillen Mitternacht.

Wenn mir einst die Erde dunkelt,
Weis' mich hin aus Erdenpracht,
Wo die ew'ge Sonne funkelt,
Durch die heil'ge Todesnacht,
Wo die gold'ne Heimat winket
Und des Wissens Königskleid
Auf die Seele niedersenket
In der stillen Ewigkeit!

Ein Pilatus ist die Zeit.

Ein Pilatus ist die Zeit. —
In der Geister dunklem Streit
Muß sie stets mit leisem Zagen:
„Herr, wo ist die Wahrheit?" fragen.
Doch um ihren Richterthron
Braust der feilen Schergen Hohn.
Feig und stumm, mit müden Kräften,
Läßt der Herr an's Kreuz sie heften.

Ein Columbus ist die Zeit. —
Über's Meer der Ewigkeit,
Fliegt sie hin auf morschen Schiffen
An den weißen Todesriffen,
Bis der Anker klirrt im Grund,
Bis um San Salvadors Rund
Der Erlösung Wogen branden,
Wo sie wird entsündigt landen.

Digitized by Google

Waldschmiede.

Es rauscht ein seltsam Lied durch Wind und Nacht;
Ich kenn' es nicht, der dunklen Töne Klingen ....
Wenn es erbraust auf schwarzen Sturmesschwingen,
Dann zuckt ein Leben durch den Wald mit Macht.

Dann wird mir weh .... Ein Stern am Himmel fließt
Einsam dahin auf grauen Wolkenwellen.
Mit großen Augen, blauen, sehnsuchtshellen,
Schaut er auf's Leben, das sich jetzt erschließt.

Durch's Laubgeäst ein fahles Leuchten schwimmt;
Dann wieder lischt es ... Düster ragt die Schmiede
Hinauf zur Nacht. Des Feuers Rot verglühte
Schon längst in ihr. Kein Funken mehr dort glimmt.

Halb-Frühling ist's. — Der Hauch des Lebens kriecht
Schon aus dem faulen Laub ... Die Knospen drängen.
Die Raben schlagen mit den schwarzen Fängen
Ums Pferdehaupt, das an das Thor sich schmiegt.

Dort steht's schon lang ... Seit Donars Zeiten, raunt
Die alte Kunde, schirmt es schon die Schmiede ...
Ob ihm wohl tönt der Klang vom nächt'gen Liede? ...
Schon oft, schon oft hab' ich's dort angestaunt.

Und in den Lüften hört' ich's halb im Traum
Dann rauschend zieh'n auf finstern Wolkenflügeln.
War's Wodan wohl, der fern von Asgard's Hügeln
Die Nacht durchzog? — — Ich konnte atmen kaum ...

Es war ein Wahn ... Sie sind ja längst verbraust,
Die hier gethront dereinst im Blitzesschimmern.
— Wir rasten nicht ... Wir schmieden fort und zimmern
An unser'm Glück mit starker, stolzer Faust. — — —

Digitized by Google

Nachtvision am Nil.

Und es schweigt die Flut. . .
Schau — wie die taumelnden Sterne träumen
Über den Wellen, die leise nur schäumen
In der siebenfach lodernden Glut.
Von der Wüste her
Heulen Schakale so dumpf und schwer,
Und im Schilfe, da raschelt und zischt
Die blaue Schlange mit giftigem Gischt.
Die Pyramiden ragen so stumm,
Und die brüllenden Berberhyänen
Schweifen mit roten, flirrenden Mähnen
Um die einsamen Gräber herum.

— — —

Plötzlich fliegt
Über die Wüste ein Klingen von Sand.
Mondglanz über der Runde sich wiegt.
Durch's fahle Land
Auf schwarzem Rosse ein Berber saust,
Und die braune Faust
Schauert aus dem weißen Gewand.
Und der Silberschwan,
Der am Uferrand träumen will
Unter den Lotosblumen still
Segelt klingend zum Strand hinan.

* * *

Durch die Sommernacht flieht
Leise flüsternd ein wehendes Lied.
Aus müden Saiten
Die Töne gleiten
Und klingen und klagen von toten Zeiten.
Von Jovis Thron
In der Wüste Meer
Fließt leis ein Ton
Durch die Nachtluft her,
Da die Mohnblüten brannten
In sengender Pracht,
Und der Tanz der Bacchanten
Erscholl durch die Nacht,
Da in feuchten Locken
Der Epheu hing,
In den Myrtenflocken
Der Nachtwind ging,

Digitized by Google

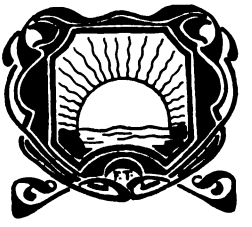
Auf den roten Steinen
Der Fackeln Kranz
Mit fahlem Scheinen
Erglomm zum Tanz . . . .

— — —

Sprich! — Hörst du das Lied?
Es singt von blauen,
Reifenden Auen,
Und über rauschendes Tempelland zieht
Ein Zug von Priestern und stillen Frauen.
Ihr Auge ist klar —
Schimmernde Wüstenblumen schlingen
Sich durch's schwarze, zitternde Haar.
Ein Tempel glüht
Über den Wäldern im Purpurglanz,
Und weiche, knisternde Sonne sprüht
Und webt von Licht einen roten Kranz . . . .

— — —

Es rast die Zeit . . .
Versunken ist Tempel und Licht.
Nebel und Dämmerung grau und weit
Still den einsamen Schleier flicht.
Die Sonne loht,
Über Kairo im Morgenrot.
Über die Sphinxe wie bleicher Schnee
Über müdem Menschengesicht
Fliegt ein Schimmer so blaß und weh.
Schiffsglocken klingen
Vom Nile her.
Über der Wüste so schwül und schwer
Regt der Tag die brausenden Schwingen.



Digitized by Google

Die Birke.

Auf einsamer Ebene steht eine Birke, hoch und schwank ragt der silberweiße Stamm in die blaue Luft, wo das grüne Lockenhaupt schwebt und sich im Abendhauche wiegt.

Rings Getreidefelder, Kartoffeläcker, Wiesenstreifen; einsam ragt sie; nur kurzes, struppiges Buschwerk hier und dort, eine blaurote Distelstaude oder ein dürrer Wachholderstrauch.

Ein fahler Sonnenschimmer streift über sie hin, wie träumend steht sie, versunken. Die Sonne! o, sie zehrt an ihrem Mark; mit ihrem ersten Strahl kommen auch die Menschen mit ihrem Treiben und Schaffen in Feld und Wiese. Die Sonne steigt und brennt, und sengt die zarte Birke, daß die grünen Blättter gelb und dürr werden. Dann steht sie müde, und erst der Abendwind labt sie.

Einmal — o, wie war es selig! — Da rührte sich's von fernher, die Ähren und Halme neigten sich tief und wogten auf und nieder; im Buschwerk knackte es, dunkel ward der Himmel, die Wolken jagten. Da neigte die Birke das Haupt und lauschte; ein geheimnisvolles, süßes Bangen erfüllte sie.

Und mit einem Male fühlte sie sich erfaßt und gehalten, sie erbebte bis in das Innerste und konnte nicht widerstehen. Sie wurde von einer gebietenden Kraft umfangen und gepreßt, als sollte der Kern ihres Herzens splittern und ihr Leben vergehen.

Sie erschauerte. Gab es etwas so Schönes und durfte sie es erleben?

Ein wunderbares Ruhegefühl, wie sie es nie zuvor empfunden, kam über sie — und doch fühlte sie, wie jene zwingende Kraft sie beherrschte, sie rüttelte und schüttelte, als wollte sie die Birke ihres Selbst entäußern, sie entwurzeln.

„Kannst du das sein, o Sturm? Wie warst du sanft in deiner Kraft! Du ließest mich fühlen, was Leben ist!" — so rauschte die Birke.

Und seitdem steht die Einsame und lauscht und träumt in Sehnsucht.

„Kommst du wieder, Sturm?"

Th. Singolt.

Digitized by Google

Selma Lagerlöf.

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Francis Karo.

Allgemeine Bücherei. Neue Folge 2.

„Sie wuchs und lebte, denn in Astrids Seele gab es wie am Meere frische Luft und üppigen Schaum und Wogenschwall."

Seit den ägyptischen Tagen des jüdischen Volkes mag es Sklavenart gewesen sein, derb und kräftig und lebensverlangend bei aller Unterdrückung zu gedeihen. Sklavin ist Astrid's Mutter gewesen und in der Seele der Tochter wohnt alle die Sehnsucht, die im Sklavenherzen wohnt. Die armen Menschen sind nicht schlecht, böse Begierden peitschen nicht notwendig ihre Brust. Sie wollen leben! Sie wollen nicht stündlich mißachtet sein, sie wollen mitzählen, wollen, daß man ihnen zu willen sei, wenn sie Bedürfnisse hegen, wie man den Großen zu willen ist. Sie wollen nicht immer in der dunklen Waldesnacht des Frondienstes sich beängstigen, sie wollen heraustreten an's sonnengold'ne Licht der Freiheit, wollen froh sein wie der Holzhauerbub, wenn er abends den trüben Forst verlassen darf, froh sein ohne Ziererei — der Tand ergötzt sie — und Frohsinn verbreiten. Sie wollen glücklich sein, denn ihr Herz ist nicht abgestumpft, es fühlt tief, nur strebt es nicht in's Unendliche, es quält sich nicht mit übermenschlicher Leidenschaft. Menschen sind diese Menschen und in ihrer inneren Wahrheit groß: hohe, große, königliche Geister können sie nicht sein. — Dieses Sehnen wohnt in Astrid. Ach, sie ist ja nicht nur Kind einer Sklavin, ein Sklavendasein hat sie auch in ihrer Kindheit verlebt. Der Schwedenkönig Olof hatte sich ihrer Mutter in Liebe geneigt und Astrid war die Frucht der Verbindung. Aber nur flüchtige Liebe war es gewesen, was den Sinn des Königs gefesselt hatte. Bald verdrängte stolzeres Begehren aus seinem Herzen die demütige Braut der Liebe und eine Prinzessin zog an seiner Seite in den Königspalast. Und er ließ es geschehen, daß Astrid die Härte der Stiefmutter, den Hochmut der Fürstin von Geblüt zu kosten bekam. Und als die Königin, die böse, gestorben war, da gesellte er wohl Astrid den Jungfrauen seiner hochgeborenen und glühend von ihm geliebten Tochter Ingegerd zu, aber sie zählte nicht für ihn — man denke an die Fühllosigkeit, die in den S. 28 von ihm geäußerten Worten liegt — im Herzen der lachenden Astrid wohnte die Sehnsucht weiter-

Digitized by Google

hin, das Glück, ihr Glück fand sie am Königshofe nicht, und ihre Sehnsucht verband sich mit dem Gedanken, daß sie wohl gleichfalls königlichen Geblütes sei, denn von dem Rechte des Menschen auf's Glück hatte die arme Magd des Nordlandes nie ein Wort vernommen. Da wird ihr nun vom heiligen König Olaf des Norwegerlandes erzählt, ihre Stiefschwester Ingegerd solle mit ihm vermählt werden. Was Heiligkeit sei, das versteht Astrid nicht; sie kennt nur ihre Lust zu leben und ihr Glück verlangen, und der fremde Herrscher dünkt ihr ihr Glück zu sein. Sie ist nicht neidisch, sie will ihre Schwester nicht berauben, in völlig naiver Weise denkt sie nur an sich und fragt sich: Soll denn ich sein Weib nicht werden können? Bin ich nicht auch eine Königstochter? Nur durch einen halb gewollten, halb ungewollten Betrug wird es ihr möglich, zu König Olaf zu gelangen — für die nähere kausale Verknüpfung der Dinge verweisen wir auf die Dichtung selbst. Astrid ist nicht schlecht. Wenn man ihr ihr Unrecht vorhält, dann greift's ihr an's Herz; aber wenn sie sich ihr Glück vorstellt, dann reißt es sie hin. Wird der heilige König Olaf die betrügerische Magd nicht martervoll züchtigen, wenn er den Frevel entdeckt? Astrid achtet es nicht. Vorher wird sie doch sein Weib gewesen sein. „Und ein Lächeln kam und zog ihr über's Antlitz. Er vergaß, der alte Hjalte, daß sie alle Leiden gekostet, daß sie gelernt hatte, zu Qualen zu lächeln. Aber das Glück, das Glück hatte sie nie gekostet!"

Eine Sonne heilig-lustvoller Freude und kindlichen Entzückens geht uns am Schluß der Astriddichtung auf. Dennoch durchzieht das Gedicht als Ganzes ein eigenartig wehmütiger Zug. Fast alle die Menschen, die wir da sehen, müssen dem entsagen, was ihnen am liebsten ist. Hjalte, der Skalde, hatte sein schönstes Lied zu singen gedacht, indem er Ingegerd's Vereinigung mit Olaf herbeizuführen hoffte. Er wurde betrogen. Ingegerd's ganzes Herz war bei dem Gedanken aufgegangen, König Olaf's Weib werden zu sollen. Ihr Vater aber haßt den König Olaf, Ingegerd war ihm zu teuer für den Feind: Sie mußte entsagen. Die rauhen Herzen des ganzen Schwedenvolkes hatten höher geschlagen beim Gedanken, zur Verwirklichung eines Idealen beizutragen, das ihnen „Gottes Wille" schien: sie hätten es so gerne gesehen, wenn die beiden Menschen, die alle am höchsten hielten, zusammen das Leben durchwandert hätten; stürmisch drangen sie in Ingegerd's Vater — er gab und brach sein Versprechen, sie wurden enttäuscht. Astrid hatte ihr Glück bei König Olaf gesucht. Ein Glück sollte ihr werden, aber ein Glück gleich der Liebe des Herrn, die wie ein verzehrendes Feuer ist.

Denn in König Olaf tritt Astrid ein Heiliger entgegen, ganz so mild, rein, gütig, hehr und groß, wie sich der naive Volksglaube einen heiligen König denkt; ganz so tief, wie sich der Weise einen Heiligen denken möchte, mit Seelenregungen, wie sie sich in der Brust des größten Apostels hätten verweben können. Er zweifelt und argwöhnt nicht, wie Astrid zu ihm kommt, als ob sie die ihm verlobte Ingegerd wäre. Aber das duftvolle, idyl-

Digitized by Google

lische Dasein, das sie S. 49 schildert, findet sie nicht bei ihm — sie findet ihre Verzweiflung bei ihm, bis himmlische Gnade dieselbe löst. Astrid hätte achtlos den ganzen feierlichen Sonntag verplaudern können; als es Olaf begegnete, daß er im Gespräch mit ihr am Sonntag Späne aus dem Tische schnitzte, sammelte er sie in seine Hand und verbrannte sie darin zur Buße. Den Feind zu töten, wo es geschehen konnte, wäre Astrid nur natürlich gewesen. Olaf sah sie für den kranken Feind, der in seine Hand geraten, beten und durch sein Gebet ihn heilen. Astrid vermochte neben Olaf mit einer Sünde auf dem Herzen hinzuleben, der gedungene Meuchelmörder aber vermochte den Todesstreich nicht gegen Olaf zu führen, als sein Blick ihn traf: solch' göttliche Hoheit leuchtete von seinem Antlitze. Als Astrid das gesehen hatte, erdrückte sie der Gedanke an ihre Sünde und sie beschloß zu sterben. Am Meer indessen, in das sie sich stürzen wollte, überraschte sie Olaf und verhinderte sie. Aber zugleich wurde ihm klar, daß die Sünderin nicht die heilige Prinzessin Ingegerd sein könne, die „alle neben ihm am höchsten hielten." Und nach Ingegerd hatte er sich gesehnt, nach einer heiligen Lebensgefährtin hatte er Verlangen getragen, um selbst in Wahrheit heilig zu werden. Das glaubte er nämlich erst werden zu müssen. Denn tief empfand er die eigene Schwäche, und daß er nicht vollendet sei. Da erzürnte er wider Astrid, die Betrügerin, und wollte sie töten. Aber er bezwang sich und tötete sie nicht. Nun bekennt ihm Astrid — wie sie gelernt hat, daß er ein Heiliger war. Und plötzlich erfaßt ihn die Einsicht, daß es echte Heiligenart ist, nicht wie eine Göttergestalt über den Menschen hinzuwandeln, sondern immerdar und allezeit und überall den Schwächeren sich hinzugeben. Das ist der Gedanke, der sieghafte, der ihn mit einem Male herrlich erhebt, wenn er ihn auch nicht klar auszusprechen wüßte, sondern ihn nur im Herzen empfindet, indem er sich mit voller Sicherheit als Heiligen fühlt. So erbarmt er sich über Astrid. Ach! Sie ist ja das arme Menschenkind, das der Hilfe so sehr bedarf. Ihre Schwäche und Kleinheit hat sie eingesehen, den Weg nach oben vermöchte sie allein nicht zu finden.

Zwar von Selbstmord redet sie nicht mehr, aber „in schwerer Verzweiflung" will sie von Olaf scheiden. Da redet er zu ihr: ‚. . . nun ist mir des Himmels Kraft gegeben. Wenn du schwach bist, bin ich stark durch den Herrn. Wenn du fällst, so kann ich dich aufrichten. Gott wird mich schirmen, Astrid, du kannst mir nicht schaden, aber ich kann dir beistehen. — Ach, wie ich spreche! In dieser Stunde hat Gott so überreich seine Liebe in mein Herz ergossen, daß ich nicht weiß, ob du gefehlt hast.'

„Und in großer Milde hob er die bebende Gestalt empor, und sie, die noch immer schluchzte und sich kaum aufrecht erhalten konnte, zärtlich stützend, kehrte er mit Astrid zurück in den Königspalast."

K. Volk.

Digitized by Google

Noch etwas über „Tendenz“.

Von Al. Ruth.

Wo hüben und drüben der Ruf ertönt und der Freimut seine Thesen verkündet, da verdichten sich auch die Gedanken der Hörer zu Meinungen und schicken ihre Stimmen aus, treu der Spruchweisheit: Wo's stille bleibt, ist's tot!

Da es im katholischen Lager unserer Literatur nun allweg so lebendig geworden ist, halte ich dafür, daß die Polemik, wenn sie nicht verletzend wirkt, das rollende Rad des frischen anregenden Meinungsaustausches treibt, damit es nicht etwa den letzten Kreis um sich selbst mache und sich an einer stillen Waldecke unter faulenden Blättern und Moos niederlege.

In diesem Sinne ist es immer zu begrüßen, wenn zwei berufene Sprecher, wie Lohr und Heemstede in einer Angelegenheit, deren geistige Unkultur unser literarisches Feld zur Wildnis gemacht hat, die Pfadfinder werden durch das klärende Wort ihrer Ansichten.

Ist doch gerade die angeregte Frage: „Tendenz“ oder nicht?“ der Zentralpunkt, um welchen das literarische Leben wogt. Hier muß Wahrheit und Klarheit geschaffen und die Warnungstafel an dem alten ausgetretenen Wege der berüchtigten Tendenzmanier aufgerichtet werden. Diese Tugendbolde- und Balsammenschenkultur ist die verderblichste Wucherpflanzenart in dem sozialen Gebiete, wo so viele rührige Hände an dem knorrigen Jahrhundertstamme: Inferiorität okulieren. Menschen sind es nicht, die in dieser Art Literatur, die gar keine ist, auftreten, sondern Schatten, Schatten! Schachfiguren, die der Autor in die verschiedenen Felder schiebt und diese Manipulation Entwickelung und Menschengeschick nennt. Die zarte Mischung von Tönen und Farben, die das Gemälde zum Kunstwerk erhebt, fehlt hier. Da ist nur Licht

Digitized by Google

und Schatten, schwarz oder weiß, Engel oder Teufel! Wie unwahr und bizarr diese Gestalten sind, braucht nicht einmal ein Diktum darzuthun — nur ein Schritt in's Leben, und man hat ihn überall auf dem Wege, den wahrhaften Menschen mit seinem Teil von Gut und Böse, mit seinen Fehlern und Tugenden, den Durchschnittsmenschen! Diese sind es, welche die erdrückende Mehrheit der Geschöpfe bilden; mit diesen lebt, fühlt und arbeitet das Volk, ja es ist selbst dieser Durchschnittsmensch, der fehlt und irrt und gläubig ist. Wer diese Thatsache verkennt, ist die Macht, die das Gute will und das Böse schafft. Sie will erheben und veredeln und wirkt in ihrer letzten Folge einfach demoralisierend.

Das ist die Beleuchtung der „Tendenzfrage" von einem andern Gesichtspunkte aus, aber die Erfahrung gerade hierin ist mir bereits so aufdringlich geworden, daß sie mir in die Feder läuft.

Was bewirken so viele unserer Volksbibliotheken, die das gute Geld aus Unvernunft und Sachunkenntnis an derlei Erzählungen verschwenden? Entweder das Volk ermüdet an solchen Gestalten, die überall dasselbe Gesicht haben, oder bleibt leichtgläubig und von solcher Unbefangenheit und Vertrauensseligkeit, die dem im Leben Ringenden gefährlich werden kann. Schauen wir doch einmal in's reale Leben!

Welche sind es, die in der Statistik der moralisch Verkommenen das erdrückende Drittteil bilden? Diejenigen sind es, die da aus engen Verhältnissen unerfahren und unwissend in die Wirklichkeit, in's Leben treten und der Verführung geradezu in die Arme laufen in gutem Glauben. Die engherzige Erziehung glaubte ihnen als sicheres Kapital, als vollwertige Goldmünze den unbedingten Glauben an die Menschheit und die Vertrauensseligkeit mit auf den Weg zu geben, aber diese Münze erwies sich als wertlos und falsch, denn sie betrog.

Ihr Eltern, die Ihr die Seele Eures Kindes ängstlich umheget wie einen Blumengarten, habt Ihr Garantieen dafür, daß Ihr sie der Wirklichkeit, dem Leben fernhalten könnt!? Und Ihr Autoren, die Ihr mit skrupulöser Genauigkeit alles ausscheidet, was das Leben in tausend verzweifelnden Fällen bietet, die Ihr falsche, unwahrscheinliche Menschen gestaltet, was nun, wenn die wirklichen Eueren Lesern, die Ihr irregeführt, in den Lebensweg treten? — Über dem Abgrund liegt oft die blumige Wiese, wer nicht gewarnt ist, der versinkt; und wenn die Erziehung nicht die Augen öffnet, thut das Leben es. Dieser Erkenntnis sollte sich auch Herr Heemstede nicht verschließen.

Freilich wer möchte leugnen, daß gerade hierbei weise Mäßigung geboten ist, um nicht in Extremen unterzugehen! Im Schmutze wühlen wie Zola und seine Heerrufer, das ist der Abweg! — Wirklichkeit! Wahrheit! Das muß der neue Weg durch die Wildnis sein! Sienkiewicz hat ihn betreten; sein Vinicius, Polanieski u. A. sind wirkliche, lebende, fühlende, irrende Menschen.

Digitized by Google

Wenn solche Kraftgestalten den höheren Zweck in die „Tendenz“ legen, dann kann in diesem Worte kein Vorwurf mehr liegen.

Hierin wird also Herr Heemstede immer Recht behalten: „Das höchste Ziel der Kunst muß sein und bleiben, im Bunde mit der Religion das Schöne zu fördern.“

Kennt das Streben der „Modernen“ nur den einen Wagbalken, der in's Zeitliche reicht, so muß es Ziel der katholischen Literatur sein, dort die Lücke auszufüllen und den anderen Wagbalken anzufügen, der aufwärts zeigt.

Dies Vertiefen in den wahren Sinn der angeregten Frage sei indessen berufeneren Federn überlassen.

Digitized by Google

Die obersten Leitsätze in der Kunst.

Von Johann Ev. Schweiker.

Der forschende Mensch beobachtet, daß den Dingen und Vorgängen in der Welt Ideen zu Grunde liegen, deren Manifestationen sie gleichsam sind.

Mit diesem Verständnisse verbindet er die Fähigkeit und den Trieb, seine eigenen Ideen, soweit als möglich, in körperlicher Form darzustellen, d. h. künstlerisch thätig zu sein.

In dieser seiner Kunstanlage ist für den Menschen nicht bloß das Recht, dieselbe auszubilden, sondern auch die Pflicht hiezu begründet. Der Mensch soll Künstler sein!

Es fragt sich nun zunächst:

Welches sind die Sujets für die menschliche Kunst?

Sujet für die menschliche Kunst, oder das der künstlerischen Behandlung Unterworfene, (subiectum), ist jede wahre Idee, sofern sie überhaupt künstlerisch darstellbar ist.

Die menschlichen Ideen sind wahr, wenn sie aus den Objekten der idealen und realen Seinsordnung als deren getreue geistige Abbilder stammen.

Erläuternd sei bemerkt, daß man unter „Objekt" alles zu verstehen hat, was sich dem menschlichen Geiste gegenständlich macht, also nicht bloß die Einzeldinge, sondern auch Vorgänge (Geschehnisse) und Handlungen. Darauf weist übrigens auch die ethymologische Erklärung dieses Wortes hin.

Aus dem Umfange der künstlerischen Sujets ergibt sich demnach insbesondere, daß alle sichtbaren Objekte mittelbar der Kunst dienlich sind, eben weil aus ihnen wahre darstellbare Ideen abstrahiert werden können.

So unbestreitbar nun einerseits alle aus den sichtbaren Objekten gewonnenen Ideen künstlerisch dargestellt werden dürfen und auch der Darstellung

Digitized by Google

wert sind, so darf man andererseits doch nicht behaupten, daß es auch erlaubt ist, alle Kunstwerke dieser Art offen, z. B. in Schauläden auszustellen.

Ein diesbezügliches staatliches Verbot ist dann einleuchtend, wenn durch die offene Schaustellung solcher Kunstwerke für die Mehrzahl der Beschauer die wahrscheinliche Gefahr besteht, daß die Betrachtung genannter Kunstprodukte gegen ein von sittlichen Grundsätzen geleitetes Urteilen und Wollen verstößt und es beeinträchtigt, ja sogar unsittliche Urteile, Wünsche und Entschlüsse veranlaßt. Denn, wenn sich auch der Staat um die religiösen Anschauungen der einzelnen Staatsangehörigen nicht sonderlich viel kümmert, so muß ihm doch umsomehr an den sittlichen Grundsätzen und dem sittlichen Verhalten, kurzum an der sittlichen Bildung derselben liegen, weil er ja vor allem durch stete Steigerung der sittlichen Kultur seinen höchsten Zweck, möglichste Förderung des irdischen Wohles der Kommunität, immer mehr erreicht.

Da nun aber speziell bei genannten Ausstellungen von Kunstgegenständen sexuellen Genres im Hinblick auf die thatsächliche sittliche Beschaffenheit der Mehrzahl der Menschen, insbesondere der Jugend, in der Gegenwart die oben erwähnte Gefahr unzweifelhaft feststeht, so ergibt sich aus derselben für den Staat die unleugbare Berechtigung, gesetzliche Maßnahmen zur Einschränkung von derartigen Ausstellungen genannter Kunstgegenstände in Anwendung zu bringen.

Wollte man aber auf diese einschränkenden Bestimmungen die Behauptung stützen, daß derartige Kunstwerke überhaupt keinen Wert besitzen, so wäre dies ebenso unrichtig, als wenn einer aus den verschiedenen Einschränkungen, denen beispielsweise Dynamit und Blausäure bezüglich ihres Verkaufes und Gebrauches wegen ihrer „Gemeingefährlichkeit" unterliegen, die Wertlosigkeit und Nutzlosigkeit dieser Präparate ableiten wollte.

Das praktische richtige Verhältnis, in welchem die Kunst zur Sittlichkeit stehen soll, kann man etwa in folgender Form aussprechen: Die Kunst darf sich im Leben nicht auf Kosten der Sittlichkeit breit machen! (Negative Bestimmung, Verbot.) und: Die Kunst soll die Sittlichkeit positiv fördern! (Positive Bestimmung, Gebot.)

Mit anderen Worten: Die Kunst soll im Leben nicht eine bekämpfende Gegnerin, sondern eine unterstützende Freundin der Sittlichkeit sein!

Nicht minder wichtig als die Frage: Was darf künstlerisch dargestellt werden? ist die:

Wie sollen die Kunstsujets zur Darstellung gelangen?

Wenn man unter Idealismus in der Kunst diejenige Richtung versteht, welcher die Idee, die innere Wahrheit alles ist, die äußere Wahrheit aber nur Nebensache und untergeordnetes Mittel für die Idee, so ist dieses Kunstprinzip ebenso einseitig als sein extremer Gegensatz, der Naturalismus, der nur die rein äußere Wahrheit, das Sichtbare zeichnen will.

Digitized by Google

Die richtige Mitte zwischen den beiden genannten Kunstrichtungen hält der Realismus ein, jene Anschauung, nach welcher in der Kunst die innere Wahrheit — die Idee — zwar das Primäre und Vorzüglichere ist weil das Geistige, Metaphysische und dauernd Reale, aber die äußere Wahrheit — die entsprechende Darstellungsform der Idee — als eine ebenso unerläßliche Forderung gilt und nicht etwa bloß die Bedeutung eines minderwertigen Mittels der Idee gegenüber besitzt, sondern eines ihr koordinierten Faktors.

Es ist somit der Realismus insoferne idealistisch, als er den Wert der Idee betont, und er ist insoferne naturalistisch als er die Bedeutung, der körperlichen zutreffenden Darstellungsform der Idee nicht unterschätzt.

Daß man heutzutage die Kunstgegenstände oft ausschließlich nach dem Grade ihrer Naturtreue beurteilt, ohne Würdigung ihres Ideengehaltes, mag in der mit dem intensiven Betriebe der Naturwissenschaften zusammenhängenden Schärfung des Sinnes für die Außenwelt, als auch in dem wissenschaftlichen und praktischen Materialismus unserer Zeit die hinreichende Erklärung finden.

Der Realismus verlangt, daß sich die Kunstprodukte sowohl durch innere, wie durch äußere Wahrheit auszeichnen; er setzt bei dem Künstler sowohl Genie als Virtuosität voraus.

Je mehr seinen Forderungen entsprochen wird, um so objektiv schöner oder um so ästhetischer werden die Kunstprodukte. „Objektiv schön" und „Ästhetisch" sind identische Begriffe. Leider werden sie und ihre Gegensätze „Unschön" und „Unästhetisch" auch zur Bezeichnung der subjektiven Gefühle angewendet und in dem Sinne von „Angenehm," „Gefällig," „Unangenehm" und „Mißfällig" gebraucht. Daher diese Unklarheit und Verworrenheit in den Urteilen über „Schön" und „Ästhetisch." (Vergl. „Der Schönheitsbegriff in der Ästhetik" von Dr. Hermann Popp. Oktoberheft 1900.)

Je mehr bei einem Kunstwerke die körperliche Form und die dargestellte Idee wahrheitsgemäß sind, also je objektiv schöner das Kunstprodukt ist, desto mehr ästhetisches oder künstlerisches Wohlgefallen ruft es beim verständigen Beobachter hervor.

Es vermag also jedes Kunstwerk schon rein als solches ästhetisches Wohlgefallen zu erwecken.

Ob ein Kunstwerk natürliches, sinnliches, sittliches und religiöses Wohlgefallen erzeugt, hängt wohl ebenfalls von der Übereinstimmung der Form mit dem dargestellten Ideen-Inhalt ab, aber auch und nicht zum wenigsten von dem Ideen-Inhalt, und von der jeweiligen psychischen Verfassung des Beschauers.

Wenn wir noch kurz die soziale (im Gegensatze zur künstlerischen) Aufgabe andeuten wollen, welche der echte Künstler seinem Mitmenschen und der

Digitized by Google

Menschheit überhaupt gegenüber zu erfüllen hat, so kann man etwa folgende Forderung aussprechen: Der Künstler soll nicht bloß erfreuen und unterrichten, sondern auch erziehen und zwar sowohl durch Fernhaltung aller Gefahr für sittliche Bildung, als auch durch positive Anregung mittels Belebung und Stärkung des sittlichen und religiösen Gefühles. Daher nehme der Künstler bei seinen Schöpfungen auf die sittlichen und religiösen Gefühle, als die im Leben wertvollsten, besondere Rücksicht, wenn er nicht der Menschheit durch sein Ergötzen und Unterrichten schaden will!

Digitized by Google

Der „Türmer“ (1901. Heft 4.) richtet an die Adresse: W. A. B. K. (B.) folgende Briefkastennotiz: Sie senden dem T. Ihr Buch zur Besprechung[1]) und schrieben dazu: „Ich habe das Vertrauen, daß Sie auch einen katholischen Dichter gerecht beurteilen werden. Goethe hätte es gethan.“ Nun sagen Sie, bitte, was meinen Sie damit eigentlich. Halten Sie es wirklich für nötig, dem T. erst in solcher Weise das kritische Gewissen zu schärfen? das ist nun schon das soundsovielste Mal, daß katholische Einsender die mehr oder weniger verschleierte Befürchtung äußern, als könne ihr katholisches Bekenntnis den Herausgeber des T. zu einer ungünstigen Beurteilung ihrer Erzeugnisse bestimmen. Was sind das doch für wunderliche Hirngespinnste! Wodurch hat denn der T. auch nur den bloßen Verdacht eines solchen Banausentums verdient. Man braucht wirklich noch nicht Goethe sein, um zu wissen, daß ein literarisches Werk nach seinem Inhalt, nicht aber nach der Konfession seines Urhebers beurteilt wird.... Solche Insinuationen könnten einen für die Dauer nervös machen.“

Diese Notiz gibt mir Anlaß, einige Bemerkungen zu dem Thema zu machen: Unsere katholische Literatur im Lichte der akatholischen Kritik. Ich bin diesem Punkte in der „Zeitschriftenschau“ immer nachgegangen, heute liegt mir gerade passendes Material aus den letzten zwei Monaten vor. Besonders instruktiv ist die Weihnachtsnummer des „Kunstwart“ mit ihrem Literarischen Ratgeber für 1901 (XIV, S.)

Anette v. Droste empfehlen wir durchaus, heißt es dort (S. 171). Wir brauchen uns darüber freilich nicht zu verwundern, registrieren es aber ebenso freudig wie die Notiz des allzu frühverstorbenen Jacobowsky in der Gesellschaft (Dez. 2. S. 403.): „Die gesammelten Schriften der großen Anette von Droste-Hülshoff liegen jetzt in einer billigen Ausgabe vor (Stuttgart, J. G. Cotta. 3 Bde. à Mk. 1. —) und ermöglichen eine Erneuerung des Interesses an dieser Dichterin. Sie ist noch immer nicht nach Gebühr gekannt. Man

[1]) Der den Rezensionsexemplaren beigelegte Waschzettel leistet geradezu Erstaunliches in Lobhudeleien. Ich war stark versucht, Verlag und Autor jetzt schon näher zu bezeichnen, will aber mit dem Türmer das Weitere der Zukunft überlassen, die es doch an die Sonne bringen wird.

Digitized by Google

lobt sie mehr, als daß man sie liest. Und doch beweist eine flüchtige Lektüre, daß dieses Talent an realistischer Naturbetrachtung absolut modern ist und wenige ihresgleichen hat. Gegen ihre Gewalt verschwindet alles, was die tüchtigen Lyrikerinnen der Gegenwart je hervorgebracht haben. Wer sich zurückruft, was die sogenannten Alten geleistet haben, wird hübsch bescheiden werden müssen und im Kämmerlein an sich arbeiten, anstatt, wie es so viele thun, eigene Kleinheit auf- und auszuposaunen. Und Bescheidenheit ist nirgendwo besser zu fassen als an der Droste." Daß eine unserer tüchtigen „Lyrikerinnen," **Herbert**, sich an der Droste gebildet hat, wissen wir aus deren Gedichtsammlung selbst. Eine gute Besprechung derselben findet sich neuestens in „Internationale Literaturberichte" (herausgegeben v. K. Schüler). „Warmblütige Poesie" von vollendeter Formenschönheit wurden Herbert's Gedichte genannt. (1900 Nr. 26.) (Nebenbei sei Zieler's Besprechung über Frauenlyrik (Zentralblatt, Blg. 23.) erwähnt, die auf die starke Eigenart von Elisabeth Gnades „Bergauf" besonders aufmerksam macht.) An **Weber** geht man auch nicht mehr gleichgiltig vorüber. „Der Stolz der Katholiken," meint der Kunstwart (S. 173.) „Friedrich Wilhelm Weber darf mit „Dreizehnlinden." „Goliath" und seinen Gedichten als immerhin respektabler, aber freilich durchaus nicht bedeutender, epigonischer Dichter gelobt werden." Auch etwas gnädig meint Dr. Harry Maync in seiner Besprechung von Schwering's Weberbiographie: „In Weber lernen wir — und das erscheint uns als das Wertvollste — einen festen, treuen Westfalen kennen, von edlem Sinn und reinem, innigen Gemüt. Er fesselt weniger als Talent, denn als Charakter. Ein eigentlich tiefer, origineller, urschöpferischer Mensch war er nicht. Er ist auch als Poet nur eine tüchtige Durchschnittsnatur, wenn auch reizvoll und erfreulich." Daß unsere kommenden Dichter über Weber hinausschreiten — können, ist Vielen aus uns wohl selbst klar, und die Erkenntnis dafür wird in unseren Kreisen sicher noch wachsen und zu einem ruhig abwägenden Urteile über Weber führen. Auf einzelne Mängel hat P. Sigisbert Meier in dieser Zeitschrift erst jüngst (Hft. 3. S. 173) deutlich hingewiesen. Schwerings Arbeit selbst findet, wenn auch eingeschränkte Anerkennung. „Schwering hat das Verdienst, obgleich offenbar selbst Katholik, doch mit konfessioneller Unbefangenheit den Dichter dargestellt und beurteilt zu haben, und so ist sein Buch wohl darnach angethan, auch weitere protestantische Kreise mit einem liebenswürdigen Menschen und Dichter bekannt zu machen." (Gesellschaft, Dez. 1.) Über **Sienkiewicz** haben wir schon vollere Töne gehört, (Vgl. letzte „Zeitschriftenschau" Hft. 3) als sie die reservierte Stimme im Kunstwart wagt: „Von den neueren Erzählern (Polens) erfreut sich S. eines gewissen Ansehens in Deutschland." (S. 185.) **Coloma** fehlt noch in den freilich knappen Angaben über „Fremde Literaturen," die sich nur auf das Wichtigste beschränken. Von den neuesten katholischen Erscheinungen findet **Bülow-Schweiger's** „Adrienne" im „Zentralblatt", (Blg. 24.) eine freundlichere Aufnahme als in „Stimmen

Digitized by Google

aus M. Laach" (Hft. 10.) Auch **Gnauck-Kühne** (Märchen) und **Marholm** (Weg nach Altötting) erfahren dort gebührende Anerkennung (Blg. 22.). Letztere scheint sich aber durch ihre „Trutz-Feuilleton's" der Frankfurter Zeitung, an welche sich neuestens ihre „Köchin" (Zukunft Nr. 11), eine Indiskretion unnobelster Art, reiht und durch ihre Erklärung v. 15. Dezember in der Frankfurter Zeitung wohl selbst aus unserer „Seite" wieder ausschalten zu wollen. (Vgl. Hamann's Rezension im „Allg. Literaturblatt" Nr. 2.) Das die „Gesammelten Werke" der Droste einleitende Charakterbild von **Wilhelm Kreiten** nennt der Kunstwartreferent „eine sehr eingehende, durchaus auf der Höhe des heutigen literaturhistorischen Wissenschaftsbetriebes stehende Biographie. Ob sie noch mehr ist, werden wir erst später beurteilen können." (S. 174.) Und der dortige Referent über Literaturgeschichte hat aus dem ersten Bande von **Baumgartens** Literaturgeschichte „manches gelernt; aber mit dem Standpunkte des Verfassers kann er sich natürlich (sic!) nicht befreunden, und er glaubt auch nicht, daß er wissenschaftlich haltbar ist. Da die Literatur der Hebräer göttlicher Inspiration entstammt, ist sie für Baumgarten ohne weiteres die erste des Altertums — wir bleiben bei der alten Ansicht, daß die der Griechen das sei, und haben dabei ästhetisch ein sehr gutes Gewissen." Rückhaltslose Anerkennung fanden **Schönbach's** „Gesammelte Aufsätze" und „Über Lesen und Bildung" im „Türmer" sowohl (Hft. 3.) wie in der „Gesellschaft" (Nov. 2.) obwohl die Modernen sonst auf die Literaturhistoriker vom Fach sehr schlecht zu sprechen sind. In den „Hist. polit. Blättern" (Hft. 8.) widmet Ranftl beiden Büchern eine feinsinnige Besprechung und erweckt bei dem, der Schönbach noch nicht kennen sollte, wirklich das Verlangen, „sich von einem tüchtigen Gelehrten und Denker Beobachtungen über Dichter und Geistesströmungen des 19. Jahrhunderts sagen zu lassen."

Diese Äußerungen über katholische Literatur aus den letzten Monaten beweisen, daß unser Mißtrauen nicht durchweg berechtigt ist. Da und dort besteht ja eine prinzipielle Apathie, will ich sagen. Aber vielfach bemüht man sich auch, unsere Erzeugnisse rein objektiv zu würdigen. Wir selbst werden gar Manches von dem, was heute — und weniger aus inneren Gründen — gelobt wird, mit der Zeit vergessen und selbst nicht mehr der Erwähnung wert erachten. Für das ernste Streben akatholischer Organe nach objektiver Kritik zeugen auch die empfindlichen Hiebe, mit denen sie literarisch Wertloses oder Minderwertiges jeder Herkunft abweisen.

D'Anunzio's „Feuer" erfährt von Leopold Weber eine eingehende Besprechung. (Kunstwart, 6.) Er rühmt „die glänzende Begabung und den künstlerisch fein empfindenden und gebildeten Geist". Er deckt aber auch schonungslos die Nichtigkeiten unter dem glänzenden Äußeren auf und geißelt die überall sich eindrängende tierische Geschlechtlichkeit d'Anunzio's. „Der Ekel steigt einem auf beim bloßen Zitieren dieser Ausbrüche. Solches Herumstöbern im tierisch Geschlechtlichen darf man gut deutsch als Schweinerei be-

Digitized by Google

zeichnen." „Äußerste Sensitivität aber keine Seelentiefe, auch Geistesgröße fehlt." Diese Mängel zeigt auch die neueste Skizze d'Anunzio's, die Parabel von den 5 thörichten und 5 klugen Jungfrauen. (Neue deutsche Rundschau XII, 1.) Es ist eine Verzierung des evangelischen Gedankens und schade um die aufgewandten Mittel. Und zu den letzten Dramen desselben Autors meint „Die Gesellschaft" (Dez. 1.): Der Techniker blendet, der Dichter befriedigt nicht.

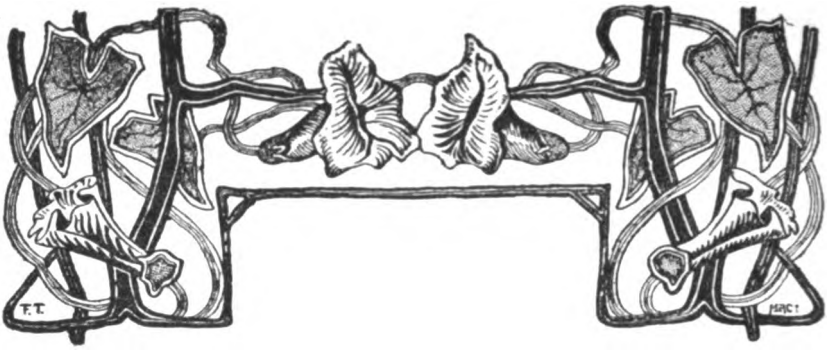
Übersensitiv nennt auch Alexander v. Weilen d'Anunzio's „Triumph des Todes" mit dessen Darstellung des Kampfes zwischen Mann und Weib, meint aber, daß die moderne Literatur gerade mit der höchstraffinierten Bearbeitung solcher Probleme „bei mancher Übertreibung dem Gebiete der Dichtung weitere Grenzpfähle gesteckt habe." (Allgemeine Zeitung 1901, Blg. 7.) Er zeigt dies an dem technisch erstaunlichen Werke von Beer-Hofmann: „der Tod Georg's" und an Stehr's „Lenore Griebel." „Alle Geistigkeit des Weibes ist leiblich und ihr Körper ist die restlose Hülle ihrer Seele." Das ist der Grundgedanke dieses künstlerisch entwickelten Krankheitsfalles. Die momentane Erregung bei der Lektüre dieses Buches hinterläßt aber doch keinen tieferen Eindruck. Mir wenigstens ging es so. Der künstlerische Ernst, der aber im ganzen Buche lebt, schafft doch eine reine Sphäre.

Ganz anders scheint es trotz der geheuchelten Entrüstung mit Manns „Im Schlaraffenland" und Bliß „Des Übels Wurzel" zu stehen. Krüger reißt ihnen die Larve ab und spricht deutlich von „maskierter Pornographie." (Zentralblatt, Blg. 24.) Und ähnlich setzt „Die Gesellschaft" (Nov. 2.) Schweiger-Lerchenfeld's „Frauenreiz" auf ihr „schwarzes Brett" mit folgendem Steckbrief: Hier liegt die 1. Lieferung eines Machwerkes vor, jämmerlich in seiner scheinbaren Eleganz, lüstern in seinem Stil und widerlich in seiner Poesie."

Gerhart Hauptmann und Otto Ernst, von denen die große Tragödie und Komödie erwartet wurde, haben nach fast einstimmigem Urteile mit ihren neuesten Dramen enttäuscht. Schlaikjer hält im „Kunstwart" (Hft. 7.) und in der „Hilfe" (Nr. 3.) auf Hauptmann's „Michael Kramer" eine wohlstudierte Grabrede mit dem Schlußsatz: Wir glauben nicht mehr, daß Hauptmann zur Größe emporwachsen wird. Und für Otto Ernst bedeutet sein „Flachsmann als Erzieher" gegenüber der „Jugend von heute" nach dem Urteile der Meisten einen Rückschritt. (Gesellschaft, Dez. 2; Zukunft, 15; Zentralblatt, Blg. 2.) Nur der „Kunstwart" (Hft. 6.) hofft noch: „Die Wärme ist es, die mich zu Otto Ernst hinzieht; der Historiker wird aber manchmal zu stark Herr über den Dichter." Das gefällt aber dem Publikum und es jubelt aller Kritik zum Trotz. Letzteres ist allerdings auch bedenklich an der Sache.

Donauwörth. Dr. Thalhofer.

Digitized by Google



Was mir der Tag zuträgt.

Sudermann, Johannisfeuer. — Hauptmann, Michael Kramer. — Hartleben, Der Rosenmontag. — Makulatur von morgen.

Sudermann hat in „Johannisfeuer" vielleicht am meisten „gedichtet," verdichtet und gestaltet, was er einmal gefühlt. Es ist kein Milieustudium mehr, wie in „Ehre" und „Heimat," wie in „Frau Sorge" und „Es war" (an das einige Stellen aus „J." übrigens sehr erinnern), es ist Kraft und Leidenschaft; schreckliche, brennende, zehrende Leidenschaft. Und es siegt — ist es ein Sieg? — die Pflicht. — Dasselbe „Halt, nicht weiter! du darfst nicht," das in „Es war" Leo Sellenthin wollend in den Weg tritt, vernichtet auch hier zwei Existenzen, weil sie zu schwach waren, um der Leidenschaft zu widerstehen und nicht stark genug, um die — allerdings fürchterlich ernsten — Konsequenzen ihrer Sünde zu tragen. Man denke an die Salome des „Johannes," an Marrike, und man wird verstehen, wenn ich Sudermann den Dichter der wildesten Sinnlichkeit nenne, einer Sinnlichkeit, die den Kranken selbst verzehrt. Diese Sinnlichkeit wühlt auch wieder in „Johannisfeuer" — und weil sie rauh ist, ergreift sie viel mehr, als die Weichlichkeit der Salome. Und dennoch ist es — die auf die Spitze getriebene Weichlichkeit. Man denke an die Frauen des dekadenten Roms und an ihr Lastertreiben, wie sie sich in die Arme rauher Germanen warfen, um ihre Übersinnlichkeit zu befriedigen. Sudermann wird nicht umsonst der Dichter unserer Zeit genannt. Wir leben in einer Atmosphäre der schrecklichsten Sinnlichkeit in Literatur und Kunst und Leben. Und diese Sinnlichkeit ist krankhaft. Das ist ihr Merkmal, das Merkmal eines großen Teiles der heutigen Literatur, das Merkmal Sudermann's.

Digitized by Google

Gerhart Hauptmann scheint im „Fuhrmann Henschel" den letzten Meisterwurf gemacht zu haben. „Schluck und Jau" war verwässerter Shakspere — im Verwässern liegt der Vorwurf, nicht im Entlehnen — und nun — Michael Kramer wurde schlecht aufgenommen, von der ernsten Kritik direkt abgelehnt. Dies der Inhalt. Michael Kramer ist ein bescheidener Künstler, der aber in seinem einzigen Sohne, einem Krüppel, etwas Großes sucht und gefunden zu haben meint. Er möchte ihn zu diesem Großen erziehen. Vater und Sohn verstehen sich aber nicht. Der Sohn kommt mit der Gesellschaft in Konflikt, geht in's Wasser: 3. Akt, und nun beginnt der einzig bühnenfähige Akt, wo wir den Vater an des Sohnes offenem Sarge sitzen und trauern sehen. Man hat H. immer seine Philosophielosigkeit vorgeworfen, vielleicht wollte er dennoch Dichterphilosoph sein und sich als solcher bewähren; dazu hätte der 4. Akt von Michael Kramer genügt oder nicht genügt. Eine schöne Seele im mißratenen Körper — gewiß ein schöner Gedanke. Aber wir kommen gar nicht zu diesem Gedanken, wir sehen nichts und sollen nur alles vom Sagen-Hören glauben. Drama soll aber Handlung sein, und in der Handlung im ganzen, großen Linienzug soll die Philosophie, die Weltanschauung des Dichters liegen, nicht in ein paar herabgeleierten Phrasen, oder gar in einem Monolog. Und gar nicht bei einem Naturalisten!

An Handlung, am vorwärtsdrängenden Müssen und Wollen, am dramatischen Pulsschlag fehlt es auch bei Hartlebens „Rosenmontag." Viel Reklame und scharfer Wind, aber wenig ehrlicher Erfolg. Gottlob! „Kasinostück" wäre als Untertitel besser, denn „Offizierstragödie," denn der Konflikt ist gar nicht einmal vertieft und noch lange nicht zur Tragödie zugespitzt. Hartleben ist ein geistreicher Plauderer, aber kein Dramatiker. Trotz des „Berliner Lokal-Anzeigers!" Gottlob! sagte ich; denn Hartleben ist einer von den gefährlichen Literaten, die sich allzuleicht vom Dichteln zum Freskomalen emporschwingen möchten — und sich für Genies halten. Ja, für Genies. Daran ist diese ganz gemeine Reklame schuld, die einen ehrlichen Dichter würde errötend machen, hätte er nur einigen Glauben an sich selbst und sein Sein und sein unendliches Wirken. Gebt uns Dichter, aber keine Geschäftsleute! Hier der „Rosenmontag:" Leutnant Rudorff unterhält ein Verhältnis mit einem „Mädel," der „Traute." Das paßt — da Rudorff ernste Absichten hat — nun den Kameraden gar nicht. Lange Intriguen bringen es endlich fertig, in Rudorff den Glauben an die Untreue seiner „Traute" zu gründen, er verlobt sich Hals über Kopf mit einer reichen Erbin, kehrt nach der Garnisonsstadt zurück, erfährt hier die Wahrheit, bricht mit allen und allem, und geht mit „Traute" nach einem tollen Maskenball in den Tod am Rosenmontag. — Der Stoff ist für eine dramatische Natur sehr verlockend, die Bühneneffekte wimmeln nur so im Kasino, Maskenball u. s. w. Bei Hartleben steht aber schon die erste Voraussetzung der ganzen Intrigue auf schwachen Füßen: Der Glaube R.'s an die Verworfenheit seiner Traute ist

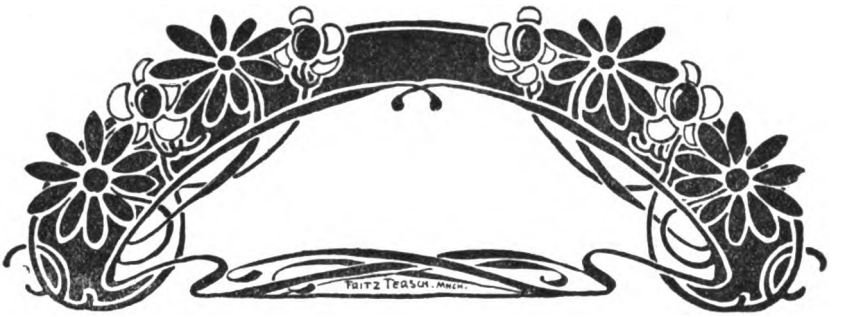
Digitized by Google

vollständig künstlich. Denn er selbst weiß nichts, liebt sie ernstlich und glaubt dabei einfach alles, was ihm da von verdächtiger Seite vorgebracht wird? Man denke an den großen Eifersüchtigen, an Othello: langsam saugt der das Gift ein, sucht sich selbst zu überzeugen. In einem Wort: keine Leistung. Ja, wenn es ein Erstlingwerk wäre, dann — — vielleicht.

Otto Ernst hat sich mit seiner „Jugend von heute" bekannt gemacht. Es war eine schlechte Satire, denn sie lief in rührselige Familienstückversöhnung aus. Sein „Flachsmann als Erzieher" ist überhaupt keine Satire mehr, sondern erinnert an Dreyer's „Probekandidat." Es ist zahmer Sturm und Drang und nicht gefährlich. Die Königsdramen und was man sonst noch an den Berliner Bühnen gab, ist schon morgen Makulatur.

P. S.

Digitized by Google



Lyrische Purzelbäume.*)

Bravo! Bravissimo! Jetzt ist's erreicht, und zwar vom bierseligen Otto Julius mit dem behäbigen Bourgeoislächeln, der sich nicht umsonst Bierbaum nennt, und seinen literarischen Freunden. Das Variété, diese zweifelhafte französische Importation, die zu frequentieren selbst im Zeitalter der Heinzebündler noch nicht zum bon ton gehört, wird jetzt zwar noch keine moralische Anstalt oder, wie Otto Julius sich ausdrückt, noch keine „Anstalt für Verkrüppelung der guten natürlichen (!) Instinkte," aber doch eine „ästhetische Anstalt" und in's „Gebiet der Kunst" erhoben. Ferner soll auf dem „Variété der Zukunft alles bloß Rohe und Wüste, alles was des Maßes der Schönheit entbehrt," keinen Platz mehr haben. Das wäre nun sehr gut, wenn diese „Besserung" nicht gerade von den Herausgebern der „Insel" ausginge. Letzteres, meine Herrschaften, klingt doch etwas komisch, und ich glaube nicht, daß sonderlich viele Leute durch das Erscheinen dieser „Brettl-Lieder" ein neues und besseres Zeitalter des Tingeltangels herangebrochen wähnen. Das schwante wohl Otto Julius auch, als er schrieb: „es wird immer Banausen geben, die das Frechheit nennen, was der freiere Geist als die spezifische Schönheit einer Art (aha!) empfindet."

Doch nun zum Inhalte des Buches im Einzelnen!

Zuerst treffen wir auf 25 Bierbaum'sche Lieder, die neben einigen Obszenitäten die Art ihres Autors: etwas geschraubte grotesk-poetische Bonhommie, nicht übel kennzeichnen. Zur Orientierung für den Leser will ich ein Lied Bierbaum's zitieren:

*) Deutsche Chansons (Brettlieder) von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. Mit den Porträts der Dichter und einer Einleitung von O. J. Bierbaum. 7.—10. Tausend. Schuster & Löffler, Berlin. 217 Seiten. Preis Mk. 1.—.

Digitized by Google

Mittagessen.

Um einen großen Tisch
Sind wir herumgesessen
Und haben ausgezeichnet
Getrunken und gegessen;
Geistreiche Leute waren auch dabei.
Weiß Gott, da konnte man merken,
Was Witz und Bosheit sei.
Zu Suppe, Braten, Fisch, Kompot,
Salat und süßer Speise
Maultrommelte Kritik und Spott,
Es reimte Teufel sich auf Gott
In dieser muntern Weise.
Von der Suppe bis zum Schnapse
Saß ich sprachlos da,
Wie getroffen vom Collapse,
Wußte nicht, wie mir geschah.
Tournedos, Kaviar, Lampreten,
Rindfleisch à la Bordelaise',
Stilton-, Schweizer-, Chesterkäs,
Und dazwischen immer Reden! —:
Bismarck, Harden, Stinde, Goethe,
Wagner, Bungert, Dahn, Homer,
Fledermaus und Zauberflöte,
Ludolf Waldmann, Meyerbeer;
China, Japan, Böcklin, Thumann,
Thoma, Werner, Stuck und Knaus,
Johann, Eduard, Richard Strauß,
Kaiser Wilhelm, Robert Schumann . . .
Mahlzeit! Mahlzeit! Laßt's mi aus!!!

Mit fast ebenso vielen Liedern folgt dann der „große" Dehmel. Das eine oder andere davon ist recht hübsch und passend wie z. B. „Radlers Seligkeit." Aber außer diversen groben erotischen Sachen sind die meisten Lieder doch furchtbar maniriert. Die beiden ersten Strophen vom „Wiegenlied für meinen Jungen" heißen z. B.:

Schlaf, mein Küken — Racker, schlafe!
Kuck: im Spiegel steh'n zwei Schafe,
Bläkt ein großes, mäkt ein kleines,
Und das kleine, das ist meines!
Bengel, Bengel, brülle nicht,
Du verdammter Strampelwicht!

Digitized by Google

Still, mein süßes Engelsfüllen:
Morgen schneet es Zuckerpillen,
Übermorgen blanke Dreier,
Nächste Woche gold'ne Eier,
Und der liebe Gott, der lacht,
Daß der ganze Himmel kracht.

Sowohl moralisch unbedenklich, wie von hohem poetischem Werte sind die Lieder Gustav Falkes. Noch besser sind die Beiträge von Arno Holz. Sie sind durchaus wertvoll. Zudem sind seine Lieder von allen „Chansons" — der Herausgeber hat bezeichnenderweise nicht einmal einen deutschen Namen für dieses echt französische Genre, das von den mittelalterlichen fabliaux herstammt, gefunden — die deutschesten. Deutsche Weichheit und Gemütstiefe herrscht bei ihm vor, nicht wälsche Frivolität.

Die besten Lieder im Sinne des französischen Variété hat unstreitig Wolzogen, der erste professionelle Brettldichter, beigesteuert. Das frivole, pikante, blödsinnig-witzige Milieu des Tingeltangels trifft er ausgezeichnet. Poetisch und ästhetisch aber halte ich diese Lieder für verloren.

Die leichte französische Frivolität in's Germanisch-Plumpere und Rohere übersetzt, das sind die Lieder Wedekind's. Etwas ästhetischer wirkt Schröder, und er hat echt humorvoll-blödsinnige Variétéstücke fertig gebracht. Ähnlich, etwas graziöser, tritt uns Finckh entgegen. Die Auswahl Liliencron'scher Lieder halte ich nicht für sehr glücklich. — Der Ausbund von poetischer Impotenz und kraftgenialischem Unsinn ist jedoch Herr Alfred Walter Heymel.

Man höre:

Kater.

Rumplumplumplum,
Rumplumplumplum,
Mir plumpt ein Backstein im Kopf herum,
Rumplum!
Au, au, au, au!
Verfluchtes Gehau,
Vertrakter Diskant
In der Schädelwand!
Es zieht und sägt,
Im Magen regt
Ein Kobold das Messer;
Und wird's nicht besser,
So schieß' ich mich tot.
Herr, sieh' meine Not!
Schnei' Heringssalat!
Will früh auch und spat

Digitized by Google

Dich loben alsdann
Als gläubiger Mann.
Rumplumplumplum —
Auauauau —
Rumplum.

Nach Bierbaum „entbehrt das wohl des Maßes der Schönheit" durchaus nicht. Wir wollen jedoch unseren Lesern auch Heymel's Schlußgedicht nicht vorenthalten:

Himmelhimmelsakra,
Das ist 'ne Schweinerei,
Nun hab' ich dreißig Hühner
Und keines legt ein Ei.
Himmelhimmelsakra,
Der Mai ist bald vorbei.
Er brachte mir kein Küßchen,
Nicht 'mal drei.
Himmelhimmelsakra,
Mein Lied ist schon vorbei,
Es ist zwar eitel Blödsinn,
Doch hat's der Verse drei.

Möge letztere Selbsterkenntnis bei Heymel ruhig weitergedeih'n. — Unsere Leser aber können sich jetzt ungefähr ein Urteil bilden, wie's in Zukunft mit dem Variété als „ästhetische Anstalt" bestellt sein wird.

L. v. Roth.

Digitized by Google

Romane und Novellen.

Buch der Toten. Von Laura Marholm. 1900. Verlag von Franz Kirchheim, Mainz.

Mit diesem Buche bietet uns Laura Marholm drei Erzählungen, Novellen, Skizzen, ich weiß nicht genau, unter welchem Namen man jedes dieses drei in sich geschlossenen Bildchen geben soll. „Aus Liebe," „die kleine Fanny," „Drei Mal" sind in sich geschlossen, ja, das zusammenhaltende Band der drei Skizzen ist die Person der Verfasserin, es sind Ausschnitte aus ihrem Leben, sie wird schließlich Hauptperson, Hauptperson in Beziehung zu Ereignissen, denen sie gegenüber trat, zu Personen, die das Leben auf ihren Pfad führte.

Ein Fräulein Shrieking sucht die Verfasserin in ihrem Landhaus in Schliersee auf. Sie will der bekannten Schriftstellerin ein Geständnis machen, verlangt freilich Gegengeständnisse, die ihr nicht gegeben werden können. Heimgekehrt schreibt die Erzieherin, schreibt ständig, einen Brief nach dem anderen, martert die Verfasserin mit ihrer „Liebe," mit ihrem Besuch, mit Übersendung von nicht unbedenklichen „Heilmitteln" und verschwindet schließlich, das der Inhalt des ersten Stückes vom „Buch der Toten".

Die „Cousinengeschichte", wie sie die Verfasserin selber nennt, erzählt, wie Laura Marholm mit ihrer Cousine als Kinder einen fröhlichen Sommer zusammen am Strande der Ostsee zugebracht haben, wie sie getrennt wurden, als Mädchen sich wieder trafen, wie sie berühmt wurde, die kleine Fanny, in die grande monde von Riga eingeführt ward, wie die Cousine nach einem Mißerfolg schließlich doch zu einem Manne kam, sie selbst aber die Gattin Hanssions wurde, wie die kleine Fanny lebte, einige kurze glückliche Jahre lebte und starb, so die Cousinengeschichte des „Buches der Toten". — Und dann, drei Mal kam Laura Marholm mit ihrem Gatten in dessen Heimat, nach Schweden, und jedesmal, drei Mal, starb jemand in ihrer Nähe, der Bruder ihres Gatten, ein Onkel, ein Knecht und bald nach der Heimkehr Mutter und Schwiegermutter, das erzählt „Drei Mal" des „Buches der Toten".

Man sieht auch hier wieder, Laura Marholm ist eine Dame von Geist. Ihr Talent, Stimmungsbilder zu geben, ist evident, sie beobachtet fein, ihre Wiedergabe ist überzeugend, Striche, wie tieferliegende Nuancen der Natur, eines Charakters zu zeichnen, sind oft auf's glücklichste geführt, ihr Konversationston ist klar und straff, ohne der Grazie zu ermangeln — gute Eigenschaften, die öfters hervortreten, die einem öfters zur Empfindung kommen — Eigenschaften, die sie mit der größeren Anzahl unserer Modernen gemein hat.

Das Sujet ihrer drei Skizzen ist in der Hauptsache ihr eigenes Ich auf verschiedenem Hintergrund. Daß sie das Bedürfnis fühlt, auch hier wieder „Einiges

Digitized by Google

aus ihrem Leben" zu erzählen, deshalb ist sie schließlich nicht zu tadeln, aber der Hintergrund .... Er ist ja nicht sehr interessant zunächst, aber leider ist dies nicht der einzige Vorwurf. Dies Fräulein Shrieking der ersten Skizze ist als Charakter im Ganzen unklar, unmotiviert, dunkel. Sie soll ja eine „problematische Natur" sein, wie oft wird aber das Problematische durch äußere Effektstückchen zu erreichen gesucht. Was sollen diese merkwürdigen Arzneimittel, was sollen die Beobachtungen, daß dies Fräulein Shrieking bei ihrem zweiten Besuch auf einmal nicht dieselbe Person ist, was will dies Bild des Kardinals, was wollen die Bemerkungen über gewisse Beziehungen des Fräuleins zum Verfasser des Buches „Dulcamara", zu „Mann und Weib", was sollen — kurz Fragezeichen, Fragezeichen ohne Ende. Dies Heraufführen von künstlichem Nebel — à tout prix — ist unkünstlerisch, ist unwürdig, zeugt von einer gewissen ästhetischen Impotenz — wie oft ist dies schon gesagt worden! — Besser ist die Cousinengeschichte, ja eine Cousinengeschichte, brav, nett, wie Tausend andere, schlecht und gerecht. Gut, daß Laura Marholm nichts anderes geben wollte, dieser Zug von Bescheidenheit freut einen aufrichtig.

„Drei Mal" zeigt uns ihre Person, wie auch die vorhergehende Skizze, in aller Plastik, freilich nur diese, das Licht ist hier aber auch ganz unglücklich verteilt. Der Hintergrund, die Laura Marholm umgebenden Personen, bleiben im Dunkel, wieder herrscht der unangenehme Nebel, wieder häufen sich die Fragezeichen, wieder die Bemerkungen, wieder die Striche, mit denen wir auch nicht das geringste anzufangen vermögen; trotz verschiedener guter Ansätze, überall der Stempel des Halbfertigen, der Nachlässigkeit, des sorglosen, überhasteten Arbeitens. Das Spielen mit unmotivierten Lichteffekten, das Auftragen und Unterstreichen von Minderwertigem, dies Blutleerlassen, dies Übersehen von Motiven, Problemen, die Beachtung verdienen, dies Hereinziehen von Dingen und Personen, die außerhalb liegen und liegen sollten, ein Fallenlassen von Fäden, sogar Maschen, die zum Gewebe unbedingt gehören, — dies alles, schon früher Beobachtete, zeigt die dritte Skizze zum Überdruß maßlos. —

Und so ist ihr Stil, wohl individuell, und sogar bedeutend in vieler Beziehung; ihm fehlt aber die Zucht; der Geist wird zum Geistreicheln, der Glanz zum Effekthaschen, die Klarheit verzerrt sich in's Springende, Haschende, der Gedankengang verliert sich, das hors d'oeuvre regiert, macht sich breit. Sie schreit auf, wenn sie an ein Sandkorn stolpert, flüstert und lacht an unrechter Stelle; dieser Diktion, eine im Grunde schöne, interessante Frau, raubt dies nervöse Sichgehenlassen auch alles Anziehende. — Dies in künstlerischer Hinsicht; so gern wir es uns erspart hätten, wir müssen auch auf das Persönliche eingehen, das uns mit aller Gewalt pleine face zeigt.

Alternde Autoren werden ihrem eigenen Selbst gegenüber oft schwach, sehr schwach; sie freuen sich ihres bekannten Namens, spiegeln sich mit Wohlgefallen in den Wassern ihrer Bedeutung; ihre Person rückt mehr und mehr in den Vordergrund, sie fassen persönliche Beziehungen, ziehen sie an den Haaren herbei; sie nehmen Pose an, schauspielern mehr oder weniger, werfen dann einen Schleier falscher Bescheidenheit über, der alle Reize ihrer Person mehr ahnen lassen soll, als verhüllen will — Frau Laura Marholm-Hansson scheint auf dem Wege in dies Feld der alternden Autoren zu sein; wer schauen will, schaue: wetten möchte der Rezensent, daß fast jede Seite Laura Marholm erzählt, erzählt, daß sie — schwach wird.

En somme, der Wert des „Buches der Toten" ist literarisch weniger als mittelmäßig, biographisch bedeutend.

F. Como.

Digitized by Google

Marianne Fiedler und andere Novellen von M. Herbert, Köln, Bachem. Preis Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.*)

Es hat immer seinen Vorteil, wenn man ohne jedes vorher gebildete Urteil an etwas herantritt, und dieser Umstand macht mir das Bekenntnis leicht, daß mir M. Herbert vor der Lektüre der vorliegenden drei Novellen so gut wie unbekannt war; weshalb, was ich hier sage, sich nur auf die Beurteilung dieser drei Erzählungen gründet. Und das genügt auch; es genügt den Eindruck, welchen mir die vergessene Lektüre Herberts in meiner Jugendzeit machte, wieder wachzurufen, dieses klare, einfache Geschehen, das frische, liebenswürdige Empfinden, diese naive, weibliche Natürlichkeit, die nicht über sich hinauskommt. Welch' einfache Wahrheit liegt in den Worten Mariannens: „Ja, Sie waren sehr hochmütig, aber da Sie es sagen, sind Sie es ja nicht mehr," welch' entzückende, kleine Herzlichkeit in den Worten der armen Frau, die in der Kirche nur sagen kann: „Lieber Gott, ich bin da." Herbert ist sich dessen wohlbewußt und überträgt es darum leider oft auf Fälle, wo es nicht hinpaßt. Muß man nicht unwillkürlich an die kinderliebende Dame denken, wenn beständig von „süßer Bengel," „herziger Junge" die Rede ist, wenn die Kinder mit einer offenbaren Liebe für das äußere gesunde, runde, weiche und zarte Aussehen behandelt werden, wenn sie für Männergestalten überhaupt nur einige äußere Bewegungsmotive im Verkehre mit Damen zur Charakterisierung hat, wenn es überhaupt unangenehm auf uns wirkt, sobald sie charakterisieren will, während wir sofort unwillkürlich alles verzeihen, sobald sie zu ihrer lieben Einfachheit zurückkehrt. Wir können darum die drei Novellen mit gutem Gewissen denen empfehlen, die Herbert in ihren besseren Leistungen kennen: sie sind auch alle drei „katholisch" und jedesmal „kriegen sie sich," so daß der gute Leser nicht den Verdruß haben wird, die Bitterkeit eines großen Schicksals zu empfinden, was man ja auch von einer solchen Novelle nicht erwartet. Wer sich also damit einige angenehme Stunden bereiten kann, der genieße es ruhig und lasse sich nicht beirren, wenn wir im folgenden verschiedenes besprechen, als ob wir nicht wüßten, daß es M. Herbert nicht hätte anders machen können.

Man kann z. B. einen Aufsatz über einen bedeutenden Mann schreiben, indem man ihm ein Mäntelchen von lauter hübsch polierten Beiwörtern umhängt; und dann kann's einem allerdings auf einmal passieren, daß man die praktische Bethätigung des gesamten psychischen und physischen Lebensresultates dieses Mannes, den man so lobt, mit dem Namen eines gewissen fahrenden Ritters bezeichnet, weil man ihn in Wirklichkeit nicht versteht. Man kann aber auch jemand subjektiv gerecht werden, indem man in sein inneres Leben einzudringen sucht, und dann kommen die Worte von selbst; dabei kann es einem aber ebenfalls passieren, daß, wenn man die Sache objektiv nimmt, einem das meiste zwischen den Fingern durchrinnt. Gehen wir also mit aller Gewissenhaftigkeit etwas näher auf das vorliegende ein.

Die erste Novelle heißt Marianne. Diese — ein junges Mädchen (fast in den 30ern) — rettet bei ihrem alten Papa einen Verkommenen, den ein junger Mann (wohl ein 40er?) mit laxen Ansichten wieder zur Verzweiflung bringt. Der Arme erschießt sich, der junge Mann erkennt in dem hohen sittlichen Einfluß, den das edle Weib auch auf den Geringsten ausübt, Mariannens überlegenen Wert und — sie verloben sich.

Die zweite Novelle heißt Eva. Diese kränkelt, weil sie ihr Geliebter, als sie ihr Vermögen verlor, verlassen hatte; ihre sie schützende Freundin erbt — stellt die Kaution

*) Wir identifizieren uns nicht in allem mit den Ausführungen unseres Mitarbeiters und kommen auf die Sache nochmals zurück. (Anm. d. R.)

Digitized by Google

— und da der prinzipienstrenge Mann sie auf die Kunde von ihrer Erkrankung gerade besuchen wollte — verloben sie sich.

Die dritte Novelle heißt Leben und Liebe. Zwei Verlobte lieben (da sie das Geld hat und er den Namen), sie nimmt eine Künstlerin in's Haus, um es einzurichten, befreundet sich mit ihr, wird eifersüchtig auf sie, die Verlobung geht zurück, und die arme, kränkliche Margot (so heißt die Künstlerin) stirbt aus Kummer darüber hin und benutzt dabei ihren Tod, um eine Verständigung der Getrennten zuwege zu bringen, und — sie werden sich wieder verloben.

Die erste Novelle ist die beste, die zweite weniger gut und die dritte — abscheulich, nach meinem Geschmack. Marianne ist die am besten gelungene, höchst sympathische Gestalt, an der uns alle guten Eigenschaften Herberts erfreuen. Unwillkürlich verzeiht man daher, daß alle anderen Gestalten nur gesehen sind durch die Augen Mariannens und dargestellt in Bezug auf sie; diese Liebenswürdigkeit verdeckt die höchst naiven Mängel des Geschehens, der Darstellung, der „Charakterisierung" (von einer solchen kann man eigentlich gar nicht reden), und die oberflächliche Ungenauigkeit in Vorstellung und Ausdruck, womit eine gewisse Vorliebe für Berliner Phrasen Hand in Hand geht. Die gute Marianne! Sie ist „eine kritische Person," hält ihrem guten alten Papa sehr imponierende (für den guten Leser natürlich!) Standreden, so daß dieser, ein Dichter der guten, alten (?) Schule, im Bewußtsein seiner Inferiorität dem Fräulein Tochter gegenüber „weinerlich" auf dem Papier herumkratzt (was übrigens auch anderen Leuten passieren kann); sie ist ferner schier dreißig Jahre alt und hat, obwohl sie seitlebens in dem ruhigen Häuschen der dicken Mama und des guten Papa Fiedler, die (wohl wegen dieser Eigenschaften?) „harmonische Menschen" sind, in Frieden gelebt hat, schon „zu viel Trauriges erlebt." Nur schade, daß der Leser von dem „zu viel" auch rein gar nichts miterlebt und sich beständig vergeblich fragt: was denn? Das hindert sie aber alles nicht, auch einmal gelegentlich (nämlich um dem Leser zu zeigen wie „reizend" sie sein kann) durch das Haus zu rennen und dabei naive Backfischlieder zu singen, wie z. B.:

„Hänschen saß im Schornstein (Genuß!!)
Und flickte seine Schuh,
Da kam ein wack'res Mädchen
Und sah ihm fleißig zu.
Sag', Hänschen, willst du freien,
So freie du nur mich!
Ich hab' nen blanken Dreier,
Der schickt für mich und dich."

Welch' reizende Idylle! Sie kommt wohl vom alten Papa Fiedler? Schade, daß es Mama Fiedler nicht mehr hören konnte; sie hätte vielleicht Verständnis gehabt, daß das „zu viele erlebte Traurige" wohl darin besteht, eine ganze Dekade auf das „freien wollende Hänschen" warten zu müssen; — aber sie war ja gestorben, „die frische, frohe, dicke Mama" und so „gab es Marianne jedesmal einen Ruck (??), wenn sie daran dachte" — was sie bei ihr für Verständnis gefunden hätte? Deswegen waren auch die Menschen in dem reizenden Dichterheim, worin es „doch" anheimelnd war, obwohl „nichts recht zusammenpaßte," (ei, ei), nicht mehr „so ganz harmonische" Menschen; zwar hat's uns Herbert soeben versichert, beeilt sich aber mit der Miene einer überhasteten Schwätzerin, es im folgenden Satze zu restringieren: was thut man nicht alles wegen eines „guten" glatten Überganges, wenn man verschwommene Gedanken und Vorstellungen hat, und außerdem: wie kann denn eine gute Tochter noch „harmonisch" sein, wenn die Mama, die Unverwüstliche (!) gestorben ist, wenn, o Jammer, die Schwester, — Zitta, „die Künstlernatur „(Natur)," die Sängerin, die „Schönheit der Familie" — auch — „nicht mehr da" ist, und man nun nicht mehr gelegentlich mit ihr renom-

Digitized by Google

mieren kann! Harmonisch! Herbert hat sich wohl ein Sammelheft angelegt für „geeignete," „effektvolle," „verwendbare" „Worte," die sie irgendwie mal aufschnappt, sonst könnte sie nicht so oft ein so greulich empörendes Zeug schreiben, sonst könnte sie nicht mit ganzen Dutzenden von hohlheulenden Feuilleton-Schlagwörtern wie unsinnig um sich werfen, und das alles mit einer weiblichen Naivität, die einen ratlos oder rasend machen kann. Oft, sage ich, denn das ist kein Ausnahmefall; die Sache wird noch viel schöner, wenn sie anfängt zu reflektieren und zu philosophieren, wenn sie den Mann von Welt, den Denker, den Künstler darstellen will, — auch, wenn sie Landschaften so beschreibt, daß die einzelnen Züge absolut nicht zusammenpassen, und wenn sie, durchaus unfähig das Werden zu geben, den Zusammenhang zwischen Charakter und Geschehen, den deus ex machina skrupellos spielen läßt, — immer sündigt sie auf ihre guten Eigenschaften, und immer sehen ihre enragierten Verehrer blindlings nur diese. —

Als Muth seiner Zeit einige Worte noch viel zu milder Kritik aussprach, fielen gewisse Vertreter klettenartig zusammenhängender Kliquen, die ihn oft nur vom Hörensagen kannten, wütend über ihn her. Ihr Argument: Herbert ist mit der Brackel die bedeutendste katholische Dichterin, **also** dürfen wir sie nicht tadeln; — das ist sie freilich; wer sich darüber freuen kann, der thue es! —

Welch' eine lohnende und lockende Aufgabe wäre es für eine Künstlerin gewesen, diese beiden Töchter einer Mutter und eines Vaters zu zeichnen mit einer Verschiedenheit der Anlagen, die doch den gemeinsamen Zug erkennen ließe, die sich dann ausbilden nach entgegengesetzter Richtung bei der tiefen, stillen, reinen Marianne in ihrem häuslichen Wirkungskreise und bei der Weltdame Zitta (wohl ein Tiroler Bauernname?), der Theatersängerin, die den Wüstling heiratet (aus welchem Grund?), der sich zu Grunde richtet, und durch seine Ausschweifungen erschöpft, bei ihrer Schwester ein rettendes Heim findet, von der Gattin mit rachsüchtigem Hohn in seine Hilflosigkeit zurückgestoßen. Ihr Sohn Phips (gewöhnlich nennt man Hunde so) spielt in Wirklichkeit das fünfte Rad am Wagen, muß aber bei Herbert herhalten zu allerhand rührenden Stückchen, als Stimmungshintergrundmacher, oder er tritt verbindend in die Handlung ein, wenn alle möglichen anderen „Mittel" nicht mehr funktionieren wollen. Wozu kommt denn auf einmal Zitta, die angeblich in St. Petersburg sich gerade von einem Großfürsten (Großfürsten!) „wundervolle Steine, Brillanten" (ah —) schenken läßt, (so!) „die strahlen wie lauter Sonnen, wenn das elektrische Licht d'rauf fällt" (ei, ei!) (Notabene: das erzählt die Marianne dem Phips; sie scheint doch nicht so ganz ohne Eitelkeit zu sein, da sie ihm sonst nichts von seiner fernen Mutter zu sagen weiß) in das stille Haus hereingeschneit, wo gerade eben auch (wunderbarer Zufall!) der „moderne" Schriftsteller und Dichter Ralph Petersen (schöner Name!) den guten alten Dichterpapa und Schriftsteller Fiedler (solider Name!) besucht, angeblich aus bloßer geistiger Wahlverwandtschaft, in Wirklichkeit aber, weil von diesen charakterfesten Männern einer dem anderen nach Art der elendesten literarischen Stänker Lobhudeleien schmiert, denn jener mußte doch auf dieselbe Weise dankbar sein wie der „gute" Papa Fiedler notwendig gegen sein Gewissen die „kecken, frechen, gewagten und äußerst talentvollen" Furoreromane, welche der junge Arzt (ei, wohl physische Schmutz-Dekadenz-Romane, ein Lombroso- und D'Annunzio-Ragout? Oder mußte der junge Mann Arzt sein, um hernach dem Selbstmörder Löwen (so heißt der Wüstling) dessen Tod er verschuldet, einen Verband anlegen zu können?) geschrieben, gelobt hatte, — wo also dieser dem Fiedler einen Eindruck schindenden Hoch-

Digitized by Google

achtungsbesuch macht? Aber Herbert braucht die Zitta; ein ahnungsvolles Zittern überläuft den kundigen Leser bei dem avisoartigen Vorschieben der Rührszene, wo der kleine Phips das Bild der „schönen" (in einem Abschnitte von zehn Zeilen wird dreimal versichert, daß sie wirklich schön war!) — also der schönen Mama küßt; sie braucht die Zitta vor allem, um ihre eigenen Kenntnisse der Verhältnisse des „großen" Lebens, (z. B. in St. Petersburg!) bewundern zu lassen, um ihre Toilettenkenntnisse und Boudoirgeheimnisse wirken zu lassen vermittels „spitzenberieselter" Morgenkleider grünsamt- und orangegelber Seide-Toiletten, schwarzer Crêpehüllen, künstlicher Haarfarben, Parfüms, Nippsachen, aplombvoller Blicke in den Spiegel, die mit ebenso theatralischer Wichtigkeitsgebärde beschrieben werden, — kurz alles, was ein unbedeutendes Weib interessieren kann, und wo nichts dahinter steckt. Sie braucht sie, um sie erst sich beklagen zu lassen, daß sie „noch an der Kette liege," daß sie noch nicht „frei sei" von ihrem kranken Mann, um einen „Großkaufmann": „Millionär," (ah) „feingebildet" (so!) „musikalisch" (o weh!), den sie durch ihre Koketterie gekapert hat, heiraten zu können, — und um zehn Seiten später dem Leser ganz ernst zu versichern, daß dieselbe Zitta nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes, am Ziele stehend, als sie sofort abreiste und dabei überlegte, mit welchen Toiletten sie ihren „gebildeten" Bankier-Millionär wohl am besten wieder kapere, — „sehr schmerzlich bewegt" war. Wohl deswegen, weil sie noch nicht sofort bei ihrem „Großkaufmann" (das Wort hat hier einen ganz eigenartigen Geruch!) sein konnte? Oder weil diese sehr „schmerzliche" Bewegtheit, — von der Herbert merkwürdige Begriffe zu haben scheint, nun einmal so Mode ist? Oder weil ohne diese einfältige Phrase, sich die Sache zu gemein ausgenommen hätte? Kein Grund, das ist auch ohnedies der Fall, Dank der Wickelkinderpsychologie Herberts, die in ihrer verzerrenden Unwahrheit z. B. in der dritten Novelle, wo sie praktisch, einfach und wahr sein will, am abstoßendsten wirkt. — Aber wir sind noch nicht fertig mit Zitta. Sie braucht Zitta, um sie Petersen gegenüber als Folie zur Marianne auszuschlachten. Denn dieser Petersen ist ein Weltmann ganz merkwürdiger Art; er hat „mitreißende Tiefe," ist aber doch ein Mann der hohlen „Phrase"; er gehört zwar zu „den" „gesunden Naturen („Naturen"), „die" stets danach ringen, ein begangenes Unrecht nach Kräften wieder gut zu machen," hat aber trotzdem eine von „Natur" (?) „so leichtlebige" Seele (??); er hat „ein großes, edles Verstehen und Können" der Kunst, ist aber doch elf Zeilen weiter unten bei derselben Marianne, die eben diesen Ausdruck gebraucht, ein „Phrasenheld;" er „entgegnet" zwar eben hochmütig auf eine Aufforderung Mariannens, er sei über seine „Zu- und Abneigungen wenig Herr," versichert aber gleich mit „huldigendem" und „ergebenem" Blick, er wisse „wann" er „verehren muß;" er ist ein „Herrenmensch" wie mit naiv unwissendem Entsetzen versichert wird; er hat auch „Ideen," z. B. die, eine Wohnung zu mieten; — kurz dieser eigenartige Herr, den in die Welt zu setzen sich jeder andere Schriftsteller fürchterlich geschämt hätte, der soll doch die Marianne heiraten, und man mußte ihm infolgedessen durch eine mit Kunst und Spucke in's Werk gesetzte Abneigung gegen Zitta die Nase auf Mariannens Vorzüge stoßen. Vermöge der wunderbaren Amphibien- oder Doppelnatur dieses Herrn kann ihn Herbert einmal mit diesen Eigenschaften vor Zitta auffahren lassen, einmal mit jenen vor Mariannen, gelegentlich auch eine pikante Mischung veranstalten und als geschickte Taschenspielerin am Schluß das „Richtige" mit „voll" Thränen „stehenden" Augen ganz rührend herauskommen lassen. Alles „ohne Kulissen" selbstverständlich; denn wer nicht weiß, was Kulissen sind, weiß auch nicht, was ein Theater ist und was Strohpuppen sind,

Digitized by Google

Puppen, welche die Augen auf und zumachen, je nachdem man sie stellt oder legt, und mit denen Herbert (in ihrer Jugend natürlich!) viel gespielt zu haben scheint. — Aber immer noch nicht genug; das arme Schlachtopfer Zitta muß auch durch seine Koketterie mit diesem Petersen (zu welchem Zwecke sie sich jedesmal in große Toilette steckt) dazu dienen, den armen Halbidioten Löwen durch Eifersucht (!) und außerdem durch unfreundliches Benehmen vollends zur Verzweiflung zu bringen, nachdem es der Gast schon zur Hälfte besorgt hat, so daß es schließlich zulangt, ihn erst auf diesen Herren eine Fehlkugel, (er muß ja noch heiraten!) dann auf sich selbst eine Trefffkugel schießen zu lassen, daß er nun nach gethaner Schuldigkeit aus dem Wege ist und die beiden jungen Leutchen in der traurig rührenden Weinsaucenstimmung sich um den Hals fallen können.

Der Leser wird uns nun glauben, wenn wir uns anheischisch machen, der sonst ja achtungswerten Schriftstellerin, die sich nicht mehr anstrengen zu müssen glaubt, auf jeder Seite dieses Buches mindestens eine Oberflächlichkeit nachzuweisen. Dürfen wir vielleicht nebenbei bemerkt so gutmütig sein, es unter dies Kapitel zu rechnen, wenn z. B. in der Novelle Eva der Genuß des literaturkundigen Lesers auf's angenehmste erhöht wird, wenn er S. 96 die Ruhbank aus Mörike's Gedicht „Auf der Wanderung" (Ged. Leipzig, Göschen XIII. Aufl. p. 408) geschickt in eine „Holzbank mit hoher Lehne" verwandelt sieht, wenn er sieht wie dichterische Phantasiefülle drängte, die „ungeübte Hand" zu einer „ungeschickten" zu machen und ihr die Bezeichnung „Bauernhand" zu geben (es gibt ja auch heutzutage so viele schreib„geschickte" Bauernhände,) statt der doch ohne Zweifel vageren Vermutung Mörike's, es möchte ein Hirt oder Wandersmann gewesen sein. Was aber den angeschriebenen Reim selbst betrifft, der in ähnlicher Weise höchst anmutig und geistreich differiert, so wäre es für unser zartes Gewissen zu viel zu bestreiten, daß derselbe irgendwo an- und abgeschrieben sein kann.

Wir sind sicher zu jener Gutmütigkeit berechtigt: sind wir doch der Verfasserin noch zum Dank verpflichtet für ihre gedankenschweren Verse, in denen sie die Unselbstständigkeit der deutschen Moderne beklagt. Gewiß, M. Herbert selbst ist auch, wie sie bewiesen, der Vergangenheit gegenüber selbstständig. Wir glauben also, daß die wenig tiefe Art, wie sie ihr Motiv anklingen läßt, nicht dem Bedürfnis von Mörike abzuweichen entsprungen ist. Auch das ist eine Salopperei, wie die berührten Oberflächlichkeiten alle, und es genüge deshalb das Gesagte, uns von der Fortsetzung der angenehmen Arbeit zu entbinden; denn diese Novelle ist die beste, die zweite ist weniger gut, und die dritte — — hm.

Gießen. R. Sues.

Lyrik.

Roter Mohn und andere Erzählungen in Versen von Paula Gräfin Coudenhove. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1901. 155 S.

Es gibt viele Leute, die von vorn herein eine Aversion gegen versifizierte Novellen besitzen. Sie behaupten, das sei weder Vogel noch Maus, weder Gedicht noch Novelle, sondern ein Konglomorat von beiden, das nicht viel tauge. An dieser Ansicht ist etwas Wahres, aber sie ist nicht immer und durchaus richtig. Will man einen Novellenstoff objektiv verarbeiten, unter gänzlicher Unterdrückung unserer eigenen Persönlichkeit ein lebenswahres, wirklichkeitsgetreues künstlerisches Lebensbild geben, so wird man unbedingt die Prosa wählen müssen. Die Prosa ist vorzugsweise die Dichtungsart der Objektivität; die Poesie, vor allem die Lyrik, diejenige der Subjektivität. Deshalb kann man den Gedanken der Verfasserin, ihre sechs Novellensujets in

Digitized by Google

Versen auszuführen, wohl einen glücklichen nennen. Dadurch, daß die Dichterin ihren „Erzählungen" so viel edle Weiblichkeit, so viel warmes, natürliches Empfinden mitgab, näherte sie dieselben ungemein dem Lyrismus. Die Verse sind durchweg flüssig, und — was wir der Gräfin zum besonderen bene anrechnen — die Dichterin hat es verstanden, für die verschiedensten Situationen und Stimmungen, den jeweils entsprechenden poetischen Ausdruck, das passende Versmaß zu finden. Manche unserer Epiker, die gern von Anfang bis zu Ende das gleiche Versmaß herumterleiern, könnten sich daran ein Beispiel nehmen. Man merkt dem ganzen Büchlein das ernste Streben an, für brauchbare Stoffe und gute poetische Gedanken und Gefühle einen adäquaten und künstlerischen Ausdruck zu finden, ein Streben, in welchem die Kritik der begabten Verfasserin nur weiteren Erfolg wünschen kann. Die häufig eingewebten reinen Lyrismen lassen vermuten, daß wir uns viel versprechen dürfen, wenn die Dichterin uns einmal einen Strauß unvermischter Lyrik bescheert.

A. Lohr.

„Von uns." Lyrische Monatsschrift, herausgegeben von Eduard Diener, A. Eckert, A. Heßlein, G. Geyer, Dresden, Pierson. Preis jährlich 6 Mark.

Ich habe mich lange gefragt nach dem Zwecke dieser Zeitschrift. Ich hatte Talente erwartet, junge, sprühende Talente — keine Genies, denn der Glaube an Genies ist eine contradictio in adjecto in unserem sausenden, sich überstürzenden Zeitalter der halben Töne und verworrenen Farben. Auf eine jugendfrische Erhebung idealgesinnter Geister hatte ich gehofft; auf etwas, was da durch die Nerven geht, was hart und metallisch klingt, was die Schauer der Begeisterung in die Seele wirft. Und ich habe vier Neutöner getroffen, wie wir sie an jeder Straßenecke finden können; Zwerggestrüpp in den Höhen des Parnaß, Hemmschuhe an der literarischen Entwickelung unserer Tage. Ein Werk — nicht gut und nicht schlecht, und darum schlechter als schlecht, weil es Unheil stiften kann und den Freibrief dazu in den Händen hat. Alte Töne und Weisen — nicht einmal modern noch, und das ist doch das wenigste, was man an Antiquariat erwarten darf. Es ist ein Aufringen überall, in allen Gedichten; aber die Reinheit der Ideen scheitert an den Zusammenbrüchen halben Gelingens. Das Werk ist Null, es ist schlechter als Null, weil es eine Handhabe werden kann zur Propaganda für eine Literatur, deren letzter Zweck die völlige literarische Verbildung und Verrohung des Volkes ist. Nebenbei liegt ein Hinweis auf den Geldbeutel der vier Herausgeber nahe; das in Oktavformat gehaltene sechszehnseitige Heft mit 10—11 vier- bis siebenstrophigen Gedichten bewertet sich mit 50 Pfennigen. — Eben kommt mir die Nachricht, daß der eine der Herausgeber, G. Geyer, vom Nürnberger Stadtmagistrat den Schillerpreis für eine Gedichtsammlung erhalten hat. Ich nehme keinen Anlaß, deswegen mein Urteil zu ändern. Der Nürnberger Magistrat wird den Traditionen seiner Ahnen, vor allem seines großen Schusters Hans Sachs, treu geblieben sein. Damit ist noch nicht gesagt, daß Sachs ein Stern am Himmel unserer Poesie ist, und unsere vier Sänger werden gut thun, die alten, ausgetrotteten Bahnen eines solchen Vorbildes zu verlassen, wenn sie nicht auch einst als ein solch' zweifelhaftes Nachtlicht am Himmel unserer Literatur hängen wollen.

Lorenz Krapp.

Digitized by Google

Mundartliches.

Wildrups Hoff von Dr. Augustin Wibbelt. Eine Erzählung in münsterländischer Mundart. Essen 1900. Fredebeul und Koenen.

Schon die köstlichen Erzählungen in münsterländischer Mundart, die Wibbelt im Jahre 1898 bei Seiling in Münster unter dem Gesamttitel „Drücke-Möhne" erscheinen ließ, offenbarten ein hervorragendes Erzählertalent. Im vorliegenden Werke finden wir alle Erwartungen, die wir in Wibbelt setzten, vollauf bestätigt. Wer so das Leben des Volkes belauscht hat, sein Denken und Fühlen, seinen Haß und seine Liebe kennt, wer dabei „im Wiedererzählen ein Meister ist," wie der Autor mit berechtigtem Stolze von sich sagt, der wirkt auf den Leser mit hinreißendem Zauber. Zu alledem gesellt sich ein wahrhaft goldener Humor, jener echte Humor, der uns aus Reuters Werken entgegenlacht, der den Sinn erheitert und das Gemüt erwärmt. Charakteristik der Personen, Erfindung und Ausmalung der Situationen sind von unwiderstehlicher Komik, und doch predigt Wibbelt tiefernste Wahrheiten und versteht es, uns buchstäblich bis zu Thränen zu rühren. Fürwahr! Bei ihm ist das Wort vom Humor, der unter Thränen lacht, keine Phrase. — Nur eins möge sich dieser Dichter, der zu den besten Hoffnungen berechtigt, sagen lassen: Tendenz ist der Feind jeder Kunst, und wer die Höhen künstlerischer Vollendung erreichen will, möge sich hüten vor ihr. Tendenziös aber ist Wibbelt, wenn er seine Abneigung gegen den lutherischen Glauben zu sehr durchblicken läßt, indem er den „luttersken Kerl", der mit Wildrups Mariechen durchbrennt, so schlecht macht. Allerdings spielt die Geschichte im exclusiv-katholischen Münsterlande, und die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses bedingt eine ganz naturgemäße Verschärfung des Konflikts. Damit ist's aber auch genug. Den „Luttersken" mit so schwarzen Schatten zu zeichnen, ist unnötig und unkünstlerisch. Der Dichter ist weder Staatsanwalt noch Advokat. Er ist der Richter, der vorurteilslos über den Parteien steht und unerbittlich und unbestechlich, unberührt von innern und äußern Einflüssen, einzig von dem Bestreben geleitet wird, der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. — Abgesehen von diesem Mangel, ist „Wildrups Hoff" ein Buch, das man in seiner Bücherei getrost neben Fritz Reuters Werke stellen darf. Der Mecklenburger braucht sich der Gesellschaft des Westfalen nicht zu schämen.

Die Illustrationen von Müller-Maßdorf sind — nach meinem laienhaften Urteil — sehr schön und des Buches würdig.

Ostheim b. Kalk.

Gerhard Hennes.

Varia.

Winter. Gedanken und Stimmungsbilder von Henry D. Thoreau. Den nachgelassenen Werken Thoreau's entnommen und in's Deutsche übersetzt von Emma Emmerich. München, Verlag Concord. 288 S. Eleg. geb. 6 Mk.

Wer sich an des gleichen Verfassers „Walden" schon erlabt hat, dem brauche ich die vorliegende Darbietung nicht mehr eigens zu empfehlen. Für die anderen aber sei bemerkt, daß „Winter" kein Buch ist für's große Publikum, sondern für geistig-vornehme Menschen. Da findet sich nichts Gedankenloses, Lappalienhaftes, liebe Gefühle Unterhaltendes; ein großer, ernster Zug, der an die Seele und das Mitfühlen des Lesers sich wendet, durchzieht das ganze Werk. Das äußere Arrangement ist die Tagebuchform. Fast jeden Tag den Winter über macht unser Dichterphilosoph seine

Digitized by Google

Bemerkungen über die Eindrücke, welche er von außen erhalten hat. Wie kein Zweiter erschließt er uns die Seele der Natur und läßt uns teilnehmen an ihrem innersten Weben. Er führt uns durch Schneegeflock und Winterstürmen, geleitet uns an den gefrorenen Fluß und in schneeige Waldnacht; den Ruf des Hähers hören wir durch den stillen Wintertag und das Hacken der Holzknechte. Nichts ist Thorau klein und unbedeutend, weil er nie beim Oberflächlichen stehen bleibt. Er schaut hinein ins Herz der Natur und ahnt im Erschaffenen das Unerschaffene, Ewige; das Leblose gewinnt ihm Leben, die ganze Natur wird seine Vertraute, er überträgt an sie seine Lust und seinen Schmerz; sie wird das Spiegelbild seines Innern und ihr ganzes Wesen setzt er in Beziehung zu sich selbst und seinen Brüdern. Und die Natur, die große, unermeßliche, bei allem Wandel immer gleiche, mit dem ewigen Lächeln läßt auch ihn alle Kleinheit von sich werfen, sein Herz wird groß und sein Blick weit. Ueberall beschäftigen ihn die ewigen Menschheitsfragen und mit anderem Blicke lernt er alles verstehen als die dumpfen Geschäftsmenschen in ihrer engen Klause. Einige Proben Thoreau'scher Gedankenspäne: „Was wir Wildheit nennen, ist eine andere Zivilisation als die unsere. Der Falke meidet den Farmer, aber er sucht die freundliche Zuflucht und Stütze der Tanne. Er läßt sich nicht herbei, im Scheunenhof herumzugehen, er liebt es über den Wolken zu schweben. Er macht in Schönheit seinen eigenen Weg, wo wir ihn gar zu gerne unserem Willen dienstbar machen möchten. So ist jedes hochragende Kunstwerk für die Masse der Menschen fremd und wild, wie das Genie selbst. Kein Falke, der hoch in den Lüften schwebt und unseren Hühnerhof beraubt, ist milder als das Genie und keiner mehr verfolgt oder über Verfolgungen erhabener. Er wird niemals Hofdichter werden und rufen: „Paperl ist brav, Paperl möcht' Zucker." Oder wie treffend ist folgende Bemerkung: „Die Farbe, der Reichtum des Dichters ist so teuer, daß Viele sich auf Umrisse oder Bleistiftskizzen beschränken und — Männer der Wissenschaft werden."

Doch, ich kann da nicht anfangen mit Zitaten, wenn ich nicht gleich das halbe Werk zitieren will. Es findet sich zwar auch Spreu unter dem Waizen, aber vor allem doch eine Fülle der Geistesnahrung und Anregung für den denkenden, innerlichen Menschen. Die flüssige Uebersetzung läßt das Original nicht vermissen.

L. v. Roth.

Digitized by Google

Für die „intelligenten" Leser der „Literar. Warte"!

Mit der Bitte, nachstehendes Gedicht zur Freude der „intelligenten" Leser in der „L. Warte" abzudrucken, wurde uns dasselbe von einem Abonnenten, der Geistlicher in Amerika ist, zur Verfügung gestellt. Wir erfüllen hiemit diesen Wunsch, damit unsere „intelligenten" Leser nicht um ihre „Freude" betrogen werden.

Geheimnisvolles Flüstern.

(Der Natur abgelauscht.)

Obstgarten — Septemberluft — Abendrot—
Wohnsitz vor der Nas, — just ein paar
Schritt —
weiß angestrichen, genial weiß,
— schafgarbenweiß . . . .
Riesiger Fittich kräftiger Begeisterung
Arbeitsdurstig in die Höhe mich schob,
— gottvoll . . . .
Zwei Geister im Busen,
auf einem Ast wir sitzen;
auf einem Ast wir sitzen
rotbäckigen Apfelbaum's: —
Hemdlos der Vorderarm,
hemdlos der Brustkasten,
gürtelhaft um die Achsel
dickbäuchigen Sackbehälter,
rosenfingerig
wir pflücken die Frucht,
die geschwollene Frucht
schaffseliger All-Großmutter . . . .
— Feierabend-Gesäusel: —
Gradlinig unter uns,
auf einem Heustoß
wohlgenährt, breitspurig, feist,
blauräuchelnde Pfeif im Mund
— Mohrenkopf —
hockest, Frau Schwager, Du,
oh Nikotina, sattelfest! . . .
Abgründig — äpfelvoll schließlich —
ansprechend zum Ohrspitzen,
spitzmündig — kategorisch! wir flöten:
„He, ho! Nikotina!!"
Betroffenen Maules — pfeiflos —
Stracks echot's von unten auf
götterhaft, würdevoll-feierlich:
„Zum Teufel auch! was flötet'?
Was ist los in der Höh? . . .
Auwai, ich seh!
Ha, doppelten Geistes voll,
hökerst, Herr Schwager, Du
auf einem Ast — schachmatter Ast!
Hörst Du's? er kracht,
er leucht unter der Last . . .
Lieb' Schwager, gut' Nacht!"
„Süßes Kind, der Zeit nach Matrone!
wir wissen, wir hören den Krach,
— herzbrechender Krach . . . .
Ho, Nymphe, linden Erbarmens reich,
spitze Dein Ohr! na, hör' mal!!!
Aufgeschnellt,
mit der Flugkraft der Bremse
fliege, Zeigfinger nach schräg abgeschwenkt,
hex dort die Leiter her,
mannshohe Leiter,
zum fröhlichen Abstieg!"
— Begriffen: —
Es geht geflogen, es kommt geflogen,
's ist halb gelungen:
die Leiter wir greifen,
wir steigen zu Grunde,
der Tag ist unser!
Was wir asthoch geträumt:
eine, zwei, mag auch sein drei Sekunden —
nun ist's Ereignis!
— Unter dem Fuß wir tasten das Erdreich . . . .
In den Korb 'nein, Ihr, Kinderchen,
Sprößlinge rotbäckiger Apfelmutter,
sachte! —
Was die Rocktasche faßt,
Sack ein, Frau Schwager!
Rettender Engel, hab' Dank!

Digitized by Google

Schöne, stapf heim,
Du dorthin,
unsereins dahin, ja dahin! —
Feuchttrübes Abschiedsmoment: —
Rührende Nichtkußszene . . . .

Schlußakt:
Die Nacht kommt fesch angeritten . . .
— Nikotina im Rücken, —
Auf dem Kopf im Korb
lächelnde, schmunzelnde Herbstbrut,
heim wir gleiten kolossal hungrig
zum nächtlichen Eßtisch,
natürlich, von Eichen! . . .
Er ist gedeckt!
von rühriger Hand,
Feeenhand!

Finale:
Würzige Düfte ambrosischer Kochkunst —
— geflügelte Engelein —
durchschwirren den Raum, —
elysischer Raum! . .
Dampfend Geflügel
reizet zum Hinsitz,
stachelt zum Imbiß . . .
Messer, Gabel! ihr, liebe Finger!
in's Zeug euch legt!
stecht zu! haut drein! schont nicht!
Mästet die Geister,
segnet die Stunde! . . . . .

Tafelmusik-Schlußakkord:
„Eß-Trinkarbeit handfest gethan —
Geh schlafen! süß träume, Singschwan!
Delfinos.

Eingelaufene Bücher,

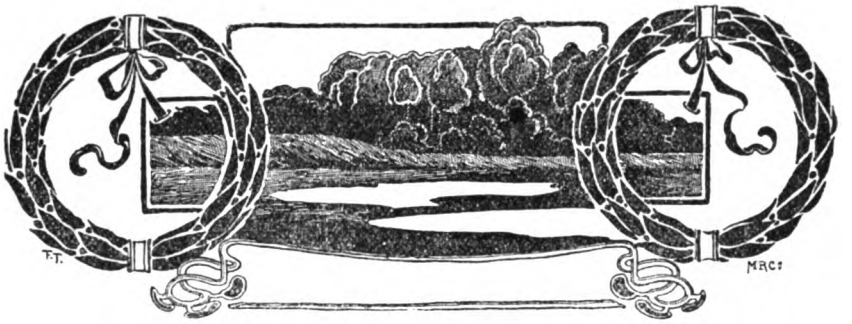
die sich zur Besprechung in der „L. W." nicht eignen.

1. **Betrachtender Kommentar zur Nachfolge Christi** des gottseligen Thomas von Kempen. Von A. Schmittdiel, Priester. Paderborn 1901. Druck und Verlag der Bonifazius-Druckerei. 1276 S. Preis brosch. 6 Mk.
2. **Die historische Wahrheit über Luthers Ausgang.** Dargestellt von Philalethes. Wien 1901. In Kommission bei H. Kirsch, I. Singerstr. Nr. 7. Selbstverlag des Verfassers. 177 S. Preis 2 Kr.
3. Die **„Apostolischen"** oder die **Irvingianer in Wien.** Konferenzreden des Pfarrers Dr. Jos. Deckert. Wien 1900. Verlag des „Sendboten des hl. Joseph", Wien XVIII., Weinhaus. Preis 60 H. 80 S.
4. **Ulrich von Huttens Leben und Wirken.** Historische Skizze von Dr. J. Deckert. Kommission bei H. Kirsch, I. Singerstr. 7. Preis 1 Kr. 80 S.

An unsere geschätzten Leser richten wir die ergebenste Bitte, an Bahnhöfen, Hôtels, Restaurants, Cafés, in Lesezimmern ꝛc. immer wieder die „Literarische Warte" zu verlangen oder zu empfehlen.

Herausgeber: A. Lohr und M. Pfeiffer in München. Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstr. 6. Verlag von Rudolf Abt in München. Druck von H. Mühlberger in Augsburg.

Digitized by Google



1901.

II. Jahrgang. Heft 6.

Ein Besuch bei Frederi Mistral.

Von Nikolaus Welter.

Viel ist bei Gelegenheit von Mistrals 70. Geburtstag in deutschen Blättern über den berühmten Provenzalen und sein Dichten geschrieben worden; mit den bekannten anderen Größen des Auslandes stand er für einige Zeit im Vordergrunde des literarischen Interesses. Die meisten Besprechungen beschränkten sich auf eine schwungvolle Würdigung des Dichters und deuteten das Außerordentliche seiner Persönlichkeit nur an. Nachstehende Zeilen sehen von einer Einführung in die Mistral'schen Dichtungen, von denen Mireio wenigstens als genügend bekannt vorausgesetzt werden darf, vollständig ab; sie wollen den Leser mit dem Menschen bekannt machen und ihm den großen Einsiedler von Maiano im ungezwungenen Verkehr schildern.

Ich gebe die einzelnen Thatsachen in der kunstlosen Folge, wie sie in das Tagebuch eingetragen worden, das ich mir für die kürzlich in Begleitung meines lieben Freundes und Kollegen Hrn. Prof. Dr. H. Ahnen aus Echternach nach der Provence unternommene Ferienreise angelegt hatte. [1])

[1]) Zu einer näheren Einführung in Mistrals Leben und Dichten verweise ich auf Nikolaus Welter: Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Marburg, Elwert, 1899.

Digitized by Google

Maiano.

An einem sonnigen Augustmorgen fuhren wir von Gravesón aus nach Mistrals Wohnort Maiano. Um die Eigenart der provenzalischen Landschaft ungehindert betrachten zu können, hatten wir neben dem Kutscher auf dem breiten Bocke Platz genommen. Doch wenig Erfreuliches bot sich unseren Blicken. Von dem Wonnegarten, der im Frühling und zu Sommersanfang blühend und duftend durch die Ebene wogt, waren nur noch kärgliche Spuren übrig geblieben. Breit, lang und weiß lief die Straße vor uns dahin, beschattet von prächtigen Platanen, deren gewaltsam gewundene Äste und breite Blätter von trübgrauem Staube bedeckt waren. Dann und wann drängte hochhalmiges Röhricht an den Weg heran, welk und bestaubt. Leer und bestaubt lag ein großer Teil der Flur; bestaubt kroch die Rebe durch die Ebene, bestaubt hoben krüppelichte Ölbäume ihre silbernen Wipfel in den Sommermorgen; bestaubt schoben sich turmhohe dichte Cypressenreihen, gleich zackiggeränderten Riesenmauern, quer über die Felder; nur die schwellende Kraft der rötlichen Traube, unter der sich die Reben bogen, gab einen letzten Beweis von der vielgerühmten Zeugungskraft der provenzalischen Erde. Über der staubverfüllten Natur aber wölbte sich ein zauberischer Tag. Die Sonne brannte noch nicht zu heiß, der Himmel erstrahlte im reinsten Glanz, und die Luft lockte das Auge mit der erquickenden Klarheit des Südens. Rechts hielt der Blick an der glutverbrannten Felsenkette der Alpinen mit den blauumdämmerten Gipfeln, links grüßte aus weiter Ferne der mächtige Mont-Ventour im rotschimmernden Lichte. Unerwartet schnell hatten wir Maiano erreicht. Der Ort liegt nämlich hinter einem fast undurchdringlichen Schutzwall von Platanen, Cypressen und Obstbäumen. Nur hie und da blinkte eine reine Wand durch das dunkle Laubwerk, und ehe wir es für möglich gehalten, setzte uns der Wagen auf dem geräumigen Platze mitten in Maiano ab.

Maiano ist ein Städtchen von ungefähr 1500 Einwohnern, dessen Name schon in früheren Jahrhunderten genannt wird. Des Dichters Wohnhaus liegt, unweit des Platzes, dicht an der Straße nach San-Roumié. Es ist ein einfacher, solider Bau, aus Hausteinen aufgeführt, und macht den Eindruck eines gesicherten ländlichen Wohlstandes. Um das Haus zieht sich ein mit Feigenbäumen und Ziersträuchern bepflanzter Garten; von dort aus erblickt das Auge die Ebene von Maiano bis zum Fuße der Alpinen, aus denen der „Löwe von Arles", ein riesiger Felsengipfel in der Gestalt eines ruhenden Löwen, in imposanter Ruhe herüberschaut. Über der nach Norden gewandten Eingangsthüre prangt, in Stein ausgemeißelt, Mistrals dichterisches Wappenschild: eine sonnenüberragte Grille mit der Inschrift: Lou Soulèu me fai canta, die Sonne läßt mich singen.

Gleich beim Betreten des Gartens sprang uns des Hauses bellender Wächter entgegen, der schwarze Pan-Pané, der Sohn und Nachfolger des berühmten Pan-Perdut; ihm folgte die treue Hausmagd. Von ihr erfuhr ich

Digitized by Google

die betrübende Neuigkeit, Pan-Perdut sei vor einigen Monaten gestorben, zum großen Leidwesen des Dichters, der an dem Hunde mit abergläubischer Zärtlichkeit hing, und des ganzen Hauses. Da ich der guten Alten mein pflichtschuldiges Beileid aussprach, schloß mich die Brave alsbald in ihr Herz und meldete dem Hausherrn gerührt den Besuch zweier Fremden, von denen der eine gleich nach dem armen Pan-Perdut gefragt habe.

Hoch und schlank trat uns Mistral entgegen, im leichten Hauskleid, ein graues Käppchen auf der mächtigen Stirne. Der Empfang war herzlich, und bald saßen wir ihm im geräumigen Arbeitszimmer gegenüber. Wie der Dichter, so hielt mich auch der Mensch alsbald in seinem Bann. Mistral ist durchaus eine bedeutende Erscheinung. Schon das Äußere verrät die Herrennatur. Das kecke, selbstbewußttrotzige, etwas theatralisch-herausfordernde Wesen, das er auf den Bildnissen der dreißiger Jahre zur Schau trägt, hat sich im Laufe der Zeit zu freundlicher Würde und heiterem Ernste gemildert. Marmorrein erglänzt die hohe, gedankenvolle Stirne; das nun ergraute Haar ist kräftig zurückgestrichen, die Haltung ist vornehm, das Geberdenspiel gemessen und edel; hell und äußerst sanft blickt das Auge, und um die feinen Lippen spielt während der Unterredung beständig ein vielsagendes, wohlthuendes Lächeln. Die Stimme ist äußerst musikalisch, und zu erzählen versteht der Dichter, daß es eine Herzenswonne ist, seinen Worten zu lauschen.

Und was erzählte er uns nicht alles in den einigen Stunden, die wir mit ihm verbrachten. Seine heißblütige, strebende, glückliche Jugend, die Freundschaft mit den treuen Dichtergenossen, besonders mit dem einzigen Alphonse Daudet, der Mirèiosieg, die Sommerszeit der Erfolge, die beschauliche Wehmut des Alters: das alles entzückte in melodiösem Wortfall unser Ohr. Besonders warm und beredt sprach er von seiner Jugend, wo er naiv, keck und thatenlustig die ersten Verse sang, nicht ahnend, daß er damit die Welt erobern sollte. „Der Ruhm, meinte er dabei in tiefster Überzeugung und ohne jeden Anflug von Pose, der Ruhm ist nichts, der läßt das Herz kalt. Jung sein, froh sein ist alles! O Sie Glückliche!“ Bitter aber klang seine Rede, als das Gespräch auf die Neuzeit und ihre bedeutenden Errungenschaften überlenkte. „Le progrès, c'est de la blague! Glücklich machen ist die Hauptsache! Was aber hat der Fortschritt meinen Maianern Gutes gebracht? Maschinen, künstlichen Dünger, Phrasen! Glücklicher sind wir dadurch nicht geworden! Und mit der zufriedenen Genügsamkeit unserer Väter ist auch die Poesie geschwunden; ich glaube nicht, daß ich heute noch eine Mirèio schreiben könnte. — Und wie viel Aufhebens macht man nicht von der Pariser Ausstellung, zu der ja auch Sie reisen wollen! Tenez! Anstatt nach Paris, gehe ich nach San-Roumié hinüber an den Fuß der beiden römischen Denkmäler, der herrlichen Antiken. Ich lasse mich auf einen Stein nieder, betrachte und verweile in stummer Bewunderung. Und kehre ich nach einigen Stunden heim, so fühle ich mich getrost und gehoben!“ Solche und ähnliche

Digitized by Google

Reden übten einen seltsamen Zauber auf mich aus. Ich kam mir auf einmal so fremd vor, ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte. Befand ich mich noch wirklich in dem radikalen Frankreich von 1900? War der Zeiger der Zeit nicht vielmehr um wenigstens 50 Jahre zurückgedreht worden? Und doch, was konnte ich dem grollenden Weisen vor mir entgegnen? Es paßte ja alles so ganz zu dem Manne, zu seiner Umgebung, seiner Erziehung, seinem innersten Wesen und dem Streben seines reichen Daseins. Er sprach nur seine heiligste Überzeugung aus, für die er nun ein halbes Jahrhundert lang in Vers und Wort und That eingetreten. Und ich freute mich darüber, daß ich ihn so und nicht anders gefunden, denn die wunderbare Einheit seiner Natur, die ich aus der Ferne nur geahnt, nun ward sie mir zur Gewißheit. Daher stimmte ich ihm gerne zu und betrachtete staunend diesen seltenen Mann, der so seltene Worte sprach, dabei, im vollen Bewußtsein der Wahrheit, mit zurückgeworfenem Haupte und verschränkten Armen auf seinem Stuhle lehnte, manchmal eine fürstlich vornehme Handbewegung durch die Luft beschrieb oder in ein prächtiges Lachen ausbrach. Gleich dem Mausoleum von San-Roumié stieg nun er selbst vor mir empor, hoch, wunderbar schlank, einsam, umschimmert vom Goldglanz der scheidenden Sonne, und auch ich fühlte mich getrost und gehoben.

In dankbarer Bewunderung folgte ich dann auch dem Meister, als er uns die Räume seines Dichterheimes erschloß. Das Innere seines Hauses ist ein kleines Museum, wo sich Mistral mit allem umgeben hat, das ihm im Leben und in der Kunst wert gewesen. Die eine Wand des Arbeitszimmers nimmt eine geräumige Bibliothek in Anspruch, in der sich auch deutsche Schriften zahlreich vorfinden. Die übrigen Wände sind mit Gemälden und Porträten geschmückt: Bildnisse des Dichters, Porträte seiner Freunde, Darstellungen aus seinen Dichtungen, Geschenke seiner Verehrer. Ähnliche Kunstgegenstände zieren den gegenüberliegenden Saal; besonders fällt hier das von Clement gemalte lebensgroße Porträt des Dichters auf: Mistral erstrahlt aus dem Rahmen, feurigschön wie Dionysos. Im Hintergrunde des Hausflurs, des Atriums, erhebt sich die lorbeerbegränzte Büste Lamartines; davor blühen frische Blumen, eine Spende der rührenden Dankbarkeit, die Mistral dem großen nordfranzösischen Poeten geweiht, der ihn zuerst in die Welt des Ruhmes eingeführt hat. Links von Lamartine steht die Büste Gounods, der Mirèio zu der bekannten Oper umgestaltete; rechts schimmert die in Herkulaneum aufgefundene Statue eines nackten anmutigen Knaben; nach den einen wäre es ein Hirtenjunge, der Verse skandiert, Mistral selbst erklärte ihn für einen sein Antlitz spiegelnden Narziß. Der Hausflur mündet in die geräumige Küche, deren Möbel und Geräte sämtlich im arelatischen Stile gehalten sind. An den hellgetünchten Wänden lehnen oder hängen Buffet, Backtrog, Brotschrank, Salz- und Mehlfäßchen, alle reich verziert und blankbeschlagen. Hübsche, provenzalische Stühle mit lyraförmig geschweifter Rücklehne, ein altes Tamburin,

Digitized by Google

über dem Fenster der Dreizack eines Comargohirten, neben und über dem Herde des Großvaters Flinte und ein wunderthätiges Kraut vervollständigen die Einrichtung dieses Raumes, der den Besucher so traulich anmutet. Diese ausführliche Schilderung aber setzte ich hieher, weil sie einen Beweis dafür liefert, wie sehr Mistral bestrebt ist, der Väter Gedächtnis bis in die kleinsten Einzelheiten hinein hochzuhalten und seinen Landsleuten ein Vorbild zu sein. Er zeigt sich auch hier als der Vertreter seiner Rasse, als das lebendige Symbol seiner Heimat.

Recht ungern brachen wir endlich auf, denn noch blieb uns ein langer Weg für den Tag übrig. Wir sollten unseren berühmten Wirt aber schon am folgenden Tage in Arles wiederfinden, wohin er uns beschied, um sein Muséon Arlaten in Augenschein zu nehmen.

Lou Mas Dóu Juge.

Neben der Straße von Maiano nach San-Roumié liegt im Schatten einiger Baumgruppen Lou Mas Dóu Juge, der Richterhof. Hier ward Frederi Mistral am 8. September 1830 geboren. Noch ganz erfüllt von dem Geschauten und Gehörten beschlossen wir die Stätte in Augenschein zu nehmen, wo in ländlicher Genügsamkeit und Stille die erhabene Größe reifte, deren Glanz wir eben bewundert hatten. Nach des Vaters Tode (1854) ging das Gut in die Hände des älteren Sohnes Theophile, des späteren Bürgermeisters von Maiano, über; damals zog der Dichter mit seiner Mutter nach Maiano, wo er bis 1876 ein schlichtes Bauernhaus bewohnte, dem gegenüber er sein heutiges Heim erbauen ließ. Jetzt wird der Hof von einer Pächtersfamilie bewirtschaftet, denn auch Herr Theophile Mistral ist vor einiger Zeit nach dem Städtchen übergesiedelt. Die braven Leute nahmen uns recht freundlich auf, und der Pächter begleitete uns auf einem Rundgange durch das Gehöft. Im Äußeren ist der Mas etwas herausgeputzt worden, die innere Anordnung aber ist ganz unverändert geblieben, und so ward es mir nicht schwer, mich in die Zeit zurückzuversetzen, von der unser Dichter in seiner kurzen Selbstbiographie schreibt: „Meine erste Kindheit verlebte ich auf einem Landgute, in Gesellschaft der Knechte, der Schnitter und der Hirten. Mit Wonne erinnere ich mich noch heute (1874) dieser Jahre, wie der verstoßene Adam sich des Paradieses erinnert haben muß. Ein ganzes Volk von Knechten und Taglöhnern gingen auf unserem Gute hin und her, mit der Hacke oder der Heugabel über der Schulter.“ Alle seine Leute überragte an Wuchs, Verstand und edler Haltung des Dichters Vater, der ehrwürdige Franz Mistral. Er war ein schöner und hochgewachsener alter Mann, würdevoll in seiner Sprache, fest im Befehlen, freundlich gegen die Armen, hart nur gegen sich selbst. Er war Witwer und zählte 55 Jahre, als er wieder heiratete. Die Bekanntschaft seiner zweiten Gattin machte er folgendermaßen: Eines Tages befand sich Meister Franz Mistral auf seinem Felde, das von rüstigen

Digitized by Google

Arbeitern abgesichelt wurde. Den Männern folgten Ährenleserinnen und sammelten die Halme, die den Rechen entfuhren. Da bemerkte Meister Franz ein hübsches Mädchen, das etwas hinter den übrigen zurückblieb, als schäme es sich, gleich ihnen Ähren aufzulesen. Er näherte sich ihr und fragte: „Mein liebes Kind, wessen Tochter bist du? Wie heißt du?" Das Mädchen antwortete: „Ich bin die Tochter Stephan Poulinets, des Bürgermeisters von Maiano, ich heiße Delaide." „Wie, die Tochter Poulinets liest Ähren auf?" „Meister," entgegnete da die Jungfrau, „wir sind acht Kinder. Unser Vater ist zwar begütert, aber wenn wir ihn um das Geld bitten, dessen wir zu unserem Putze bedürfen, so antwortet er stets: „Töchterchen, wollt ihr Putz haben, so verdient euch welchen." „Und darum lese ich hier Ähren auf." Sechs Monate nach dieser Begegnung, die an die Geschichte der Ruth erinnert, vermählte sich Meister Franz Mistral mit Fräulein Delaide Poulinet, und dieser Ehe ist unser Dichter entstammt.

Das Andenken an den hochherzigen Vater verfolgt den Besucher auf Schritt und Tritt. Da liegt abwärts vom Wege die breite viereckige Platte des Steintisches, der früher vor der Hausthüre im Hofe seinen Platz hatte, und wo sich Meister Franz im Kreise seiner Familie und des Gesindes zum Mahle niederließ. Hinter einigen Ulmen auf der anderen Seite befindet sich die etwas primitive Tenne, worauf das Getreide nach provenzalischer Väterssitte von den Pferden ausgetreten ward. Hier stand der Hausvater, als er, wie sein Sohn es so humorvoll erzählt, beim Reinigen des Kornes, seinen berühmten Namensvetter, den stürmischen Mistralwind zu Hilfe bat. „Bouso, Mistrau, bouso! Blase nur, Mistral, blase!" rief er, während die Körner in der Getreideschwinge durcheinanderhüpften. Kam der Wind seinem Wunsche nach, so wurde er schmeichelnd belobt, that er aber nicht nach dem Willen des Hofherrn, so wies ihn dieser mit derben Worten zurecht.

Vor allem war es mir darum zu thun, den Schöpfbrunnen und den Wassergraben in Augenschein zu nehmen, an denen sich die aufregendste Begebenheit aus Mistrals Kindheit abgespielt hat, die kurz wiederzugeben ich mir nicht versagen kann.

Hinter dem Richterhof zog sich in jenen Jahren ein Graben hin, der den Schöpfbrunnen mit Wasser versorgte. Dieser Graben mit seinem klaren murmelnden Wasser übte auf den vierjährigen Knaben eine große Anziehungskraft aus. Nichts aber hatte es ihm mehr angethan, als die Wasserschwertlilien, Tèsto d'ase, Eselsköpfe genannt, die in dichten Büscheln, güldenen Hellebarden gleich, im Wasser standen. Eines Nachmittages nun kam ihm das Verlangen, einige der goldenen Sträußchen zu pflücken. Sachte nahte er sich dem Wasser, doch er neigte sich zu sehr über und fiel bis an den Hals hinein. Die Mutter eilte auf sein Geschrei herbei, brachte ihn heraus, gab ihm einen gehörigen Klaps und zog ihm die Sonntagskleider an. Und alsbald sprang Frederi wieder ins Freie und schlug Purzelbäume auf dem

Digitized by Google

Stroh neben der Tenne. Da flog ein weißer Schmetterling vorüber; der Knabe sprang ihm nach und kam so bald wieder an den Rand des Grabens. Ei, die schönen, gelben Blüten! So stolz stehen sie da, und ihre Krönchen wiegen sich sanft her und hin. Und sachte naht er sich dem Wasser, wieder streckt er die Hand aus, beugt sich wieder zu weit vor und plumps liegt er wieder bis an den Gürtel im Schlamm. Eine regelrechte Tracht Prügel wird ihm diesmal zu teil, die Mutter legt ihm schweren Herzens sein Festgewand an, den schönen Rock mit den schwarzsamtnen Streifen und der goldenen Punktierung auf blauem Grunde, und heißt ihn auf die Hühner achten, daß sie nicht auf die Tenne laufen. Und Frederi thut so. Doch siehe: da hüpft ein Hühnchen einer Heuschrecke nach. Das muß sich der Knabe doch näher ansehen, er läuft hinterher und kommt so ein drittes Mal an den Bach. Und immer noch stehen die goldenen Eselsköpfe da! Ach, sie sind doch zu hübsch, und er möchte sie so gerne! Noch einmal muß er hinunter; er hält sich an einem Binsenbüschel fest und neigt sich über, doch der Binsenbüschel löst sich, und kopfüber taucht der Arme wieder in die nasse Tiefe. Da bricht die Mutter in Thränen aus und schlägt hilflos die Hände zusammen. Weinend entkleidet die sanfte Frau ihren Liebling, trocknet ihn mit ihrer Schürze ab, giebt ihm einen Löffel Thee und legt ihn in sein Bettchen; hier entschläft der kleine Sünder alsbald. Doch als er am anderen Morgen erwacht, o du liebe Zeit, was schaut er da! Eine ganze Handvoll Eselsköpfe, die sein Bett goldig bedecken. Meister Franz selbst, lou Mèstre, lou segne paire, hatte die Blumen gepflückt, die seinem Knaben es angethan hatten, und Frau Delaide, la maire bello, hatte sie ihm aufs Bett gelegt.

Leider entsprach die Wirklichkeit nicht mehr dieser köstlichen Idylle. Das Schöpfrad ist verschwunden, der Graben liegt vernachlässigt. Zudem war er vollständig ausgetrocknet, und die im Frühjahre noch immer hier blühenden Eselsköpfe waren längst verwelkt.

Nach Besichtigung der Umgebung betraten wir das Innere des Hauses. Das ganze untere Geschoß wird von einem einzigen Raume eingenommen, der als Küche, Speise- und Wohnzimmer dient. In der Mitte steht der lange Familientisch, um ihn schlichtgefügte Bänke. Alles trägt die ursprüngliche Einfachheit zur Schau. Nur über dem Kamine hat der heutige Besitzer, seinen Vorfahren zu Ehren, eine marmorne Gedächtnistafel anbringen lassen. Auch zu der Kammer, die der Dichter in seiner Jugend bewohnte, nötigte uns die freundliche Wirtin hinauf. Ein schlichtes, enges Zimmer, die Wände weißgetüncht, die Decke von grobgehauenen, bloßliegenden Balken getragen. Hier ward Mirèio entworfen und zur Hälfte vollendet; hier baute die provenzalische Lerche ihr heimliches Nest, woraus sie sich jubelnd in den Himmel schwang.

Inzwischen hatte unser Wirt einen kühlen rosigperlenden Trank heraufgeholt, und auf eine herzliche Einladung hin nahmen wir Platz an seinem

Digitized by Google

Tische. Aus dem Munde dieser Leute erfuhren wir nun, in welcher Verehrung Mistral bei ganz Maiano steht. Sie sprachen von „Moussu lou Pouèto" mit ehrerbietiger Bewunderung, und man hörte ihnen den Stolz an, der sie erfüllt bei dem Gedanken, daß einer von ihnen so Großes vollbracht hat, obwohl sie die Bedeutung seines Wirkens nur unvollständig erfassen können. Sodann schilderten sie mit schlichten Worten inniger Liebe, wie der Dichter so gerne am kühleren Abend langsam über die Felder schreitet, hier ein Insekt betrachtet, dort eine Blume pflückt, zuweilen auch in Gedanken versunken stehen bleibt, immer aber für jeden, auch den Ärmsten, ein freundliches oder spaßiges Wort findet. Während dieses Gespräches, das uns die richtige Popularität des Mirèiodichters erschloß, lehnte an dem Schoß der Mutter, schüchtern, großäugig, des Pächterpaars achtjähriges Töchterchen, ein holdes Ding, mit einem Gesichtchen von klassischer Lieblichkeit, ganz wie aus einem griechischen Steinbilde herausgeschnitten; die richtige jüngere Schwester der schönen Mirèio, deren Namen sie auch trägt.

In gehobener Stimmung nahmen wir endlich Abschied von den braven Leuten und schritten durch die provenzalische Mittagssonnenglut selbander nach San-Roumiè, das Auge voll Glanz, voll Jugend, die Gedanken und das Gespräch voll Poesie.

Das Muséon Arlaten.

Morgens in der Frühe des folgenden Tages besuchten wir die großen Sehenswürdigkeiten des provenzalischen Triers: die gewaltigen Arenen, die mächtigen Ruinen des römischen Theaters und die Sankt Trophimuskirche mit dem wundervollen Portal und dem daran sich schließenden Säulenhof des Cloitre, und harrten zur bestimmten Stunde auf der Place de la République der Ankunft Mistrals. Er erschien, begleitet von Hrn. Dr. Marignan, der dem Muséon Arlaten als Direktor vorsteht. Jünglingfrisch nahte der Siebzigjährige, elastischen Schrittes, stolz wie Artaban, keck wie einer der berühmten Musketiere Ludwigs XIV., den berühmten Filzhut flott in den Nacken geschoben. Heute sollte er uns durch sein witziges Geplauder und weltmännisch sicheres Auftreten erfreuen. Den Frauen besonders scheint er es anzuthun, der große Herzensfänger; sie betrachteten ihn mit strahlender Bewunderung und manches Dämchen drängte sich heran, um sich in seiner Nähe zu sonnen. Für alle hatte er eine kleine Schmeichelei, ein gewinnendes Lächeln, gab aber auch manchmal eine Antwort von beißender Schlagfertigkeit. So erzählte ihm ein Freund aus Agen die Geschichte einer Venusstatue, die man kurz vorher in seiner Heimat aufgefunden; ein wahres Meisterwerk sei es, würdig der Venus von Milo und der von Arles. „Da sie in einem Felde ausgegraben wurde, berichtete er, während Mistral mit schalkhaftem Lächeln dem Flusse seiner Begeisterung lauschte, nennen wir sie la Venus dóu mas. Der Minister will sie nach Paris entführen, aber wir geben sie nicht heraus. Un vrai

Digitized by Google

chef d'oeuvre, vous dis — je! Malheureusement elle est sans tête." — Und Mistral im trockensten Tone: Une vraie femme alors! sprach's, drehte sich um und weidete sich an der Verblüffung der anwesenden Damen. Unter seiner Führung beschritten wir darauf die Räume des Muséon Arlaten. Der würdigen Ausgestaltung dieser von ihm gegründeten ethnographischen Sammlung hat er die drei letzten Jahre seines Lebens gewidmet. Großmütige Freunde standen ihm hilfreich zur Seite, und so konnte das Museum vor einigen Monaten eröffnet werden. Einstweilen ist es untergebracht im Tribunal du Commerce, rue de la République; es umfaßt einen Korridor und drei geräumige Zimmer. Trotz des beschränkten Platzes ist es schon jetzt eine reichhaltige Sammlung, die verdient von allen Besuchern der Stadt Arles in Augenschein genommen zu werden, denn in ihrer Art wird auch sie ein Wahrzeichen der Stadt werden, wie es bis jetzt die römischen und christlich-mittelalterlichen Monumente waren. Man findet dort einen anschaulichen Kommentar zu der Geschichte des Felibertums und zu Mistrals Werken; zugleich gewinnt man eine Vorstellung von der eigenartigen Kleinindustrie der Provence, die heute, in Südfrankreich wie überall, durch die charakterlosen Massenwaren verdrängt wird.

Das erste Ausstellungszimmer enthält in großen Schränken alles, was die Provence an heimischen Korbwaren bietet. Daneben hangen die berühmten Hirtenglocken von Carpentras, klangreich und eigenartig geformt. Unter Glasrahmen finden sich alle Blumen und Kräuter, die im Volksglauben und der Volksheilkunst der Provence eine Rolle spielen. Mistral hat die meisten selbst gesammelt, getrocknet, mit Namen, wohl auch mit einer kleinen Erläuterung, versehen.

Im zweiten Zimmer bemerkt der Besucher die alten Volkstrachten der Provence, ausgezeichnet durch die lebhafte Farbenzier des Schmuckes; heute noch wogen diese bunten Kostüme an hohen Festtagen in reichem Wechsel durch die Straßen der Städte und Dörfer. Den Ehrenplatz in diesem Zimmer nimmt ein die „Kammer der Wöchnerin." Wir treten vor das Bett einer Wöchnerin, der man eben den Säugling in die Arme gelegt hat. Vier Freundinnen sind zu Besuch gekommen, und jede überreicht der glücklichlächelnden Mutter eines der üblichen symbolischen Geschenke: ein Stückchen Brot, etwas Salz, ein Ei und ein Zündhölzchen, mit dem sinnigen Glückwunsch:

Bon coume lou pan!
Sage coume la sau!
Plen coume un iòu!
Dre coume uno louqueto!

Das heißt: Das Kindlein soll werden:

Wie Brot so gut,
So weise wie Salz,
Voll wie ein Ei,
Gerade wie ein Zündholz!

Digitized by Google

Die Personen sind in Lebensgröße und sehr sorgfältig in Stuck dargestellt und tragen die reizende Festtracht arlesischer Damen. Die Bettstelle selbst ist echt provenzalischer Herkunft. Diese Möbelstücke sind sehr selten geworden, die Erwerbung eines solchen verursachte Mistral viel Kopfzerbrechen, und die Zeitschrift Aioli berichtet am 27. Oktober 1898 mit wahrem Triumphgefühl, wie er endlich in den Besitz dieses vornehmen Möbels gelangte. Neben dem Bette an der Wand hängt der Garderobenschatz eines altprovenzalischen Hauses. Manches der Stücke stammt aus Mistrals Elternhaus. Bei näherer Betrachtung fiel mir besonders ein Kinderröckchen auf; ich besah es genau und siehe, es war der „schöne Rock mit den schwarzsamtenen Streifen und der goldenen Punktierung auf blauem Grunde," der einst dem vierjährigen Knaben und der sanften Mutter so großes Herzeleid verursacht hatte. Der Bettstelle zur Seite aber steht die Wiege des Dichters. Auf unsere fragenden Blicke erwiderte er mit etwas verlegenem Schmunzeln und mit einer Handbewegung von unnachahmlicher Grandezza: „Eh vuo, c'est là que j' ái poousé mes premiers vagiissements." War das nicht köstlich naiv und darum doppelt schön!

Das dritte und letzte Zimmer bringt eine provenzalische Küche mit der Darstellung der „Weihnachtsfeier" auf einem Bauernhof. Das heilige Weihnachtsscheit flammt auf dem Herde. Davor steht der mit schneeweißen Linnen belegte Weihnachtstisch; hier finden sich die herkömmlichen drei Kerzen, das grünende Korn der hl. Barbara, die an dem Abend üblichen Speisen, wie Weinbergschnecken, Artischocken, gedörrter Dorsch, der Weihnachtskuchen und — last not least — eine dickbauchige Flasche mit der herzstärkenden Marke: „Salud dóu chrestian! Du Heil der Christen!" Um Herd und Tisch herum schart sich, in ihrer bis ins Kleinste genau nachgebildeten Tracht, die provenzalische Familie durch drei Geschlechter: Großvater, Sohn und Enkel mit Knecht und Magd; selbst der Stierhüter der Camargo fehlt nicht, kenntlich an dem zur Bändigung der Bestien dienenden Dreizack.

Das Muséon Arlaten nimmt sich demnach aus wie ein Mikrokosmus der Provence in ihrer alten tüchtigen Einfachheit, und Mistral ist mit Recht auf diese seine letzte Schöpfung stolz. Wie in Maiano, so übte auch hier seine Persönlichkeit ihre gewohnte Macht, und unter dem Eindrucke des Augenblickes zog noch einmal sein ganzes Leben an meinem Geiste vorüber: die idyllische Kindheit auf dem Mas dóu Juge und die lärmfrohen Dichterfahrten durch die Provence, die Schönheit der Miréio, Calendaus Größe und Nertos Anmut, der sonnige Schimmer der Goldinseln und des Rhoneliedes rauschender Fluß, die unerschöpfliche Fülle des Tresor dóu Felibrige und der anheimelnde Reiz des Muséon Arlaten, stets und immer aber des Dichters leidenschaftliche Liebe zu der Provence, der er sein Leben geweiht, deren Wohl er freudig den eigenen Ruhm zum Opfer bringen würde. Wie recht hatte er, sich auf sich selbst zu beschränken und die Welt draußen ihren hastigen Gang verfolgen zu lassen. In dem Boden der

Digitized by Google

Heimat allein schlummerte die Kraft, die ihn groß machte, und so schwur er sich ihr mit Leib und Seele zu. Den Ton der Mode hat er nie mittönen wollen, und doch ist es ihm gelungen, einer der Wenigen zu werden, die ihre Zeit überragen und ihrem Volke leuchtend vorherwandeln. Er ist allerdings kein „moderner" Mensch, vielfach sogar ein verstockter „Reaktionär." Er hat eben ein anderes Ideal als seine großen nordischen und slavischen Zeitgenossen, und dieses Ideal strebt auf dem lichten Pfade hellenischer Schönheit geradenwegs in das Land des christlichen Glückes. Mir gilt Mistral als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht, und ich finde es sehr ersprießlich, das eigene stürmische Aufbegehren an seiner königlichen Ruhe und olympischen Heiterkeit zu beschwichtigen; man lernt von ihm Vertrauen auf die eigene Kraft, vor allem aber erobernde Geduld. Und darum schied ich von ihm an dem Tage zu Arles mit inniger Wehmut und gesteigerter Liebe.

Digitized by Google

Waldeinsamkeit.

Wie gerne ſchreit' ich
Im hohen ſtillen Walde
Und laſſe fluten unter mir
Das hämmernde Getümmel
Der Großſtadt.
Stille!
Immer leiſer das Pochen,
Fern
Und ferner. —
Immer näher das Rauſchen
Des Unendlichen!
Weich ſich dehnend
Auf ruhigem Flügel
Schwimmt Friede heran.
Stille —
Waldesſtille!
Aus den dumpfen Niederungen
Quillt empor die Seele
Hoch über die ragenden
Sonnenanſchauenden
Schlanken Wipfel:
Eine Glutenſäule,
Steht ſie über den Wolken —

Digitized by Google

Eine Sonne,
Steht sie über den Sonnen! —
Glutroter Sonnen,
Flammender Gedanken
Schweigende Mutter:
Waldeinsamkeit!

Franz Eichert.

Zürnst du mir noch?

Zürnst du mir noch, da du doch meiner Reue
Glutheisse Thränen nun gesehen hast? — —
Sprich frei es aus, — — und reiss' mir auf auf's neue
Die Wunde, bis verblutend ich erblasst.

Zürnst du mir noch, wenn ich dann Schmerzen leide
Um dich, so weh, so unbeschreibbar weh,
Wenn ich noch hoffe, bis ich von dir scheide,
Und hoffe, bis ich einst dich wiederseh'?

Zürnst du mir noch, wenn sich im Tode falten
Die Hände mein, so lang' ich beten kann? — —
Wenn du an meiner Leiche stehst, der kalten,
Totkalten, — sag'! — zürnst du mir auch noch dann? —

Erfurt. Franz Walden.

Soldatenbraut.

(Im Volkstone.)

„Sie haben ihm ein Grab gemacht
Am fernen, öden Hang,
Er fiel nicht in der frohen Schlacht —
Sie haben ihm ein Grab gemacht
Wohl ohne Sang und Klang.

Als in den Krieg hinaus er ging —
Mein Herz war mir so schwer,
Er gab mir seinen güld'nen Ring,
Die Thrän' an meiner Wimper hing:
„Wir seh'n uns nimmermehr."

Digitized by Google

Und als er lag auf ferner Wacht,
Sein Herz ihm schier zerbrach,
Er floh zur stillen Mitternacht —
Sie haben ihn zurückgebracht,
Als rot der Tag anbrach.

Sie führten ihn zum Bergeshang
Sein Mund war bleich und stumm.
Sie wußten nichts von Liebesdrang,
Begruben ihn ohn' Sang und Klang —
Ich aber weiß warum."

Paul Heyse.

Komm' zu mir!

Ein bleich durchscheinend Kinderangesicht
Mit einem tiefen, blauen Augenpaar,
Umrahmt, umringelt von goldgelbem Haar,
An seine Schwester schüchtern angeschmiegt.

Die Lichtgestalt umhüllt ein hell' Gewand
Mit blauem Band; scheu streifet mich der Blick.
„Was drängst du dich vor mir so bang zurück?
Versteckst in deiner Schwester Rock die Hand?

Du kleines Ding, hast du denn nicht mehr Mut?
O bleib' dem fremden Manne nicht so fern,
Er hat die braven Mädchen ja so gern,
Komm' liebes Kind, ich bin auch dir so gut.

J. V. Lessert.

Volkslied.

Nun stell' die Lampe mit dem roten Schirm
Dort in die Ecke, laß den Vorhang nieder,
Daß uns'rer Nachbarn Blick nicht dringen kann
In unser Heiligtum!

Das Feuer spraffelt
Und knistert im Kamin, die Funken sprühen,
Denn kalter Wind heult in der Esse nieder

Digitized by Google

Und singt ein schaurig Lied in wilden Tönen;
Einlaß begehrend klopft er wild und drohend
An uns're Fenster, doch wir lachen sein
Und seiner Macht.

Sag', ob er neidisch ist,
Daß wir so glücklich hier beisammen wohnen
In unserm Heim, er, der die Welt durcheilt
Ohn' Ruh' und Heimat? —

Sieh' jetzt ist die Stunde
Des Träumens, mein ich. Nicht? Mit offenen Augen
Starrt man in weite Ferne und vergißt
Die Gegenwart und alles. Aber plötzlich
Trifft unser Blick zusammen und wir fühlen:
Wie sind wir zwei so glücklich? —

Hör mich an!
Sing mir ein Lied! Nichts Großes, Mächtiges,
Ein schlichtes Volkslied nur, des zarte Weise
Aus dieser Dämmerstunde und dem Frieden,
Der uns're Herzen füllt, als schöne Blume
Zu uns'rer Lust und Freude blühen mag. —

Wie zögernd gleiten deine schlanken Finger
Auf des Klavieres Tasten auf und nieder.
Akkorde, weich und träumend, füllen schon
Das Zimmer an, und über dem Gewoge
Der Töne schwebt die Stimme, leis und schmeichelnd.

Schalk, der du bist! Ein süßes, Liebeslied
Das unterm blauen Himmel der Provence
Am Maientag vor ihrer Liebsten Fenster
Die Burschen singen?

So war's nicht gemeint,
Als ich ein Lied erbat. Ach, ich will zürnen,
Und kann's doch nicht — ich hab' dich ja so lieb! —

O fahre fort! Ich lausche gern! —

Welch' Zauber!
Vor unsern Fenstern stürmt der kalte Nordwind,
Der Eis und Schnee uns brachte, und im Zimmer
Durch dünnes Glas vom Winter nur getrennt,
Da blüht und jubelt uns'rer Liebe Frühling,
Der ewig junge! —

Digitized by Google

Sag', was schau'st du sinnend
Zu mir herüber, da dein Sang beendet?
Komm' her zu mir und hol' dir deinen Lohn:
In inn'gen Küssen schließ ich deinen Mund,
Dem solche lose Liedchen oft entrinnen!
Und leis will ich in's Ohr dir flüstern, heimlich:
Wie sind wir zwei doch miteinander glücklich!

Wien. Hans Fuchs-Stadthagen.

* Heimweh. *

Ich sah den Lenz im Sonnenkleid,
Den reinen Blütenschnee,
Die Auferstehungsherrlichkeit —
Und es ergriff mich Weh!

Weh' nach der Heimat, nach dem Glück —
Nur Nebel in der Fern' —
Ich schau' voran und schau' zurück —
Kein Schein! Kein Licht! Kein Stern! —

Du Sternentraum im Himmelsraum
Hast meinen Sinn entzückt,
Und ich hab' von dem Lebensbaum
Das Sehnsuchtsreis gepflückt.

Was mir der gold'ne Traum verhieß —
Das hat er auch gebracht —
Die Sehnsucht nach dem Paradies,
Nach seiner stillen Pracht.

O lichter, klarer Sternensee!
Den Tag nenn' ich nicht mein! —
Ich bin allein mit meinem Weh,
Mir strahlt kein Sonnenschein!

Das trage ich im Herzen schon
Viel' Jahre ohne Frist,
Und trag' es weiter, bis der Sohn
Der Erde nicht mehr ist. —

Steets.

Digitized by Google

Abendrot.

Nie hatte solch' ein Leuchten rings geweilt,
Das Abendrot glomm von den Wäldern wieder,
Als hätte sich der Himmel weit geteilt,
Und rote Rosen regneten hernieder.

Wir standen von der letzten Glut umloht,
Gleichwie im Flimmer blitzender Juwelen
Und sahen schweigend in das Abendrot —
Und neue Hoffnung drang in uns're Seelen.

Ich zog dein braunes Köpfchen dicht heran
Und strich es sanft mit den verhärmten Händen.
Da sprachst du leis und sahst mich tröstend an:
„Es wird sich alles noch zum Guten wenden."

Doch immer tiefer sank das Abendrot,
Bald schied der letzte Schimmer aus den Thalen.
Es kam die Nacht und mit der Nacht die Not
Und uns're alten, nie vernarbten Qualen —

Ein kalter Windstoss fuhr den Wald heraus,
Ein Uhu schrie das finst're Lied der Reue —
Wir schritten stumm und sterbensbang nachhaus,
Und uns're Herzen bluteten auf's neue.

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Digitized by Google

Chang Hân — — —

* * Blutige Rache eines Getroffenen. * *

Eine Geschichte aus dem Literaturleben Alt-Chinas.

Nach Chinesischen Motiven.

Von Maximilian Pfeiffer.

Während am Himmel die goldene Krähe[1]) kreist, und das Kaninchen von Jaspis[2]) seinen Lauf vollbringt —

Ersteht auf Erden ein Menschengeschlecht, indes ein anderes verschwindet.

Was in verflossenen Jahren der Ort der Freude war, ist jetzt ein verödeter Hügel —

Ein Augenblinken wandelt das Recht in Unrecht, den Sieg in Sturz und Niederlage! —

Priester und Weise stürzen von ihren hohen Stühlen und werden schwächer als schwache Menschen.

Aus dem Geräusch und Getümmel der Welt suche weislich die Ruhe zu gewinnen.

So überklug Du auch scheinen magst, erinnere Dich zuweilen, ein Narr zu sein! —

Schmachte nicht nach Schwelgerei, häufe nicht Reichtum!

Nimmst Du Dir dies zu Herzen, so werden Deine Lebenstage frei von Kummer und Trübsal verfließen!

Da der Kaiser Ming von der Tang-Dynastie, sonst Taet-sung genannt, auf dem Throne des Reiches der Mitte saß, lebte in der Provinz

1) Sonne. 2) Mond.

Digitized by Google

Keangse, dem Foo Distrikt von Jaouchow, dem Heen Distrikt von Yutseen, in der Stadt Spi-Ra ein Mann, vom Volke geachtet. Er hieß: — — — nein, es ist besser sein Name bleibt in Nacht verhüllt. — Dieser war ein Mandarin mit dem schwarzen Knopfe.

Der Mann war ein Gelehrter, er hatte die Reichsprüfungen bestanden und genoß des Ehrentitels eines Tsinsze[8]). Dem Kollegium des höchsten Grades, der Mandarinen mit dem violetten Knopfe, gehörte er noch nicht an, gedachte sich aber aufzurichten und zu jenem heiligen Pavillon sich emporzuschwingen. Er kannte nicht allein die Gesetzbücher der Tangdynastie, die Tsuen Tang wen, auch die Sammlung aller Bücher, die Tschi pu tsu, es waren ihm vertraut die Geschichtsjahrbücher Ssema kuang, er wußte so viel als enthalten ist in der Encyklopädie Matuan lin; er war erfahren in den heiligen Lehren des Khùng-tsé (Confucius), er hatte auch durchforscht alle Bücher von „Kin koo ke kwan, Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeiten" und des „Tsing she Geschichte der Leidenschaften." Dieser enthält im 7. Bande, der 16. Abteilung, die „Leidenschaft der Rache" heißt, eine Geschichte, vergleichbar dieser, die hier zu lesen ist.

Der Tsinsze liebte es am Ufer des Seang-keang, des aufschäumenden, brausenden Flusses, zu lustwandeln, seine Gedanken trugen ihn von Yang tae, dem sonnigen Erdboden hinauf zum Monde . . . . .

Kam er dann zurück in das duftende Gemach des gemalten Turmes, dann nahm er geblümtes Seidenpapier und „zu Pfriemen gespitztes Haar" und schrieb, was er gedacht hatte.

Als er, im untersten Kollegium der Sew-tsae (Baccalaureus) in der Hauptstadt Chan-gan (Peking) nach dem Bilde des Nordsternes blickte, woher die Ehre fließt, da hatte er bei seinen Freunden Ruhm genossen, weil er wußte, was sie ergötzte auf die Streifen der „gestickten Baumrinde" zu schreiben. Und wenn sie dann zusammensaßen in den Theehäusern und beim Klange der Mandolinen sich des Thees und des Opiums erfreuten, dann traten wohl einige von ihnen hervor und spielten, wie wenn sie es selbst wären, jene Dichtungen ihres Freundes.

In den Sprüchen des Khúng-tsé gibt es ein Wort, das heißt:

Der Frohe soll die Traurigen erfreuen,
Und der Heitere die Trübseligen erheitern.

Darum that der Tsinsze, als er schon emporgestiegen war zu höheren Graden der Gelehrsamkeit immer noch, was er vorher gethan hatte: er

[8]) Doktor.

Digitized by Google

blickte zum Monde und schrieb was er dort las, wohl auf tausend Ellen weichen Seidenpapieres.

Aber nicht wie die Dichter sonst thun, daß sie nur Gefühle ausdrücken; er stellte die Menschen vor, da sie sprechen und miteinander verhandeln; wie der eine seinen Taël gibt und der andere dafür Reis, oder wie im heiligen Pavillon die Mandarinen ihre Weisheit tauschen, oder wie die Kornverwalter und Dorfaufseher ihres Amtes pflegen.

Der Sohn des Himmels Che Hwang-ti hatte in alten Zeiten befohlen, daß alle Bücher verbrannt werden sollten. Und das war gut so, denn wie viel fand sich darunter, was irre leitete und die Menschen verwirrte. Und wenn alles das Geschriebene geblieben wäre, was hätten die thun sollen, die in späteren Jahrhunderten kommen würden und ebenso begierig waren, andere zu belehren durch Worte und durch geschriebene Laute auf seidenweichem Papier?

Der Tsinsze lebte nach der Zeit des weisen und von Khùng-tsé erleuchteten Kaisers Che Hwang-ti. —

Bald hatte er Ruhm bei seinen Freunden und sie schrieen in alle Gassen: er ist ein Dichter, er ist unser Dichter.

Im Tschong-Yong, dem „unwandelbaren Seelengrunde" heißt es: „Die Menschen essen und trinken zwar alle, aber nur wenige kennen den Geschmack" . . . . .

Es kam eine Stunde, zu den Zeiten des Jahres, wo der Frühlingsmond über die Berge steigt und in silberdurchströmten Nächten die Nachtigallen im Strauche singen, wo der Phönix nach seinem Weibchen ruft, und sie ihm Antwort gibt auf dem hohen Baume. Und unten rauscht der Hán-Strom . . . Da vergessen die Menschen, was ihr Herz bedrückt, sie lieben den Frühling, die Liebe, die Lieder.

Der Dichter, von dem ich erzähle, griff zum Pinsel, vor ihm rollte von der Spule die seidene, blumenbedruckte Papierwelle und er schrieb und schrieb: aus alten Tagen eine Geschichte. Aus den Tagen, da neue Götter ins Land kamen. Er schrieb, wie ein hoheitsvoller Fürst, der stolz seiner Würde äußere Bilder trug, im tiefsten Herzen verwundet wurde, weil er sah, daß sein Sohn, den er heiß liebte, von einem Freund, aus fremdem Stamme ins Land gewandert, verführt wurde, der alten Sitte zu vergessen, den alten Glauben zu begraben und, von dem Glanz geblendet, den das Neue aufblitzen ließ, dem neuen Glauben seine Sinne, sein Herz lieh. Er schrieb, wie der Vater in heißem Zorn gegen den eigenen Sohn den krummen Dolch zückte und nur durch der Götter

Digitized by Google

vorsehende Hand der Knabe gerettet wurde; wie Vater und Sohn dann, mit den Feinden alter Eigenart einig, den neuen größeren Schicksalsmächten Dankeslieder singen.

Er schrieb es; dann trug er es zu dem Manne, der an der Heerstraße hinter seinem Ladentische stand, und die Bücher der Gelehrten, die Schriften der Priester, und die heiligen Rollen, die des Khùng-tsé weisheittriefende Lehren enthalten, dem Volke verkaufte.

„Wie hast Du Deinen Reis gegessen?"

„Ich danke Dir, erhabner Herr, und Du?"

„Dank und Erleuchtung, Dir! Am heiligen Strom steht der blätterlose Baum, der kein Obdach geben kann[4]); wenn im Frühling wieder seine Aeste sich begrünen, können sie Schatten spenden.

Tschhîng-tsé[5]) sagt: „Der Weise sei einem schattenspendenden Baume gleich." Darum bringe ich dir, was Blüten und grünende Blätter mein Geist getrieben. Nimm sie, spende Vielen damit erquickenden Schatten".

Der tüchtige Bücherverkäufer neigte sich in Ehrfurcht — — —

Es gibt einen Zweizeiler in den Liedern der Ahnen; er heißt:

Sehe ich dein Gewand, drücke ich deine Hand,
O es ergreift mich Ehrfurcht.
Sprichst du zu mir, lausche ich deinen Worten,
O dann thu ich, was du willst. — — —

Der erhabene Mandarin ging. Auf dem breiten Wege ließen die Vornehmen ihre Sänften halten, die Diener, die, mit den Stäben die Erde schlagend, laut rufend vorauseilten, traten verstummend bei Seite. Die Verkäufer standen still, und aus den Theehäusern schauten die Leute heraus, und alles war voll Ehrfurcht, und sie neigten sich auf der Straße Alle, Alle, und flüsterten beglückt:

„Es ist unser Dichter."

Im heiligen Buche Tschong-Yong sagt Khùng-tsé: „Ein mit unendlich vielen leuchtenden Punkten besteckte Etwas erscheint er der Menge."

Der Bücherverkäufer gab seinen Leuten das weichseidene Papier. Und sie suchten die Zeichen aus ihren Kästen und legten sie unter die Presse und thaten schwarze Farbe hinzu und prägten anderen Papieren die Zeichen ein und falteten diese, und es wurde ein Buch. Ach, es war niedlich anzufassen. Es wurde verkauft. Nicht den Preis der Arbeit eines Tages mußten die Lastträger darum bezahlen, dafür bekamen

[4]) Schi-king I, 1, 9. [5]) der die heiligen Bücher des Confucius commentiert hat.

Digitized by Google

sie es sechsmal; was hohe Mandarinen im vierten Teil einer Stunde als Lohn ihres Amtes erhalten, brauchten sie nur zu erlegen, um es zu besitzen. Eine kleine Silbermünze reichte aus, es zu erwerben. —

Der „Wartturm für Literatur", so nannte damals sich eine Zeitung, die nicht vom Staatsleben und erhabenen Angelegenheiten der geheimnisvollen Politik sprechen wollte, sondern den jungen Sew-tsae (Baccalaureus) und den ehrwürdigen Mandarinen sagen wollte, auf welchem Wege die Dichter wandelten.

Die Bäume blühten. Der Frühling war wieder da. Im duftenden Gemache saß ein junger weisheitsuchender Mann, ergötzte sich an den süßen Liedern der Dichter, führte in der Hand den Pinsel und sann, was er vom „Wartturm für Literatur" aus seinen Freunden verkünden solle. Er empfing einen Brief: der war nicht allzu lang. Hier teilen wir ihn mit: „Ein Buch. Weise ist sein Verfasser. Wir bitten Euch, es gefalle Euch in Eurer Zeitung davon zu sprechen. Der Preis ist gering. Nehmt ihr es sechsmal, ist er noch kleiner." Und auf dem Umschlag stand noch: „Der Bücherverkäufer sendet es Euch." —

Er nahm und las. Zuerst griff er nach der Bandschleife seines geglätteten Zopfes, er wickelte sie um die Spitze des Fingers, einmal hinüber, dann wieder herüber. So gleichgültig ließ ihn das Buch. Aber dann fuhr er auf; eine grünlich goldene Fliege, die um ihn summte und mit ihm lesen wollte, flog erschreckt davon. Er griff mit der Hand sich an den Kopf; dann rollten glänzende Thränen aus seinen Augen, er weinte, weinte, und dabei schüttelte es ihn innerlich, daß man hätte meinen können, es sei seine Seele in Aufruhr. Aber nur sein Zwerchfell bebte. Er öffnete den Mund, dieser schreckliche Schreiber des literarischen Wartturmes, und er gab Töne von sich, die besser der Wind verhaucht hat. Und als er zu sich selbst gekommen war und das kleine Buch aus der Hand gelegt hatte, sprach er nur eines: „O heiliger Khùng-tsé!" Sonst sprach er nichts; aber das genügte. Wie steht doch im Ta-héo der „großen Gelehrsamkeit": „Ruf meinen Namen, dann weiß ich, wenn ich nur den Ton höre Deiner Stimme, was Du denkst." — —

Und Tage lang lachten die Schüler in den Schulen, lachten die Sew-tsae in den Hörsälen, lachten die Tsinsze in den Theehäusern.

In den öffentlichen Blättern der Stadt verkündete man dem Volke: „Wunderbar ist die Erleuchtung. Vollkommenheit und Weisheit und Alldurchdringung — bedenket! — sind unberechenbar, — bedenket! — sind unschätzbar. Heil uns, Heil uns, daß im gleichen Raum mit dem großen

Digitized by Google

Dichter uns die vier Meere umschließen!! Heil uns! O Khùng-tsé Dank Dir!" Und Schauer des Entzückens rieselten über aller Leiber.

Einige waren, die doch selbst im stillen Gemache lachten oder die Köpfe schüttelten. Aber wenn sie im Mandarinentempel oder bei der heiligen Rauchsäule sich einfanden, schwiegen sie, oder sie thaten, als dächten sie wie die anderen.

Der „Wartturm für Literatur" sprach aus, was viele meinten. Die Tonart des Liedes, das dort einer freimütig vom Aste pfiff, war diese: Zur Literatur des Volkes gehören Werke, die trefflich sind. Sie müssen aber vor allem die Sprache im besten Sinne beherrschen. So zu sprechen wie ein ganz Weiser vermag zwar keiner, aber der Dichter darf nicht reden, wie gemeine Leute im täglichen Verkehr. Und dann ist viel von dem, was er hier aus vergangenen Tagen erzählt, nicht richtig. In der Anleitung zur Gelehrsamkeit mahnt Mèng-tsé: „Wenn Du keine Verszeilen schreiben kannst, schreib lieber keine als schlechte." Derart stand noch manches dort, und es hieß zum Ende: „Die haben unrecht, die sagen, der Mann sei ein Dichter! —"[6])

Da schwimmet der Cypressenkahn,
Und schwimmet seine Wogenbahn.
So treibt mich's ohne Ruh und Schlaf,
Wie wen da nagt des Schmerzes Zahn.[7])

Wehe, wehe, hättest du unseliger Schreibersmann nie gesprochen, was du und Hunderte gedacht! Wehe, wehe. —

Ins Land hinaus verkündete der „Wartturm für Literatur" solche frevelhafte Meinung. Und vor den Pagoden nickten die Götterbilder selber mit den Köpfen.

Viele Mandarinen des höchsten Grades waren wegen so unheiliger Rede erzürnt, und wenn sie im Theehaus, im heimlichen Gemach beisammen saßen und den Becher des langen Lebens leerten, da zerzausten sie mit Worten den Frechen, der es gewagt hatte, einen von ihnen Geschätzten zu berühren.

Und der Dichter selbst? Der Titel unserer Geschichte heißt Chang Han, Blutige Rache eines Getroffenen. Er blickte empor zum Abendstern und wünschte vom feuerigen Wolf, der dort oben wandelt, Eisenzähne zu haben, um den Frevler zu zerreißen.

Nein, es ist nicht mehr wahr, was Khùng-tsé ehedem gesprochen:

---

[6]) cf. „Literarische Warte" 1. Jahrgang. Nro. 8 Seite 137 und 138.

[7]) Schi-king I, 3, 1.

Digitized by Google

„Einer mit dem schwarzen Knopfe besitzt in sich ewige, unveränderliche Wahrheit und Weisheit. Er ist anders als die anderen,“ [8]) nein, das ist nicht wahr. — — —

Vergessen ist, was der Meister sagt:

„Verfehlt der Weise das rechte Ziel, tadelt man ihn darum, so gleiche er dem klugen Bogenschützen; Der weiß, daß es nur an ihm selbst liegt, und er sucht den Fehler zu verbessern, — oder — er legt, kann er nicht anders, — den Bogen aus der Hand.“ [9])

Vergessen ist Das. —

Der Dichter hatte selbst dereinst in den Blättern, welche dem Volke täglich seine Meinung bereiten, scharfe, bittere und nicht bewiesene, ungerechte Worte gegen einen ehrwürdigen Greis geschleudert, der gleich ihm, um das Volk zu belehren, große Stöße Papieres mit Geschichten vergangener Tage beschrieben hatte, der ein Mandarin war, höher, viel höher, als der Dichter selbst. Er hatte, — allerdings seinen Namen schrieb er nicht dazu, wie der freche Schreibersmann im „Wartturm“, nein, den verschwieg er, — bitterböse Dinge über den verehrungswürdigen Greis gesagt. Und siehe, wie recht hat des Meisters Liebling Mèng-tsé, wenn er verkündet:

„Bedenke! oft bist du unwillig, wenn andere dasselbe thun, berechtigter thun, was du selbst für dich verlangtest und zu thun dir erlaubtest! Bedenke!“ —

Als auf der Heerstraße der Schreiber des Wartturmes dem Mandarin begegnete und sein Haupt neigte mit den Worten: „O Herr, ich grüße Dich,“ sprach jener: „Ich Dich nicht.“ —

Im luftreichen Gemache des heimlichen Theehauses trafen sie zusammen. Der Mandarin ließ nicht seines Angesichtes Sonne über dem Armen leuchten; kaum hatte er ihn erblickt, wandte er sich und zeigte jenem seinen glänzenden Zopf und lernte den Schreiber einsehen, daß die Menschen edler gebildet sind auf der Seite, da sie das Angesicht tragen, als auf der, da die Gewänder glatt niederwallen und keine Hände gewachsen sind.

Das Buch, aus dem die Kinder im Reiche der Erdmitte Lehre empfangen, das Siao-hio, unterweist die Kleinen, daß man so etwas nicht thun dürfe; aber es scheint, daß das nur Kleinen nicht ziemt, Große dürfen es. —

---

[8]) Tschong-Yong Kap. 11. [9]) ebenda Kap. 14.

Digitized by Google

Aus kleinen Dingen kannst du erkennen, was man gegen dich plant, das ist ein weises Wort in den Sprüchen der Priester.

So erkannte auch der Schreiber des Wartturmes, daß der Dichter gegen ihn Böses im Schilde führe. Ich will Euch nicht erzählen, wie er es erfuhr, ich will Euch nur sagen, was der Dichter — ihr wißt, es ist eine Geschichte aus längst vergangenen Tagen, heute ist solch eine Sache unmöglich, — that.

Er nahm von seinen Büchern allen je eines, wickelte darum eine seidene Schnur, packte die Bücher alle zusammen und schrieb dazu einen Brief. Jedesmal einen. Und das sandte er dann an eine Zeitung, an jede einmal, sandte es auch an Männer, ehrfurchtgebietende Männer. Jedem einen Brief. Einmal wollen wir Euch den Brief mitteilen. So hieß er:

„Es hat mich Einer beleidigt. Hier hast Du von allen meinen „Büchern je eines. Lies sie. Ich will kein Dichter sein. Warum sagt „jener Elende, ich sei keiner? Ich verhülle meinen Namen unter einem „anderen. Warum kommt jener Frevler und sagt, wie ich in Wahrheit „heiße?

„Ich will Dir sagen, was Du von jenem zu halten hast. Er ist „ein schlechter Mensch. Geleistet hat er nichts. Die Reichsprüfungen „hat er nicht alle bestanden. Er hat nichts gelernt, denn wie könnte er „sonst mich tadeln? Er hat keine Ehrfurcht. Siehe, er hat in öffent„lichen Blättern gegen den höchsten Priester gekämpft. Er verhetzt die „jungen Leute, er reizt die Jugend auf, er ist, ich kann nicht mehr sagen, „ein vollkommener Bösewicht. Erhebe Du Dich, ich bitte, ehrwürdiger „Herr, und hilf mir wider ihn; schreibe Du gegen ihn in die Zeitungen, „ewig will ich Dir danken." —

Und auf den Umschlag schrieb er:

„Geh, Bote, in eine andere Provinz. Dort fließt ein Wasser.
Sorge, daß Du die rechte Brücke nicht verfehlst.
Du findest eine kleine Stadt, sie heißt Beu-ron —
Dort wohnt der ehrwürdige Mann.
Frag nach ihm; geh nicht zu weit rechts, nicht zu weit links. —
Deinen Füßen sei ein steinfreier Weg bereitet." — —

Er nahm zwei Spangen von Silber und gab sie dem Boten als Lohn. Dann ruhte er in seiner Hängematte, blickte zum Nordstern, holte tief Atem und sagte sich selbst: „Er ist vernichtet. Der Pfeil trifft, das Gift soll ihn töten." —

Digitized by Google

Soll ich Euch sagen, wie das war, was im Briefe stand? Es war erlogen. Der Schreiber stand im Sold des Sohnes des Himmels. Er hatte beim Opferfeuer mit heiligem Eid dem erhabenen Fürsten seine Dienste anverlobt. Er gehörte zu denen, welche nach Kaiser Che Hwang-ti's Zeiten die Bücherschätze und geretteten Rollen bewahren halfen. Und dem Dichter selbst hatte er bei seiner Ehre geschworen, daß er nie in öffentlichen Blättern gegen den höchsten Priester gekämpft hatte.

Heiliger Khùng-tsé, ich sage es Dir, ein Mandarin mit dem schwarzen Knopfe log, log, log. — — —

Euch Allen sage ich es. — — —

— Es war in alten Zeiten. —

In seiner Vaterstadt priesen sie den Dichter immer höher. Wenige Häuser standen in der Nähe der Stadt, ein Dorf. Dort wohnen kleine Leute, die ihre Raute pflücken, ihre Schafe scheren, Stabwurz heimholen, Lasten tragen.

Sie spielten zuerst des Dichters Spiel von den alten und neuen Göttern. Und bald schrieb das „Volksblatt an Hánstrom": „Weisheit über Weisheit. Erschütternd, ergreifend. Die Sterne selbst sind auf die Erde gefallen. O unbegreifliche Höhe der Gedanken, o unübertreffliche Glut der Empfindung, o wunderbarer Reiz der Sprache. Mehr als alle Gelehrten, besser als alle Dichter hat er es gemacht!" Und so in langem Satze weiter. Bald spielten sie es auch in der Heimat des Dichters selbst. Und da schrieb eben dieses „Volksblatt am Hánstrom": „Wir sind erhoben zum Himmel. Ein Böswicht schrieb in vorschneller Art über dies Stück. Er irrt, er irrt, er ist ein Thor. Der Mann, der uns das Stück gab, ist ein großer Dichter, ist ein Stern, ein ganzes Sternbild am Himmel der Literatur."

Und von allen Seiten hagelte es nieder auf den armen Schreiber des „Wartturmes". Der saß stumm in seinem Gemach; der Phönix lockte draußen das Weibchen; der Fasan strich durch die Hecken, die Trompetenblumen dufteten, der Mond badete die Weidenbäume in silberklares Licht.

Frage nicht, ob seine Sorgen groß oder gering waren.

Sein pfirsich-blumiges Gesicht verlor die Farbe des Frühlings.

Traurigkeit wohnte in seinem Herzen.

Er dachte und sann. Und was er dachte, hier sagt er es Euch:

„Wenn die Leute nicht sehen wollen, so bist du ein Thor, steckst du ihnen einen Kienspan in den Mauerring."

Digitized by Google

Laó-tsé meint, der Weise besitzt drei Kleinodien: die Liebe, die Bescheidenheit, die Zufriedenheit.

Thut ab von euch die Rache, mahnt Khùng-tsé. Tretet ihr vor das Volk, ertragt sein Urteil.

Schwach seid ihr, könnt ihr solches nicht aushalten.

Mache dein Herz frei von der Begierde nach Ruhm, wenn du dir selbst gestehen mußt, willst du ehrlich sein, daß du ihn nicht verdienst. — —

So dachte er. Und er überlegte sich noch einmal die Sache. Und dann schrieb er sie auf, damit Ihr sie erfahren solltet. Die Geschichte ist aus alten Zeiten, sie gleicht der, welche erzählt wird im Tsing-she, wie ich Euch schon sagte, in der „Geschichte der Leidenschaften", im 16. Bande, die überschrieben ist: „Die Leidenschaft der Rache." Und dort heißt es:

„Die Rache entsproßt der gekränkten Eitelkeit.

Die nimmt oft auch gelehrten Männern die Besonnenheit.

Wehe, daß sie vermag zum Lügner zu machen! Wehe!

Priester und Weise stürzen von ihren hohen Stühlen, und werden schwächer denn schwache Menschen . . . . .

So überklug du auch scheinen magst, erinnere dich zuweilen, ein Narr zu sein."

Anmerkung. Das Schi-king, das heilige Liederbuch der Chinesen ist zitiert nach der trefflichen Uebersetzung von Viktor von Strauß, Heidelberg 1880. Der „Tschong-Yông, der unwandelbare Seelengrund" ist deutsch erschienen, in der besten Ausgabe von Reinhold von Plaenckner. Leipzig 1878. Die übrigen Bücher des Khùng-tsé (Confucius) sind Ta-heo die große Gelehrsamkeit, Chang-Yung die Lehre vom Niedrigen, Lun-Yu, die Analekten, dazu kommt noch das Buch des Mèng-tsé, des Lieblingsschülers. Die Kinderschule Siao-hio ist ebenso wie diese vorigen Werke benutzt in der chinesisch-französischen Ausgabe von Noël: Les livres classiques de l'empire de la Chine. Paris 1784.

Digitized by Google

Gedichte

von

A. Clemens.

Tagebuchblätter.

1.

Warum haſt du mich ſo trotzig
Und ſo ſpröde ſtets gemieden?
Warte nur, du ſtolzes Herze,
Zauberketten will ich ſchmieden.

Goldene Bande will ich weben,
Wohl aus wunderſüßen Klängen,
Feſſeln will ich dich mit Liedern,
Dich beſiegen mit Geſängen.

Balde ſollſt du, ſtolzes Herze,
Dich in Demut zu mir neigen,
Und ich will dich an mich ketten,
Daß du ewig biſt mein eigen.

2.

Nun bricht der Herbſt mit leiſer Hand
Die goldenen Früchte ſtill vom Baum;
Es liegt das weite, ſonnige Land,
Als träumt' es einen tiefen Traum.

Digitized by Google

Nun ist so sanft der lichte Tag,
Verglommen ist die Sonnenglut;
O wie sich's nun am hohen Hag
So hold und wunderlieblich ruht!

O könntest du nun bei mir sein!
Wir gingen in den stillen Wald,
In seine Hallen tief hinein —
O komme bald, o komme bald!

3.

Nun wühlt der Wind in Laub und Blumen,
Den Himmel deckt ein Wolkenheer.
Das stimmt so recht zu meinem Herzen,
Ist auch so dunkel und so schwer.

Mir hat geträumt von einer Blume,
Von einer Blume hold und licht;
Nun wühlt der Wind in Laub und Blumen,
Was kümmert's ihn, ob eine bricht!

Von meiner Blume bleib' mir ferne,
Du wilder, ungestümer Wind!
O blüh' in Ruhe, blüh' in Frieden,
Mein Haidenröslein, süßes Kind!

4.

Ei, ei, du Spinnlein, klug und klein!
Du spannst mit Fäden wunderfein
Zwei Blumen aneinander.

Sie schmiegen sich zusammen dicht,
Und rosig ist ihr Angesicht,
Als ob vor Lieb' sie glühten.

Viel Tangeschmeid' die Fäden ziert,
Das in der Sonne flammt und flirrt,
Und 's ist doch nur ein Spinnweb!

O Spinnlein, wenn ich's recht bedacht,
Was du gesponnen über Nacht,
Es gibt mir bittere Lehre;

So leuchtete das Zauberband,
Das unsere Herzen eng umwand —
Und 's war doch nur ein Spinnweb!

Digitized by Google

5.

Nimm, o Wald, den müden Träumer,
Nimm ihn auf in deinen Schoß!
Hier zu ruhen, hier zu ſchlafen
Sink' ich in das weiche Moos.

Irr' im Herzen, wirr im Kopfe
Und ſo traurig und ſo bang
Kehr' ich heim zu dir — o ſinge
Mir den ſüßen Schlummerſang!

Ach da draußen wogt das Leben
Friedelos und freudeleer,
Und in meinem armen Herzen
Wohnt der Friede auch nicht mehr.

Regſt die hohen, dunklen Wipfel,
Lieber Wald, und flüſterſt lind,
Wie die gute Mutter leiſe
Redet zu dem kranken Kind.

Friſcher Hauch, die Stirne kühle,
Spüle fort den Staub der Welt!
Sieh' — vom heißen, müden Auge
Eine ſtille Thräne fällt.

Nelken.

Aus ihrem Fenſter nickte
Ein voller Nelkenſtrauß;
Die blutigroten Blüten,
Sie hingen wirr und kraus.

Darüber blickte ſonnig
Ein blaues Augenpaar
Im holden Angeſichtlein,
Umrahmt vom blonden Haar.

Und als ich ging vorüber,
Sie lächelte mir zu;
Das kann ich nicht vergeſſen,
Das nahm mir alle Ruh'!

Digitized by Google

Mir flimmert's vor den Augen
Von Blüten, rot wie Blut;
Doch hätt' sie nicht gelächelt,
Dann wär noch alles gut.

Das kann ich nicht vergessen,
Das traf in's Herz hinein.
Nun will mir blaß erscheinen
Der helle Sonnenschein.

Rosmarin.

Da liegt die stille Hütte,
Vom Flieder rund umblüht.
Mich zog die alten Wege
Das sehnende Gemüt.

Da liegt die stille Hütte
Im hellen Sonnenschein,
Weinreben dicht umranken
Das offene Fensterlein.

Ach dort im trauten Stübchen
Du wohnest nicht mehr drin —
Im Garten, ach im Garten
Da steht ein Rosmarin.

Er blüht an allen Zweigen —
Ich weiss nicht, was ich will:
Was steh' ich hier und weine?
Es bleibt doch alles still.

Digitized by Google

Ein Lied.

Hoch vom Himmel goldene Funken
Räſelhaft herniederſeh'n,
Durch den Wald wie liebetrunken
Geht ein wunderſames Weh'n.

In der Bruſt ein leiſes Klingen
Regt ſich wonnig, wird zum Lied,
Das zu dir auf ſchnellen Schwingen
Sehnend in die Ferne zieht.

Ein Traum.

Es ging ein Traum an mir vorüber
Voll ſüßer Frühlingsblütenpracht —
Nun ſcheint der helle Tag mir trüber,
Viel trüber als die dunkle Nacht.

Noch ſpürt die Hand den Druck der deinen,
Mein Herz noch deines Herzens Schlag —
Laß fahren, Herz, und mußt nicht weinen!
Du haſt geträumt, nun iſt es Tag.

Wie konnte doch mein Glück verwehen,
Zerrinnen, da ich's kaum erſah!
Ich muß dir ewig ferne ſtehen,
Und war im Traume dir ſo nah'!

Leb' wohl, mein Traum, mein Glück, mein Leben,
Nimm mit dir alle Frühlingspracht;
Sie ſoll mit Wonne dich umweben,
Mit Licht und Luſt — mir bleibt die Nacht.

Leb' ewig wohl! Was mir geſtorben,
Dir ſoll es leben immerdar,
Und was ich nur im Traum erworben,
Das Glück — es ſei dir treu und wahr!

Digitized by Google

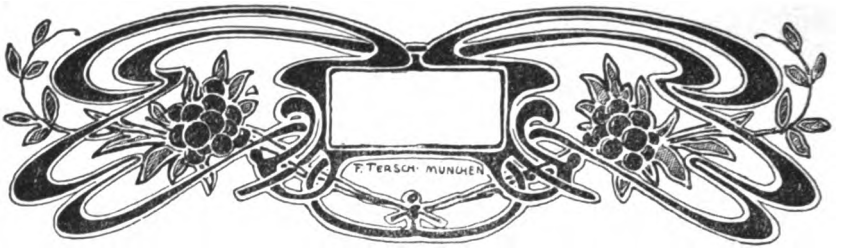
Stille.

Mein Herz ist still geworden,
Es pocht mit mattem Schläge,
Es hat die Lust vergessen,
Vergessen hat's die Klage.

So starb im Westen leise
Das letzte ros'ge Glühen,
So nahm der Herbst allmählich
Das lust'ge, bunte Blühen.

Und seltner stets und schwächer
Erklingt noch eine Saite.
Bald ist es ringsum stille
Und Nebel deckt die Weite.

Digitized by Google



Neue Erzählungsliteratur.

Besprochen von Carl Conte Scapinelli (München).

Das Wort „Büchertisch" ist nicht immer nur in übertragener Bedeutung für Kritiken zu gebrauchen. Nein, wer sich irgendwie damit befaßt die Tagesliteratur zu verfolgen, braucht einen, vielleicht mehrere Büchertische, um alles was auf ihn an Buchmaterial einstürmt, darauf zu legen. Führt aber einer gar die kritische Feder, dann muß er einen solchen Büchertisch haben, und zwar einen recht großen und recht starken. Von überall regnet es Neuerscheinungen, überall erstehen immer wieder neue Autoren, die sich berufen fühlen, der deutschen Erzählungsliteratur aufzuhelfen, und sie alle wollen gelesen und beurteilt sein, sie alle wollen einen Platz auf dem ohnedies übervölkerten Parnaß deutscher Dichtkunst angewiesen bekommen.

Und trotz alledem liegt die Erzählungsliteratur Deutschlands noch immer darnieder und wird von den Romanen der Franzosen, Norweger, Dänen und Engländer überflügelt. Fehlt etwa dem deutschen Geiste das Epische? Ich glaube kaum. Eher suchen die deutschen Autoren zu ängstlich die Nachbarnationen nachzuahmen. — Doch wir dürfen nicht völlig ungerecht sein, es rührt sich schon dann und wann auch bei uns ein kräftiges Talent, ein Dichter, der auch gut und angenehm zu erzählen weiß.

Da liegen zum Beispiel zwei Bände des schnell zu Ruhm, Ehre und hohem Honorar gekommenen Rudolf Stratz. Man hat mit Unrecht Stratz einen Familienblattschriftsteller genannt. Nicht jeder, der das Glück besitzt, daß seine Romane in der „Gartenlaube", im „Daheim", in der „Woche" und so fort abgedruckt werden, ist darob schon ein Familienblattautor im verächtlichen, unliterarischen Sinne. Der Ruf Stratz's hat vielleicht einen anderen Grund, er hat mit seltenem Geschicke in seinem Romane „Der weiße Tod"

Digitized by Google

seine Leser zu den ewig beeisten und beschneiten Bergriesen hinaufgeführt und ihnen ein herrliches Bild der gigantischen Alpenwelt vorgeführt. Er hat sich in den herrlichsten Naturschilderungen ergangen; und hat es so dazu gebracht, fast über Nacht einer der gelesensten Autoren zu werden. Und wird ein Dichter einmal „gelesen", so kann er sich, wenn er Talent besitzt, die Achtung des Publikums ertrotzen. Und das thut Stratz in den beiden Romanen, die mir eben vorliegen, in „Die letzte Wahl" (III. Auflage, Cotta'sche Buchhandlung 1901. Preis 3 Mk. 50 Pfg.) und in „Der arme Konrad" (III. Auflage, Cotta'sche Buchhandlung 1901. Preis 3 Mk.). Er hat diese beiden Romane vielleicht vor seinem großen Erfolge, den er mit dem „weißen Tod" gehabt hat, geschrieben, aber sie sind so talentvoll, daß sie nicht — abfallen. Der Hauptvorzug Stratz's liegt in beiden Romanen klar vor Augen. Der Autor hat die seltene Gabe, die sonst allen modernen Romanschriftstellern fehlt, er weiß seiner Handlung einen großen Hintergrund zu geben. Er wahrt so die Ansprüche, die wir an das Epos, und dann auch an den guten Roman stellen. In „der letzten Wahl" sind die Eröffnung des neuen Reichstagsgebäudes in Berlin durch den Kaiser und die Wahlreisen und -Agitationen einiger Reichstagskandidaten, im „armen Konrad" die Ereignisse des großen Bauernkrieges von 1525 — der erwähnte Hintergrund. In diese beiden großen Rahmen stellt er seine Figuren und läßt sie kämpfen, leiden, sterben und handeln. Mit zwingender Macht schildert er in beiden Romanen die Volksmassen — das Volk als Person — könnte man sagen. Auch die einzelnen Figuren werden gut charakterisiert, vielleicht verfährt Stratz dabei, besonders in „der letzten Wahl" zu schematisch, trennt gut und böse, bieder und schlecht zu scharf von einander. Dort tritt auch der Konflikt, die Liebe Herberts zu seiner Schwägerin, etwas unklar hervor, man hört nie, wie eigentlich diese Leidenschaft in beiden erwachsen, sondern immer nur, wie beide in ihrem Innersten dagegen ankämpfen. Der Außenkonflikt zwischen den beiden Schwägern und dem dritten Wahlkandidaten ist geschickt geschürzt und wird auch gut zu Ende geführt. Noch eines, so gut Stratz die Scenen schildert, wo er behaglich, breit malen kann, so unsicher wird er bei Seelenkatastrophen. — Mit ängstlichem Schauer weicht er der näheren Beschreibung der Todesfahrt der beiden, Herbert und Mary aus, die einen anderen mehr psychologisch veranlagten Details und Reflexionen zuneigenden Autor direkt herausfordert. Im Ganzen sind die beiden Bücher Romane eines talentvollen Schilderers, eines literarischen Panorama-Malers, der das feine Detail vernachlässigt, vielleicht weil es seiner Begabung fremd ist, vielleicht auch weil er dem Leser des Familienromanes nicht das scharfe Auge fürs Detail zutraut. —

Ein ganz herrliches Buch hat der Däne Karl Larsen mit seiner Erzählung „Spießbürger" geschrieben. (Verlag von A. Langen, München 1901. 3 Mk.). Nach dem Titel würde man es zuerst für eine Satire halten,

Digitized by Google

aber ganz im Gegenteile; die „Spießbürger“ sind das hohe Lied des Philisteriums. Mit offenkundiger Sympathie schildert Larsen das bescheidene, fast kärgliche Leben eines kleinen Bankbeamten, der jahraus, jahrein im Alltag lebt, ohne in denselben hineinzuleben, dessen Jahre eine stille, keusche Liebe, fast mehr eine tiefe Achtung und Zuneigung zu einer jungen, braven Frau ausfüllen, die ihren Mann über alles liebt und an seine Treue glaubt. Und um der Frau diesen süßen Glauben zu lassen, scheut ihr stummer Verehrer kein Mittel, auch kein Geldmittel. So ist Buchhalter Brodevsen, in dessen Herzen eine Liebe glüht, die nie über seine Lippen gekommen, von der er dem Gegenstand seiner Liebe nie erzählt, der wahre Freund dieser kleinen Familie, dessen Aftermieter er ist. Er begnügt sich damit, in ihrem Kreise leben zu können und zu ihrem Eheglücke beizutragen. Diese belanglose Geschichte ist echt nordländisch fein und zart erzählt, keine leuchtende, große Leidenschaft flammt in diesem Buche auf, kein grasses Elend mischt sich in diese Ärmlichkeit. Über das ganze liegt der nordische Nebel des Herbstes und Winters Dänemarks, auf diesen ist es abgetönt. Man spürt aus allem, daß die Geschichte nur im Norden möglich ist, unter nordischen Charakteren. Im Süden wäre sie anders ausgefallen, heißer aber nicht so wunderbar rein und fein. Dem Buche sind dänische Original-Illustrationen von Franks Henningsen beigegeben. —

Auch M. Herbert hat uns in diesem Jahre ein Buch beschеert, das nach der einen der drei darin enthaltenen Novellen den Titel „Marianne Fiedler“ trägt (und bei Bachem in Köln erschienen ist). Die handelnden Personen sind geschickt charakterisiert und in richtiger Verbindung miteinander gebracht, aber die Technik der Schilderung, besonders in der ersten und letzten Novelle ist höchst mangelhaft. Ich kann auf die einzelnen Details nicht eingehen, weil es für den Leser wenig Reiz hätte, in das Arsenal des arbeitenden Schriftstellers allzu tief Einblick zu nehmen. Erwähnt seien nur einige grobe Schnitzer, die alle mehr oder wenig auf eine gewisse Oberflächlichkeit der Machezurück zuführen sind. In „Marianne Fiedler“ ist in der Hauptkatastrophe dem verhängnisvollen Schusse Adolars zu wenig Sorgfalt geschenkt. Die Gewitterstimmung, die in der Natur herrscht, ist fast nur mit dem einen Satze: „Es war ein Gewitterabend“ angedeutet. Und doch hatte M. Herbert gewiß den Plan zur Vertiefung der Wirkung, die Seelenstimmung Adolars mit der Gewitterstimmung in der Natur in Einklang zu bringen. Aber sie vergißt dies; läßt das fallen und schildert die Scene vom Salon heraus, wo Adolars Frau eben von Petersen am Klavier begleitet, ein herrliches Lied singt. Auch hier wollte sie die Stimmung und die Handlung vertiefen. Petersen und Adolars Frau kommen sich immer näher, sie sollten in diesem Moment sich also seelisch am nächsten sein, weil diese Scene den Höhepunkt bedeuten soll, nachdem durch Adolars Selbstmord und den an den beiden Liebenden versuchten Mord, die Liebe in beiden erstirbt und Petersen

Digitized by Google

Marianne heiratet. Letzteres geschieht auch knall und fall. Früher wußte man nicht recht, wer sich von beiden gleichgültiger gegenüber stünde, Marianne dem Petersen, oder Petersen der Marianne. Doch jetzt erklärt Petersen ihr in sieben Zeilen seine Liebe und „Mariannes Augen standen voll Thränen und sie sagte nicht nein". Ende gut, alles gut. — Doch ich will nicht witzeln, so sehr einem eine solche Situation dazu verleiten würde, sondern nachweisen. Ein Hauptfehler der letzten Erzählung „Leben und Liebe" ist die Ich-Form derselben. Ein Mädchen, das mit der Handlung eng verknüpft ist, erzählt dieselbe; wir kennen die Leute nur durch ihren Mund, durch ihre eigene Beschreibung, die zwischen den leichten, unordentlichen Backfischton und den ernsten Gedanken einer ernsten Frau hin und her pendelt. Die Hauptscene zwischen Hans und Margot ist sehr fein empfunden und legt einen glänzenden Beweis für die psychologische Begabung M. Herberts ab, aber auch hier sind die Fäden nicht genügend straff gespannt, auch hieraus könnte man mit einigem Fleiß und Vertiefung unendlich mehr machen. Aber M. Herbert läßt sich zu wenig Zeit, sie hat einen gutklingenden Namen, ein gutes Absatzgebiet und einen guten Verleger. Katholische Autoren mit diesen drei Vorzügen waren bis jetzt einer lobenden, ja verhimmelnden Kritik auf katholischer Seite sicher, — man that das der guten Sache wegen, und schadete damit der katholischen Literatur. —

Digitized by Google

Ein Künstlermärchen.

Wenn jemand fragt, was die Sehnsucht ist, so ist sie nichts anderes, als ein Stern, der durch die Julinacht zieht und dann versinkt. Oft aber ist sie auch ein gewaltiges Feuer, in dessen Flammen ein ganzes Leben verglüht.

Gott hat die Sehnsucht in mancherlei Arten geschaffen und sie bestehen oder vergehen sehen. Am gewaltigsten aber ist die Sehnsucht des Künstlers nach seiner Kunst. Nur wenige wissen ihre Tiefen zu begreifen und ihre Schmerzen.

Und davon will ich euch erzählen.

Habt ihr schon gehört von jenen fernen Ländern, die noch keine Eisenbahn durchbraust? In ihren dunklen Schluchten hausen noch die Wölfe. Drachen liegen noch auf ihren Bergen und halten Wacht über unglückliche Königstöchterlein. Und in ihren weiten, rauschenden Wäldern hausen noch die Zauberer und die wilden Riesen der Vorzeit.

In einem dieser Länder lebte ein Zigeuner. Er hatte sich in eine schöne Dörflerin verliebt, als er einst mit seiner Truppe durch das Thal gezogen kam. Und er hatte sie zum Weibe genommen und sich als Schmied niedergelassen am Dorfesende.

So lebte er nun schon ein Jahrzehnt, allein mit seinem Weibe und seinen drei Kindern, die er liebte wie den Duft seiner Tage und den Stern seiner Nächte. Die Leute im Dorfe kamen wenig zu ihm — sie verstanden ihn nicht. Denn ihre Seele war eng wie ihr kleines Thal, und ihres Lebens Inhalt waren ihre Felder und ihre Herden. In ihm aber brannte eine Sehnsucht, die nicht zufrieden war mit Weizen und Lammfleisch. Und abends, wenn er das Schurzfell abgelegt und den Hammer bei Seite geworfen hatte,

Digitized by Google

dann nahm er seine Geige hervor, die treue Freundin seiner Jugendfahrten. Und während hinter ihm das Schmiedefeuer verglühte und seine letzten, roten Funken mit der Abendluft spielten, sang er die Lieder seiner Jugend und seiner Sehnsucht. Und in den flutenden Klängen ertrank sein Gram und sein Alltagsweh. Und in seiner Seele flammten tausend leuchtende Sonnen auf.

So lebte er glücklich mit seiner Geige, seinem Weibe und den drei Kindern. Und er bedurfte der Menschen nicht und ihrer kleinlichen Freuden.

Aber eines Tages war seine Stirn voll Sorgen, und sein Herz war dumpf vor Leid und Betrübnis. Denn die Saiten seiner Geige waren abgenutzt und abgesprungen, eine nach der anderen. Und seine Stirne war voll Sorgen, und an seinem Herzen fraß die Sehnsucht. Und er wußte nicht, wie er die alten, klingenden Saiten ersetzen sollte.

Einen ganzen Winter kämpfte er mit des Dorfabends Eintönigkeit und den kalten, stillen, einsamen Nächten. Und sein Weib ward traurig, und seine Kinder fragten: „Vater, warum vergissest Du uns? Warum küßt Du uns nicht, wo wir Dich doch lieben?“ — Aber an seinem Herzen fraß die Sehnsucht.

Und als der Frühling in das Thal zog und die Veilchen unter seinen Füßen sproßten, da begab es sich, daß ein Fremdling kam in des Dorfes Gemarkung. Dessen Seele war voll Erfahrung und vieler Weisheiten kundig. Und er erzählte dem armen Zigeuner von einem Waldfräulein, einer Zauberin, die hinter den Bergen wohne im düsterſten Walde. Die würde seine Qual wohl enden.

Da brach der Zigeuner sich einen Stab und ließ Weib und Kind und schritt durch die blinkende Frühlingsnacht. Und er hungerte drei Tage und drei Nächte. Am vierten Tage aber kam er zur Hütte des Waldfräuleins. Und das Waldfräulein zog ihm die Saiten seiner Geige auf aus des Waldlebens feinsten Fasern und Fäden.

Aber als sie zu ihm trat, lächelte sie hart. Und sie forderte als Kaufpreis für die erste Saite seine Frau und für jede andere Saite eines seiner Kinder.

Da erschrak der Zigeuner und warf sich zu Boden und bat um Gnade. Denn sein Weib war der Duft seiner Tage, und die Kinder waren die Sterne seiner Nächte.

Aber das Waldfräulein nahm den Bogen mit ihren schlanken, weißen Händen. Und aus den verzauberten Saiten lockte sie eine wundersame Melodie in des Waldes Einsamkeit. Und in das Lied der Geige quoll das Rauschen der Wipfel und das Murmeln der Bäche. Und es war ein Lied, wie es noch keine Geige gesungen seit Weltbeginn.

Es war, als wenn ein Regen über den Wald herniedersinkt. Aber die Tropfen sind eitel Silber, und die Blätter der Buchen sind köstliches

Digitized by Google

Gold. Und die silbernen Tropfen springen und klingen, und die goldenen Blätter tönen und funkeln im Sonnenlicht.

Wie das Rauschen einer Quelle war es, auf deren Grunde die Najade sitzt. Sie ist verliebt in den großen Pan, der mit seiner Flöte durch die Felder zieht. Und die Sonne liegt auf dem roten Mohn, den er durch sein dunkles Haar geflochten hat. Aber der große Pan ist zu gewaltig und zu göttlich, als daß er einer armen Najade achte, die sich um ihn härmt. Und die blasse Najade birgt sich auf dem Grunde ihres Quells und singt das Lied von ihrer großen Liebe und ihren großen Schmerzen. Und die Töne steigen hinauf durch die klaren, klingenden Wasser. Und wenn ein Mägdlein des Weges kommt, dann bleibt es stehen und lauscht und weint und weiß nicht warum.

Schneller führte das Waldfräulein den Bogen.

Und nun war es, als wenn du ein Einsiedler wärest auf einem hohen, nebeldunklen Berg. Jahrzehnte hast du dort gebetet und gefastet, und dein Haar ist grau geworden im Dienste des Herrn — da geht eines Tages eine neue flammende Sonne auf. Und die Nebel schwinden, und die Fernen leuchten, und alles Land wird sichtbar meilenweit. In dem Lande aber ist ein Jauchzen und Lachen. Weiße Frauenarme blitzen zu dir empor. Und rotglutende Becher blinken. Und alles ist ein Taumel und eine berauschende Sünde. Und plötzlich beginnen alle Glocken im Lande zu klingen. Und ihr Klang ist nicht Frömmigkeit, ist ein rasender, gellender Schrei der Lust — da reißt es dich hinab, und du verläßt die stillen Höhen, wo du gebetet, wo du gefastet, wo du ergraut bist im Dienste des Herrn. — — —

Der Zigeuner aber stand mit gerungenen Händen und weinte. Und in seinen Thränen ertrank seine Sehnsucht nach Weib und Kind. Seine Liebe losch aus und seine Erinnerung. Und als das Waldfräulein geendet, da riß er gewaltsam die Geige an sich. Und er verkaufte sein Weib und seine Kinder, die er liebte, und mit denen er gelebt hatte zehn Jahre lang.

Dann zog er hinaus in die weite Welt, um Ruhm zu erringen und Kränze zu ernten, um die Menschen glücklich zu machen und groß und gut. Denn er wollte zu ihnen reden durch seine Geige. — — —

Aber das ist unseres Lebens Bitterkeit und der Fluch unserer Tage: daß wir nicht gelernt haben, das Große zu verstehen und das Schöne. Denn unsere Augen sind zu schwach, seinen Glanz zu ertragen. Und darum hassen wir das Große und Schöne, weil es uns blendet. — — —

Und als die Welt dem Zigeuner Rosen ums Haupt gewunden und ihm eine Zeit lang gelauscht und zugejubelt hatte, da ward sie seiner überdrüssig. Denn sie hörte wohl die Sprache seiner Geige; aber sie verstand sie nicht, denn sie war zu tief. Und man sagte ihm: „Warum spielst Du keine Tänze wie Deine Genossen? Dein Spiel ist traurig und ohne Leben. Wir aber wollen lachen und lustig sein!“

Digitized by Google

Und man verstieß ihn und vergaß seiner.

Er aber hungerte und wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Und als der Herbst kam und die Blätter sanken, da litt es ihn nicht länger in seiner großen Verlassenheit. Eine Sehnsucht überkam ihn nach Heimat und Liebe. Er gedachte seines Weibes und seiner Kinder. Und er machte sich auf in das ferne Land, wo noch die Wälder rauschen und die Wölfe heulen.

Und es war eine kalte, lichtlose Winternacht, und die Straßen klangen vor hartem Frost, da näherte er sich jenem Thale, wo einstmals seine Hütte stand und sein Schmiedefeuer lohte.

Aber als er schon die Lichter blinken sah, da brach er zusammen am Wegesrande. Denn seine Füße waren zerrissen, und sein Blut war starr vor Kälte und Müdigkeit. Und er stützte sein Haupt auf seine Geige und weinte. Und die Thränen erfroren ihm auf den Wangen. Als aber der Morgen kam, da fuhren fremde Kaufleute vorüber, um in seinem Dorfe zu feilschen und zu betrügen. Sie sahen ihn und ließen ihn liegen. Und als die Sonne gegen Mittag stieg, da kam sein Nachbar aus dem Dorfe vorüber. Er war sein Freund gewesen und hatte viele Wohlthaten von ihm empfangen. Als aber der ihn erblickte, fluchte er und schrie: „Das ist der gottlose Hund, der sein Weib verkauft hat und seine Kinder verraten; der Himmel verdamme ihn!“ Und er spie ihm ins Gesicht.

Da schluchzte der arme Zigeuner. Und er griff mit der linken Hand nach seiner Geige — denn die rechte war ihm erfroren — und zerschlug sie an einem Steine.

Und als der Abend seinen Eishauch über die Berge sandte, und die Bäume sprangen vor Frost und trockener Kälte, da starb der Zigeuner. Und seinen Leichnam ließ man liegen am Wegesrand. Und die Raben zankten sich um seine Gebeine. — — —

Denn das ist unseres Lebens Bitterkeit und der Fluch unserer Tage, daß wir nicht gelernt haben, das Große zu verstehen und das Schöne. Denn unsere Augen sind zu schwach, seinen Glanz zu ertragen. Und darum hassen wir das Große und Schöne, weil es uns blendet.

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Digitized by Google

Aufruf zur Bildung eines Musen-Almanachs katholischer Studenten Deutschlands.

An die katholischen Studenten!

Eine Zeit der literarischen Sturmflut geht über die Welt. Selten noch haben die verschiedenartigsten Prinzipien so mit einander gerungen wie in unseren Tagen. Schopenhauer fiel — und Nietzsche kam, die große Feuersonne in flammenden Morgenschauern, hinter sich eine Atmosphäre von leuchtenden Wettern, sturmschwangeren Wolken, hektischen Farben und Tönen.

In solchen Tagen allgemeiner Verwirrung entsteht ein heißer Kampf der Weltanschauungen. Da thut es not, zum großen Kampfe zu rufen, da fordert die heilige Notwendigkeit, alle Kräfte zu sammeln, um nicht unterzugehen in dem großen Sturme der Geister. — —

Ein Almanach katholischer Studenten? Wir wissen, was das Wort sagen will, wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, die uns entgegentreten werden auf unserem Wege. Aber ebenso fest als unser Glaube an diese Schwierigkeiten steht unser Glaube an die Kraft des katholischen Studententums. Und das Vertrauen auf diese Kraft, die sieghaft allen Hindernissen entgegentreten wird, ließ uns auch herantreten an dieses Werk, bestimmte uns, die Vorbereitungen desselben in die Hände zu nehmen.

Der Almanach der katholischen Studentenschaft soll vor allem ein Faktor werden zur Durchdringung des Volksbewußtseins und der Zeitkultur mit den Prinzipien und der Ethik des Christentums. Die Kultur der Menschheit ist ein Wogen und Fluten, — bald himmelwärts hebend, bald zurückschwellend in dumpfe Tiefen. Man spricht in unseren Tagen so viel von Decadence. Decadence: das ist das Zurückebben einer Zeitenwoge, das Zurückbiegen des großen Ichdranges im Menschenherzen. Wir Katholiken dürfen nicht sprechen von Decadence; wir müssen das Wort denen überlassen, denen

Digitized by Google

die Weltgeschichte das Kains-Stigma des Verfalles aufgedrückt hat, deren Lebensgeschichte selber die Realisierung jenes Wortes ist von der ersten Phase ihrer Entwickelung an bis zum völligen Zusammen in ihrer eigenen Unkraft und ihrem haltlosen Taumel in den Irrtümern verworrener Probleme. Wir stehen dem Urquell am nächsten, dem heiligen Baume Edens, nach dem die Menschenseele ewig klagt, — wo aus dem Felsen die Woge der Poesie rauscht in krystallener Klarheit, wo jedes Problem sich löst vor dem Lichte aus den Höhen. Wir Katholiken sind berufen, das Erbe der Poesie anzutreten, das so lange vergessen lag. Und kein Wort von Decadence darf uns hemmen in unserem idealen Streben, dem das Geheimnis des come l' uomo s' eterna lag noch immer in uns, trotz allem und allem.

Und mit dieser Erkenntnis muß auch das Bewußtsein der heiligen Pflicht in uns reifen, dies Erbe zu übernehmen, weiterzuringen auf dem Wege, der unser ist, wenn wir nur die Hand rühren in ernstem Streben. Dezennien lange ist gefrevelt worden auf unserer Seite. Fast hat man sich gewöhnt, die katholische Idee als verlebt zu betrachten, — das écrasez l' infame war nie seinen Zielen näher als in unseren Tagen. Doch — Friede darüber! Wir wollen nicht rechten mit denen, die ihre Schuld tragen an unserer Rückständigkeit: unsere Aufgabe sei es, beizutragen zu dem neuen, leuchtenden Baue, zu dem Größere als wir die Grundmauern legten, dessen Aufbau wir vielleicht noch schauen werden in besseren Tagen. Und wenn dann einst ein großes, siegmächtiges Leben durch alle Adern unseres Volkes pulst, wenn immer tiefer und tiefer das Bewußtsein in allen Schichten erwacht und sich kraftvolle Bahn bricht, daß unsere Seele und unsere ganze Kultur im Grunde doch eine christliche ist, dann dürfen wir getrost zurückschauen und sprechen: „Nicht vergebens!"

Und noch ein Wort über den modernen Gedanken. Es liegt ein großer Universalismuscharakter in der Moderne. Die Moderne in ihrer tiefsten Idee ist die Erkenntnis der Unnatur unserer Hypperkultur und das Heimwärtstasten zu den alten, ewig giltigen Problemen aller Zeiten und Völker. Und in diesem Punkte berührt sie sich mit dem Katholizismus. Sie ist ihre Irrwege gegangen — heutzutage steht sie in schroffem Widerspruch mit unseren Prinzipien. Aber sie ist Poesie, — oft wahre Poesie — manchmal goldhelle, berauschende Poesie mit schimmernden Tönen. Ich würde mich freuen, wenn auch auf unserer Seite eine Moderne sich bildete, — keine, die da taumelt in halbreifen, unsicheren Gedanken — sondern eine andere — eine Moderne in rechtem Sinne, die da den Geist der großen Menschheitsidee wiederströmt in den erschütterten Organismus unserer Kultur, die da abgetönt ist und abgeklärt am Geiste der christlichen Maximen.

Und so fordern wir denn alle katholischen Studenten Deutschlands auf, mitzuwirken an dem Werke, das beitragen soll, neue, vitale Kraft in unsere Reihen zu tragen, zersplitterte Kräfte zu einen, unsere Siegfestigkeit zu

Digitized by Google

zeigen gegenüber den Angriffen der Gegner des christlichen Prinzips. Unsere Absicht war nicht, unser Programm zu umschreiben und zu begrenzen. Was wir wollten, war einzig die Siegeszuversicht und den Glauben an unser Können zu wecken, — die siegmächtigen Energieen wachzurufen, die im Herzen der katholischen Volkspsyche walten, die umso reiner und ursprünglicher zum Durchbruch gelangen müssen, je mehr das Studententum gesetzt ist in den Widerstreit der drängenden Gewalten unserer Zeit. Das ist der echte Hintergrund, an dem die Stürme der Geister sich abtönen können im Liede — in Flammen getauft, überstrahlt vom Labarum des Kreuzes.

Von diesen Ideen getragen, wird wohl keiner zurückbleiben von unserem Werke, dem immer die Kraft in die Seele gesunken ist, sich aufzuringen zu den Höhen des Lebens. Jeder Mitstreiter für Kraft und Wahrheit ist uns willkommen, der etwas Gutes zu singen und zu sagen weiß; jedem soll das Wort vergönnt sein, der es ehrlich meint mit unseren Prinzipien, und der den Drang in sich fühlt, die Empfindungen seines seelischen Lebens in reifer Schönheit zu gestalten.

Mit treuem Kommilitonengruße

das Comité zur Vorbereitung eines Musenalmanachs kath. Studenten.

Im Namen der Redaktion:

Stud. jur. Lorenz Krapp
(Pseud. Arm. v. Walden),
Bamberg, Laurenzistraße 25.*)

*) An diese Adresse sind alle Skizzen und poetischen Essays zu senden.

Digitized by Google

In der Dämmerung.

Von Ferd. Gruner.

Wenn der versinkende Tag gegen die Nacht ankämpft, in das Hell sich graue Schatten mengen, die ganz allmählich sich verdichten — im Dämmern träumt sich's gut. Da läßt man gerne die Hände ein wenig im Schoße ruhen und kommen Gedanken, wie man sie sonst nicht hat.

Auf das Stündlein, so zwischen Tag und Nacht freut sich denn auch mancher, besonders jene, die im Herzen noch immer ein Bischen Idealismus sich bewahrt haben, die gerne spintisieren und nachdenken, über das, was ist und sein könnte; die Menschen, die innerlich weit mehr erleben, als man äußerlich ahnt. Was geschehen da für Thaten, werden Reden gehalten, freut man sich und trauert, liebt oder haßt! Intensiver arbeitet der Geist, wenn man nichts mehr sieht als die verschwommenen Umrisse der Möbel und nichts hört als das Ticken der Uhr. Die tickt alles mit: Ja — ja, nein — nein.

Die Jugend besonders liebt die Dämmerung. Da kommen die Jungen und Mädels mit heißen Wangen und verwirrtem Haare leise herein in die Stube, zur Mutter oder Großmutter, fassen sie an den Händen, reiben die jungen Köpfe an den Knieen und bitten: „Mama, bitte, erzählen!" oder: „Großmutter ein Märchen, ein recht schönes, von einer Königstochter und einem wunderschönen Rittersmann! —"

Und dann sitzen sie eng aneinander geschmiegt, wie junge Lämmer und sehen atemlos zu der Erzählerin empor und in der von grauer Dämmerung umwallten Stube steigen vor ihren geistigen Augen in glühender Schönheit Bilder empor: das Schloß aus Krystall erbaut mit goldenen Säulen und unzähligen Diamanten an der Decke, die ein wundersames Licht ausstrahlen, die Gnomen-Männlein mit den langen, grauen Bärten und die Elfen, die im Walde tanzen und dabei so himmlisch-schön singen . . .

Hans, der Älteste, steht etwas abseits. Er weiß bereits, daß es „Märchen" sind, daß das alles nicht wahr ist. Bei Tage, bei hellem Sonnenschein

Digitized by Google

lächelt er so ein wenig von oben herab darüber, aber jetzt im Dämmern da glühen seine Wangen, da klopft das junge Herz und sieht auch er, was die Großmutter erzählt. Und je mehr rauher Unverstand ihm den fröhlichen Glauben nimmt an die Märchen, desto aufmerksamer horcht er zu. Es mag ein unbekannter Drang in der Brust ihm wohl künden, daß man so viel verliert, wenn man diese Geschichten der Dämmerung nicht mehr glauben darf...

Ein paar Jahre vergehen. Die ersten Klassen der Mittelschule haben sich dem Bürschlein erschlossen. Stehkragen trägt er nun schon und lange Hosen. Ernst wandelt er, sich seines „Wertes wohlbewußt", einher des Tags, doch im Dämmern da stiehlt er sich zu den Jungen, die noch nichts von Latein und Französisch wissen, die so furchtbar ungebildet sind, daß sie noch nicht einmal vom Wurzelziehen eine Ahnung haben — die spielen „Gefangener" oder „Räuber und Gendarm". Da läuft er mit, pumpt sich gehörig die Lunge aus, lacht hell und spricht mit den Burschen im breiten heimatlichen Dialekt, den er zu Hause nicht reden darf. O, wie er sich auf die Dämmerstunde freut, da ihn niemand sieht!

In dieser Stunde auch wühlt Fräulein Leopoldine, das im Fasching bereits in die „Welt" eingeführt wurde und schon drei Bälle hinter sich hat, in dem Kasten, in dessen unterster Schublade die — Puppen liegen. Die Finger fahren kosend durch die weichen Haare der leblosen Dingerchen, dann zupfen sie die Hausrobe des einen zurecht. Langsam, recht langsam bettet endlich das Fräulein die Puppen wieder in die Schublade. Im Dämmern darf es sich ja gestehen, wie schön doch die „Puppenzeit" war! —

Und wieder eine Spanne Zeit. Tief drinn in den Büchern steckt der Studio. Was man doch alles in dem armen, heißen Kopfe unterbringen soll. Wie angenehm ist da die kurze Stunde, in der man sich ausruhen kann und denken. Ach ja, denken! Es rührt sich in der jungen Brust. Das Mädel, mit der er in drei Tanzstunden getanzt, war so schön, hatte ein rosiges Gesicht und herrliches Haar. Dabei war ihre Hand weich, schmal und heiß! Die Augen mit den dunklen Sternen hatten ihn zweimal so freundlich angesehen, daß es ihm fast erschauernd durch die Glieder gegangen war. Und in Tacitus „Germania" hinein lugt immer wieder dieses Gesicht. In dem Halbdüster sieht er die zierliche Gestalt ganz vor sich, sie spricht mit ihm und er erwidert: schüchtern, errötend, dazwischen manchmal ein rauhes Wort werfend, daß sie ihn erstaunt und unwillig ansieht . . . .

Wieder einmal im beginnenden Abend folgt er — ein paar Jahre später — mit stürmisch klopfendem Herzen einer Gestalt, einer schlanken, weiblichen Gestalt. Ein dünner Schleier liegt über dem Gesichte, von dem er nichts sah, doch hätte er geschworen, daß es jung und wunderschön sein müsse, denn die Augen waren feuerig-jung. Den stolz getragenen Kopf hatte sie nach ihm gewendet. Wie ein glühender Strahl ging es durch seinen Körper und nun schreitet er hinter ihr her, einmal zögernd, dann jäh seinen Schritt beflügelnd,

Digitized by Google

damit sie ihm nicht in der Dämmerung entschwinde, die sich verdichtet. An einer Straßenecke flammt jetzt ein Licht auf, der Schleier verschiebt sich ein Bischen und farblose Wangen werden sichtbar . . .

Ein Dezenium später. Aus dem Bureau oder aus der Werkstatt geht der Mann nach Hause. Die Arbeit war hart und schwer wie immer. Sorgen gibt es ohne Unterlaß. Man hat alle Hände voll zu thun, um sie abzuwehren. Nicht recht verschnaufen kann man vor ihnen. Immer will gedacht sein. An das Ausruhen aber ist nicht zu denken. Jeder Augenblick im Tage ist genau eingeteilt, sonst käme man das ganze Leben lang auf keinen grünen Fleck. Für das Alter will man aber doch ein paar Sparpfennige zurücklegen. Auf dem Nachhauseweg kann der Mann wenigstens ungestört seinen Gedanken nachhängen. Da lassen sich gut Luftschlösser bauen, weil man nicht sieht, daß sie keine Grundpfeiler haben und verschwinden müssen, wenn das matte Licht eines Streichholzes aufflammt. Da träumt unser Freund immer noch, einmal werde doch die Zeit kommen, in welcher er in der Equipage nach Hause fahren und nicht stets den Kaufmann werde grüßen müssen, der an der zweiten Ecke links regelmäßig vor dem Laden steht und die Hände über den Rücken gelegt hält. Wenn er einmal Gemeinderat oder Bürgermeister werde, dann wolle er gewiß dafür sorgen, daß alle Häuser Laubengänge erhalten, unter denen man ruhig und geschützt dahinwandeln könne, gleichgiltig ob Sturm oder Regenwetter. Denn erstens haben nicht alle Leute einen Regenschirm und dann pflegt man ihn meistens nicht bei sich zu tragen, wenn man ihn braucht. Solch' kunterbunte Gedanken gehen unserem Freunde durch den Kopf und wenn er zu Hause ankommt, dann spricht er zu seiner Frau: „Anna, laß doch die Lampe noch einen Augenblick draußen. Ich denke gerade über etwas Schönes nach uud das kann ich bei Licht nicht." Frau Anna aber hält seine Hand in der ihren, drückt sie und sagt leise: „Ach ja, aber sage mir doch, was es ist, damit auch ich mich freue!"

Eine kleine Viertelstunde plaudern sie so, worauf die Lampe gebracht wird und der Gatte wieder über eine Arbeit gebeugt sitzt mit sorgender Stirn; nur um die Mundwinkel liegt ein Lächeln.

Acht oder zehn Männer — die meisten haben schon graue Haare — finden sich in einem Gasthause allabendlich zusammen. Wenn die Sonne verschwunden, legen sie Feder, Hammer oder Hobel beiseite, ziehen den Hausrock an und gönnen sich einen Schoppen. Jeder hat seinen bestimmten Sitz und da trinken und sprechen sie. Allmählich wird es dunkel, so daß man die einzelnen Gestalten nicht mehr unterscheiden kann, aber jeder kennt genau die Stimmen und scheinen die Worte von rechts und links, von drüben und hüben plötzlich aufzuspringen, wenn einer spricht. Es ist etwas Eigenes solch ein Diskurs, wenn man das Mienenspiel des Sprechenden nicht wahrnehmen kann und nur die Worte als solche sprechen. Da spricht sich's viel freier, erkennt man besser als sonst die Schönheit der Worte. Wenn beispielsweise der alte

Digitized by Google

Herr neben dem grünen Kachelofen an der Spitze der Tafel von seinen Soldatentagen redet, da hat seine Stimme ganz den schnarrenden Kommandoton, den man sonst nicht an ihm bemerkt. Man sieht dann den Sprecher in Uniform — etwas altmodisch-schwerfällig von Anno-Dazumal — und erlebt seine Erlebnisse mit. Langsam, Wort für Wort gemächlich über die Lippen lassend, erzählt der alte Herr. Ich wette, bei Licht wäre alles trivial, nüchtern, doch im Dämmern findet man es selbstverständlich, daß er eine Pause macht zwischen der Schilderung des Anreitens des Feindes und dem Kampfe, der sich daraufhin entspann. Eine andere Stimme klingt dazwischen . . . „Und dann, meine Herren, die Arbeit in den Lazarethen und Spitälern. Daß Gott erbarm! So jung alles und doch so viel lädiert." — Das muß ein Arzt sein und zwar kein junger mehr, sonst spräche er wohl lebhafter, erregter. Das ist eine Stimme, aus der man einen Mann sprechen hört, der in die Tiefen des Lebens geblickt, der unendliches Elend in jeder Form auf seinem Wege sah und deshalb die großen Erregungen verlernt hat, aber trotzdem innig mitfühlt. Kommt die Lampe auf den Tisch, so verstummt dieses Gespräch; auf die öden Alltagsbegebenheiten wird es hinübergeleitet. Dabei erhitzen sich die Meinungen und die Leute verleugnen ihr bestes in diesem Widerstreit. Der alte Offizier und der Arzt befehden sich jetzt fast unfreundlich. —

Das Greisentum liebt die Dämmerstunde mit der gleichen Inbrunst wie die Jugend. Dem einen geht der Tag zur Rüste, dem anderen bricht er an. Je mehr die Tage sich türmen, desto mehr hat man zu denken. Ein Greis zumal. Dessen Träume sind ruhig. Die Alten träumen Erlebtes noch einmal, die Jugend Kommendes. So weit die beiden sonst auseinander liegen, hier finden sie sich. In der Dämmerstunde plaudern sie zusammen. Beide einigt ein fester Glauben! Warum sollten auch die Märchen nicht wahr sein? Weil man keines sah oder erlebte? So auf offener Straße zu Dutzenden geschehen sie freilich nicht, aber Sonntagskinder wissen darum. Das sagt der Greis dem Buben, damit die junge Seele etwas habe, an das sie sich klammere. Die Alten können warm werden dabei, denn aus den eigenen Gedanken flechten sie in die Erzählungen manche Blume ganz heimlich hinein. Deswegen gibt es in der Sagen- und Märchenwelt so viel herziges und herzinniges. Im Dämmern schließen die Alten die Herzen auf, die eigenen und die der Kinder. Das beste, was sich bewährt, was sie heilig gehalten, geben sie der Jugend, wenn sie ganz allein mit ihr sind und die neugierigen Augen nicht schauen können, wie es in Großvaters oder Großmutters Augen leuchtet oder gar ein heißer Tropfen aus ihnen quillt.

Digitized by Google

• • Novalis. • •

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Todestage (25. März)

von A. Dreyer.

Keine literarische Bewegung wird so verschiedenartig beurteilt als jene gewaltige Erhebung der Geister zu Ende des 18. Jahrhunderts, die gegen die nüchterne Aufklärung, wie gegen die jämmerliche Gefühlsduselei eines Kotzebue und anderer Auchdichter, gegen die Eiseskälte des antikisierenden Klassizismus, wie gegen die Vaterlandslosigkeit des Weltbürgertums kampflustig und mit scharfem Rüstzeug ins Feld rückte: ich meine die romantische Schule.

Ein getreues Spiegelbild ihrer Bestrebungen, ihres Wirkens und Könnens, ihrer Erfolge und Verirrungen bietet uns Novalis dar, eine der liebenswürdigsten Gestalten, die uns in der deutschen Literatur begegnen, dessen Leben, „ein schönes, aber kurzes Gedicht" war.

Novalis oder wie sein eigentlicher Name lautet: Friedrich Leopold von Hardenberg, geboren am 2. Mai 1772 zu Oberwiederstadt in der Grafschaft Marsfeld, war das zweite von elf Kindern eines Gutsbesitzers und späteren kursächsischen Salinendirektors.

Wie Goethe, kann auch er von sich behaupten, daß er von seiner gemütvollen, edlen Mutter „die Lust zum Fabulieren" empfangen habe. Doch noch ein köstlicheres Erbteil nannte er sein eigen: eine ungeheuchelte, tiefe Religiosität, die in den Tagen der Trübsal zur unversieglichen Quelle des reichsten Trostes für ihn ward. „Die Religion", bekannte er noch in seinen letzten Lebenstagen, „ist der große Lichtpunkt in uns, der selten getrübt wird; ohne sie wäre ich unglücklich."

Digitized by Google

Im Alter von 17 Jahren bezog er die Universität zu Jena. Mehr als die juristischen Studien fesselten ihn hier Literatur und Philosophie. Mächtig fühlt er sich zu Schiller hingezogen, der ihm als das Ideal alles Wahren, Guten und Schönen, als der „Erzieher der Menschheit" erscheint.

Zwei Jahre später nahm er das Studium der Rechte in Leipzig mit größerem Eifer auf und beendete es in Wittenberg. An ersterem Orte fand er in Friedrich von Schlegel eine gleichgestimmte Seele, mit welchem ihn bis zum Tode innigste Freundschaft verknüpfte.

Nach ehrenvoll bestandenem Examen trat er in Tennstädt bei Langensalza in die juristische Vorbereitungspraxis über. Immer mehr erkaltete nun seine Begeisterung für Schiller und Goethe, den er als „den Statthalter des poetischen Geistes auf Erden feiert", wurde der Abgott dieser jugendlichen Feuerseele. Wie Tieck und die Gebrüder Schlegel erblickt er in „Wilhelm Meister" den Ausgangspunkt für die Bestrebungen der romantischen Schule. Die Liebe zu einer holden Mädchenknospe (Sophie von Kühn) reifte den empfindsamen Schwärmer zum Dichter. Doch ein tückisches Schicksal stürzte ihn bald aus dem Himmel seines erträumten Glückes. Der Tod entriß ihm am 19. März 1797 die vergötterte Braut und wenige Wochen darauf einen ihm treu verbundenen Bruder.

Diese tragischen Ereignisse versenkten ihn in ein Meer von Trauer. Seine Todessehnsucht, seine „schwermutvolle Verzückung" klingt aus den „Hymnen an die Nacht", in welcher sich pantheistische Naturbegeisterung mit hingebender christlicher Entsagung in seltsamer Weise vermengt. („Auf den Höhen seiner alten Seligkeit" sieht er die verklärten Züge der Geliebten und weint an ihrem Halse „dem Leben entzückende Thränen").

Allgemach schwanden die Schatten der Schwermut aus seiner Seele. Den Kreuzesstamm umklammernd, blickt er mit kindlichem Vertrauen empor zum Heiland, und seiner Laute entquellen die „geistlichen Lieder", das beste und schönste, was uns seine Muse bescherte. Die Sprache, die nicht selten dem Volkston sich nähert, fließt wie ein Strom von Musik dahin.

Die Krone dieser Lieder ist unstreitig das glaubensinnige: „Wenn alle untreu werden":

„Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz,
Drum geb ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz."

Aber auch Lieder, wie: „Was wär' ich ohne dich geworden", „Wer

Digitized by Google

einsam sitzt in seiner Kammer", „Fern im Osten wird es helle", „Wenn ich ihn nur habe" u. a. gelten heute noch mit Recht als Perlen der religiösen Lyrik.

Einzelne derselben bekunden auch eine tiefe Verehrung für die Gottesmutter. In der Vereinigung mit dem Erlöser fühlt er sich selig, „wie ein Himmelsknabe, der der Jungfrau Schleier hält". An die Mariendichtung des Mittelalters erinnert das tiefempfundene Lied:

„Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht."

Wenn Novalis sich auch keiner bestimmten Kirche anschloß, so ist doch seine Hinneigung zum Katholizismus, besonders auch in seinen Prosaschriften, unverkennbar. Sein Aufsatz „Die Christenheit oder Europa", in welchem er den Papst als das „weise Oberhaupt der Kirche" feiert, wird selbst von gegnerischer Seite als „unbedingte Verherrlichung der mittelalterlichen Kirche" bezeichnet. Wie Friedr. v. Schlegel und andere Romantiker, hätte auch ihn sein Streben unzweifelhaft in den Schoß der katholischen Kirche geführt, wenn ihm eine längere Lebensdauer beschieden gewesen wäre. —

Seine „geistlichen Lieder" gossen neue Daseinswonne in sein Herz. Auf Wunsch des Vaters ging er im Dezember 1797 nach Freiberg, um unter Leitung Werners (des Lehrers von A. v. Humboldt und von Theodor Körner) Geologie und Geognosie zu studieren. Ihm setzte er später in seinem Hauptwerke ein würdiges Denkmal. In diesem Romane preist er den Bergbau in überschwenglicher Weise und rühmt den Bergmann in einem seiner besten weltlichen Lieder, als „den Herrn der Erde", dem sich die Geheimnisse der Tiefe erschließen, die uns verborgen sind. Bekannt ist die Schlußstrophe dieses Gedichtes:

„Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt."

1799 wurde er Salinenassessor in Weißenfels und trat nun mit den romantischen Dichtern, insbesondere mit Tieck, in noch engere Verbindung. Schon war er zum Amtshauptmann in Thüringen designiert, schon dachte er daran, die neue Erwählte seines Herzens (Julie von Charpentier) als Gattin heimzuführen, da ereilte den gottbegnadeten Sänger an der Schwelle seines höchsten irdischen Glückes ein früher Tod. Er starb am 25. März 1801, noch nicht 29 Jahre alt. „Quem dii diligunt, adolescens moritur".

Digitized by Google

Seine Werke sind nur Fragmente, so auch sein vielgepriesener Roman „Heinrich von Ofterdingen". Dieser sollte eine Reihe ähnlicher Arbeiten eröffnen, in welchem Novalis seine Ansichten über Physik, bürgerliches Leben, Geschichte, Politik und Liebe in poetischer Verklärung darbieten wollte. Der Held seines größten Romanes erscheint zwar im Gewande des sagenhaften Minnesängers, doch trägt er die gewinnenden Züge unseres Dichters, und „das Märchen jenes unglücklichen Jünglings, der über einer zerbrochenen Liebe in die Nacht des Todes hinabtauchte, um durch eine neue Liebe die Welt wiederzufinden, ist Novalis' eigene Geschichte." (Kirchner.) Im Traum sieht Heinrich eine rätselhafte blaue Blume, und, von Sehnsucht nach ihr getrieben, durchwandert er „die Welt des objektiven Geistes", wie Willibald Beyschlag sich ausdrückt, „das Reich der Geschichte (Italien), der Kunst (Griechenland) und der Religion (den Orient)." So reift er zum Dichter und kann nun seine Aufgabe, „das goldene Zeitalter der Weltvollendung" herbeizuführen, lösen.

In „Heinrich von Ofterdingen" steigt die ganze wundervolle Märchenwelt der Romantik auf, umflossen von dem Silberscheine einer „mondbeglänzten Zaubernacht", aus welcher alle Gestalten nur in schattenhaften Umrissen hervortreten.

Die Sprache ist reich an süßem Wohllaut und durchwoben von einem maienduftigen Kranze der schönsten lyrischen Blüten. Außer dem bereits erwähnten Bergmannslied verdient hier noch das frischkecke Weinlied „Auf grünen Bergen wird geboren, der Gott, der uns den Himmel bringt" hervorgehoben zu werden. —

Trotz aller dieser bestrickenden Vorzüge tragen die meisten Prosaschöpfungen von Novalis nicht das Gepräge künstlerischer Vollendung an sich. Vielleicht hätte ihn sein Dichtergenius noch zu dieser stolzen Höhe emporgetragen. Wenn die Romantiker auch das Unfertige und Unvollkommene in seinen Dichtungen wie „Offenbarungen eines tiefen umfassenden Geistes" betrachteten, so gehen sie hierin zweifellos zu weit. Nicht mit Unrecht tadelt sie Goedeke, daß sie ihn, der „auf lauter Durch- und Übergangsstufen erscheint, wie einen Vollgereiften zeigten."

Ausgereift und vollendet sind nur seine lyrischen Ergüsse, insbesondere seine geistlichen Lieder. In diesen tritt er als „Prophet der Romantik" auf, der von sich selber sagen konnte:

„Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel geschehn.
Des neuen Bunds geheime Lade
Sah'n meine Augen offen stehn."

Digitized by Google

Der Traum der Allwissenheit.

Von M. Herbert.

Durch die volkreichen Straßen von Jerusalem ging ein hoher und schweigsamer Mann.

Braun und schlicht war sein Gewand und doch war sein Gang der eines Königs und seine Haltung wie die eines Herrschers. In seinem Antlitz wohnten unzerstörbare Reinheit und Jugend. Eine Flut goldener Locken fiel auf seine Schultern und seine Stirne strahlte licht wie die keines anderen Menschen.

Seine großen, glänzenden und allwissenden Augen trafen einen jeden Menschen, der ihm begegnete, und seine göttliche Seele erkannte alle die tausende und abertausende von Schicksalen, die auf den Gesichtern der Leute verzeichnet standen, — und mit einem einzigen Blicke las er in ihren Herzen ihre Wünsche, Sorgen und Entbehrungen, ihre kleinen Tugenden und großen Sünden und Laster. Er wußte von jedem, woher er kam und wohin er ging, er kannte die verborgene Liebe und den wühlenden, grausamen Haß in den Seelen und die Gier, die Leidenschaft, den leichtsinnigen, vertrauenden Mut der Jugend und die große, kranke, enttäuschte Trauer und Müdigkeit des alternden Lebens.

Seine Seele trug mit stolzer, göttlicher Kraft und mit unendlichem Mitleid dieses furchtbare, schonungslose Wissen, das einen jeden Sterblichen zermalmt hätte. Wohin sein belebendes Auge traf, da schien es den Menschen, als löse eine wunderbare, allmächtige Gnadensonne die Starrheit ihrer Seele und die Eisrinde ihres Herzens. Ein junger Wille zum Guten und Hohen wachte in ihnen auf, ein neuer Mut und eine selige Gewißheit des Könnens und des Vollbringens. Selbst die Härtesten und Ärmsten, die Sklaven und Bettler, wendeten sich nicht von ihm, denn sie fühlten: noch größer und mächtiger als sein Wissen, war seine Bereitwilligkeit zu retten und zu helfen.

Digitized by Google

Die Kinder aber, die noch auf den Armen der Mütter getragen wurden, streckten jauchzend die Arme nach ihm aus, und lächelnd und segnend erhob er die Hände über sie.

So wandelte der Heiland der Welt dahin in Frieden, und ein leuchtendes Licht schien von ihm auszugehen, so daß die Menschen, denen er begegnete, jünger und freudiger aussahen und die verblaßten Farben an ihren Gewändern aufstrahlten, als seien sie neu.

An den festen Schritten des Herrn bemerkte man, daß er nach einem Ziele strebte. Er ließ die volkreichen Straßen hinter sich und schritt an Gärten und Hainen von Palmbäumen vorüber, bis er weit draußen in Wildheit und Einsamkeit an eine öde, mit grauen, zum Teil schon verwitterten ausgehauenen Steinen übersäete Stelle kam, es war ein Friedhof, wo man die Armen begrub.

Sein Auge wanderte über die plattgetretenen Gräber und von seiner Allwissenheit gerufen, kamen die Vergessenen nnd Vermoderten empor, deren Andenken gestorben, deren Stimmen verweht waren, und ihre entschlummerten Schicksale wurden vor ihm wach und diese Toten waren ihm so nahe und lieb, wie die Lebenden, die in Fleisch und Blut neben ihm im Lichte der Sonne gingen und in der Fülle des Daseins.

Auf einem noch neuen Steine inmitten des Gräberfeldes saß ein junger, abgezehrter Mensch. Man sah es ihm an, daß er seit lange weder Speise noch Trank gekostet. Sein Haar war ungepflegt und sein Gewand war von oben bis unten zerrissen — zum Zeichen tiefster, untröstlicher Trauer. Das Gesicht dieses Menschen war weit über seine Jahre durchfurcht und vergrämt und von seinen Lippen brach ein wildes, unzusammenhängendes, klagendes Geheul, das überaus schmerzlich und trostlos in die stille, weite Landschaft hinaus klang.

Zu diesem einsamen, verlorenen und verwilderten Menschen trat der gütige Herr; denn gerade diesen hatte sein göttliches Mitleid vor allen anderen gesucht. Er setzte sich neben den Klagenden auf den Grabstein und faßte erbarmend nach seinen mageren, kalten Händen.

Da verstummte vor der sanften, heiligen Berührung die wilde, verzweifelte Klage, und das irre, unstät wandernde Auge des Weinenden traf zusammen mit dem Blicke des Erlösers.

„Sage mir — warum weinest Du?“ fragte ihn der Herr.

Ein tiefes Staunen kam in das Antlitz des Jünglings.

„Wer bist Du, daß Du nach den Thränen eines Fremden frägst? Alle anderen gingen eilend vorüber — denn das wahre Unglück ist stets verlassen und gefürchtet.“

„Ich bin der Freund der Trauernden. Fühlst Du nicht, daß dein Leid zu mir kommen möchte, in mir sich zu heilen? Also sage mir — warum weinest Du?“

Digitized by Google

„Ich weine um Myrjam, denn sie war das einzige Geschöpf auf Erden, das mich liebte."

„Wer war Myrjam?"

„Myrjam war schön wie eine Sonne, wenn sie morgens über den Bergen sich erhebt, ihre Haare waren schwarz wie die Nacht und ihre Augen sanft wie die der Gazelle auf den Höhen von Judäa. Ihre Stimme war süß und floß wie Balsam in die Herzen. Niemals werde ich Myrjam wiedersehen und deshalb will ich weinen, bis ich sterbe."

„Ich habe Myrjam auch gekannt", sagte der Herr — „ich sehe sie eben jetzt, als ob sie lebend wäre. Jeden ihrer Wege sehe ich, jede ihrer Handlungen, sogar ihre Träume und Gedanken."

„So bist Du ein großer Meister — vielleicht ein indischer Zauberer oder ein neu erstandener Prophet. — Lehre mich dein Geheimnis, wenn Du barmherzig bist, auf daß auch ich Myrjam sehen könnte, wie Du sie siehst."

Der Herr faßte die zuckenden und bebenden Hände des armen Menschen fester in die seinen, die so ruhig und kräftig waren, und sagte mild und leise:

„Du würdest es nicht ertragen, sie zu schauen wie ich, denn ich sehe sie in dem schonungslosen, alles durchleuchtenden Lichte Gottes, in jener unerbittlichen Wahrhaftigkeit, welche keine Täuschung erlaubt und welche eben nur die Liebe und Kraft Gottes erträgt."

Der Jüngling hob sein verweintes und vergrämtes Gesicht zu dem ruhig lächelnden Antlitz des Herrn empor und sprach:

„Herr, wenn Du alles weißt, kennest Du auch mich. Die Leidenschaft meiner sehnsuchtsvollen und hungerigen Seele ist Dir nicht fremd. Du weißt, daß ich nach der Wahrheit und der Erkenntnis Gottes in der Geschichte der Menschen und in den geheimnisvollen Kräften der Natur forschte, seit ich meine Gedanken zu brauchen verstand. Du weißt, daß ich die Sprachen der Völker erlernte, um ihrer Bücher Weisheit zu sammeln und daß ich zu den Füßen der Philosophen Griechenlands gesessen habe. Über allem Grübeln und Wissen verlor ich den Glauben. Meine Seele ist öde und der Stille Gottes entfremdet, auch hasse ich die Menschen, denn ich habe viel von ihrem Treiben gesehen und weiß, daß sie nichts höher schätzen, als das Geld und die hohle Gunst der Großen. Myrjam aber war das Weib meiner Jugend und um ihretwillen vergaß mein Herz alle trübe Erfahrung und gewann wieder den seligen Glauben der Kindheit.

Der Tod hat sie weggenommen und die Erde verhüllt grausam ihr über alles geliebtes Antlitz, das ich mit den Augen des Leibes niemals wieder zu schauen erhoffte.

Wenn Du aber so allmächtig bist, wie Dein Wesen mir sagt, dann flehe ich zu Deiner barmherzigen Güte: lasse mich Myrjam noch einmal schauen und sei es auch in Deinem erbarmungslosen und wahrhaftigen Lichte."

Digitized by Google

Bei diesen Worten sank der Jüngling vor dem Herrn auf den Boden und hob zu dem Allgewaltigen seine Hände in zitterndem Flehen.

„Es sei, wie Du gesagt hast, Dir geschehe nach Deinem Wunsche. Du sollst Myrjam wiedersehen. Aber Du mußt zugleich für diese Zeit meine Allwissenheit teilen, auf keine andere Weise kann ich deinen Wunsch erfüllen."

„Allwissenheit!" jauchzte der Forscher mit einem seligen Lächeln. — „Herr, so wolltest Du den höchsten Traum meines Lebens wahr machen über Bitten und Verstehen!"

Mit leichtem Finger strich nun der Heiland über die Stirne des Betenden, und der Jüngling sank zu den Füßen des Allmächtigen in tiefen Schlaf.

Der Herr Jesus Christus legte das schwere Haupt des Entrückten auf den Saum seines Mantels und, stille auf dem Grabstein der toten Myrjam sitzend, schaute er erbarmungsvoll nieder in das zuckende Antlitz des träumenden Menschen, denn es schien, als löse sich von seiner Stirne die schwere, undurchsichtige Schädeldecke und als sei sein Hirn ein einziges, ungeheures, scharfes, allsehendes Auge geworden. Er sah nicht mehr das Äußere, sondern einzig das Innere.

Alle Geheimnisse lagen entschleiert, alle Gedanken nnd Gefühle der Menschen waren ihm erreichbar, kein schönes, trügerisches Wort und kein blendender Schein, keine zufällige Anmut verhüllte die unerbittliche Wahrheit, sein Blick schweifte ungehindert durch die Jahrtausende. Raum und Zeit waren verschwunden wie verflogener Hauch. Seine Seele wanderte über alle Geheimnisse des Himmels und der Hölle, der Welt und ihrer Äonen hinaus, über die unergründlichsten Tiefen und die schwindelndsten Höhen und, von dem untrüglichen Instinkt der Liebe und Sehnsucht geführt, fand sie in dem Chaos der Menschenschicksale die so heißgeliebte tote Myrjam.

Aber — ach! Antlitz und Form waren verschwunden und er sah vor sich eine winzige, verkrüppelte, kleine, erbärmliche Seele, voll von dunklen Flecken, deren Antlitz mit dem Aussatze der Lüge behaftet war.

Zitternd trat er zu ihr und fragte:

„Myrjam, erkennst Du mich?"

Da floh sie von ihm mit einem lauten, schrillen Schrei.

Und er sah in ihr Leben hinein wie in einen tiefen Abgrund. In dem unerbittlichen Lichte seiner Allwissenheit mußte er erkennen, daß ihre Liebe ihm niemals gehört hatte, daß sie eines anderen dachte, als sie ihm den Kuß ihrer Lippen bot.

Obgleich diese furchtbare Erkenntnis sein halbes Leben vernichtete, nahm er sie doch ruhig hin wie etwas Selbstverständliches, denn mit der Allwissenheit war auch etwas von göttlicher Kraft und Einsicht über ihn gekommen und er fühlte, daß in dieser ungeheuren Menge lebender, zuckender und leidender Seelen sein Geschick nicht mehr Bedeutung hatte, wie das eines Sandkorns.

Digitized by Google

Dennoch hob er aus der Tiefe seiner Enttäuschung und Demütigung die Augen auf zu dem Throne Gottes und fragte:

„So lebte in der weiten Welt keine Seele, die mich wahrhaft liebte?"

Da kam über die tausende und abertausende von Menschenschicksalen eine schlanke, edle und lebendige Seele zu ihm, neigte sich über ihn und schaute ihm tief in die Augen. Es war die Seele seiner verstorbenen Mutter, die bis zuletzt in Angst und Bangen für ihn gebetet hatte, nachdem er schon längst den Herd seiner Heimat vergaß und verließ. — Sie, der er niemals dankte, sie hatte ihn vor allen Menschen geliebt.

„Schaue Dich weiter um, Du darfst jetzt alles wissen", sagte Gott zu ihm. Er aber neigte in Demut sein Haupt und bat: „Verhülle wieder meine Stirne, o ewige Weisheit, ich weiß genug!"

Da erwachte der Jüngling, und der Herr saß noch auf dem Grabstein der Myrjam, und seines Mantels Saum war das Kopfkissen des Schlafenden gewesen. Der Jüngling richtete sich auf, sah in die klaren und leuchtenden Augen des göttlichen Meisters und sprach:

„Herr, vom Wissen bin ich geheilt. Lehre Du mich wieder Glauben!"

Lächelnd entgegnete Jesus:

„Lasse alles hinter Dir und folge mir nach!"

Digitized by Google

Romane und Novellen.

Die Rezension des **„Stern der Jugend“** in der „Warte“ hat beim betreffenden Schriftleiter nicht nur keinen Beifall gefunden, sondern wird von ihm als „hochnäsig, absprecherisch und unzuverlässig“ bezeichnet. Natürlich! Wie konnte es die „Warte“ nur wagen, wenn auch höflich und freundschaftlich, so doch die verhaßte Wahrheit zu sagen! Tretet ein, ihr von der „Warte“, in den edlen Bund der gegenseitigen heuchlerischen Belobhudelung und Waschzettelabdruckung und gebt eueren Wahrheitsfanatismus auf, — dann werdet ihr keine Philippiken mehr zu hören bekommen, wie die im „Ambrosius“ vom erzürnten „Stern der Jugend“-leiter. Zuerst fährt der Herr über die „Akadem. Monatsbl.“ los und wischt ihnen eins auf, weil sie nicht auf derselben Höhe der Anschauung stehen wie er; sodann leistet er sich folgenden kapitalen Satz: Mit der Veröffentlichung eines (?) sehr zweifelhaften Romanes, (den man vielleicht nicht mit Unrecht als einen Schmutzroman bezeichnet) jenes polnischen Schriftstellers, der bei den Anhängern dieser Bewegung als ein Halbgott gilt (!!!) und der sich, beinahe hätten wir gesagt, den „Tendenzen“ seiner Romane entsprechend (!!!), jüngst von seiner vor kurzem erst ihm angetrauten Gattin hat scheiden lassen, hat die Geschichte („Modernisierung der „schönen“ Literatur und Kunst“) hauptsächlich (!!!) begonnen (!!) und unter anderem dahin geführt, daß die Anhänger dieser Bewegung ihre Gegnerschaft gegen die Lex Heinze offen zur Schau trugen“. (!!!) — Wir wollen annehmen, daß der Herr weder „Quo vadis“ gelesen hat, noch irgend etwas von der Geschichte und den Zielen „dieser Bewegung“ kennt, da wir nicht glauben können, daß er seine Leser für so unwissend hielt, um ihnen derartiges blödsinniges Zeug vorsetzen zu können. Wir raten dem verehrten Herrn, nächstens gegen die Bibel des alten Testamentes, mit den Heinzebündlern gegen den hl. Alphons von Liguori oder gegen Coloma loszuziehen, da er absolut nicht zu wissen scheint, daß es auch noch andere Bücher geben kann und muß, als solche für die „reifere Jugend und das Volk“. Barnabitenpatres, welche für den Kampf gegen die Unsittlichkeit da sind, wissen das bereits und nennen „Quo vadis“: „Ein Denkmal katholischen Glaubens“.— Charakteristisch für den Herrn ist ferner, daß er in Ermangelung innerer Gründe die unsauberste und niederträchtigste Kampfesweise wählt, d. h. aus Liebe am Skandal Sachen aus dem Privatleben hervorzerrt, die mit der Sache in gar keinem Bezuge stehen. Derselbe Herr wettert natürlich furchtbar, wenn z. B. ein liberales Blatt den Fall eines Geistlichen breit tritt. Aber Bauer, das ist was anderes!

Doch nun zur „Warte“! Der Herr wirft dem Rezensenten der „Warte“ vor, er habe nicht den neuesten Jahrgang des „St. d. J.“ besprochen; dafür mag er sich

Digitized by Google

aber nur beim Verlage bedanken, der uns denjenigen geschickt hat, den er zur Besprechung für den geeignetsten hielt. — Auf den Vorwurf, daß der „St. d. J." unter seinen literarischen Anzeigen im ganzen Jahrgang kein einziges literarisches Werk besprochen habe, bemerkt der Herr naiv: „In einem früheren Jahrgange ist auch einmal ein Werk Eschelbachs empfohlen"!!!!! Wer lacht da? Das ist also alles, was unsere Gymnasiasten von eigentlicher Literatur zu wissen brauchen! — „Sehr bezeichnend" ist es für den Rezensenten der „Warte" sodann, daß er unter Literatur κατ' ἐξοχήν das versteht, was alle Welt, nur nicht der betr. Herr, darunter versteht; deshalb ist mit ihm gleich gar nicht „zu rechten". Wir verstehen unter Literatur schlechthin alle diejenige Materie, die jemand behandeln muß, wenn er z. B. eine Literaturgeschichte schreibt. Es hat noch Keiner eine „schöne" Literaturgeschichte verfaßt. „Wir müssen also Zweifel erheben, ob der Herr von solchen Sachen überhaupt etwas versteht." — Hettinger's Apologie ist ein prächtiges Werk, welches gewiß sehr zu empfehlen ist, aber wir zweifeln stark, ob die Gymnasiasten, die am Kinderbrei des „St. d. J." Gefallen finden, es richtig verdauen können. „Kurz und gut": Mit seinem „freien Worte" hat sich der Herr Schriftleiter des „St. d. J." „selbst eine sehr bedenkliche Rezension" über sein Blatt geschrieben. — Wir wollen zwar „mit Vorstehendem keinen Eindruck" auf die „Alten" machen, sondern nur den „Jungen" zeigen, welch' wunderliche Geistesheroen es zuweilen unter den „Alten" gibt, damit sie sehen, wie auf unserer Seite der katholischen Sache manchmal großartig gedient wird. Unsere Gymnasiasten dürfen stolz sein! Heil! L.

Die neuen Heiligen. Roman in zwei Büchern von Karl v. Heigel. Potsdam, 1901. Verlag von Otto v. Huth.

Einen zeitgemäßeren Roman hätte Heigel nicht schreiben können; denn nachgerade haben der Okkultismus und die ihm verwandten -ismen sich zum gemeingefährlichen Unfug entwickelt. Von Haeckels Welträtseln mag man denken, wie man will, aber seine Abrechnung mit dem Okkultismus ist sehr verdienstlich. Allerdings passiert ihm das nach Hofrat Professor Max Seiling in München-Pasing unverzeihliche Mißgeschick, den Okkultismus mit dem Spiritismus zu identifizieren, eine überlebte Anschauung, die wie der Hofrat meint, nur noch in Köpfen spukt, die in ihrer Bildung um Jahrzehnte zurückgeblieben sind. Zu diesen bedauernswerten Köpfen gehören wir auch, und wir schließen daraus, daß uns die modernen Allotria, denen wir auch nicht immer ganz aus dem Wege gehen konnten, doch nicht zu viel geschadet haben. Wir kennen keinen Unterschied zwischen Okkultismus und Spiritismus und halten beide mit Haeckel und seinem Schüler Heinrich Schmidt für Gespensterglauben, für den Schwindel, der sich immer breit macht, wenn man der wahren Glaubensquelle den Rücken gekehrt und dem taumelnden Gehirn doch wenigstens einen Halt vorzutäuschen versucht. Somnambulismus, animalischer Magnetismus, Hypnotismus, Stigmatisation, Weiße und Schwarze Magie und noch etzliche andere Probleme gehören nach Hofrat Seiling zum Okkultismus. Es gibt Spiritisten, die durch den Beweis der Existenz einer Geisterwelt und aus deren Offenbarungen dem Christentume Vorschub leisten wollen. Aber was sie auf Grund ihrer Beobachtungen und Experimente als Christentum ausgeben ist leider gar keins. Hofrat Seiling macht Du Prel zum okkultistischen Haeckel, denn der von Du Prel vertretene Okkultismus habe zur Begründung einer monistischen Seelenlehre geführt. Vielleicht

Digitized by Google

liegt darin der Unterschied zwischen Spiritismus und Okkultismus.

Diesen Problemen tritt der genannte Roman nicht näher, denn Karl v. Heigel ist kein grauer Theoretiker, sondern ein Dichter, und zwar einer, dem wir es verdanken, daß wir am Romanlesen wieder ein nützliches Vergnügen gefunden haben. Dieses wünschen wir allen Lesern der „Literarischen Warte," deshalb sagen wir von den „Neuen Heiligen" nichts weiter. Wir wollen nur bemerken, daß wir bei dem Schelmenstück, welches sich der Held des Romans, Graf Hach, mit den Komödianten in Budhi Manas erlaubt, einigermaßen an die Mystifikation eines gewissen Taxil denken mußten, die hoffentlich diejenigen, welche nicht alle werden, wenigstens für einige Zeit von Aftermystik und Wundersucht kuriert hat.

Wir glauben nicht, daß Haeckel den Spiritismus aus der Welt schaffen wird. Dazu sitzt dieser zu fest, nicht bloß in Vereinen, sondern in allen möglichen Zirkeln in Stadt und Land, bei geringen und hohen Leuten, gottlosen und frommen, halb- und überklugen (besonders Weiblein) und zerrüttet ihnen den Leib und die Seele. Aber wer nach der Lesung der „Neuen Heiligen" über den modernen Geisterschwindel nicht genau Bescheid weiß oder von ihm geheilt ist, dem wünschen wir eine Baldrian'sche Kur in irgend einer Heilanstalt à la Budhi Manas. W. v. Heidenberg.

Hans Blum. **Aus dem tollen Jahr.** Eine Erzählung aus 1849. Heidelberg, 1901. Karl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Wohl niemand war berufener, diese Erzählung zu schreiben, als Hans Blum. Der Märtyrertod seines Vaters mußte seinen Blick, den er in einer langen literarischen und politischen Thätigkeit zu schärfen Gelegenheit gehabt hat, immer wieder auf die deutsche Revolution hinlenken. Was er als Historiker leisten kann, hat er in dem auf umfassendem Quellenstudium beruhenden Werke „Die deutsche Revolution 1848/49" bewiesen, das nicht nur seines Bilderschmuckes wegen in kurzer Zeit vier Auflagen erlebt hat. Wer dies Buch kennt, wird mit um so größerer Erwartung zu seiner Erzählung aus dem tollen Jahr greifen und von dieser ebenso befriedigt werden wie von jenem. Zwar erscheint uns die Handlung der Erzählung zuweilen etwas romanhaft. Der Held ist ein Primaner des Lyzeums zu Rastatt. Wir gestehen, daß wir noch niemals einen Primaner kennen gelernt haben, der über eine solche politische Bildung verfügt wie Albert Wehrle. Auch sonst ist er ein ganz ungewöhnlich begabter Jüngling, der die Welterfahrung und Klugheit fast aller Männer in Schatten stellt. Doch hat die damalige Zeit andere Jünglinge erzeugt als die heutige, wie man auch aus den „Idealen und Irrtümern" des berühmten Kirchenhistorikers Karl Hase ersieht und anderen Memoiren vor und während der Revolutionszeit.

Mehr noch als alle geistige Gewandtheit Albert Wehrle's fesselt uns sein Gemüt, in dem der ganze Reiz süddeutschen Gemütslebens zum Ausdrucke kommt. Und ebenso in dem Wesen der Familienangehörigen Albert's, desgleichen derjenigen, die zu ihnen in nähere Beziehungen treten. So ist es Hans Blum gelungen in schlichter, herzenswarmer Erzählung auf dem wildbewegten Hintergrunde der badischen Revolution im kleinen Hause der „Zollverwalters-Witwe Wehrle" im „Dörfel" zu Rastatt ein Idyll zu zeichnen, an dem jeder Leser des Buches ebenso wie wir aufrichtige Freude haben wird.

W. v. Heidenberg.

Digitized by Google

Lyrik.

Georg Trepplin. **Werden.** München, August Schupp. 143 S. — Richard Dehmel gewidmet.

Versegestammel, aber keine Lyrik. Verschwimmende Ansätze, unklare Gedanken in unklarer Form, verschrobene Gefühle und unnatürliche Empfindungen — mit einem Worte: Nervenpoesie, voilà tout! — Trepplin's Vorbild, Dehmel hat doch wenigstens System in seiner individualistisch-pathologischen Dichtungsweise, ihm eignet eine gewisse feste Form, eine stark persönliche Note. Bei Trepplin zerfließt aber alles, es fehlt alle und jede Concentration und Selbstzucht. Die schlimmen Seiten der Dehmel'schen Lyrik hat Trepplin jedoch glücklich abgeguckt: den mystischen Größenwahnsinn und das prononcierte Erotische. Ich will da ein beliebiges Gedicht herausgreifen:

So komme nun, Kraft!
Die du so lange ferne standest
und prüfend nur herschautest auf mich,
der ich nichts war, nichts bin vor dir!
Ich suche dich Kraft!
Zu mir, zu mir!
Daß ich, die Augen groß geweitet,
mit starren Schritten, harten Händen
und Menschheitsstolz auf meiner Stirn,
langsam und traurig fest
und Schritt für Schritt
mein Heiligtum in's Leben trage.
Und willst du mit mir, Weib,
so schüttle ab dein Menschliches,
sei Gott mit mir!

Krampfhaft lauscht der Autor in sich hinein und jede Reaktion, die ein außer ihm liegendes Phänomen auf seine hypersensible Psyche hervorbringt, schreibt er nieder, in Poesie oder Prosa, „wie's grad trefft". Zu einem Verdichten oder Abklären kommt es nicht.

Daher solche Gedichte wie folgendes:

Glühbirnenlicht durch Tabaksqualm. Walzer.
Menschen, enggeschichtet an der Erde.
Auf jedem Mund friert ein Lächeln.
Und ich.
Eine Sehnsucht zerreißt. Noch eine. Alles.
Wartet, ich krieche mit euch.

Das ist doch keine Poesie! Letzteres Wort kommt bekanntlich von ποιεῖν = gestalten. Vorliegende Gedichte sind aber die kritiklose Wiedergabe unwillkürlicher Gefühlseindrücke einer noch unmündigen Psyche. Diese Lyrik steht zu der, wie sie sein soll, ungefähr in dem Verhältnis, wie das unbewußte Stammeln eines Kindes zu der vom Verstand geleiteten und vom Herzen beseelten kraftvollen Männerrede.

Dagegen bin ich weit entfernt, Herrn Trepplin dichterische Gestaltungskraft und poetisches Talent abzusprechen. Ich glaube vielmehr, daß er als Poet noch was ganz Tüchtiges leisten wird, wenn er erst gelernt hat, Selbstzucht zu üben, die Gedanken ausreifen zu lassen und nicht jede Impression gleich niederzuschreiben. Prächtige Ansätze wie der folgende stützen diese meine Ansicht:

Ich möchte wohl still sein
wie ein Kind,
das nicht reden kann,
das mit weiten Augen
überall Wunder sieht.

Ich möchte wohl eine Blüte sein.
Die treiben alle
mit seligem Gesicht
derselben Sonne zu
und hindern sich nicht.

Ich möchte wie ein Baum
wachsen in den Himmelsraum,
stumm, im Traum.

L. v. Roth.

Digitized by Google

Stimmen und Gestalten. Gedichte von Adolf Vögtlin, Zürich. Druck und Verlag von Müller, Werder & Cie. 1901. 202 S. Preis brosch. 2.40 Mk.; fein geb. 3.20 Mk. —

Der Dichter, der uns hier entgegentritt, ist kein Epigone der „guten alten" Schule, keiner aus jenen Vielen, die mindestens in jedem zweiten oder dritten Gedichte „Liebe" auf „Triebe" und „Lust" auf „Brust" reimen und nur süße Allerweltsgefühle zum ungezählten Male variieren; er ist aber auch keiner von jenen Allerneuesten, die in blinder Originalitätswut und krankhafter Abneigung gegen alles Überkommene Gefühle glauben machen wollen, die noch kein vernünftiger Mensch empfunden, und auf Redewendungen einherbachstelzen, deren Sinn nicht allen gleich offenbar ist. Diesen Extremen ist Vögtlin fern. Eine tüchtige Persönlichkeit mit entschieden eigener Note, hat er gesucht, sein Verhältnis zu Natur, Welt und Menschen in klingende poetische Münze umzusetzen. Das ist ihm auch im großen und ganzen entschieden gelungen, und es dürfte sich wenig Talmi unter seinen Darbietungen finden. Der erste Cyklus „Liebe" giebt echte Gefühle in guter Form, wie sie der Mann empfindet, der dem verliebten Fabelhansentum der Jugend längst entwachsen ist und das Leben bereits kennt. Leider ist die erotische Pointe in dem und jenem Gedichte viel zu prononciert, als daß die Lieder von jedem ohne Nachteil gelesen werden könnten. Nach den innigen, eigenen Empfindungen des ersten sucht der zweite Cyklus: „Stimmen" die Gefühle dritter wiederzugeben. Der dritte Abschnitt betitelt sich „Natur". Hier gelingen dem Autor gute Personifikationen und originelle Metaphern; er belebt und vergeistigt die Natur und setzt sie in Beziehung zum All und zum Menschen. Im Cyklus „Heimat" klingen zu Herzen gehende patriotische Gefühle besonders an, während „Bilder und Gestalten" mehr in epischer Weise an Erlebtes, Beobachtetes oder Geschichtliches sich anschließt. Hier wird der Dichter manchmal etwas breit auf Kosten des poetischen Gehaltes; doch liegt der Fehler da mehr in den Sujets wie in der Behandlung, die nie platt oder steifbacken wird. In „Splitter" sodann wird Vögtlin zur Abwechslung Satiriker und wir lernen ihn da nicht von seiner schlechtesten Seite kennen. Er greift dabei nicht zu Sternen, sondern holt sich seine Stoffe aus nächster Nähe, was z. B. folgendes kleine Gedicht erweisen mag, das ich aus naheliegenden Gründen dem lieben Leser nicht vorenthalten will:

Poesie und Wirklichkeit.

Hut geschwenkt ... scharwenzelnd Bücken ...
Freundlich warmes Händedrücken ....
„Freudig jüngst Ihr Buch gelesen!
Wie's in Wirklichkeit gewesen,
Wüßt' ich gar zu gern von Ihnen;
Weniges ist mir schief erschienen.
Erstlich ist es falsch getauft,
Und warum muß er sich töten?"
„„Schöne Dame, daß ich's wage,
Nur zuvor 'ne kleine Frage,
Eh' ich beichte, wie's gewesen.
Freudig haben Sie's *gelesen*,
Haben Sie es auch *gekauft*?""
Und ich sah sie hold erröten.
Wie's in Wirklichkeit gewesen,
Konnt' ich ihr vom Antlitz lesen.

Das Gedichtbuch schließt mit einem prächtigen „Kantate". — Mich hat es stark angesprochen; es verrät eine gesunde Individualität und positives dichterisches Können.

Knut v. Juliat.

Digitized by Google

Antikritik.

Frau M. Herbert sendet uns nachfolgende Entgegnung auf die Kritik, die ihr Buch „Marianne Fiedler“ in Heft 5 der „Warte“ erfahren hat. Wir geben dieser Entgegnung Raum, weil wir es im Sinne unserer Bestrebungen förderlich erachten, wenn auch dem Schriftsteller Gelegenheit geboten wird, zu seiner Verteidigung das Wort zu nehmen.

Die Redaktion der „Lit. Warte.“

Wenn ich ausnahmsweise einmal auf eine gegen mich gerichtete Kritik — oder sagen wir dieses Mal lieber auf einen gegen mich gerichteten Angriff antworte, so geschieht das, weil dieser Angriff nicht einem beleidigten künstlerischen Gefühl entspringt, sondern einer besonders provoziert auftretenden Böswilligkeit. Einer Böswilligkeit, welche sich nicht sowohl gegen meine Person, sondern auch gegen die Freunde wendet, welche ich mir in zwanzigjährigem Dienste im Ideal der christlichen Gesinnung erworben habe.

Ich habe treu und ehrlich gekämpft für das Ideal der Güte, Reinheit, des Mitleids und der Hilfbereitschaft im täglichen Leben — und ich habe diesen stillen Kampf mit den Mitteln umkleidet, welche die Moralistik mir bot. Ich darf sagen, daß mein Leben, wie schwer es auch oft gewesen ist, niemals von dem abgewichen ist, was ich in meinen Büchern bekannte. — Die Steine, welche gegen mich fliegen, fliegen über mich hin, ohne daß ich mich zu bücken brauche.

Herr „Sues“ hat mir sogar den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit und des Kokettierens mit meinen „guten Eigenschaften“ gemacht. — Er wirft mir durch drei Seiten lang technische Fehler vor, es ist ihm aber nirgends klar geworden, daß in Marianne Fiedler der Triumph weiblicher Reinheit und Güte über Verkommenheit, Weltlichkeit und Dunkel gefeiert wird, daß in „Eva“ das unwillkürliche Glück, das Treue, Liebe und Einfachheit krönte, zum Ausdruck kommt, und daß in Leben und Liebe gebeten wird, gütig, nachsichtig und ritterlich gegen ein verlassenes Weib zu sein.

Solche Intentionen wird Herr Sues, der so viel auf die Namen der Personen gibt, nicht herausgefunden haben und als unkünstlerisch verdammen, obwohl er Tolstoi verehrt, kennt und versteht.

Ja — Tolstoi — na — die schönen und intimen Stunden, die mir der Genuß mancher seiner Kapitel gegeben hat, wird Sues mir nicht rauben können — ebensowenig wie die Überzeugung, daß es schade ist, wenn ein Mann wie Tolstoi die Schusterahle in die Hand nimmt und für die Bauern Öfen setzt, weil er dadurch seine kostbare Kunst und Zeit schädigt, und daß solche Beschäftigungen dieses Geistesfürsten zu den Donquixoterieen gehören.

Was nun die Inschrift auf der Bank im Schwarzwald betrifft, so bekenne ich offen und frei, daß das Gedicht von Mörike mir leider nicht bekannt war. Ich erhielt die Inschrift von Fräulein Adelheid Wildermuth, die mir sagte, sie habe sie auf einer Bank gelesen. Mörike hat sie vielleicht auf derselben Bank gelesen. Ich fürchte, daß ich noch viele schöne und gute Gedichte der deutschen und der Weltliteratur nicht kenne. Herr Sues weiß gewiß alle guten deutschen Verse auswendig. (Verleger, Band und Seitenzahl mit eingeschlossen.)

Übrigens freue ich mich, Herrn Sues, der so tief angelegt ist, auch eine Oberflächlichkeit nachweisen zu können; wenn Herr Sues, wie er sagt, nur die von ihm „verdonnerten“ drei Novellen kennt, woher weiß er denn, daß ich außerdem eine „achtungswerte“ Schriftstellerin bin? Man muß doch nichts nur so oben hin sagen — oder besäße vielleicht Herr Sues selbst ein Sammelbuch für schöne, feuilletonistische Aus-

Digitized by Google

drücke? Nur von ihm habe ich nämlich bis jetzt von solchen Sammelbüchern gehört. Herr Sues hat sich gewiß durch langes, erfolgreiches und segensreiches Schaffen die Kompetenz zu seiner Kritik erworben.

Es freute mich, auf diesem Wege seine Bekanntschaft zu machen. Bis jetzt hatte ich von seinen hervorragenden Leistungen nichts gewußt. Nicht einmal Kürschner's Literatur-Kalender, der jede Stahlfeder auffindet, konnte mir Aufschluß geben.

M. Herbert.

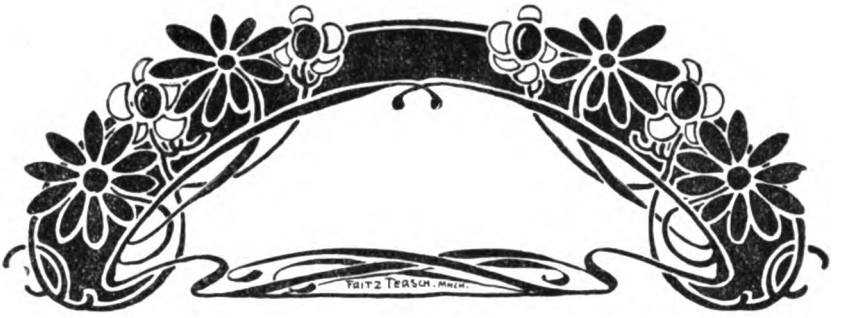
Druckfehlerberichtigung.

In Heft 5, Seite 283 muß es heißen „niedersinket" statt „niedersenket" in dem Gedichte „An die Madonna"; Ferner: „Läßt den Herrn ans Kreuz sie heften" statt „Läßt der Herr ans Kreuz sie heften" am Ende der letzten Strophe von „Ein Pilatus ist die Zeit."

☛ An unsere geschätzten Leser richten wir die ergebenste Bitte, an Bahnhöfen, Hôtels, Restaurants, Cafés, in Lesezimmern ꝛc. immer wieder die „Literarische Warte" zu verlangen oder zu empfehlen. ☚

Herausgeber: A. Lohr und M. Pfeiffer in München. Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstr. 5. Verlag von Rudolf Abt in München. Druck von H. Mühlberger in Augsburg.

Digitized by Google



1901.

II. Jahrgang. Heft 7.

Osterglaube.

In Inbrunſt glaub' ich an die alten Sagen,
Daß uns ein ferner, großer Morgen winkt,
Wo wunderbar der Menſchheit Oſtern tagen,
Wo jedes Erdenleid zu Grabe ſinkt,
Wo ſich in Danken löſt das Bangen, Fragen
Und alle Kreatur vom Lichte trinkt,
Vom ew'gen Licht, in ungeſtümer Kraft
Von Anfang an erhofft, doch nie errafft.

Dann weicht vom Weltenleib das ſtille Kranken,
Die Sehnſucht, die äonenlang gewährt;
Dann öffnen ſich des Paradieſes Schranken
Mit Jubelhymnen, lockend und verklärt;
In roter Roſen blütenvolle Ranken
Hüllt ſtill der Cherubim ſein hauend Schwert
Und ſeine Stimme tönt in ſüßer Ruh:
„Die Schlange ſtarb! herzu, kommt all' herzu!"

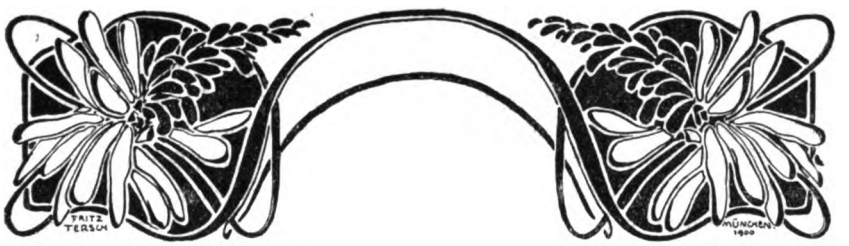
Digitized by Google

D'rauf wallen feierlich geeinte Scharen,
Die Blicke rein und voll von Morgenglut,
Viel blaue Blütensterne in den Haaren,
Des Wegs einher, wie Kinder froh und gut.
Sie lauschen nach den fernen, wunderbaren
Gesängen, trinken von der Düfteflut,
Schau'n sich in's Auge, tief und unverwandt
Und drücken sich geschwisterlich die Hand.

Und aus dem seltnen Jubeln, Beben, Drängen,
Das seine Weih' auf alle Stirnen schrieb,
Gestaltet sich mit heilig-frohen Klängen
Ein einziger, gewalt'ger Fragetrieb.
Sein Mahnen dröhnt durch aller Welten Längen:
„Ich bin des Wanderns Ziel. Hast du mich lieb?"
Und Antwort jauchzend um die Sterne kreist's:
„Du weißt es, Vater! Ja, du weißt's, du weißts!"

P. Quensel.

Digitized by Google



Vom Wesen der Kunst.

Essay von Alfred Komarek.

Die Mystik ist dasjenige Element unseres psychischen Lebens, das uns die Welt interessant, schön oder häßlich erscheinen läßt. Auf ihr ruht alle Menschlichkeit wie auch die Kunst, die wohl die Quintessenz alles Menschentums darstellt. Worauf beruht die Erscheinung, daß wir glücklich und unglücklich sein, an einem Dinge Gefallen oder Mißfallen finden, die Welt schön oder häßlich anschauen können, als auf der Mystik und Naivität unseres eigenen Innern, mit deren Hilfe sich jene ethische Erschütterung in der Seele erbaut, die die Menschen höher hebt und veredelt. Die Mystik, die jede Vorstellung unseres Bewußtseins umspinnt, die Gedankenassoziationen bis in die entferntesten Teile unseres Bewußtseins versendet, macht uns die Dinge begehrenswert und läßt sie uns als schön erscheinen. Die Kunst hat nun den Beruf, uns ein reiches psychisches Leben zu erzeugen; Vorstellungen zu erregen, ist ja ihr ureigenster Zweck. Eine innere Lebensfülle ist jedoch ohne die Mystik nicht denkbar. Der Gedanke in seiner Klarheit und Nacktheit ist vielmehr kalt und vermag kein Leben in uns zu entzünden; erst wenn ihn die Mystik umspinnt, wenn wir ihn auch als bedeutend oder schön anzusehen vermögen, vermag er unser Leben zu erwärmen. Denn Mystik bringt allein dunkle Vorstellungen, in deren Vergleich der Gedanke uns bedeutend genug erscheint, sie bringt auch jene dunkeln Vorstellungen, aus denen die Schönheit und ihre Gefühle resultieren, da ja in uns nichts als haltlose Relativität ist. Die Kunst, die uns von jauchzender Freude zum tiefsten Schmerze führt, die alles in unser Inneres pflanzt, was Menschen fühlen und leben mögen, sie erfaßt die menschliche Seele an ihrem Grundelement, der Mystik, mit deren Hilfe sie uns das erregt, was sonst nur die Welt und das gesellschaftliche Leben uns einzupflanzen imstande sind, — reiches Leben. So leben wir in der Kunst doppeltes Leben.

Digitized by Google

Jedoch könnte sie ihre bedeutsamen Zwecke nicht erreichen, wenn sie uns jede einzelne Vorstellung speziell in's Bewußtsein pflanzen würde; sie bestrebt sich daher, mit einem Schlage viele Vorstellungsketten zu entzünden. Der Künstler hat nun die Aufgabe, aus seinem umfassenden Gesichtskreis, den ihm die Intuition ermöglicht, zu wählen, welche Vorstellungen und Mittel derart beschaffen sind, daß sie uns eine reiche Assoziation erregen könnten. Dies ist seine individuelle Kunst. Je besser er diesem Zwecke entsprechend zu wählen vermag, von desto größerem Talente wird er sein.

In den Zwecken der Kunst ist es jedoch gelegen, daß jenes üppige innere Leben, das sie in uns wachruft, ein beglückendes wäre. Sie ist daher bemüßigt, Lebensgesetze zu beobachten, die auch dem wirklichen Leben in der Gesellschaft angehören; vor allem jenes Gesetz, daß der Mensch über sein Inneres Herr sein müsse, um es führen und genießen zu können. Die menschliche Seele ist nun derart beschaffen, daß sie nur dann Herrschaft üben kann, wenn sie einen einheitlichen, obersten Standpunkt einnimmt, von dem aus sie das Gebiet, das beherrscht werden soll, überschaut. So wie der Mensch sich selbst als ein einheitliches Ganze kennen muß, um stets Herr seiner selbst zu sein, wie das Leben, sei es das des Einzelnen oder das des Staates, eine Einheit aufweisen muß, um geführt werden zu können, ja wie jede Gesellschaft nur dauernd existenzfähig ist, wenn dieses Bewußtsein einer alles verbindenden Einheit alle Glieder durchdringt, so kann auch jedes innere künstlerische Leben nur dann Existenzberechtigung haben, wenn es diesen von der Natur gesetzten Lebensgesetzen entspricht. Eine wahrhaft künstlerische Wirkung ist daher nicht möglich, wenn wir uns in jenem von Mystik getränkten, psychischen Leben auflösen würden und davon beherrschen ließen. Ein zügelloses Einherwogen von dunkeln Vorstellungen ist daher keine Kunstwirkung. Eben deshalb gestaltet der Künstler sein Kunstwerk zu einem einheitlichen, architektonischen Bau, der irgend eine strenge Einheit aufweisen muß. So stellt uns die Kunst auf einen höheren Gesichtspunkt, von dem aus wir eine weite Vorstellungswelt überschauen, und indem uns der Künstler auf diesen einheitlichen Gesichtspunkt emporzieht, begeistert und erhebt er uns.

Diesen psychischen Aufbau unseres Seelenlebens erreicht er durch die Subsumption der mystischen Vorstellungswelten unter höhere und endlich die höchste Vorstellung, die dem gesamten Bau die Einheit in der Vielheit gewährt. Je mehr der mystischen Vorstellungen uns der Küstler zu subsumieren imstande ist, desto größer wird unser Gesichtskreis, desto höher fühlen wir uns gehoben und desto mehr Wirkung wird er erzeugen. Da sich jedoch normal im Bewußtsein nur eine einzige Vorstellung befinden kann, so können diese subsumierten Vorstellungen nur dunkle sein.

Die Kunst baut also das Kunstwerk in Form eines logischen Gebäudes, von dessen Spitze, der obersten Idee, wir das Ganze überschauen könnten, wenn unser Intellekt einer solchen Umfassung fähig wäre. Unter

Digitized by Google

diese höchste Idee subsumieren sich systematisch tieferstehende, die für die ihnen subsumierte Welt gleichfalls Einheiten vorstellen u. s. f. bis zu den engsten und tiefgehendsten Vorstellungen. Die Logik dieses Gebäudes erfordert, daß uns der Künstler keinen Stein hineinsetzen darf, der nicht hineinpaßte oder überflüssig wäre, da er hierdurch unser Gedankenleben zersplittern würde; er hat vielmehr unser ganzes Seelenleben in sein Kunstwerk zu bannen, wodurch es umso konzentrierter und lebhafter werden muß.

Wenn uns Stuck von der Sünde eine Anschauung gibt, so subsumiert er unter diese höchste Idee seines Kunstwerkes vor allem die Verführung zur Sünde mit ihrer Welt von Vorstellungen und Gefühlen durch die Schlange. Das Kalte und Hinterlistige ihres Wesens, wie das Widernatürliche und Grausame dieser Verführung. Sodann dieser Vorstellungswelt koordiniert die Wirkung auf den machtlosen Menschen, der, trotz Furcht und Reue ob der Sünde, zum warnenden Beispiel der Verführung anheimfällt. Jede dieser beiden Gedankenwelten subsumiert sich unter eine tieferstehende Idee (der Verführung zur Sünde resp. der Wirkung derselben auf den Menschen), die einen tieferstehenden, festen Standpunkt birgt, von dem aus wir ihre ihr angehörende Welt von Empfindungen mit all' ihrer Mystik überschauen und genießen. Die Teile dieser Gedankenwelten bilden abermals künstlerische Welten für sich, die sich gleichfalls einzeln einem höherem Begriff subsumieren. Dieser architektonische Aufbau des Kunstwerkes ist zwar zu seiner Existenz unbedingt notwendig, allein unser Intellekt ist an Umfassungskraft zu gering, als daß er von der höchsten Idee des Kunstwerkes aus eine gesamte Vorstellungswelt in intuitiver Gleichzeitigkeit der Anschauung genießen könnte. Wir müssen uns daher beim Genusse des Kunstwerkes mit subsumierten Standpunkten einzeln begnügen, von denen aus wir ihre engere, ihnen angehörende Welt genießen.

Es wurde bereits erwähnt, wie uns der Künstler nicht zersplittern dürfe, indem er beispielsweise, um das Widernatürliche der Sünde auszudrücken, unmögliche, in keiner logischen Gedankenkette stehende Dinge, nebeneinander häufte. Eine derartige Darstellung mag bei manchen symbolischen und allegorischen Schilderungen nicht selten vorkommen, allein in diesem Falle appelliert der Künstler an das reiche Gedankenleben des verständnisvollen Betrachters, der hier mit eigenen Gedanken jenes logische Gebäude zu errichten, die fehlenden logischen Verbindungen zu knüpfen, höhere und die höchsten Standpunkte zu bilden hat und so einer Zersplitterung aus eigener Kraft und mit eigenen gedanklichen Mitteln vorbeugt. Diese Darstellungsweise sollte jedoch nur im Kleinen, wie bei Wappen und Emblemen angewandt werden, so daß jenes Gesetz des architektonischen logischen Aufbaues und der alles verbindenden obersten Einheit auch hier eben wegen der notwendigen Herrschaft über das Kunstwerk voll aufrecht bestehen bleibt. Die Klarheit sei daher vor allem der Leitstern des Künstlers, da sie allein nur Herrschaft

Digitized by Google

gewähren kann; sie bedeutet das höhere Lebensgesetz eines beglückenden, gesellschaftlichen Lebens wie auch der Kunst. So verlangt das Drama die Einheit der Handlung, und nur das Charakterdrama mag sich von diesem Gesetze entfernen dürfen, da hier der Charakter, dessen erschöpfende Darstellung das Drama bezweckt, dem Ganzen die Einheit gewährt, weshalb auch der Charakter in einem solchen Drama genügende Bedeutung besitzen soll. Jedoch auch ein derartiges Drama möge sich vor einer allzugroßen Mehrheit von Handlungen hüten. So birgt auch jedes andere poetische Kunstwerk jene künstlerischen Grundlagen und selbst die Musik, anscheinend die ungebundenste der Künste, deren Wirkungen sich stets so dunkel und geheimnisvoll heranbrängen, fordert das Haupt- und die Nebenthemen, deren logische Abstraktionen sich unter jene höheren Vorstellungen subsumieren. Ein Kunstgenuß ohne Herrschaft würde dem zügellosen Taumel gleichkommen, dessen Wesen jedem gesunden Gefühl widerstreitet, zumal ja dieses besagt, daß wir Menschen uns in jedem Momente unseres Lebens festzuhalten bemüssigt sind, da ja die Selbstbeherrschung die Grundlage aller psychischen Gesundheit ist. Jeder krankhafte psychische Zustand trägt den Verlust der Herrschaft wesentlich an sich, demzufolge der Mensch dem haltlosen Spiele seiner Vorstellungen anheimgestellt ist. Der Künstler muß jedoch seine Wirkungen auf Seelen berechnen, wie sie von der schuldlosen Natur geformt wurden, und möge daher konsolidiert und fest in sich selber stehen, um aus seiner eigenen Innenwelt auf andere berechnen zu können; mögen es nun allgemein alle Menschen sein, an die er sich richtet, oder nur eine bestimmte Klasse. Des Künstlers Leitstern sei daher neben der Klarheit auch die innere Wahrheit, denn nur in der Klarheit wie der Wahrheit fühlen wir Ruhe und Sicherheit des Daseins und können genießen. Es ist derjenige Genuß der höhere, der zugleich beherrscht wird und die Sicherheit des Daseins nicht beeinträchtigt. Ein wertvolles Gedankenleben kann nur glühen in heißem Genießen seiner selbst, und nur die Mystik lodert ohne Bestand und Festigkeit, wie ihr Wesen ist. Die Kunst bezweckt vielmehr, daß sich unser Bewußtsein wie zu einem Wunderbau architektonisch emporrichte, mit dem höchsten Gedanken an der Spitze, der alles überschaut und beherrscht; innerhalb dieses strengen Baues mögen all' unsere Seelenkräfte, die das harte Leben niederhielt, rastlos thätig werden und heißes Leben in uns entzünden. — Je höher nun der Standpunkt, den wir in jenem künstlerischen Bau einnehmen, eine desto größere Gedankenwelt umfassen wir, desto weiter wird die Mystik werden und desto größer die Wirkung; und würden wir uns auf den Standpunkt der höchsten Idee stellen können, so würden wir die gesamte Welt, die das Kunstwerk in sich trägt, intuitiv zu überschauen und zu genießen imstande sein. Dies ist jedoch, wie schon oben erwähnt, nicht Sache der Menschen mit gewöhnlichem Intellekt; den großen Geistern allein mit ihrer außerordentlichen Umfassungskraft ist es wohl möglich, eine solch' große Welt in Gleichzeitigkeit der Anschauung wie

Digitized by Google

in einem Bilde zusammengedrängt zu genießen. Mozart schreibt diesbezüglich in seiner unbewußten Art folgenden Brief: „Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge etwa auf Reisen, im Wagen oder beim Spazieren . . . . . dann kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu . . . das erhitzt mir nun die Seele . . . da wird es mir immer größer und ich breite es immer weiter aus und das Ding wird im Kopfe wahrlich bald fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blicke gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen im Geiste übersehe und es auch gar nicht nacheinander, wie es nachher kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! . ."

Mozart mag so seine Kunstwerke vom höchsten Standpunkte übersehen und so auch den höchsten Genuß verspürt haben, der im Kunstwerk überhaupt möglich ist, so daß seine intuitive Umfassung des Ganzen in Gleichzeitigkeit der Vorstellungen als das Ideal eines Kunstgenusses gelten kann. Bevor wir jedoch ein Kunstwerk genießen können, müssen wir es erst durchdrungen und uns zu eigen gemacht haben. Denn ohne Kenntnis der Vorstellungswelten, die es birgt, ist auch der Genuß derselben nicht möglich. Da der schaffende Genius seine Kunstwerke am besten kennt, so mag er dieselben auch am vollkommensten genießen können. Er möge nun mit Kunst bestrebt sein, seine genußreichen Gedankenwelten tief in unser Inneres zu versenken und sie so klar und umfassend als möglich zu gestalten.

Trotzdem nun die Vorstellungsmassen, die die Kunst in unserem Bewußtsein durch Ideenassoziation entwickelt, durchaus dunkel sind, fühlen wir uns auf den höheren Standpunkt emporgezogen, der sie umfaßt. Wir beherrschen das weite Gebiet der mystischen Vorstellungen und gehen, wie das Genie, durch die Intuition vom Allgemeinen zum Besonderen, den subsumierten Vorstellungen, von denen wir jede einzelne in's helle Bewußtsein rufen und genießen können, wenn wir die Kraft haben, das was dunkel unter der Schwelle des Bewußtseins liegt, zu fassen und zu gestalten. Jede dieser emporgezogenen Vorstellungen ist sodann wieder von ihrer Welt von Mystik umgeben, bildet im Kunstwerk einen höheren Standpunkt und wirkt genußreich. Da nun in der Kunst jeder Mensch intuitiv ist, d. h. mehrere Vorstellungen gleichzeitig umfaßt, indem er jene dunkeln Vorstellungswelten beherrscht, so verspüren wir durch die Kunst einen Hauch der Geistes- und Denkungsweise des schaffenden Genies. Wir gehen vom Allgemeinen zum Besonderen, wir umfassen in Gleichzeitigkeit der Anschauung und beherrschen zusammengedrängte, gehäufte Vorstellungsmassen. Beim Genie gestaltet sich dieser Geisteszustand zufolge der höheren Kraft allerdings klarer. Seine subsumierten Vorstellungen sind deutlich wie in einem Bilde zusammengedrängt sichtbar, die subsumierten Vorstellungen im künstlerischen Genießen jedoch durchaus dunkle. Allein die Architektur des Intellekts ist dennoch bei beiden

Digitized by Google

gleichgestaltet. Auch das Genie kann nur durch Subsumption mehrere Vorstellungen gleichzeitig im Bewußtsein liegen haben, denn dies ermöglicht ihm allein, vom Allgemeinen zum Besonderen zu gehen, während gewöhnliche Menschen vom Besonderen mühevoll und aufeinanderfolgend zum Allgemeinen emporsteigen müssen. Goethe beschreibt diesen intuitiven Zustand entsprechend der außerordentlichen Klarheit seines Intellekts auch anders als Mozart. Ihm erschien jenes Herabsteigen vom Allgemeinen zum Besonderen wie ein Zerbrechen des Gedankens zu seinen Teilen, den subsumierten Vorstellungen. Wenn er nun den Menschen Gedanken vermitteln wollte, so fügte er, nachdem er sie zu Teilen zerbrochen hatte, diese vor ihren Augen wieder logisch und aufeinanderfolgend zum Ganzen. Daher Faust „Hexenküche": Die Tiere:

„O sei doch so gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen
(Die Krone zerbricht) . . .
Nun ist es geschehʼn.
Wir reden und sehʼn,
Wir hören und reimen.
Und wenn es uns glückt
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken."

Die Alten dachten in ihrer Mythologie tief, wenn sie insbesondere die Künstler, die rein Intuitiven, als Lieblinge der Götter ansahen. Aischylos wurde der Genosse des Dionysos genannt, von Hippokrene trinken die Künstler göttliche Geistesfähigkeiten, Pegasus, der von den Göttern stammt, trägt ihren Intellekt in für Menschen nicht erreichbare Höhen, der Dichter redet durch göttliche Kräfte, *θεῖᾳ μοίρᾳ*. Diese geniale Denkweise, die, wenn sie auch stets so ideal und gleichmäßig vor sich gehen würde, wohl die Befreiung von vielen erdlichen Denkübeln ingerieren würde, gestaltet sich nichtsdestoweniger derart in unserer Seele, daß sie uns Befreiung von der alltäglichen, sorgenbelasteten Mühsal fühlen läßt. In vollkommener Weise kommt diese intuitive Anschauungsweise nur dem Ideale der Gottheit zu, und wenn man nun auch in der Kunst göttliche Kräfte walten sieht, so mag dies psychologisch wohl zu begründen sein. Das Gefühl, befreit zu sein von der alltäglichen Mühsal und Aufeinanderfolge, die uns das Leben in der Gesellschaft aufzwingt, von all' den Schranken, die das Leben der Expansion des Intellekts entgegenstellt, so daß wir uns in fast 90 Prozent unserer Lebenszeit mit der bloßen intellektuellen Intensität begnügen müssen, dies ist jenes Gefühl der Freiheit, das dem Kunstgenuß wesentlich anhaftet. Zufolge des hohen, freien Gesichtspunktes, den wir in der Kunst einnehmen und auf den uns das Künstlergenie mit Gewalt emporzieht, empfinden wir, indem wir seine Überlegenheit über unsere

Digitized by Google

Person fühlen, sein Wesen als das höherer Art und sehen auch die Kunst als etwas Hohes, über uns Befindliches an.

Da uns nun der Künstler auf einen höheren Standpunkt emporzieht, worunter sich das gesamte Kunstwerk subsumiert, so sehen wir sodann seinen Gehalt wie ein Schauspiel, und in dieser Anschauungsweise als Schauspiel liegt das Wesen jedes künstlerischen Wohlgefallens. Daraus erklärt sich, daß Dinge, die einen ausgesprochen lebensfeindlichen Gehalt bergen, genußreiches Leben in uns zu erzeugen vermögen. Etwas, was bisher häßlich erschien, mag mit der Zeit wieder schön werden, das, was vergangen, vergessen und lange überwunden war, wird wieder neu und interessant. Wir waren gewöhnt, es anzuschauen wie andere Dinge in unserer alltäglichen Gegenwart, wir mochten es für häßlich und gemein halten; sobald uns jedoch die Kunst darüber emporhebt und auf jenen erhaben übermenschlichen Standpunkt zieht, auf den uns die erdliche Welt mit ihrem Übel nicht mehr zu fassen imstande ist, wo wir aus der Höhe immer neue Saiten und bisher verborgene Geheimnisse in den alltäglichen Dingen entdecken, erregen sie uns Gefallen, Vorstellungsfülle und jenes bloße Mitgefühl, das der Anschauung des außerhalb der eigenen Lebenssphäre gelegenen Schauspiels anhaftet. Im theatralischen Kunstwerke kommt dieses Wesen des Kunstgenusses deutlich zum Ausdruck. Der höhere Standpunkt, der uns über dieses Erdenleben erhebt, bedeutet das höhere Bewußtsein, das die Kunst in sich einschließt, und das uns den Göttern näherrückt, die alles verzeihen, da sie alles verständnisvoll als Schauspiel anschauen können, die alles genießen, da sie in ihrer Höhe kein erdliches Übel mehr berührt.

Dieses psychische Leben gestaltet sich nun bei allen Künsten in gleicher Weise. So wie alle Kunst aus dem uralten menschlichen Drange nach Befreiung von den erdlichen Übeln, aus jenem Drange nach dem Überirdischen und der Gottheit hervorgegangen ist, so sind auch alle Künste verbrüdert, so verschiedenartig sie äußerlich erscheinen mögen. Ihr aller psychisches Wesen liegt in der mystischen Ideenassoziation und diese ist auch ihr einziges Mittel, womit sie ihre Zwecke erreichen. Sie vermag allein jene Welt von dunkeln Vorstellungen und Gefühlen zu erzeugen, jenes unendliche, unentwirrbare Gespinnst von dunkeln Assoziationsketten, die bis in die entferntesten Teile unseres dunkeln Bewußtseins dringen und hier alles zum Leben erwecken, was wir an dunkeln Seelenleben mit einem Begriff, mit einer Thatsache oder mit der Anschauung der Dinge zu verweben imstande sind. Während die Wissenschaft, da sie nur mit einseitigen und engbegrenzten Begriffen hantiert, in ihrer Ausdrucksweise stets einseitig sein muß, daher auch bei dem Perzipierenden an ein bedeutendes Auffassungsvermögen appelliert, das mit Verständnis und Geist das ersetzte, was der Wissenschaft wegen ihrer stets nur engen Begriffe vollkommen auszudrücken versagt ist, kommt es der Kunst auf die vollkommene Ausdrucksweise des Gefühls- und Vorstellungs-

Digitized by Google

wertes an. Wenn Jakobsen und G. Hauptmann die dekatente Seele malen, so suchen sie eine Welt von Ideenassoziationsketten in uns zu versenken, die uns das dekadente Seelenleben aus eigener, mitfühlender Anschauung an uns selbst klar vor's Auge rücken. Sollte etwa die Wissenschaft das psychische Wesen einer Rafael'schen Madonna darstellen, wie vielen Einwendungen unterliegt das, was sie so lückenhaft mit engen Begriffen uns klar zu machen bestrebt ist! Der Künstler hat dagegen seine Anschauung von der Gottesmutter, wie sie ihm die Natur geschenkt hat, allseitig auf die Leinwand bringen können: mit ihrem allgemeinen, allumfassenden, himmlischen Sinn, der rein von allem ist, was Menschen an Sünde, Irrtum und Übeln an sich tragen mögen. Welch' einheitliche Anschauung weiß uns Maes durch eine Fülle reicher Ideenassoziation in seiner „Spinnerin" wiederzuerzeugen. Die von rastloser, sitzender Arbeit gebeugte Gestalt mit den vom Befeuchten des Fadens eingedrückten Lippen und vom Drehen des Flachses geschwollenen und gehärteten Fingern, das Gesicht mit dem eintönigen Ausdruck und den vielen Runzeln und Schwielen, als hätte der Kunkelfaden auch sie erzeugt, und dazu das alte, abgenützte Spinnrad, das im Laufe der Zeiten schon ganz krumm geworden ist. Diese künstlerische Wiedererzeugung einer anschaulichen Vorstellung ist allein allseitig, während die Wissenschaft nur beobachtete Thatsachen konstatiert und niemals im stande ist, mit ihren engen Begriffen eine allumfassende und daher absolut wahrheitsgetreue Anschauung dessen zu geben, was sie in der freien Natur mit allseitiger Empfindung perzipiert hat. Die Wahrheit läßt sich nicht in Worte und Begriffe zwängen, sondern lebt frei und ungebunden in der Welt. Während wissenschaftliche Wahrheit immer nur einseitig ist, ist die Wahrheit in der Kunst — wie in der Natur — allseitig. Denn sie arbeitet nicht mit Begriffen, sondern mit Anschauungen, und wenn auch der Dichter Worte gebraucht, so fügt er dieselben so aneinander, daß die volle subjektive Gefühls- und Vorstellungswelt zum Ausdruck gelangt d. i. die Anschauung und nicht der Begriff, welch' erstere nur durch Gedankenassoziation wiedergegeben werden kann. Daher sagt Goethe:

„Ihr müßt durch Widerspruch mich nicht verwirren,
Denn wenn man spricht, beginnt man schon zu irren."

Wenn man spricht, muß man schon einseitig werden, nnd so begann der Mensch schon zu lügen, sowie er das erste Wort aussprach. Die Kunst ist daher nicht nur menschlicher, sondern auch wahrer als die Wissenschaft, und man mag hierin den Grund suchen, daß den Künstlern meist ursprüngliche Natürlichkeit anhaftet, trotzdem sie nicht Natur, sondern die Kunst gestalten.

Das Wesen der Kunst ließe sich nun in die Worte zusammenfassen, die zugleich ihren Zweck ausdrücken: ihr Sinn ist, uns ein ideal-menschliches und doch natürliches, von Übeln freies, psychisches Leben zu erzeugen.

Digitized by Google

Gedichte

von

Robert Stäger, Bern.

* Am Geistsee. *

(Im Juni 1900.)

Du dunkles Auge, schwarzer See,
Aus schlanker Lärchen Wimperkranz
Strahlst du der Alpen Sommerschnee
Zurück in feuchtem Geisterglanz.
Am Ufer träumt von Moos verbrämt
Und Wasserrosen rings umblüht
Ein morscher Nachen, fahrtgelähmt,
Der nimmer eine Furche zieht.
Den glatten Spiegel trübt kein Hauch;
Der Vogel schweigt im Uferstrauch,
Und nur die Wolke in der Höh'
Schwimmt über den verlass'nen See.
Doch manchmal gurrt's in seinem Grund,
Als knurrte dumpf ein wilder Hund . . . . —
Das ist der Geist, der nimmer ruht
Den Mörder anzuklagen,
Der hier vergoß der Unschuld Blut
In längstvergang'nen Tagen. —

Digitized by Google

Kindliches Genügen.

Kind der Natur, ich will es bleiben
Treu mein ganzes Leben lang.
Was die Andern immer treiben,
Jeder gehe seinen Gang!

Was mich freute schon als Knabe,
Ist dem Mann noch liebenswert.
Kind zu sein, ist Gottesgabe;
And'res hab' ich nie begehrt.

Manchen treibt es in die Ferne
Um ein Stücklein rotes Gold;
Schöner sind die gold'nen Sterne,
Blinken sie vom Himmel hold.

And're lieben Symphonien,
Der von Hayden, der von Bach;
Meine liebsten Melodien
Pfeift der Fink im Blätterdach.

Meiner Gärten Tuberosen
Wachsen wild auf grüner Flur;
Hahnenfuß und Heckenrosen
Zeigen mir des Schöpfers Spur.

Möcht' mit keinem König tauschen
Um der Krone güld'nen Schein;
Darf ich dich, Natur, belauschen,
Kann ich überglücklich sein. —

Digitized by Google

So lang' noch ....

So lange noch die jungen Glieder
Sich ergeh'n in Lenzesluft,
Waldeswürz'ge Finkenlieder
Quellen aus der vollen Bruft,

So lange noch die Blumen blühen
Und ein Stern die Nacht erhellt,
So lange noch die Herzen glühen,
Gibt's ein Glück auf dieſer Welt. —

Kommt der Winter dann gezogen
Schlotternd her in Nebeltracht,
Stillt mein ſehnliches Verlangen
Glücklich noch der Träume Macht. —

Häusliches Glück.

Meines Hauſes Porphyrſäulen
Sind auf Lieb' und Treu' erbaut;
Ob auch Stürme d'rüber heulen,
Raſch der Himmel wieder blaut. —

Unter'm Dache girrt die Taube
Ländlicher Zufriedenheit,
Und am Fenſter rankt die Traube
Aus der Hoffnung grünem Kleid.

Vöglein ſingen drauß' und drinnen
Frohe Frühlingsmelodei'n;
Tauſend Freudenbächlein rinnen
Rings im Morgenſonnenſchein. —

Digitized by Google

Hochflut.

Was ich ſinne, was ich ſpinne,
Drängt ſich Alles zum Gedicht:
Sehnen, Hoffen, Harm und Minne
Rhythmiſch mir zum Herzen ſpricht.

Alles klingt mir ſondereigen
In des Buſens Feſtgemach;
Lange hielt ich wacker Schweigen,
Bis der Strom den Damm durchbrach.

Waſſerwogen in der Quelle
Sprudelt's über'n Rand empor;
Rauſchend folgt ſich Well' auf Welle,
Strömt mir Lied auf Lied hervor.

Bleibt noch Manches auf dem Grunde,
Das mir niemals überquoll;
Immer nur drang es zum Munde,
Wenn das Herz mir übervoll.

Digitized by Google

Hoch gewertet.

Novelle von A. Lohr.

(Nachdruck verboten.)

Es war Sonntag Nachmittag. Im ersten Stockwerke des Hinterhauses einer der Berliner Mietskasernen saß ein junger, bleicher Mann in seinem Zimmer und las eifrig in einem Buche trotz des dürftigen Tageslichtes, das durch das einzige Fenster aus dem sonnenschmachtenden Hofe hereinfiel. Doch plötzlich klappte er wie unmutig das Buch zu, erhob sich und trat an's Fenster, wo er seine Stirne an die Scheiben drückte und wehmütig-träumerisch in den Hofraum hinunterstarrte.

„Seine Gedanken mit Andern auszutauschen, ist eines der größten Vergnügen dieses Daseins", — so hatte er eben in dem Buche gelesen. Dazu mußte man aber Jemand haben, der Einen verstand und selbstlos genug war, sich in die Seele des Andern zu versenken und ihre Sehnsucht mitzufühlen, aus dem stumpfen, plumpen Elend des Alltags herauszukommen; aber wo gab es für ihn wohl einen solchen Menschen? Ach! die heutige Welt ist so egoistisch und denkt immer nur an sich selbst! — Wie oft hatte er es nicht schon versucht, sich an seine Berufsgenossen, die anderen Comptoiristen anzuschließen! Aber die waren alle anders wie er und verstanden ihn nicht. Die saßen jetzt wohl in irgend einem Restaurant, brachten da ihr überflüssiges Geld an, sprachen banale, nichtssagende Worte oder hörten den Zweideutigkeiten in einem théâtre-variété zu, um dann am nächsten Morgen mit einem schweren, zur Arbeit unfähi-

Digitized by Google

gen Kopfe zu erwachen. — Er hatte es schon einigemale probiert, aber nie fertig gebracht, einem solchen Leben Geschmack abzugewinnen. Da wollte er doch noch lieber als Sklave der Arbeit in seinen vier Wänden verkümmern und von Licht und Freiheit träumen, als sein Dasein so stumpfsinnig hinzunehmen, wie ein Steinbild den Wandel der Zeiten.

Aus dem düsteren Hofe drangen jetzt Stimmen zu ihm herauf und unterbrachen seinen Gedankengang; ein etwa zwanzigjähriges Mädchen war mit einer Kinderschar unten aus der Thüre getreten und begann nun in dem engen freien Raum, der ihr zu Gebote stand, mit den Kleinen allerlei Spiele auszuführen. Der bleiche Träumer oben schaute ihr mit unverkennbarem Interesse zu; schon das erste Mal, als er ihr unten im Hausgange begegnet war, — es mochte schon ein paar Wochen her sein — hatte das einfach, aber sauber gekleidete überschlanke Mädchen mit den eingefallenen Wangen und dem krankhaft-großen, traurigen Blick einen sympathischen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte instinktiv die Leidensgenossin herausgefühlt und die Ahnung gemeinsamen Schmerzes bringt ja bekanntlich rasch näher. — Auf seine Erkundigung bei der Mietgeberin hatte er erfahren, daß sie einer zahlreichen Arbeiterfamilie angehöre, die eben erst ins Parterre gezogen sei, und früher bessere Tage gesehen hätte, durch Krankheiten aber immer mehr zurückgekommen sei. Er selber hatte dann beobachtet, daß sie sich aufopferte für ihre Familie und oft selber nichts aß, weil eine hungrige Schar von jüngeren Geschwistern nach Brot schrie, und daß sie sich tief unglücklich fühlte in dieser traurigen Atmosphäre häufiger Familienzwistigkeiten, in diesem Lärm und dieser Dürftigkeit, wo des Lebens kleine und große Kümmernisse und Sorgen sich jeden Tag neu einstellten.

Wie er so hinunterschaute auf das „Klapperfräulein" — so genannt, weil sie nach ihrer ermüdenden Tagesarbeit in einem Geschäfte mit einer Schreibmaschine Abzüge für Literaten bis tief in die Nacht herstellte — und bedachte, daß ihre schwache, überarbeitete Konstitution bei der Unruhe, die im Hause herrschte, und bei der Anstrengung ihres Berufes vollends nach und nach zusammenbrechen müsse, wurde sein ganzes Mitleid wach. Rasch überlegte er, daß er sich abends eigentlich den Gang zu einem der nächsten Restaurants ersparen könne, wenn er sich von seiner Hauswirtin das Nachtessen auf sein Zimmer bringen ließe; aber er wollte dann gleich etwas mehr Brot und Wurst, mehr Bier bestellen, sich dann die Proletarierkinder von da unten heraufholen, um ihnen zuzuschauen,

Digitized by Google

wie ihnen der unverhoffte Schmaus schmeckte! Das sollte dann sein Sonntagsvergnügen sein.

Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, als er auch schon sein Zimmer verließ, bei seiner Hausfrau anklopfte und ihr seine Bestellung auftrug. Dann stieg er langsam die Treppe hinunter und trat in den Hof hinaus. Die Kinder spielten gerade unter Lachen und Schreien „Blinde Kuh", verstummten aber plötzlich, als sie den Comptoiristen auf ihre älteste Schwester zutreten sahen. Als er dann schüchtern sein Anliegen vortrug, funkelten die Augen der Kleinen voll Verlangen und ihre blassen Gesichtchen leuchteten freudehell auf; ganz ungestüm riefen sie: „Ja! Ja!" und so konnte die Schwester denn auch nicht anders, als dem Bittsteller gerührt und schämig zugleich erwidern:

„Vergelte Ihnen Gott Ihre Güte, mein Herr! Sie sehen ja, wie sich die Kinder freuen; so mögen sie Ihnen folgen."

„O, danken Sie doch nicht", wehrte er ab. „Es ist nicht großartig bei mir, denn ich habe selber nicht viel. Doch mir war so einsam da oben, und ich möchte mir nur auf den Sonntag ein kleines Extravergnügen machen; aber, Sie kommen doch auch mit, bitte!"

Nur einen kurzen Moment zögerte sie; als aber die fünf Kleinen schon jubelnd die Treppe hinauftrippelten, folgte sie etwas befangen an der Seite des jungen Mannes nach. — Bald war man oben und das kleine Zimmer war ganz überfüllt. Da es an Stühlen mangelte, wurden Tisch und Sopha zum Bett hingeschoben, das letztere auch als Sitz benutzt und nun hatten alle sieben Personen Platz. Es währte nicht lange, bis die gutmütige Hausfrau erschien, — die Witwe eines Verkehrsbeamten —, und sie stellte einige Biergläser und die Eßwaren auf den Tisch. Als sie sich wieder entfernt hatte, verteilte der Gastgeber die Portionen, worauf unter dem kleinen Volk ein Wettessen losging, als ob es seit vier Wochen nichts mehr bekommen hätte. Die Hauswirtin mußte nochmals in Aktion treten, und auch diese zweite Auflage wurde anstandslos überwältigt. Diesmal aber wurden die Kinder doch satt, und ihre Unruhe bewies, daß sie wohl wieder gerne zum Spielen in den Hof zurückgekehrt wären. Ihrem Wirte blieb das nicht verborgen und gutmütig sagte er:

„So Kinderchen, jetzt könnt ihr wieder spielen gehen, wenn ihr Lust dazu habt." Sie ließen sich das natürlich nicht zweimal sagen, und nachdem sie sich kurz bedankt hatten, stürmten sie wieder ins Freie hinab, und laut drang vom Hofraum ihre jugendliche Fröhlichkeit herauf. — Das Klapperfräulein und der bleiche Träumer aber waren unter der

Digitized by Google

Thüre des Zimmers noch ein Weilchen plaudernd stehen geblieben, und ob es auch nur Gemeinplätze waren, die sie austauschten, so fühlten es doch Beide, daß ein verwandter Zug in ihnen lag, und aus dieser ersten Annäherung gestaltete sich bald ein harmloser, freundschaftlicher Verkehr. — Sie erzählten sich ihre Erlebnisse und Erfahrungen und kannten einander bald so gut, als ob sie ihr Leben lang Freunde gewesen. Und das Alles ohne einen Versuch, weiter in die Lebensumstände des Andern eindringen zu wollen, als es in der allsonntäglichen Stunde des Beisammenseins mit den Kindern möglich war. In Beiden lag ein diskretes Zartgefühl, das ihnen sagte, wie leicht ein unnötiges Forschen die Blume der Freundschaft verwelken lassen könnte, die emporgeblüht war auf dem Boden gegenseitiger, eigentümlicher Vereinsamung.

Der junge Mann behielt sein „Sonntagsvergnügen" bei und es mochte vielleicht ein Monat nach der ersten Einladung sein, als er ihr von dem Ungenügen sprach, das er in seiner Stellung empfand.

„Ich führe dieses Leben nun schon acht Jahre", erklärte er auf eine Frage ihrerseits, „und ich hasse es jetzt noch mehr als an dem Tage, da ich es durch die Verhältnisse gezwungen, begonnen. Es ist aber nicht meine Berufsarbeit selbst, die mir nicht zusagt, — sie ist im Gegenteil eine Art Arznei für mich, die mich oft Alles über ihr vergessen läßt — sondern dieses enge, dumpfe Großstadtleben, diese ewig rasselnden Maschinen, diese wimmelnd vollen Straßen, in denen sich die Menschen fortwährend mit dem Ellbogen stoßen, die sind's, die mich ersticken, verwirren und nicht zu Atem kommen lassen. Keine Ruhe — keine Farbe — keine Ausspannung!"

Sie nickte eifrig. Wußte sie es denn nicht auch? Besaß denn auch sie nicht immer diese kranke Sehnsucht nach Frieden und Ruhe — — den Wunsch, den ein verwundetes Tier empfindet, sich hinwegzuschleppen in einen verlassenen, ruhigen Winkel? Das unrastige Getriebe der Massen that ihr weh, wenn auch das Abstoßende mehr auf das körperliche Befinden als auf das seelische einzuwirken schien, aber es genügte, daß sie Beide an der nämlichen äußeren Ursache litten.

„Ich fühle es auch nur zu sehr", antwortete sie. „Wenn ich nur fort könnte aus diesem düsteren Steinhaufen an einen Ort, wo es weniger Menschen gäbe, aber dafür mehr Sonnenschein und grüne Bäume, an einen Fleck Erde, wo man sich zuweilen in's duftige Gras legen könnte und zum blauen Himmel hinaufschauen, oder — wie ich's so verlockend und so schön in den Manuskripten lese, die ich copiere — in

Digitized by Google

dunkler Nacht die Meeresbrandung sich brechen hören am Ufer: — ach, ich glaube, da könnte ich glücklich sein!"

Seine Augen leuchteten auf bei ihren Worten.

„Ich könnte mehr als glücklich sein!" verbesserte er feurig ihren Erguß. Dann beugte er sich näher zu ihr hin und dämpfte seine Stimme, wie Jemand, der von etwas Heiligem und Erhabenem spricht: „Ich weiß, ich habe die Fähigkeit in mir — Anderes zu leisten. Aber ich kann sie nicht zur Reife bringen in diesem schrecklichen Berlin; sie kommt, und dieses kleinliche, niedrige Leben ertötet sie wieder. Draußen aber, im freien Glücke, würde sie sich entwickeln, und ich schriebe dann, was mich so drängend erfüllt, anstatt nur dumpf zu fühlen wie jetzt. Manchmal, wenn mir die Gegenwart gar zu öde und schal ist, schließe ich wohl die Augen und träume vom Süden, wo alles warm und hell und sonnengoldig ist, wo seltsamer, süßer Duft die Luft durchschwängert, daß Einem ganz leicht und froh zu Mute werden muß, und alles Bedrückende und Düstere meilenweit entrückt wird — — und da kommt dann die Gedankenflut herangerauscht und ich bin ein Dichter — — ein König — — ein paar glückliche Minuten. Aber dann umtost mich wieder dieser tausendtönige Großstadtlärm — — und die Inspiration ist fort. Diese seltsame, durstende Sehnsucht habe ich von meinem Vater ererbt, der sich auch in Dichterträumen verzehrte, bis er starb."

Es war eine ungewöhnliche Unterhaltung, welche die zwei jungen Geschöpfe mit einander führten, und sie fühlten es selbst; das Mädchen schaute bewundernd den in Sinnen versunkenen Mann an, bis er nach einer Weile wieder fortfuhr:

„Das stelle ich mir Alles so schön vor in kalten Winternächten, wenn es mich friert in meinen vier Wänden, und ich hie und da ein Stück Nachthimmel sehe mit funkelnden Sternen. Meine Kraft liegt nahe der Oberfläche und öfters tritt sie hervor — — — und wenn ich dann im Frühling manchmal dem Menschengewühl und bedrückenden Häusermeere entrinnen kann und ein einsames Plätzchen finde im Tiergarten oder auf der Hasenhaide, da weiß ich, was ich sein könnte, wenn ich fort wäre aus diesem verwünschten Berlin. O, Fräulein, ich kann es gar nicht ausdrücken, wie ich hungere, dürste und mich verzehre nach der Glut des Südens, nach Freiheit — — Glück — — Leben!"

Das Mädchen brach in einen Hustenanfall aus. Der Paroxismus erschütterte ihren schwächlichen, zarten Körper, als ob er ihn auseinanderreißen wolle; sie rang nach Atem, daß es zum Erbarmen war, und packte

Digitized by Google

krampfhaft die Tischplatte, um nicht umgerissen zu werden. In hilflosem Mitleid blickte er auf sie, bis der Husten sich wieder gelegt hatte und sie reden konnte.

„Wie Sie so schön zu sprechen wissen!“ sagte sie mühsam atmend. „Ja, Sie sind ein Dichter, ich fühle das unwillkürlich! Und dazu sind Sie auch klug und haben das Glück ein Mann zu sein; Sie werden gewiß eines Tages das Land Ihrer Sehnsucht schauen und rings um Sie den goldenen Sonnenschein der Natur und des Glückes genießen. — Ich aber bin nur ein armes, dummes Mädchen und werde niemals solche Wonne verkosten dürfen — niemals! — Und doch — brauchte ich so notwendig Wärme und Licht, und doch habe ich so viel Sehnsucht, herauszukommen aus diesem kalten Elend, aus diesem glanzlosen, öden Dasein, das mir wohl bald den Tod bringt . . .“

Sie schauerte in sich zusammen, als sie die traurigen Worte sprach und voll Mitleidenschaft faßte ihr Zuhörer ihre schmale, blutleere Hand.

„Sie armes, kleines Ding!“ sagte er weich und seine Augen glitten dabei über die rührende, äußerlich so wenig anziehende Gestalt. „Ich glaube, wenn ich Sie im Sonnenglasten des Südens wüßte, würde es mir so wohl thun, als ob ich selber dort wäre. Und dann, wenn Einem von uns zwei ein Glück beschieden wäre, würde es da nicht einerlei sein, ob es Sie träfe oder mich? Wir Beide stehen ja im Sklavendienst der Abhängigkeit von unseren Brotherrn, und wenn ein mit Glücksgütern Gesegneter, den es nach dem Süden zöge, eine Arbeitskraft suchte, so könnte er ebenso gut Sie wählen wie mich. Doch was sage ich? Nicht — gerade so gut —, nein, viel besser könnten Sie eine derartige Stelle ausfüllen, denn Sie sind eine bessere Arbeitskraft und gewissenhafter als ich. — Also, wollen wir einmal ein derartiges Glück erhoffen — denn etwas Nächstes, Greifbares muß ja der Mensch immer hoffen. Aber — nur eine schwache Hoffnung ist's, nicht wahr? O, dieses grausame Berlin!“ —

Schwach gehegte Wünsche, an deren Erfüllung man eigentlich im tiefsten Herzen selber nicht glaubt, realisieren sich oft am ehesten, und die Beiden hatten gewiß nicht die leiseste Ahnung, daß ihr Hoffen schon auf dem Wege war, sich zu erfüllen.

Vierzehn Tage darauf, Sonntag Mittag, wollte unser junger Mann eben in ein Restaurant eintreten, um dort seine Mahlzeit einzunehmen, als er sich plötzlich an der Schulter berührt fühlte. Nervös zusammenfahrend, wendete er sich um und erkannte einen populären Journalisten, der seit einiger Zeit ein flüchtiges Interesse an ihm genommen hatte.

Digitized by Google

„Ich bin schon bei der richtigen Adresse, wie ich sehe", rief der Literat und bot dem Anderen die Hand zum Gruße. „Kommen Sie, machen Sie mir das Vergnügen, mein Gast zu sein; während wir dinieren, können Sie mir dann erzählen, was Sie in den letzten Tagen erlebt haben. Sie sehen ja geisterhafter aus als je! — So, — hier lassen Sie uns Platz nehmen!"

Der Journalist bestellte zwei Couverts, und während er mit dem Kellner das Menu besprach, beobachtete er seinen Gast, der fortwährend mit den Fingern auf dem Tisch trommelte. Das unvermutete Ansprechen des Literaten hatte den jungen Träumer etwas unsanft aus seinen Phantasien gerissen, und er konnte sich noch nicht ganz in die neue Situation finden. Der erfahrene Weltmann aber kannte diese Symptome hypersensibler Nervosität und lächelte fein. Das war einer aus jener Spezies von Jugend, die um so mehr an ihren Idealen hängt, je weniger die reale Welt deren Erfüllung in Aussicht stellt. Aber schließlich gab es im Leben eines jeden bedeutenden Menschen einmal eine Periode, in der er ebenso fühlte.

„Nun, wie ist es Ihnen in letzter Zeit ergangen?" fragte er in freundlich jovialem Tone.

„Ach, immer das gleiche, geisttötende Einerlei, immer das schablonenhafte Leben, von dem sich absolut nichts Wichtiges erzählen läßt."

„Hm!" machte gedehnt der Journalist, indem er seine Serviette im Knopfloch befestigte; dann sah er eine Weile stumm in das nervöse Gesicht des jungen Mannes und fragte wie von ohngefähr:

„Kennen Sie die berühmte Verfasserin von „Ein Maientraum", — Frau von Frankenstein? Sie haben ihr Bild gewiß schon in Zeitschriften gesehen und in Poesiealmanachen, oder es ist Ihnen in der Öffentlichkeit die zierliche, etwas embonpointierte, mit raffiniertem Geschmack gekleidete Schriftstellerin schon aufgefallen, deren beispiellose Fülle goldblonden Haares ja bereits hier sprüchwörtlich geworden ist?"

„O, wie können Sie nur fragen! Kenne ich denn überhaupt Jemand, dessen Bekanntschaft irgend einen höheren Wert hat?" antwortete mit einer Geberde der Ungeduld und Bitternis der Andere; nach einigem Zögern setzt er dann hinzu: „Den „Maientraum" habe ich natürlich gelesen."

„Ah gut, ganz recht", nickte der Journalist in gleichmütig guter Laune; er war ein gebildeter Mann und nicht kleinlich, und so übersah

Digitized by Google

er denn die unbewußte Grobheit, die ihm soeben an den Kopf geworfen worden war.

„Ich war gestern bei ihr zum Diner geladen — na, solchen Blaustrumpf darf man sich gefallen lassen; ihre Wohnung ist ein Juwelenkästchen voll seltener Nippes und Bizarrerieen, und dabei doch alles so harmonisch, fein und nicht überladen; sie hat wirklich chic und exquisiten Geschmack. — Und dann erst der Speisezettel! Ich kann nur das Eine sagen, daß ich noch nirgends so vortrefflich gegessen habe. — Wie wir nach dem Dessert bei Cigaretten und Mokka saßen, fragte mich die gnädige Frau plötzlich, ob ich ihr nicht eine passende Persönlichkeit wüßte, — gleichgültig ob Masculinum oder Femininum, — die bei ihr die Stelle eines Sekretärs den Winter über annehmen würde. Sie reist nach Griechenland oder Ägypten — oder sonstwo hin, — ja! halt — Cairo war es — jetzt entsinne ich mich; mit Beginn des nächsten Monats brechen sie auf, sie, ihr Gemahl, die etwas hektisch-zarte Tochter, kurz — der ganze Haushalt und da braucht sie nun einen Sekretär — — Sie verstehen mich schon, womöglich einen Stenographen, dem sie rasch diktieren kann — — zu ihren literarischen Arbeiten. Das offerierte Gehalt ist sehr schön" — — und er nannte die Summe.

Der ganze Saal tanzte bei diesen Auseinandersetzungen vor den Augen des Träumers. Er merkte nicht, wie der Andere ihn mit halb wohlwollenden, halb mitleidigen Blicken beobachtete, noch hörte er das Geräusch der Messer und Gabeln auf den Tellern oder das Stimmengesumme ringsum. In seine Ohren brauste der Ton der Brandung, die sich am sandigen Felsenufer Ägyptens bricht, und an die Stelle des überfüllten Restaurants trat das Sonnenglühen Afrikas, die Steinkolosse der Pyramiden und das Leben des warmen Südens — lockend, lachend, begeisternd schön. —

„Bei der Frage der gnädigen Frau", fuhr der Mann der Presse fort, „dachte ich sofort an Sie und bemerkte gleich, daß ich eine sehr geeignete Persönlichkeit kenne, worauf sie mir ohne weiteres Forschen auftrug, diese Persönlichkeit auf die fünfte Nachmittagstunde zum Thee zu ihr zu bestellen. — Was meinen Sie nun? Wollen Sie hin? Sie brauchen gar nicht bange zu sein, denn sie ist liebenswürdig, ein genial veranlagter Geist und mütterlich zugleich."

Er wischte seine Lippen ab, legte die Serviette weg und rief einen Kellner herbei, dem er zur Begleichung der Rechnung ein Goldstück hin-

Digitized by Google

reichte. Während er das herausbekommene Geld in sein Portemonnaie steckte, wendete er sich noch einmal an den jungen Mann:

„Sie haben ja noch gar nichts gesagt! Erscheint Ihnen mein Vorschlag nicht annehmbar?"

„Ach — es ist so schwer, die rechten Worte zu finden . . . So etwas schien mir unmöglich, ganz unmöglich . . . ich meine, ich hätte es nie zu hoffen gewagt." — — —

Dann blickte er ganz verblüfft und mit feuchten Augen in des Andern Gesicht: „Das ist ja — — der Traum meines Lebens." —

„Armer Junge!" murmelte der Mann der Erfahrung leise vor sich hin. — — — Bald darauf schieden sie und der Journalist schüttelte seinem Protegé warm die Hand, innerlich befriedigt, daß er seinen Auftrag so gut ausgeführt hatte. Der junge Träumer trat hinaus auf die Straße, unter die vorüberhastenden Leute und ließ sich von dem Strome mit fortreißen, von einer fast wilden, unsinnigen Freude erfüllt. Das Pendel, das vorher eine allgemeine Depression in mechanischer Langsamkeit schwingen ließ, ging jetzt plötzlich in ungestümer Eile, und der ganze Mensch war eine Zeit lang wie trunken vor Freude, vor Erwartung all der Schönheit, die seine Einbildungskraft ihn schon jetzt verkosten ließ.

Endlich! — — Es war Zeit, daß es gekommen war! Das dichterische Gefühl hatte lange genug angekämpft gegen die Wälle und Mauern des engbegrenzten Lebens, die Luft und Freiheit benahmen. Er hatte eigentlich vorher nie begriffen, wie die Not auf ihm gelastet hatte, auf Leib und Seele. Jetzt aber, da er die Straßen planlos entlang eilte mit der thörigen, himmelhochjauchzenden Seligkeit, die seine Pulse durchzitterte und sein ganzes Wesen erfüllte, da wußte er, welche Kraft in ihm lag, und was die günstige — so lange herbeigesehnte, goldene — Gelegenheit aus ihm alles machen konnte. Nur Licht brauchte er und Nahrung für seine schönheitsdurstige Seele, dann wollte er all die Sehnsucht seines Innern in begeisterten Sängen ausströmen lassen.

Von seinen Empfindungen ganz beherrscht, ging er immer vorwärts, ohne nach rechts oder links zu schauen. Erst als er die Brücke am Oranienplatze überschreiten wollte, zwangen ihn die sich drängenden Massen, sein Dahinstürmen zu mäßigen. Und wie er sich nun mitten auf der Brücke befand und unwillkürlich den Spreekanal entlang blickte, da rief der Anblick der St. Michaelskirche, die er als guter Katholik auch an Sonntag Nachmittagen zu besuchen pflegte, ihn etwas zur Wirklichkeit zurück. Wenn je, so hatte er doch heute alle Ursache, dem Himmel zu

Digitized by Google

danken für sein gnädiges Walten. Kaum am jenseitigen Elisabethen-Ufer angekommen, ging er denn auch sofort dasselbe hinauf und trat zu tiefst bewegt in die neuerbaute katholische Kirche ein. Der Gottesdienst hatte begonnen und feierlich-erhebend rauschte der Orgel Tönen durch den geheiligten Raum. Vielleicht noch nie hatte unser junger Mann so andächtig, so aus vollstem Herzen gebetet wie heute, und noch nie war ihm die Vesper so kurz vorgekommen.

Noch lange nachdem der Segen gegeben war, stand er in fromme Gedanken verloren und als er ins Freie trat, war ihm, als geleite ihn der Segen noch auf seinem Wege fort.

Er mochte etwa hundert Schritte gegangen sein, da hatte er das Gefühl, als ob ihm jemand folge. Instinktiv wandte er sich um und blickte erstaunt in das blasse, verhärmte Gesichtchen des Klapperfräuleins, das auch in der Kirche gewesen war.

„Sind Sie auch auf dem Heimwege?" fragte sie ihn, als sie sah, daß er sie bemerkt hatte und auf sie wartete.

„Gewiß!" gab er zurück. „Aber ich bin heute gar nicht in der Stimmung, den Nachmittag zwischen meinen vier Wänden zuzubringen; es ist gar so dumpf da und die Kinder lärmen so laut! Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen und die frische Luft einatmen?"

Er sah heute gehoben, froh und strahlend aus, während sie fast zitterte vor Schwäche und Nervosität. Der Kontrast war so auffallend, daß sie ihn sofort bemerkte, und mit erzwungenem Lächeln fragte sie

„Was ist Ihnen denn heute schon so Glückliches begegnet, daß Sie gar so verklärt aussehen? — Haben Sie Gehaltserhöhung bekommen? Oder ist am Ende unser Glückstraum vom Zauber des Südens, von der Erlösung der Sehnsuchtsqual zur Wahrheit geworden? Ach, er dürfte bald kommen, denn ich bin krank vor lauter Warten — und wohl nicht allzulange mehr wird es dauern, bis ich den ewigen Frieden eintausche gegen diese grausame, unrastige Welt."

Er antwortete nicht; nur der sieghafte Ausdruck verschwand aus seinen Zügen und machte einem bangen, nachdenklichen Zuge Platz. — — — — Was gab es da eigentlich viel zu bedenken? Das Mädchen starb aus Sehnsucht nach der Glut und dem hellen Sonnenlicht des Südens, nach dem sie Beide so sehr verlangten. Des Lebens dumpfes, kaltes Elend hielt sie noch mehr umkrallt wie ihn, und doch war sie so viel weniger widerstandsfähig! Es war kein Zweifel, der nächste Winter mußte diesem siechen Körper und dieser hoffnungslosen Seele das Ende

Digitized by Google

bringen. Doch — — wenn sie nach dem Süden ging?! Er wollte diese Möglichkeit einmal mit dem Auge des Unbeteiligten betrachten.

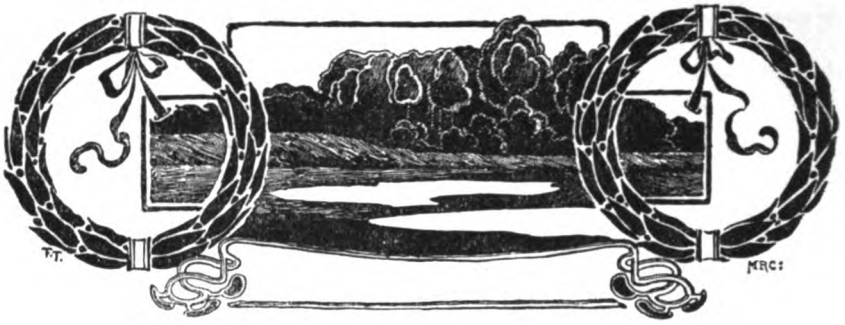
War es recht gehandelt, wenn er zu Gunsten dieses armen, kleinen Geschöpfes, um das sonst kein Mensch sich viel kümmerte auf weiter Welt, sein Talent verkümmern ließ, das so mächtig in ihm nach Entfaltung rang? Und würde er es ertragen können, wieder zurücksinken zu müssen in die Dunkelheit der großen Masse, nachdem ihn schon einmal das Glück zu leuchtenden Sonnenhöhen gerufen hatte?

Aber — ein Menschenleben ist hoch zu werten, höher als tausend Bände, die menschliches Denken gefüllt; und alle Sangesschöne der Dichter wiegt das Geheimnis des fühlenden, lebensfrohen Leibes nicht auf. Und dann — er hatte noch inniges Mitleid mit ihr. — — —

„Was haben Sie nur — — —?“ fragte sie endlich zögernd.

„Etwas sehr Freudiges und Beglückendes Ihnen mitzuteilen“, antwortete er ruhig. „Ich habe heute von einer Stellung vernommen, welche Sie leicht erhalten, wenn Sie sich gleich darum bewerben — und die wird Sie sofort zum Süden führen.“ — — —

Digitized by Google



Flachsmann als Erzieher.

Kritische Betrachtungen von Hans Eschelbach.

Neben „Johannisfeuer“ und „Rosenmontag“ wird „Flachsmann als Erzieher“ von den diesjährigen Theaterneuheiten lebhaft besprochen. Otto Ernst (Schmidt), der nach dem Erfolg, den seine Komödie „Jugend von heute“ fand, sein Amt als Volksschullehrer niedergelegt, hat seinen Namen in der modernen Dichtung ehrenvoll bekannt gemacht. Als Lyriker fehlt ihm allerdings der warme Herzenston; er ist Gedankenlyriker, ich hätte fast gesagt ein Dichter der äußersten Linken, und der Preis, der seinen Gedichten zugesprochen wurde, galt wohl der Hauptsache nach der Gesinnung, die durch diese Gedichte zum Ausdruck gebracht wird. Die Gemütslyrik blieb für Ernst ein unentdecktes Land, wie denn bei ihm der Kopf weit mehr Anteil am Schaffen hat, als das Herz. Seine ganze Veranlagung: sein heller Kopf, seine scharfblickenden Augen, sein kritischer, negierender Geist verweisen Otto Ernst auf das Gebiet der Kritik, der Satire; er wird immer mehr Journalist als Dichter sein, mehr niederreißen als aufbauen. Es soll das durchaus kein Tadel sein! Niederreißen, wie Otto Ernst es thut, heißt Bahn brechen, und wir müssen jedem Geistespionier für seine Arbeit dankbar sein, wenn sie auch lästigen Staub aufwirbelt. Unser Autor ist kein ruhig schaffender Künstler, er ist ein modern-nervöser Mensch, ein Kritiker, der bittere Worte der Wahrheit spricht, die nicht für jeden angenehm zu hören sind. Aber diese scheinbare Bitterkeit ist aus der Liebe geboren, aus der Liebe zu den Armen und Unterdrückten, aus der Sehnsucht nach Licht und Freiheit; es ist grollende Liebe, die das Schönheitspflästerchen von der Wunde reißt und statt dessen auf gründliche Heilung dringt. Die Sonde des Arztes aber thut weh, und das herbe Wort des Wahrheitsucher nicht minder; deshalb fürchtet man beide

Digitized by Google

oft mehr als die Krankheit, die sie heilen wollen. Die Feder ist in der Hand von Otto Ernst zur Sonde geworden; seine zahlreichen Abhandlungen, Skizzen und Satiren, selbst seine Novellen und Dramen beweisen es — und nun ist es für den Arzt fatal, daß viele Leute ihn mehr fürchten wie ihre Krankheit. Schließlich fürchten aber doch nur die Kranken den Arzt. Ein großer Teil Otto Ernst'scher Schriften ist Anklageliteratur, Tendenzdichtung im besseren Sinne; wer von der Kunst nur Zerstreuung für eine müssige Stunde verlangt, dem wird unser Autor lästig werden, zumal er oft mehr Mann der Reform als Dichter ist.

Der Weg auf die Bretter wurde ihm nicht leicht; wie bei der Lyrik der tiefe Gemütston, so fehlt ihm bei der Dramatik die Leidenschaft, das echte Theaterblut; spekulative Reflexion hat zu viel Anteil an seinem Schaffen. Dazu ist Ernst kein liebenswürdiger Künstler; er geht überall so radikal vor, daß der Widerspruch nicht ausbleiben kann, und so schlugen denn seine Gegner — und er hat viele Gegner, wie die meisten tüchtigen Leute! — sein erstes Bühnenstück tot, als es kaum das Lampenlicht erblickt hatte. Da kam die „Jugend von heute", sagte lachend die bittersten Wahrheiten, und die Hekatombe Ochsen, die seit den Tagen des seligen Pythagoras bei jeder neu entdeckten Wahrheit, bei jedem tüchtigen, neuen Werke fürchtet, als Dankopfer geschlachtet zu werden, erhob ein derartiges Gebrüll, daß nun auch die große Menge an dem Verfasser der Literaturkomödie nicht mehr vorüber konnte. Sein Werk war zwar Literatur für Literaten, Kunst für Künstler, ragte aber turmhoch aus der Masse leichter Unterhaltungsstücke hervor und wurde trotz vieler grotesken Grimassen von solchem sittlichen Ernst getragen, daß man dem Autor dankbar zurufen durfte, was einst ein Mann aus dem mißachteten Parterre bei der Originalaufführung des ersten Stückes von Molière dem damals noch unbekannten Dichter laut zurief: „Bravo, bravo Molière, c'est une vraie comédie!"

Nach der vielversprechenden, wenn auch technisch nicht mustergiltigen „Jugend von heute" war man etwas enttäuscht, als Otto Ernst als sein nächstes Werk nur ein Lustspiel ankündigte: „Flachsmann als Erzieher". Wäre das Werk thatsächlich nur ein „Lustspiel", so wäre es als solches nicht besonders geglückt, aber es ist mehr, es fällt wieder unter die unheimliche „Rubrik": „Anklageliteratur", es ist ein satirisches Sittenstück — Standessittenstück. Trotz des lebhaften Beifalles, den es wohl meist gefunden, können wir dieses durch den „Probekandidat" hervorgerufene „Standesstück" nur insofern anerkennen, als es viele gutsitzende und wohlverdiente Hiebe austeilt. Diese Ausfälle gegen — sagen wir Standesauswüchse, die Tendenz sichert dem Werke seine Wirkung. Die Tendenz ist gut, das Stück ist verfehlt und zwar aus zwei Gründen: erstens ist es unwahr und zweitens ist es unkünstlerisch. Unwahr ist es, weil es vorgibt, in der Gegenwart zu spielen, weil es Zustände eines Standes schildert, die der Gegenwart durchaus nicht entsprechen,

Digitized by Google

weil es trotz der Bezeichnung Lustspiel Anspruch macht, ernst genommen zu werden und vielleicht ohne die Absicht des Verfassers das Urteil des Laienpublikums über den geschilderten Lehrerstand irreleitet. Der Verfasser, der bisher selbst Volksschullehrer war, weiß die Einzelheiten so naturgetreu wiederzugeben, daß das breite Publikum der Meinung ist, auch die Hauptzüge seiner Handlung entsprächen der Wirklichkeit, während sie thatsächlich in's Fratzenhafte verlaufen. Wertet das Publikum den Lehrerinnenstand nach seinen Vertreterinnen in diesem Lustspiel, nach dem lächerlichen Mannweibe Betty Sturhahn und dem heiratssüchtigen, unfähigen Backfisch Gisa Holm, so kommt dieser achtungswerte Stand entschieden zu kurz. Gibt es denn Schulinspektoren, die sich in der Schule nicht nach den Kindern umsehen, sondern vom Schulleiter nur die Adresse eines guten Schinkenlieferanten erbitten? Gibt es Schulräte, die jahrelang angestellte Lehrer ohne weiteres vor die Thüre werfen können, „daß ihnen die Schuhe fliegen", die zuerst wie halbverrückte Tyrannen auftreten, um bald nachher mit Lehrern und Lehrerinnen seltsame Kalauer zu machen? Von den sieben Vertretern des Lehrerstandes erweist sich nur einer als tüchtig, der zweite ist halbgut, der dritte läßt sich sagen, er wäre noch nicht trocken hinter den Ohren, der vierte: ein Theekännchen wäre eher ein Mann wie er, der fünfte ist lediglich ein Skatbruder und hat seit seinem Amtsantritt nie ein Buch gelesen, die zwei letzten sind abgefeimte Schurken. Es fällt dem Publikum nicht im Traume ein, sich zu sagen: der Lehrerstand wird nur durch den guten Flemming repräsentiert, es sagt sich vielmehr: von sieben Lehrern ist nur einer gut, der zweite so eben leidlich, die übrigen müßten hinausgeworfen werden, daß ihnen die Schuhe fliegen! Entweder mußte Otto Ernst ganz wahr bleiben und die Verhältnisse schildern, wie sie wirklich sind — und dabei hätte er seine treffenden Wahrheiten eben so gut sagen können — oder er mußte solche Karrikaturen zeichnen, daß jeder ernsthafte Vergleich von vornherein ausgeschlossen war.

Tadel verdient das Stück trotz der Treffsicherheit vieler Hiebe, die es austeilt, auch in künstlerischer Hinsicht. Abgesehen davon, daß der Beifall der Zuschauer der Tendenz und nicht dem Kunstwerke gilt, arbeitet es auch mit den denkbar billigsten Mitteln, die jeder wahre Künstler verschmähen muß — er setzt seine Stärke darein, zu frappieren. Es ist das überhaupt ein krankhafter Zug in der modernen Literatur. Shakspere, Goethe und Schiller frappieren nie, sie suchen das rein Menschliche zu gestalten. Nicht, als ob sie verschmähten, Bettler, Könige, Schulmeister, Soldaten oder Vertreter sonst irgend eines Standes zu zeichnen; aber sie suchen im Könige, im Bettler, im Soldaten zuerst den Menschen: Menschenschicksale, Menschengröße und Menschenschwäche schildern sie, keine Standesgebräuche, keine, wenn man so sagen soll, „Standesmoral". Man lebt und stirbt mit den Helden, die die Großen unserer Kunst uns vorführen; mit den Standesvertretern dieses Lehrerstückes thut man das aber nicht: das Publikum vergißt am Schlusse

Digitized by Google

des Stückes die „Figuren", es klatscht, durch das Stück selbst irregeführt, über den Stand. Können das aber die Endziele einer Dichtung sein? Durchaus nicht. Man verweise mich nicht auf den „Eingebildeten Kranken", nicht auf die „Gelehrten Frauen", selbst nicht auf Otto Ernst's „Jugend von heute", denn damit ist nichts bewiesen. Wir können dem Lustspiel und der Satire nur in ganz wenigen Ausnahmefällen gestatten, einen ganzen Stand zu verurteilen und zu verspotten. Auch Molière verspottete nicht die Frauen, sondern nur die „gelehrten" Frauen, und wenn er die Ärzte angriff, so hatten ihm diese in der Mehrzahl dazu ein Recht gegeben, weil sie ihre Pflicht nicht erfüllten. Solche Einzelfälle aber sind selten, und dürfte wohl heute kaum ein ganzer Stand den Spott und die Satyre auf sich lenken. Auch die „Jugend von heute" greift nicht den Stand der Journalisten und Schriftsteller an, sondern nur diejenigen Leute, welche diesen Stand in Mißkredit bringen. Wenn aber Hartleben im „Rosenmontag" für den Offizierstand eine besondere Moral in Anspruch nimmt und darauf die Wirkung seines Stückes aufbaut, so ist das entschieden ein Mißgriff; wir können diese „Standesmoral" nicht gutheißen und sind überzeugt, daß von tausend Offizieren kaum ein einziger nach der „Offiziersmoral" gehandelt hätte. Ähnlich ist es mit dem Lehrerstücke von Otto Ernst. Es interessiert weniger für die Personen, als für den Stand, der, wie bereits bemerkt, überaus unglücklich vertreten ist und der nach den Figuren des Stückes falsch beurteilt wird. Ein Schriftsteller, der zum Mittelpunkte seines Werkes einen ganzen Stand macht, der es unternimmt, die internen Angelegenheiten und Gepflogenheiten eines Standes mit verblüffender Genauigkeit vorzuführen, darf sicher sein, daß er die große Menge interessiert. Die denkfaule Masse, die auf diese Weise nach ihrer Meinung einmal „hinter die Kulissen sehen" kann, hat wieder einmal Gesprächs- oder, besser gesagt, Klatschstoff. Wer sich mit solchen Wirkungen begnügt, ist kein Künstler; die Bahn, die Otto Ernst betreten, verspricht billigen Erfolg, führt aber nicht auf die Höhen der Kunst.

Wir achten die Kraft unseres Autors zu sehr, um nicht hoffen zu dürfen, daß Otto Ernst in andere Bahnen lenkt; möge er sich durch seine letzten Scheinerfolge nicht verblenden lassen, sonst ist der junge Held von heute, morgen der alte Mann von gestern.

Digitized by Google

Neue Lyrik.

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

II.

Ueber die „Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts“ zieht Theodor von Sosnosky das Fazit in dem gleichnamigen Bande.[1]) Das vornehm ausgestattete Buch gibt Proben von Arndt bis auf Max Dauthendey. Über manche der aufgenommenen Dichtungen könnte man mit dem Sammler, der die charakteristischen Seiten der Poeten in den vertretenen Gedichten zeigen wollte, gerade nach dieser Seite hin rechten und anderer Meinung sein; Paul Pfizer und M. Saphir hätten ganz wegbleiben dürfen. Franz Eichert, Eschelbach und Herbert hätten ebenso gut einen Platz verdient wie Edmund Wengraf oder Felix Dörmann. Indessen muß ein solcher Versuch, die Lyrik des nunmehr endgültig verflossenen Jahrhunderts in praktischen Proben darzubieten, immer unvollkommen bleiben. Schon der persönliche Geschmack des Herausgebers bedingt es. Man darf aber zufrieden sein, wenn in so umfassender und feinsinniger Weise, wie hier, dem gebildeten Laien ein Bild von der großen Mannigfaltigkeit lyrischer Produktion, von dem unendlichen Reichtum ihrer Töne gegeben wird, und aus diesem Grunde ist Sosnosky's Buch nicht warm genug zu empfehlen.

Was an Novitäten in den letzten drei Monaten, also noch nach der Hochflut zu Weihnachten, einging, ist schier unheimlich viel. Manches läßt sich allerdings mit ein paar Worten abthun, da es das Kainszeichen der Unfähigkeit und Geschmacklosigkeit an der Stirne trägt. Anderes dagegen bedeutet auch eine wirkliche Bereicherung der Literatur.

---

[1]) XIV u. 464 Seiten; Stuttgart, Cotta, 5 Mk. gebunden.

Digitized by Google

Um mich der unangenehmen Aufgabe strikter Ablehnung zuerst zu entledigen, so gehören hierhin zunächst ernste und heitere Dichtungen von Paul Ludwig „Aus unserem sonnigen Baden“[2]), die eine in der Lenksamkeit der deutschen Sprache begründete Versgewandtheit und eine Wiedergabe alter Anekdoten mit Poesie verwechseln; ferner „Aus tiefem Schacht“, Gedichte von Bertha Gamer[3]). Es sind die alten, abgesungenen Stoffe vom Veilchen, vom Mondschein, vom Himmelstau u. a., ohne Originalität geschaut und ohne jede dichterische Kraft behandelt. Auch die religiösen und patriotischen Stoffen gewidmeten Reime erheben sich nirgends zu einem Gedichte. Der Beweis durch Anführung einer beliebigen herausgegriffenen Strophe würde überzeugend sein; aber es verlohnt sich wirklich nicht der Mühe. Geradezu hirnverbrannten Blödsinn bietet der Band „Vom Strome des Lebens“ von Richter von der Rother[4]). Die Behauptung ist stark, aber hoffentlich stärker wirkt die Strophe aus dem Gedichte „Löhnung“, S. 78, die mir wie ein Gottesurteil beim Aufschlagen des Buches „entgegengrinst“:

Aber ach! Gebärerhirne
Furchen die bemühte Stirne,
Allbestürmt und früh gegreist.
Enkel nah'n mit Fackelfesten
Ihren erzgegoss'nen Gesten,
Aber atmend hat die Besten,
Neid und Not mit Gram gespeist. —

Original, fahr hin in deiner Pracht! — In dem Bändchen „Gedichte“ von Johannes Weinold[5]) sieht es nicht so hoffnungslos aus. Aber der Autor hat noch nichts von Selbstzucht an sich, sonst hätte er diesen Band Poesieen unterdrückt. Ganz abgesehen von Eigenem wirkt die zweimalige jämmerliche Parodierung des schönen Liedes Herm. v. Gilms „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden“ (S. 6 u. S. 28) wie ein unfreiwilliger Nachweis der Unfähigkeit. Adolf Schulz gibt unter dem eigenartigen Titel „Paraphrasikon“ didaktische Dichtungen über Erziehung und Unterricht[6]). Eine gewisse Formgewandtheit und mancher klar ausgeführte Gedanke rechtfertigen die Anführung des Büchleins an dieser Stelle, dessen Würdigung dem Inhalte nach in die pädagogischen Fachblätter gehört. Anspruchslose „Gedichte“ läßt Thusnelda Koenemann-Neuhaus in die Welt gehen[7]). Die meisten Bilder und Vergleiche lassen unschwer das angelesene Vorbild durchblicken; eine Künstlerin ist die Dame nicht, aber sie prätendiert auch nicht, eine zu sein. Wo die Heimatsliebe kräftigere Saiten des Gemütes

---

[2]) Wiesbaden 1901, Otto Nemnichs Verlag. [3]) Stuttgart, Kommiss. Verlag von Glaser und Sulz. 1,75 Mk. gebd. 2,50 Mk. [4]) Dresden, E. Pierson. 1901, Mk. 3,50. [5]) Ebenda, 1901. Mk. 1,50. [6]) Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung, Mk. 1,15. [7]) Barmen, D. B. Wiemann, Mk. 1,25.

Digitized by Google

anklingen ließ, so S. 59, kann eine poetische Wirkung nicht weggeleugnet werden.

Anspruch auf ernstere Beachtung hat Theodor Lessing[8]) mit seinem Bande „Einsame Gesänge". Eine virtuose Versführung, auch Klarheit des poetischen Bildes zeichnen den Poeten aus; aber die Selbstzucht, die erst den Dichter macht, besitzt er noch nicht. Wie würde er sonst Papierschnitzel von so zweifelhaftem Werte, wie es z. B. die ganzen akademischen Jugenderinnerungen sind, die man ruhig mit dem Worte dummes Zeug abthun kann, in einem ernst aufzunehmenden Gedichtbande verwertet haben. Was geht die Welt seine Miezi, seine Kaviarbrüderschaft an? Auch das „Weihwasserbecken" (S. 140) ist nur eine Ungezogenheit und nicht etwa von poetischem Werte. Ein übermäßig aufgestapeltes Selbstgefühl spricht aus manchem Motto, manchem Gedicht; so meint denn auch dieser selbstbewußte Dichter, daß es etwas Großes sei, zu deklamieren:

Daß ihr's nur wißt:
Ich glaub' an Nichts! an Nichts als meinen Dichterwert.

Da könnte er sich aber doch schwer getäuscht haben. Mehr Selbstzucht, ihr jungen Herren! Vor einem Lyriker ist noch nie die Welt aus den Fugen gegangen. Viel Unfertigkeit liegt in den Gedichten von Karl Maria Klob „Ernster Sang und Schellenklang".[9]) Der ganze erste Zyklus, ‚Jugendliebe' ist dichterisch wertlos; in der Abteilung ‚Natur' sind „Höhen" und Winternacht im Dorfe" als ansprechend hervorzuheben; „Neues Lieben", zumal „Kleine Lieder" (12) zeigen den Poeten über seine Jugendproduktion bedeutend hinausgewachsen, wenn auch jetzt noch eine gewisse Unbeholfenheit darauf schließen läßt, daß der ruhigen, gedanklichen Durcharbeitung des Stoffes nicht genug Zeit gewidmet wird. In den Vermischten Gedichten ist es nicht anders; die Apostrophen an die „Pfaffen" und die kraftgenialischen Absagen an Christentum und Römlinge wirken nur komisch. —

Louis Engelbrecht[10]) zeigt sich als einen Poeten von überquellender Empfindung. Das echt Liedmäßige, wie es sich gern in der sangbaren Strophe mit packendem Refrain für geselligen Kreis bietet, gelingt ihm oft ganz vorzüglich. Vers und Reim fließen ihm mit einer Leichtigkeit, daß man seine Freude daran haben muß. Hoher Schwung der Sprache eignet ihm ebenso wie schlichte Wahrheit in der Anwendung des Bildes. All' diese natürlichen Gaben aber verleiteten den Dichter, nur darauf los zu produzieren, als habe noch kein Poet vor ihm gedichtet. Als ein Zeichen naturwüchsigen Talentes und nimmer versiegender Sängerlust wird die Sammlung stets ihre Berechtigung behalten; eine Bereicherung der Literatur bedeutet sie nicht. Ein Drittel oder noch weniger des Besten dieser umfangreichen Publikation würde dem Rufe

[8]) Dresden, Pierson 1899, Mk. 4.— [9]) Dresden, Pierson 1901, Mk. 2.—.
[10]) Gedichte, 309 Seiten, Braunschweig 1901, Benno Goeritz. Mk. 3,50, gebd. Mk. 4,80.

Digitized by Google

des Poeten Louis Engelbrecht viel förderlicher und ehrenvoller sein. Eine umfangreiche Produktion gab auch der Verfasser der von der Jugend verschlungenen Abenteurererzählungen Karl May[11]) heraus. Die Gedichte wechseln mit Aphorismen in Prosa ab. Über die letzteren zu urteilen, ist hier nicht am Platze. Bezüglich der Gedichte ist zu sagen, daß eine große Zahl nicht aus dem Stadium des Gedankens hinaustrat, sondern in Versfuß und Reim geronnene Dogmatik blieb. Eine andere Gruppe dagegen ist wohl geeignet, von dem lebhaften religiösen Empfinden des Autors einen Hauch in die Seele des Lesers überströmen zu lassen, ihn zu fesseln und zu erbauen. Das Abgehackte mancher Verszeilen wird eine weitere Durcharbeitung des Buches noch sehr mildern können. — Albert Weiß ist als sinniger Dichter bekannt, mehr noch als Nachdichter und Vermittler polnischer Lyrik berühmt und geschätzt. Der vorliegende Band[12]), dem allerdings eine würdigere Ausstattung zu wünschen wäre, reiht sich den früheren Veröffentlichungen würdig an. Der bescheidene, vielfach entsagende Zug des Dichters tritt hier noch um eine Nuance stärker hervor.

Ob es wirklich nötig war, daß Herm. Jos. Fugger-Glött die vorliegende dritte Folge seiner „Kreuzfahrer-Lieder“[13]) herausgab, scheint mir mehr als zweifelhaft. Aus den jeweils unter den Gedichten angeführten Jahreszahlen ist zu schließen, daß es meist aus den früheren Jahren des Verfassers herstammende Gedichte sind. Auch sagt der Verfasser im Nachwort: „Ohne diesen „Liedern“ irgend eine größere Bedeutung beizulegen, könnten sie doch vielleicht auf die öfter gestellte Frage nach Mitteilungen aus dem Leben einiges antworten. Da sie nur Kinder des Augenblickes sind, ohne jede Tendenz hingeworfene Gedanken und Empfindungen, wie sie das Leben gab, zeichnen sie um so treuer, je weniger inneren Wert sie haben.“ Dieses letztere kann sehr bestritten werden; aber auch abgesehen von der zugegebenen künstlerischen Wertlosigkeit der Verse, fragt es sich, ob nicht der Verfasser seinen früheren Ruf, ob er nicht die katholische Kirche überhaupt schädigte. Immerhin mögen Freunde des Verfassers, die ihn seiner mannhaften Art wegen lieben und schätzen lernten, aus dem Bändchen das schöpfen, was der Verfasser bieten wollte: Aufschlüsse über Stationen seines Lebens.

Auf Westfalens rote Erde führt uns ein hübsch ausgestatteter Band von Karl Hülter „Vom Stamm der Eiche“.[14]) Solche Bücher mit ausgesprochenem Heimatduft können nicht genug empfohlen werden, zumal wenn sie, wie hier, so vorzügliche Gaben vereinigen. Sie haben einen so intim poetischen Reiz, daß man sich fragt, warum nicht andere Landesteile von ausgesprochen eigentümlichem Charakter nicht auch schon ihre Könner einmal zu festlichem

[11]) „Himmelsgedanken“, Freiburg i. Br. Friedrich Ernst Fessenfeld. 364 Seiten, Mk. 3.—. [12]) „Christrosen“, Berlin 1900, J. Martinelli. [13]) Mainz, Kirchheim 1901, Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—. [14]) Essen, Bädecker, gebd. mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Digitized by Google

Turnier versammelten. Eine hübsche literarisch-kritische Einleitung des Herausgebers stellt den „lyrischen Grundzug als das eigentliche Wesen der westfälischen Dichtung“ dar, eine Auffassung, die ich seit Jahren schon hegte und die ich zu meiner Freude nun von einem kundigen Einheimischen bestätigt finde. Diese lyrische Kunst, an Westfalens Namen mit großen Ehren seit langem verknüpft, blüht auch gegenwärtig in voller Schöne; das beweisen die duftigen Gaben der hier vertretenen Dichter, von denen ich nenne Jakob Loewenberg, L. Rafael (Hedwig Kiesekamp), Johanna Baltz, Wilhelm Uhlmann-Bixterheide, Hermann Wette, Karl Hülter, Fritz Stöber und Hugo C. Jüngst. Vielleicht verdienten auch Philipp Witkop und Wilhelm Oeke in dem Buche als kräftige Talente Vertretung. Sehr zu statten kommen dem Literaturfreunde auch die am Ende des Buches zusammengetragenen ausführlichen Notizen über die Verfasser. Der Humorist des Bandes, Professor Hermann Landois, bringt gleichzeitig die 2. Auflage seiner „Krissbetten un Kassbetten“ [15]) heraus, stachliche Reime, Satiren und Anekdoten in westfälischem (Münsterländer) Platt, die durch beigefügtes Glossar auch dem Nichtwestfalen verständlich sind und dem Freunde der humoristischen Dichtung zusagen werden.

Vier Gedichtbände liegen aus dem Berliner Verlage von Schuster und Löffler vor. Mit seinen Gedichten in Duodez „Wimpel und Winde“ [16]) bewährt sich Gustav Kühl als ein Lyriker von zarter Empfindung. Hin und wieder scheint seine Kunst zu sehr in symbolischer Schulung verkünstelt, so gleich in dem ersten Gedichte „Spiel“, das mehr wie eine Spielerei anmutet; aber auch anderes ist für meinen Geschmack zu gesucht empfunden. Aber Gustav Kühl ist ein wirklicher Künstler mit eigenem Anschauungsvermögen. Das Gleiche kann man von den beiden folgenden sagen. Margarete Susman, eine junge Düsseldorferin, läßt die Grundakkorde ihrer Poesie, Schmerz und Sehnsucht, in reiner, volltönender Harmonie erklingen. [17]) Sie kann dem Thema Liebe, das von dichtenden Frauen oft in so virtuoser Weise in das Gemüt des Lesers gesungen wird, nur die ernsten nnd dunklen Töne abgewinnen; daneben ringt sie mit religiösen und philosophischen Fragen, die ihrer Dichtung Tiefe und Größe geben werden. Reife und wahre Schönheit spricht aus „Winterfrühling“ [18]) von Georg Reicke; eine männliche Kraft hat den modernen Lebensinhalt zur poetischen Anschauung gebracht, ohne die widerlichen Ausfälle gegen Zustände und Ideale, die der Mehrzahl des deutschen Volkes noch etwas bedeuten. Ich möchte aus diesem Buche eine ganze Anzahl von Gedichten hiehersetzen, die durch die That mein Urteil begründen würden, so „Gartenszene“, „Die Burg des Schweigens“, „L'heure bleue“, „Rosen im Schnee“, „Die vier frischen Mädchen“ und viele andere, wähle aber des Raumes wegen das kurze „Korso“:

[15]) Bielefeld, A. Helmich, Mk. 1.—. [16]) 1901, 112 Seiten, Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. [17]) „Mein Band“ Gedichte, Mk. 2.—, gebd. Mk.—. [18]) 136 Seiten, Mk. 2.—.

Digitized by Google

Rote Hüte auf goldenen Haaren,
Rosige, weiche Mädchengesichte,
Kommen sie einmal, zweimal gefahren,
Schön wie lebendige Frühlingsgedichte!
Schön wie das blühende, sprühende Leben,
Stolz von schäumenden Rappen gezogen —
Einmal noch wird uns sein Anblick gegeben,
Und dann ist es für immer entflogen!

Stefan Zweig, ein junger Poet Wiens, konnte für seine Verse, die wie Äolsharfen klingen, keinen treffenderen Titel finden als „Silberne Saiten.“[19]) Es ist sein „inneres Glockenspiel“, das er vor uns ertönen läßt, stille, zarte Verse von einer wunderbaren Weichheit und Melodik. Man merkt es aus diesen Gedichten, wie berauscht der talentierte Poet von seinen Weisen ist, und doch muß hervorgehoben werden, daß er mit objektiver Ruhe seinem Vorwurfe gerecht wird.

Schwermütig klingen die Grundtöne der Sammlung „Heliotrop von Ferdinand Hoefer[20]). Dem Andenken seiner Toten geweiht, bringt das Buch aber doch nicht nur Dichtungen des Verzichtes und der Trauer; auch das Leben weiß Hoefer zu schätzen und in sprühende Farben zu tauchen. — Die bedeutendste und jedenfalls für die deutsche Literatur bleibende Bereicherung aus dem letzten Quartal aber habe ich mit Absicht bis zum Schluß aufbewahrt, um den Leser mit dem hoffnungsvollen Gefühl zu entlassen, daß auch heutigestages noch nicht der große Zug in der deutschen Lyrik erloschen ist. Dieses Buch nennt sich „Balladen“ von Börries, Freiherrn von Münchhausen.[21]) Man kann es mit gutem Gewissen niederschreiben: Seit den Tagen Uhlands und Theodor Fontanes ist keiner, der so die Balladenpoesie handhabte, wie Börries von Münchhausen. Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man diese Meisterschaft im rechten, packenden Bilde hört:

„Und es säte der Hengst die Funkensaat
In die dunkele Furche der Nacht“ —

oder:

„Und mit der Nacht stieg an das friesische Land
Der alte Sturm mit der rissigen Seemannshand,
Und die nasse Hand lag schwer auf Insel und Sund,
Und hinter ihm heulte die See, sein struppiger Hund.“

Ja, unsere deutsche Muttersprache ist ein herrliches Instrument, wenn ein Kundiger es spielt. Münchhausen weiß eben so gut den neckischen Ton der Liebesballade zu treffen, wo der Königspage die Königin küßt im Forst

[19]) 88 Seiten, Mk. 2.—. [20]) Berlin, Konkordia 1900, 160 Seiten. [21]) Mit Buchschmuck von Robert Engels. Berlin, Breslauer und Meyer 1901, 96 Seiten.

Digitized by Google

von Digne, oder wo Herr Berengar von Montmiral mit Cecil von Schloß Bellador die Frau tauſcht, als er den wuchtigen Schritt durch Blut und Schlachtgefild oder die geſpenſtiſche Angſt der entſetzlichen Sturmnächte der Seeküſte findet. Wie er die Fabel ſeiner Stoffe dramatiſch zu vertiefen verſteht, geht beſonders aus dem längeren rhapſodiſchen Stücke „Die Weisſagung des Diokletian“ hervor. Die drei Stücke „Was der Zigeuner ſang“ haben weniger meinen Beifall; aber dies beſagt nichts gegen die vollendeten übrigen Dichtungen der Sammlung, einer Sammlung, die vielleicht eine neue Blüte der lange vernachläſſigten Balladendichtung heraufführt.

Digitized by Google

Aufgaben und Ziele der kathol. Literaturbewegung.*)

Es ist noch gar nicht lange her, seit man das Jahr des Heiles 1899 schrieb. Und doch dachte damals noch keiner von uns allen daran, daß eine katholische Literaturgesellschaft schon zwei Jahre später mit eigenen Darbietungen vor ein Publikum werde treten können, ja nicht einmal der Gedanke schlich zu der Zeit wohl zaghaft hoffend in unser Hirn, es möchte nach den damaligen öffentlichen Debatten über die Qualität unseres Schrifttums eine Gesellschaft die Sanierung und Besserung unserer Literaturzustände kräftig, ernstlich und ex professo in die Hand nehmen. Und doch war es höchste Zeit, an die Arbeit zu gehen, wollte man nicht den günstigen Augenblick verpassen und die Hoffnung vieler Kreise, bei den deutschen Katholiken eine Literatur zu wecken, die zur deutschen Nationalliteratur gezählt werden dürfe, auf eine unbestimmte Zukunft vertrösten. Schon waren eifrige Beschwichtigungsräte bei der Hand, die durch einige kräftige Steinwürfe getrübte Oberfläche wieder zu glätten und zu beschwichtigen und die frühere Ruhe des Sumpfes baldmöglichst wieder herzustellen. Die deutschen Katholiken sollten keinen Anteil an der deutschen Nationalliteratur haben. Zwar hatte man nicht ganz verhindern können, daß sich der eine oder andere gute Katholik einen Platz auf dem deutschen Parnaß eroberte, aber man hatte doch mit der ganzen Wucht, die in einem systematischen Vorgehen liegt, darauf hingewirkt und den Massen suggeriert, daß in der Lyrik jede Originalität und Persönlichkeit unterdrückt, dagegen das Konventionelle, Farblose und Nurdidaktische im geistlichen wie im weltlichen Liede gefördert werden müsse; daß man sich im Romane und in der Novelle streng vor der Schilderung von Menschen hüten müsse und nur die bekannten sentimentalen Romanpuppen variieren dürfe; daß man sich im Drama endlich auf die Dilettantenbühne mit ihren Menschengespenstern beschränken solle. Und da wunderte man sich noch, wenn die Gegner Person und Sache verwechselten und die katholische Literatur belächelten und für notwendig inferior erklärten!

*) Vortrag, gehalten von A. Lohr auf dem I. literarischen Abend der „Deutschen Literaturgesellschaft“ am 10. April 1901 im katholischen Kasino in München.

Digitized by Google

Mußte bei dieser Sachlage nicht endlich auch dem geduldigsten, aber ehrlich meinenden Katholiken die Schamröte in's Gesicht steigen, aber auch der glühende Wunsch im Herzen erwachen, daß es nicht so sein möge, wie sie meinten, unsere Gegner, daß vielmehr die katholische Weltanschauung es sei, welche die größten Kunstwerke hervorzubringen verstanden habe und auch jetzt noch, ja gerade jetzt besonders hervorzubringen verstehe. Aber da galt es, unseren Dichtern zuzurufen, um Gottes willen doch abzulassen von der lächerlichen Schablone, der sie als rückwärtsschauende Propheten bisher gehuldigt; es mußte gesagt werden, daß Lüge Lüge sei, auch wenn sie scheinbar dem Katholizismus diene, in Wirklichkeit aber denselben durch voreingenommene, entstellte, puppenhafte und läppische Lebensdarstellung kompromittiere; es mußte unseren Idealisten geradezu zugeschrieen werden, sie sollten herabsteigen von dem Sternhimmel ihrer veralteten Darstellungsmittel, unbeholfenen Formen und rührenden Lebensunkenntnis und einmal ein bischen auf unserem lieben Erdboden das verständnisvolle und frohe Wandern probieren, damit sie einmal in eine irdische Literaturgeschichte kommen; sie sollten sich künftig weniger an Mondscheinduft und Sternflimmern berauschen, sondern mehr im wirklichen Leben umschauen; in gleicher Weise sollten sie sich zurechtfinden im Straßengewühle der Großstadt, im Fabriksaal bei elektrischem Licht, im Bauernstall und der Wahlversammlung wie in der stillen Gelehrtenstube, in der Handwerkerwerkstatt, der Diplomatenstube und dem Trambahnwagen. Kurz, es mußte gesagt werden: Werdet modern, aber werdet es im katholischen Sinne!

Doch da tönt der tausendstimmige Angstruf: Was, ihr wollt, daß wir unsere Federn mit den — Obszönitäten der Modernen besudeln? — Nein und tausendmal nein! Das sollt ihr ganz und gar nicht; aber ihr sollt die modernen Vorteile, die unsere Gegner in Deutschland, Frankreich, Italien, ja überall für ihre Zwecke längst erhascht haben, auch für unsere Sache nutzbar machen. Ihr sollt nicht dastehen und dieser „Mache", diesem „bischen Technik", wie ihr es nennt, voll Abscheu den Rücken kehren, in die Vorwelt hinausstarren, statt wie unsere Partner fest in's Jetzt zu greifen, sondern ihr sollt dieselbe Glut, dieselbe Anschaulichkeit, dieselben Kunststücke, dieselben Pinsel, dieselben Geheimnisse der Naturfarbe und realen Wahrheit benützen, aber dann ein Werk nach unserem Geiste und unserem Sinne zu schaffen.

Stillstand ist Rückschritt und Verknöcherung Tod. Darum fort mit der chinesischen Mauer der Abschließung gegen alle Einflüsse von außen. Denn was erreichen wir damit nur? Entweder läßt der Nachwuchs seine dichterische Fähigkeit ersticken und wandelt mit der bekannten Lüge, d. h. der berügten Unwahrheit dem Leben und der Natur gegenüber, die alten, ausgetretenen Geleise, oder — der junge Mann durchbricht in ungestümem Drange die Mauern seines Kerkers, die ganze, plötzliche Fülle modernen Schaffens und rücksichtsloser Freistrebigkeit berauscht und verwirrt ihn, nimmt

Digitized by Google

ihm die notwendige Vorsicht und Unterscheidungskraft, die gährende Erbitterung gegen seine ehemaligen unverständigen Einschließer und Bedrücker hat sich auch noch nicht gelegt — und der Schlußeffekt ist: wir haben wieder einmal, wie schon so oft, ein großes Talent verloren.

Mit diesen Gedanken, Bestrebungen und Überzeugungen ist die „Deutsche Literaturgesellschaft" im vorigen Jahre vor die katholische Welt getreten. Ein kleines, bescheidenes, allzu geringfügiges Häuflein sah die Morgenröte des neuen Jahrhunderts um ihr Banner geschart. Aber gerade das macht mich stolz, die Idee, die Wahrheit kämpft für sich selber, wir sind nur schwache Werkzeuge in ihrer Hand. Sie aber wird die Gesellschaft empor führen, weiter, immer weiter zum herrlichen Siege; und ich bin überzeugt, daß die Abendröte des Jahrhunderts aus dem Häuflein eine ganze Armee gemacht hat.

Die Wissenschaft hat auf unserer Seite schon eine gewaltige Vertreterin in der Organisation der „Goerresgesellschaft"; die bildende Kunst wird nicht minder glücklich gehegt und gepflegt von der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst", nur die Literatur war und ist noch das Aschenbrödel in der Fürsorge der deutschen Katholiken. Das soll und muß anders werden. Denn bei allem Respekt vor Wissenschaft und bildender Kunst — ist die Literatur dagegen etwas Minderwertiges, eine quantité négligeable? Oder taxieren wir nicht vielmehr den Wert eines Volkes zum großen Teil nach der Bedeutung seiner Literatur? Ich will nur ein Beispiel anführen: was wären uns die alten Griechen ohne ihre Literatur? — Und dann: übt die werdende Nationalliteratur nicht einen ungeheuren Einfluß auf Leben und Denken eines Volkes aus, einen Einfluß, dem der von Wissenschaft und Kunst zusammen bei weitem nicht gleichkommt? — Man denke nur an die Wirksamkeit von Goethes „Werther" oder an die suggestive Macht der Zola'schen Romane u. s. w. Die praktische Wirkung der schönen Literatur, vorab der Belletristik und des Dramas, ist also eine ganz ungeheuere, unabsehbare, und es heißt total die Natur des Menschen verkennen, wollte man leugnen, daß nicht namentlich der jüngere Teil der Leser, dessen Inneres noch aufnahmefähiger ist, an den Helden und Heldinnen der Romane sich unmerklich, aber sicher ändert und bildet, wie die Sonnenstrahlen sich wandeln an den Farben und Blumen.

Vom reinsten Opportunitätsstandpunkte aus sollten wir Katholiken deshalb schon der schönen Literatur das wärmste und andauerndste Interesse entgegenbringen. Ich will hier vom künstlerischen Standpunkte total absehen; aber schon vom moralischen Standpunkte aus ist der größte Teil unseres bisherigen Schrifttums zu beklagen. Es genügt nicht, daß ein Produkt der Nationalliteratur, sagen wir ein Roman, vom katholischen Geiste durchweht sei, die Darstellung, Schilderung und Charakterzeichnung muß auch wahr sein und der Wirklichkeit entsprechen. Gerade in letzterem Punkte wird und wurde auf unserer Seite schon furchtbar

Digitized by Google

viel gesündigt, man traf geradezu konsequent auf Puppen statt auf Menschen in unserer Belletristik, und auf Gedankengespenste statt auf Wirklichkeit. Die falsche Anschauung über das Leben, die sich auf Grund dieser Produkte unausbleiblich in den Köpfen des jüngeren Publikums bildet, hat schon ungeheueres Unheil und bittere Folgen nach sich gezogen. Ich habe in der „Literarischen Warte" gerade auf diesen Punkt des öfteren schon aufmerksam gemacht, und jedesmal haben zahlreiche Zuschriften mir bewiesen, wie recht ich hatte. Die „Deutsche Literaturgesellschaft" hat sich deshalb von Anfang an den Kampf gegen die Tendenz, d. h. den Kampf gegen die literarische Lüge, auf die Fahne geschrieben. Wir wollen und wünschen, daß auch die Literatur das Höchste, was wir haben, unsere heilige Religion, verherrliche. Es leben Coloma und sequentes! Aber wir müssen es entschieden ablehnen und dagegen protestieren, wenn zur Erreichung eines erhabenen Zweckes schlechte und unpassende Mittel gebraucht werden, d. h. absichtlich Personen, Gegenstände und Verhältnisse zum Beweise einer Behauptung falsch und unrichtig gezeichnet werden. Dieser falsche Standpunkt ist unserer Ansicht nach nicht nur aus künstlerischen, sondern ebenso aus moralischen Gründen nicht genug zu verurteilen. Katholische Tendenz — à la bonne heure; aber dieser gute Zweck darf nicht mit schlechten Mitteln angestrebt werden. Wie von gewissen katholischen Seiten das letztere stets hartnäckig verteidigt werden kann, ist unserer Ansicht nach wahrscheinlich daraus zu erklären, daß der Mensch gewöhnlich der Feind dessen ist, was er nicht versteht.

Auf der anderen Seite kann ich allerdings zu unserer Freude mitteilen, daß gerade die Elite der katholischen Schriftsteller und Dichter Deutschlands wie auch eine Menge einsichtiger gebildeter Katholiken, sowohl Geistliche wie Laien, vollständig mit unseren Bestrebungen sympathisiert. Die zahlreichen, teilweise geradezu begeisterten Schreiben, die diesbezüglich schon an die Schriftleitung der „Literarischen Warte" einliefen, sind ziffermäßiger Beweis dafür. Ferner unsere „Deutsche Literatur-Gesellschaft," die uns heute Abend hier versammelt, wie hat sie sich unter den äußerlich so ungünstigen Umständen seit dem halben Jahre ihres Bestandes schon entwickelt!

Das ist doch wahrlich nur die zwingende Kraft ihrer Notwendigkeit für die deutschen Katholiken, die sie trotzdem so prosperieren ließ, daß wir heute schon so weit sind, wie es wirklich der Fall ist. Ich bin mir aber gar nicht im Zweifel, daß gerade auch der heutige Abend dazu beitragen wird, die bisherige gedeihliche Entwickelung in noch ungeahntem Maße zu fördern und daß Sie, hochverehrte Anwesende, ihrerseits nach bestem Können in demselben Sinne wirken werden zum Heile unserer Nationalliteratur und zum Segen des katholischen deutschen Volkes. Es blühe, wachse und gedeihe die Erneuerung unseres Schrifttums in modern-katholischem Sinne! Das walte Gott!

Digitized by Google

Was mir der Tag zuträgt.

Drei Premieren: Reuling, „Der Retter"; Max Dreyer, „Der Sieger"; Max Halbe, „Haus Rosenhagen" — Paris und Rom, etwas Völkerpsychologie — Gegensätze: Adolf Pichler † und Armand Silvestre † — Neues von Heinrich Heine's Krankheit und Tod — Björnson's „Über unsere Kraft" — Ostern.

Der Menschen Abendrot soll Sieg sein und Feiern des Sieg's über den Tag und die Schatten, die die Nacht in den Tag vorauswarf, über das Leben, sich selbst. Und in dieser purpurnen Abendstimmung schwingt immer ein grelles Lachen mit, das Lachen Till Eulenspiegel's, der sich aus bitterer Erkenntnis zu einer humoristisch-ironischen Weltanschauung, zu sonnigem Gipfel emporringt, wo man nur noch lachen kann, lachen über des Menschen Kleinheit und Nichts, über all' die tragischen Konflikte und wühlenden Leiden in uns und um uns. Till Eulenspiegel ist eine echt germanische Gestalt, aber unsere pessimistischen Kleintechniker haben sie vor lauter Milieustudien vergessen. Neulich haben sie ihn nun wieder zu sehen bekommen, den alten lachenden Philosophen, sogar in Berlin selbst, wo der Begriff „lachender Philosoph" manchem eine Contradictio in adjecto scheinen mag. Das Schillertheater hat ihn in Reuling's Komödie wieder auf die Bühne gebracht. Wahrscheinlich hat Reuling unseren alten, schlichten Till modernisieren wollen und ihn deshalb Dr. Till genannt. Aber er ist doch der alte geblieben. Die Komödie ist gut, sehr gut, nur das Schlußmoment der Katastrophe hat Reuling nicht genug zu vertiefen gewußt: Dr. Till kommt zu seiner lachenden Weltanschauung in erster Linie nicht aus innerem Drange; erst als der Narr von Schilda ihm das Sonnenwort der höchsten Lächerlichkeit zuwirft, lacht auch er hell auf und — siegt. Aber dafür kommt dem Narren, nicht ihm Preis und Dank zu. Das ist der große und vielleicht einzige künstlerische Mangel, an dem die treffliche Komödie Reuling's krankt.

Digitized by Google

Ich hätte den „Retter“ zuletzt besprechen sollen, denn er ist sieghafte Abendstimmung, der „Sieger“ Dreyer's jedoch und Halbe's „Haus Rosenhagen“ Werkeltag und Staub, Werktagsstaub. Max Dreyer hat versucht, zwei Motive zu verschmelzen: es gehen der Konflikt des Künstlers Heinz Brinker mit dem Staat und seiner Frau Hand in Hand. Brinker wird zum staatlich bezahlten Bildhauer. Das ist der erste Konflikt, oder er soll es wenigstens sein. In Wirklichkeit ist da jedoch gar keine Spur von einem Konflikt zu finden, denn daß Brinker unwürdige Fürstenbilder formt, bringt ihn noch lange nicht mit seiner Kunst in Konflikt, ganz und gar nicht. Menschlich ergreifender ist der Ehekonflikt, der an Ibsen's „Nora“ erinnert, leider aber durch das andere mißlungene Künstlermotiv halberstickt wird. Im übrigen ist der „Sieger“ ein vollständiger Dreyer mit Kampfruf und Rasseln und Droh'n, tendenziös und technisch geschickt gearbeitet.

Das Dresdener königl. Schauspielhaus hat Max Halbe's „Haus Rosenhagen“ gegeben. Halbe wollte über das naturalistische Milieustudium hinaus, wollte mit großen, dramatischen Mitteln ohne Verschmälerung der modernen „Errungenschaften“ in Technik und Psychologie arbeiten, — erreicht hat er wenig, sehr wenig. Max Halbe hat keinen Fortschritt gemacht, Max Halbe steht und fällt mit seiner Stimmungslyrik im Drama, deren Meister er seit seiner „Jugend“ war und einzig als Meister bleiben wird.

Und nun im allgemeinen: Der Naturalismus ist praktisch noch lange nicht tot, trotzdem man ihn schon so oft eingeläutet hat. Die letzten Premieren beweisen, daß die jüngeren Autoren wie Hirschfeld und Genossen noch immer naturalistisch arbeiten. Aber der Erfolg hält nicht mehr gleichen Schritt mit ihren Werken. Michael Kramer wurde abgelehnt, „der junge Goldner“ abgelehnt. Reuling mit seinem „Retter“ kündigt sich mit vollem Erfolg als Neuer und Neuerer an, nur der Stärkste und Mächtigste der Naturalisten hat sich erhalten können in seinem Ruhm: Sudermann's „Johannisfeuer“ allein hat „gezogen“.

In Paris und Rom teilt man wieder einmal die Geschmacksverirrungen. Mirbau's „Journal d'une femme de chambre“, das in kürzester Zeit in beinahe 100000 Exemplaren Verbreitung fand, gehört zu den unentbehrlichen Erholungen der „besseren“ Gesellschaft. Mirbau's Buch ist schon vom rein ästhetischen Standpunkte aus wegen seiner rohen Schlüpfrigkeiten, die oft an Pornographie grenzen, zu verwerfen. Aber es ist ein Lieblingsbuch der italienischen Damenwelt. Die Franzosen ergehen sich in gleicher Lust und gleichen Gefühlen in den Gefilden D'Annunzio'scher Erotik. Ich gebe zu: D'Annunzio hat großes Talent, aber seine Sinnlichkeit ist so wild und tierisch, daß sie — weniger gefährlich, denn Mirbau's schlüpfriges Wesen — schrecken und jeden, auch nur literarischen Genuß der Lektüre vereiteln muß. Agnes Sorma hat in Mailand „Johannisfeuer“ vor leeren Bänken gegeben, das „Glück im Winkel“ hat auf keiner einzigen italienischen Bühne Erfolg gehabt, und die

Digitized by Google

Kritiker haben alle sehr zu klagen gewußt über die Leichtfertigkeit der Italiener auch in literarischen Dingen. Und wenn Sudermann einmal modernen Nerven langweilig wird — na, dann kann allerdings nur D'Annunzio noch interessant sein. So ist nun einmal der heutige Geschmack des Volkes und der „Gesellschaft". Die ernste literarische Welt nimmt, sich Gottlob! noch von Zeit zu Zeit ein Herz zu ehrlichen Unternehmungen, wobei die Sinne und das Herz genießen und gewinnen. So hat die Pariser Zeitschrift „Le cri de Paris" eine Galavorstellung von Björnson's „Über unsere Kraft" veranstaltet, der der alte Byörnson beiwohnte. Die Vorstellung fand ungeteilten Beifall bei der Kritik und den Eingeweihten. Das Volk allerdings, ja das Volk —! Mirbau und D'Annunzio sind Trumpf — in Paris und in Rom.

Adolf Pichler, der tiroler Volksschriftsteller und Professor der Geologie ist nun schon einige Zeit tot. Erst sein Tod hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf die markige Gestalt des Alten vom Berge gelenkt, der wie wenige gekämpft und gelitten hat ein ganzes Menschenleben hindurch. In einem der Briefe, die Bernhard Munz (Wien) veröffentlicht, heißt es einmal: ... „1857 habe ich die Tochter eines Innsbrucker Kaufmanns geheiratet. Die Ehe wurde sehr unglücklich, später trennte ich mich von meiner Frau. Sie ist tot. Wäre alles gut gegangen, so könnte ich ein wohlhabender Mann sein. Für die Reste des Vermögens kaufte meine Tochter ein bescheidenes Haus und konnte die Hälfte bezahlen. Ich lebe nur noch von meiner Pension, die nach altem System beschieden ist, und habe davon meinen Enkel zu erhalten. Ich brauche und verlange bei meiner Bedürfnislosigkeit nicht mehr. Mein Sohn, geistig und körperlich herrlich veranlagt, ist an sich selber zu Grunde gegangen — und an seiner Frau. Meine ältere Tochter ist tot und liegt zu Hernals. Ich habe Dinge erlebt, wie sie in einen Sensationsroman gehören, es ist vorüber. Die Misere hat mich nicht erstickt. Alle diese Dinge gehen die Welt nichts an. Meine Stimme ist wie die Merlins, sie tönt über Gräbern." Das ist eine Ohrfeige in's Gesicht unserer heutigen Literaten, die nicht den hundertsten Teil von den Leiden Pichler's erlitten haben und doch ganze Romane und Dramen voller Familiennot und Hauskreuz schreiben. Das sind Worte eines großen und ehrlichen Tirolers, der nur sein Bestes der Mit- und Nachwelt geben wollte und all das finstere Weh in sich vergrub, weil es die Welt nichts anging. Adolf Pichler ist ein großer Mensch, ein ganzer Mensch in jeder Zeile, die er schrieb.

Kurz nach ihm haben sie in Frankreich einen Glücklicheren der Schreiberzunft begraben: Armand Silvestre. Der war nicht arm: er brachte es jährlich auf 100000 Franken. Der war nicht verkannt: die Verleger rissen sich um seine Sächlein, die das Gemeinste und Schmutzigste vorstellen, was die französische Literatur in letzter Zeit hervorgebracht hat. Sein ganzes Lebenswerk verdient höchstens ein „Pfui Teufel!" Umsomehr als er einer der begabtesten Mitglieder der Pariser Schriftstellerwelt war. Dabei ist er aber ein berühmter Millionär

Digitized by Google

geworden, und Pichler starb, nachdem er, zwei Finger vom Hungertode entfernt, unbekannt sein Leben durchirrt hatte. Aber — „die Zeit besitzt ein chemisches Verfahren", schreibt Emerson in einem Essay, das das reine Metall von der Schlacke sondert, und nur das Gold wird aufgespeichert.

Heinrich Heine ist, wie Dr. S. Rahmer in einer eigenen Schrift, die bei Georg Reimer in Berlin erschienen ist, von neuem beweist, nicht infolge geschlechtlicher Ausschweifungen gestorben. „Der Knabe Heine zeigte in seiner Jugend alle diejenigen Eigenschaften der Sinne und der Seele, die sich in ihrer weiteren Entwickelung schon wenige Jahre nach der Pubertät zu dem ausgesprochenen Bilde der Nervenschwäche, der Nervosität und männlichen Hysterie steigern sollten. Seine Krankheit beruhte auf einer Erkrankung des Centralnervensystems, die entweder direkt angeboren war oder sich auf der Basis einer vererbten Disposition entwickelt hat." Das haben nun schon viele Fachleute gesagt, aber eben so viele Laien wollen's nicht glauben, weil sie Heine's spätere Erotik notwendigerweise mit seiner Krankheit zusammenbringen mußten. Wenn diese Laien nur die Finger von Literatur und Literaturforschung lassen wollten. Sie verbittern einem manche Stunde wohlverdienter Ruhe.

Des Björnson'schen Meisterwerkes „Über unsere Kraft" erster Teil war schon im Jahre 1883 von der Neuen freien Volksbühne unter der Leitung Bruno Wille's aufgeführt worden. Als nun beide Teile in einem Bande vereinigt 1896 bei Lange in München erschienen waren, trat das Werk seinen Siegeszug durch Europa an. Auf allen besseren Bühnen Deutschlands ist „Über unsere Kraft" mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt worden. Natürlich gefiel der zweite Teil in seiner dramatischen Wucht viel mehr, denn der erste, wenn auch der letzte Akt des zweiten Teiles dramatisch abfiel. In Kürze der Inhalt: Am Schlusse des ersten Teiles hatten wir den wundergläubigen Pfarrer Sang bei seiner toten Frau, deren Leben er nicht hatte erhalten können, zusammenbrechen sehen. Mit ihm sind Pfarrer Bratt und Sang's Sohn Elias gefallen. Geistig. Sie gehen beide, eng in Freundschaft und Liebe verknüpft, in's Leben hinaus und werfen sich in die Strudel der sozialen Frage, der sie tiefer und tiefer hinabreißt. Durch sie und mit ihnen erheben sich die Tausende von Arbeitern gegen den Großindustriellen Holger, der einen Ring gegen die Arbeiter bilden und sie so vernichten will. Aus allen Landesteilen kommen Fabrikanten auf Holger's Zwingburg zusammen, die in die Arbeiterviertel drunten im ausgetrockneten Flußbette hinabtrotzt, aber sie sollen ihre Beratung nicht zu Ende führen. Nach einer großartig angelegten Szene, die in der Weltliteratur ihresgleichen sucht, fliegt die Burg mit allen Fabrikanten und Elias in die Luft: in letzter Minute hat ihnen Elias ihr Los verkündet und kaum ist er, von den Revolverkugeln Holger's zu Tode verwundet, niedergefallen — da ist es auch schon geschehen. Nur Holger wird verstümmelt wiedergefunden und — verzeiht, denn „einer muß damit den Anfang machen". Das ist der Aufruhr, das ist der Streik. Das

Digitized by Google

ist „Herrenmoral“ gegen die Moral des Hungers und der Not — und der Sieg von Hunger und Not über sie. Und nach all dem Drängen und Wüten und Drücken das ewige Wort des Friedens: die wilden Akkorde des heutigen Lebens lösen sich in der Harmonie der Menschenliebe auf, denn „wir alle sind Brüder, Brüder . . .“ Ja — wir streben gar oft „über unsere Kraft“ hinaus und vergessen darüber das Leben, das Lieben. Wir vergessen, daß wir Menschen sind, herrliche Lichtengel mit weitem Herz und regem Sinn, daß wir mit der Natur leben müssen draußen, unseren Frühling leben, unseren Sommer, unseren Winter. Und jetzt wird es wieder Frühling — auf den Bergen, im Thal; überall leuchtet der Maien auf in tausendfarbenem Blühen und Glühen, und im Flusse liegt ewig tief das Blau des Himmels, das leichtgetrübte, träumerische Blau des Frühlings — Ostern wird es und Auferstehung weit und breit, Auferstehung in uns und um uns, Halleluja!

Straßburg (Elsaß). Paul Savreux.

Digitized by Google

Verstossen.

Von Anton Ieke.

Der Schleier der Nacht deckte die Erde.

Die Schöpfung hatte sich in Schweigen gehüllt. Still im Neste steckten die Vögel ihre Köpfe in's weiche Gefieder; eine verborgene Thalmulde schützte des Feldes Wild.

Da gähnte der Leu, reckte die verschlafenen Glieder und peitschte die Erde. Ein Brüllen, lang und schauerlich durchdonnerte das weite All. In den Lüften dröhnte es wieder. Ärgerlich vernahmen es die Stürme. In wilder Wut jagten sie gegen einander, heulend und stöhnend. Scheu flohen die Wolken. Es bangte die gefiederten Sänger, es zitterten der Erde Geschöpfe.

Auf der Spitze eines Hügels kauerte ein Weib. In buntem Gewirr legten sich ihre langen Strähne um die nackten Schultern. Sie ringelten sich um das von Thränen durchfurchte Gesicht, dessen tiefdunkle Augen die Quelle des Schmerzes zu sein schienen.

Unverwandt blickte sie nach einer Richtung, starr, seelenlos.

Da drang eine Stimme vom Fuße des Hügels zu ihr hinauf: „Eva!"

Keine Antwort!

„Eva, Eva!" klang es dringlicher.

Dieselbe Ruhe!

„Eva! Höre das Grollen der Stürme! Gott zürnt. — Komm' herab! — Sein Odem wird dich vernichten!"

„Nein, nein!" kreischte das Weib. „Noch seh' ich die Schatten der Bäume, noch schimmert der Euphrat im Mondesglanz."

„Komm', komm' und sieh'!"

Digitized by Google

„Ich will nicht sehen!"

„O, einmal noch, Herr, laß mich tauchen den Blick in's verlorene Eden; nur einmal noch, einmal, das letzte Mal!"

Der Mann am Fuße des Hügels ging unruhig auf und ab, sprang endlich mit raschen Sätzen den Hügel hinan und legte sanft seinen Arm um das zitternde Weib.

Mit lautem, schrillem Aufschrei fuhr sie empor.

„Ich bin's, Eva, ich, dein Mann."

„Hinweg du Verfluchter! Hinweg von mir, Unglückseliger, Verstoßener gleich mir! —

Wie von Furien gejagt, schlug der Sturm seine Schwingen und verscheuchte die dickgeballten Wolken, die sich jetzt undurchdringlich vor des Mondes Antlitz geflüchtet hatten.

Hell, in erhabenem Glanze schimmert Eden. Der Sturm verhielt den Atem.

Verzückten Auges sah es Eva.

Mit erhobenen Händen sank sie in die Kniee.

„Adam, Adam, siehst du das Paradies?"

Ein verstohlener Blick — dann stand er wieder unbeweglich.

„Adam, Adam, verloren auf ewig, verloren — durch mich, — durch — mich!" —

Schluchzend barg sie das Gesicht in den Händen. Sie weinte, und Adam mit ihr.

Eva's blasser Leib bebte. Dichter hüllte Adam den rauhen Pelz um die zarten Glieder. Sie ließ es ruhig geschehen, auch daß er sie sanft emporhob. Das Haupt an Adam's Brust, umschlungen von seinem Arm, wankte sie den Hügel hinab.

„Adam," kam es zögernd von ihren Lippen, „hast du mich lieb?"

„Bedarfs der Frage?"

„Adam, hast du mich lieb?" stieß sie hastig hervor.

„Wie mein Leben!"

„Adam, Adam, hast du mich lieb? Mich, die Verfluchte, die Mutter der Sünde?"

Eine dicke Thräne glänzte an ihren Wimpern. Mit halbgeöffneten Lippen starrte sie ihn an, fragend, der Antwort harrend.

Da zog Adam die scheu Erbebende fest und fester, und zum ersten Male fanden sich Menschenlippen zum Kusse, zu langem, erlösendem Kusse. — —

Digitized by Google

R. Kipling's „Dschungelbücher.“*)

Vor mir liegen zwei jener Bücher, die eine ganze Welt von Liebe und Schönheit in uns wachrufen. Wir durcheilen ihre Seiten, gleich als wenn man durch einen jungen, leuchtenden Frühlingstag schreitet. Die Sonne ist so warm und so golden. Verborgene Veilchen senden ihren Duft. Eine sonnentrunkene, weiße Taube zuckt vom Himmel herunter und verschwindet hinter den Baumgipfeln, gleichwie ein blinkender Silberpfeil, der in der Ferne zur Erde fällt. Und wenn du auf die junggrünen Hügel steigst, dann thun sich weite, schöne Fernen vor dir auf. Und du lächelst beglückt. Du möchtest die Hände falten. Solch' eine große stille Dankbarkeit überschauert dich. Und die Welt erscheint dir plötzlich so seltsam neu und schön, wie du sie nie zuvor gesehen. — — —

Der erste Band „Im Dschungel“ ist erschienen in der „Welt der Fahrten und Abenteuer“ des Fehsenfeld'schen Verlages. Ich kenne die anderen Bände dieser Sammlung nicht. Aber sie sollen eine Fortsetzung der Karl May'schen Reiseromane bilden. Nun, dieses einen Bandes wegen könnte ich der Verlagshandlung den ganzen Karl May verzeihen. Um das äußerliche voraus zu nehmen: die Übersetzung ist gut, die 39 Illustrationen von A. Groh sind gerade kein Muster des Buchschmuckes, aber einige der kleineren Illustrationen sind phantasievoll und schmiegen sich der naiven Innigkeit des Buches trefflich an.

Die Erzählungen des Buches bilden eine ganz eigentümliche Erzählungsart für sich.

Man könnte sie Märchen nennen. Aber es sind sehr moderne Märchen. Sämtliche Erzählungen spielen im Reiche der Tiere. Und alle sind von einer wunderbaren, naiven Innigkeit, von einer warmen künstlerischen Einfachheit. Diese Tiere reden, denken und handeln wie Menschen. Aber stets verkörpert das einzelne Tier die typische Eigenart seiner Gattung, so wie bei uns der bekannte Reinecke Fuchs.

*) Rudyard Kipling, Im Dschungel. Fr. Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br. 344 Seiten. Broschiert Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—. Kipling, Das neue Dschungelbuch. Vita, deutsches Verlagshaus, Berlin. 348 Seiten. Broschiert Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Digitized by Google

Nur ist alles hier ungleich tiefer als in der uns bekannten Fabel. Größere Fernsichten, Weltanschauungen, Lebensgegensätze, feine psychologische Beobachtungen, alle im Rahmen des Tierlebens und alle mit einer prächtigen, sonnigen Einfachheit auf den Märchenton gestimmt. Und diese sonnige, schöne Einfachheit fließt vor allem aus dem herzlichen, liebenswürdigen Humor des Dichters. Es ist ein Geist von einer großen Liebe und einem umfassenden Verständnis, ein Geist, der sich dazu emporgerungen hat, die Mängel und Fehler der Menschen nicht mehr als starre, absolute Verbrechen hinzunehmen, dessen erster Grundsatz ist: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen."

Maugli ist der Held der ersten Erzählungen. Als er noch ein kleines, winziges Menschenbaby war, da überfiel Schir Khan, der Tiger, seine Eltern, arme Holzhauer, beim Feuer. Die Eltern rannten davon, der Tiger aber sprang zu kurz und verbrannte sich jämmerlich die Tatzen. Und so fand das kleine Menschenbaby Zeit, gemütlich davon zu trollen, mitten in den Dschungel hinein. Dort geriet es in eine Wolfshöhle. Die Wolfsmutter wunderte sich über das kleine Menschenjunge. Aber weil es so zart, so klein und so merkwürdig nackt war, so ganz ohne Haare, nahm sie sich seiner an und schützte es. O, sie war stolz darauf. „Hat es schon jemals," sagte sie zu Vater Wolf, „eine Wölfin gegeben, die sich rühmen konnte, so etwas unter ihren Kindern zu besitzen." Und sie nannte ihn Maugli, den Frosch. Und Maugli gewann Sitz und Stimme im Volke der Wölfe und blieb bei ihnen 10 Jahre lang. Balao, der Bär lehrte ihn die Gesetze des Dschungels. Bagheera, der schwarze Panther, unterrichtete ihn im Springen und Jagen. Aber Schir Khan, der Tiger, haßt Maugli als eine ihm entrissene Jagdbeute. Und weil er ihn selbst nicht töten darf, so lange er Sitz hat im Volke der Wölfe — denn das verbieten die Gesetze des Dschungels, reizt er die jungen Wölfe gegen ihn auf. Und die jungen Wölfe hören auf ihn. Denn sie sind Maugli übel gesinnt, weil er so weise ist und weil sie den Blick seiner Augen nicht ertragen können. Und an jenem Tage, als Akela, der alte Führer der Wölfe und Maugli's Freund und Beschützer die Führerschaft niederlegen muß, weil er einen Hirsch beim Sprung verfehlte, da bricht der Haß der jungen Wölfe gegen Maugli offen aus. Sie versuchen ihn zu töten. Er aber schreckt sie mit Feuer, das er aus den Hütten des nahen Dorfes geraubt hat und flieht mit wehem Herzen zu seinen — ihm so fremden — Brüdern, den Menschen zurück. Aber die dumpfen Hütten sind ihm zuwider, und seine Wahrheit und Natürlichkeit ist den Menschen lästig und unbequem. Denn wohl wissen die Menschen, daß sie lügen und belogen werden, aber sie hassen den, der ihnen ihre Lüge vorwirft. Und als Maugli eines Tages mit Hilfe seiner Schlauheit den gefürchteten Tiger tötet, da nennen sie ihn — halb aus Furcht, halb aus Haß — einen Zauberer und Dschungelteufel. Und sie jagen ihn mit Steinen zum Dorf hinaus. Maugli aber versteht sie nicht: „Ausgestoßen? Bin ich noch einmal ausgestoßen? Das vorige Mal war's, weil ich ein Mensch war . . . und diesmal ist's, weil ich ein Wolf bin!" Und das Herz voll Weh und einer großen Verachtung kehrt er in's Dschungel, zu den Wölfen zurück. — — —

Das ist in rohen Umrissen die erste Erzählung, die über die Hälfte des Buches füllt. Dann folgen noch drei Erzählungen, die vielleicht die erste noch übertreffen an schlichter, sonniger Innigkeit. Vor allen Dingen die erste von ihnen ist ein prächtiges Kunstwerk. In seiner Art ist es unübertroffen.

Es ist hoch droben im Nordpolarmeer, an der Novaſtoſhnah-Bai. Dort lebten

Digitized by Google

unter vielen, vielen Tausenden von Seehunden Scharfzahn, der gefürchtete, und Matkoch, seine Gefährtin. Und eines Tages bekam Matkoch einen Sohn. Und alle Seehunde staunten über ihn. Denn Kotick — so nannten sie ihn — trug einen weißen schimmernden Pelz, wie ihn noch kein Seehund besessen. Aber Kotick war stolz auf ihn und glaubte sich schon deswegen zu etwas Besonderem berufen. Froh und ausgelassen wächst er heran. Tagsüber planscht und tollt er mit den anderen kleinen Seehundbabys und abends holt ihn die Mutter heim und singt ihn in den Schlaf, mit den schönsten Seehunds-Wiegenliedern:

„Bleib hübsch auf dem Lande, mein liebes Kind,
Bis sechs ganze Wochen vergangen sind!
Sonst zieht dein Kopf dich hinunter
Und, plumps! gehst du unter! Ja, unter!

Bleib hübsch auf dem Lande, mein liebes Kind,
Bis stark dir die Füße gewachsen sind,
Dann kannst du vom Felsen dich schwingen
Und klatsch! in die Wellen springen.

Lausch' hübsch meinen Worten, lausch hübsch meinem Lied,
Damit dir, mein Herzblatt, kein Unglück geschieht! . . .
Schließ' sorglos die Äuglein, denn Mütterchen wacht
Und träume vom Meer und schlaf süß! Gute Nacht!! . . . .

Da kommen eines Tages die bösen Robbenfänger, die sich alle zwei Monate dort einstellen und treiben hunderte von Seehunden fort in ihr Dorf — zur Schlachtbank. Die anderen Seehunde kümmern sich nicht darum. Sie spielen weiter. Aber Kotick erfaßt eine bange Furcht. Er muß wissen, was aus seinen fortgetriebenen Brüdern wird. Mit ängstlicher Neugier eilt er ihnen nach. Und da sieht er, wie man im Dorfe alle seine Brüder erschlägt, wie man ihren Leib mit großen Messern aufritzt und das blutige Fell über ihren zuckenden Körper zieht. Ihm selbst wagt man nichts zu Leide zu thun. Denn ein weißer Seehund ist den Robbenjägern etwas Fremdes, Geheimnisvolles. Sie glauben, er sei der Geist eines Robbenjägers, der beim letzten Sturm ertrank. Und voll Angst und Weh eilt Kotik, der weiße Seehund zu seinen Brüdern zurück, ihnen das unfaßbare Unglück, das gräßliche Geschehnis mitzuteilen. Aber keiner von ihnen hatte je das Schlachten mit angesehen, und deshalb konnten sie nicht verstehen, wovon Kotick sprach. Auch waren sie viel zu selbstsüchtig, um sich um das Unglück anderer zu kümmern. Da durchflutete Kotick ein großer Schmerz. Er sonderte sich ab von seinen Genossen und grübelte darüber nach, wie er seinem armen Volke helfen und es vor den Menschen schützen könnte. Und er schwamm hinaus in das Meer, um eine Küste zu suchen, die noch kein Mensch betreten, wohin ihnen kein Mensch folgen könnte. Er schwamm viele, viele Jahre. Und nur einmal im Jahr, wenn der Frühling kam, schwamm er zurück zu seinen Eltern und seinen Genossen. Die lachten dann, wenn er noch immer nicht den Platz gefunden und nannten ihn höhnisch: den Weltverbesserer. Doch eines Tages ward all' sein Sehnen gestillt, sein Mühen belohnt. Fern, fern, wo die Seekühe wohnen, fand er eine menschenferne, sichere Küste mit trefflichen Jagdplätzen für seine Brüder.

Digitized by Google

Und überglücklich schwamm er zur Heimat zurück, seine Brüder zu holen. Nur wenige folgten ihm. Die meisten glaubten ihm nicht und lachten seiner. Die wenigen aber lebten glücklich und sicher, und Kotick sah ihnen zu und freute sich, daß er sie gerettet und ihnen Glück und Sicherheit gebracht hatte. Manchmal aber verschwand er plötzlich, und man sagte, daß er dann ganz allein nach Novastoshnah, der alten Heimat, zurückkehrte und stundenlang einsam auf dem Felsen saß — — — ganz einsam — — — denn all die dummen Robben hatten längst unter den Keulenschlägen der bösen Menschen ihr Leben gelassen — — —

Das ist die Muse R. Kiplings: Zart und verträumt sitzt sie vor uns, einfach und ungekünstelt wie ein Kind aus dem Volke, wie ein Hirtenmädchen, das den ganzen Tag draußen weilt in den Wiesen und Feldern. Und die Wiesen und Felder sind ihm liebe Freunde geworden. Sie haben ihm all' ihre Geheimnisse kund gethan. Und nun sitzt es vor uns und erzählt das alles wieder. Anfangs hören wir nur zerstreut zu. Denn das klingt wie naive kleine Kindermärchen. Und wir sind nun schon so entsetzlich alt und vernünftig. Aber die großen, verträumten Mädchenaugen sehen uns beim Erzählen so fragend an. Es liegt etwas Geheimnisvolles, etwas Wunderbares in ihnen. Wir fühlen, das sind nicht die Augen eines Kindes. Diese Augen müssen fremde, seltsame Dinge geschaut haben. Und ein heiliges Lauschen, eine stumme Andacht überschauert uns — — —

Das „Neue Dschungelbuch" zeigt im wesentlichen dieselben Schönheiten wie das erste. Es ist zum größten Teil eine Fortsetzung von Mauglis Erlebnissen. Der Buchschmuck ist von Lockwood Kipling, wohl einem Bruder des Dichters. Er ist entschieden origineller wie der des ersten Bandes, wie überhaupt die ganze Ausstattung vornehmer ist. Nur die Übersetzung der Gedichte ist zuweilen zu trivial. Maugli erlebt in diesem Buche noch eine Reihe der seltsamsten Abenteuer. Er wird immer größer, stärker und geschickter. Das ganze Dschungel zwingt er zur Bewunderung und Unterwerfung. Alle Tiere des Dschungels gehorchen ihm. Aber während er stets kräftiger und schöner wird, sterben allmählich die Tiere des Dschungels, die ihm Freunde und Berater gewesen. Vater Wolf stirbt und Mutter Wolf und Akela, der alte Führer des Wolf-Volkes hat sich bei einem blutigen Abenteuer die Todeswunde geholt. Und als nun wieder einmal der Frühling in's Dschungel kommt und alle Tiere wegrennen, um ihre Freude über das Kommen des Frühlings auszurufen und auszutollen, da fühlt sich Maugli auf einmal so still und so einsam. Es zuckt und brennt in ihm, als wenn er in einen Dorn getreten hätte, oder als hätte er Gift gegessen. Er weint die ersten Thränen. Und er erinnert sich des Wortes, das Akela in der Todesstunde zu ihm gesprochen: „Maugli wird Maugli zurücktreiben zum Menschenvolk." Und dann — er ist nun 17 Jahre alt — nimmt er Abschied von seinen letzten Freunden und geht von neuem in die Welt hinaus, zu den Menschen, von denen er einst verstoßen wurde und die er doch nicht lassen kann.

Das ist die letzte Geschichte von Maugli. — An einigen Stellen verflacht wohl der zweite Band. Man hat zuweilen die Empfindung, als wenn der Dichter sein eigener Epigone würde. Aber noch ist viel Schönheit und poesiereiche Innigkeit auch in diesem Bande. Vor allem sind auch hier die drei Einzelerzählungen Meisterstücke der Kipling'schen Kunst. Und unter diesen wieder das prächtige, humorvolle Stückchen: „Der Leichenbestatter", die Geschichte eines Krokodils, das uns unter anderem auch ein gut Teil seiner Lebensanschauung kennen lehrt. So seine Philosophie über die Menschen:

Digitized by Google

„Die Menschen sind sehr verschieden. Manche sind so mager wie Boots-Stangen, andere wieder so fett wie junge Hunde. Nie werde ich Menschen ohne Grund schlecht machen; man hat sie von jeder Art, und meine langjährige Erfahrung hat mir gezeigt, daß sie durch die Bank sehr gut sind, Männer, Frauen und Kinder — ich finde sie alle tadellos. Und bedenkt, wer die Welt zurückstößt, wird von der Welt zurückgestoßen!" Und bewundernd bemerkt hierauf der stelzfüßige Kranich: „Schmeichelei ist schlimmer, als eine leere Konservenbüchse im Bauch. Aber was wir eben gehört haben, ist Weisheit." — — —

Von draußen weht ein warmer Wind durch's offene Fenster. Die ersten Frühlingssonnenstrahlen blicken neugierig in mein Zimmer. Und eine stille Freude durchrieselt mich, wenn ich bedenke, wie ich mich in einigen Wochen in den blühenden Zweigen unseres alten Apfelbaumes, der drunten im Hofe steht, verstecken werde, um dort noch einmal in all' der Frühlingssonne und blühenden Frühlingsstille still diese beiden sonnigen, fröhlichen Bücher zu durchblättern.

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau.

Die „Kultur“ macht uns mit einem neuen katholischen Epiker bekannt (1901 Nr. 1). Ihre Besprechung von E. Hlatky's „Weltenmorgen,“ die sich an eine protestantischerseits erschienene Kritik anlehnt, macht den Wunsch rege, es möge dem neuen religiös-philosophischen Epos besser ergehen als es z. B. Helle's ähnlichen Schöpfungen ergangen ist. Die gleiche Nummer bringt eine Studie von Haluša zum 70. Geburtstage der Ebner-Eschenbach, die nach der religiös-sachlichen Seite wohl befriedigt. Von den dichterischen Originalbeiträgen läßt sich leider das Gleiche nicht sagen. „Des Judas dreißig Silberlinge“ nennt Herbert „ein Gedicht in Prosa;“ es ist aber eine gelehrte historische Katechese über das Geld. Kralik's „Hymnen“ ermangeln des Schwungs und der plastischen Anschaulichkeit. Auch Pöllmanns „In der blauen Grotte“ ist unklar. Von Pöllmann erschienen auch anderwärts kleine Prosaskizzen. Im „Hausschatz“ (Heft 4) gibt er als Erinnerung „Ein Blatt aus dem Buche des Lebens,“ eine etwas hastige nervöse Geschichte; die Dichterstimmen, die ihm ihre beste Gedichte verdanken, bringen von ihm „Nießwurzblüten“ (Heft 5). Sein Hohn über moderne Literaturzustände sollte mehr abgeklärt sein nach der Richtung jener feinen Ironie, über die uns z. B. Schlaikjer belehrt in seinem „Stündchen bei Jean Paul“ (Hilfe, 10.) Dagegen ist Pöllmanns neuester Abschnitt seiner „Kreuz- und Querzüge“ („Hist. polit. Blätter“, Heft 2) ein Beweis für dessen Fähigkeit, künstlerisch nachzuempfinden. „Martin Greif's Naturlyrik“ findet in ihm nicht bloß einen Bewunderer, sondern einen Kritiker, der durch historische Rückblicke auf dieses Gebiet der Lyrik von Goethe ab und durch überraschendes Verständnis für die Landschaftsmalerei den charakteristischen Zauber der Lyrik Greif's nachzugenießen lehrt. Auch Greif's Stellung zum Katholizismus wird in weitherziger Weise besprochen. Über Greif's Dramen konnte man in letzter Zeit Ver-

Digitized by Google

schiedenes da und dort lesen, am beachtenswertesten sind die „Glossen zur Agnes Bernauer-Aufführung am Münchner Hof- und Nationaltheater“ von Dr. J. Weiß, („Wahrheit,“ 2). Derselbe wünscht, daß Greif's Tragödien um ihrer geschichtlichen Wahrheit und ihres unvergänglichen ethischen Wertes willen regelmäßig aufgeführt würden und glaubt die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß dieselben als volkstümliche Repertoirstücke sich erweisen würden. Weniger gut kommt in der „Wahrheit“ Klasens „Friedrich der Freidige“ weg. „Es muß mit Rücksicht auf die Gegner,“ meint der Rezensent A. Lignis, „die sonst genötigt wären, sehr hohnvolle Gedanken über unsere Anspruchslosigkeit auf dramatischem Gebiete sich zu machen, auch von unserer Seite ausgesprochen werden, daß dieses Werk vom rein künstlerischen Standpunkte betrachtet offenkundig verunglückt ist.“ (Heft 1.) Inzwischen ist auch von anderer Seite (Weitbrecht in „Lit. Zentral-Blatt,“ Beilage 10) ein vollständig ablehnendes Urteil erfolgt. Weitbrecht verfährt mit Klasen's Werk allerdings etwas summarisch, es ist das sonst nicht seine Art. In der Beilage Nr. 9 bespricht er z. B. Kreiten's „Allerlei Weisheit“ in vornehmer Art. Er schreibt: „Wer etwa aus der Zugehörigkeit des Verfassers zum Jesuitenorden Schlüsse auf den Inhalt dieser Aphorismen machen wollte, der würde enttäuscht sein.“ (Die Voreingenommenheit gegen den Jesuitenorden im allgemeinen wollen wir W. nicht allzu scharf ankreiden.) „Natürlich verleugnet Kreiten seinen katholischen Standpunkt nie, und manches wird der nicht katholische Leser mit Lächeln bei Seite legen; auch handelt er seinem Stande entsprechend viel von der Religion und was zu diesem weiten Gebiete gehört. Aber im ganzen sind diese Sinnsprüche, auch die Gedanken über Religiöses, für jedermann beherzigenswert; sie zeugen vom gutem Beobachten und sinnendem Nachdenken, und regen sicher auch zum Nachdenken an und zum Beobachten, ob der Verfasser Recht hat. Auf Geistreichigkeit hat es der Verfasser nicht abgesehen, und wenn nicht gerade viel Geistreichtum in dem Buche steckt, so doch viele gute Gedanken.“ Auch die „Internationale Literaturberichte“ (Nr. 5) empfehlen Kreitens „Sprüche und Widersprüche“ bestens, das Buch enthalte „in der That eine Fülle von Weisheit und sei das Werk eines lebenserfahrenen, tief und originell denkenden Mannes.“ Um so verwunderlicher ist es, daß der gleiche Kritiker Erich Rena von Eichert's „Höhenfeuer“ „bitter enttäuscht“ ist und sein durchweg ablehnendes Urteil mit den Worten schließt: „Es fehlt Eichert gänzlich an Anschauung, er weiß uns nicht zu überzeugen, und wenn seine Worte noch so hoch traben: sie lassen kalt.“ Ob da auch der Wille da war, sich überzeugen zu lassen? Durchaus sympatisch ist diesem Kritiker dagegen Eschelbach. Dieser ist ihm „da am liebsten, wo er mit einem innigen Pathos von seinen Zielen und von den großen Gefühlen spricht, die er zu seinem Weibe und zu seinem Kinde hegt. Man merkt bei E. immer, daß es ihm ernst und heilig ist um das, was er dichtet.“ (Nr. 4.) Als aufstrebendes Talent hebt das „Allg. Literaturblatt“ die Gräfin Couden-

Digitized by Google

hove aus den übrigen heraus. Eichert und Salzer erwarten nach den Anfängen („Adlerniste," „Roter Mohn") Reiferes und Größeres (Nr. 1 und 4.) So ziemlich abgeschlossen mit seiner literarischen Entwickelung scheint der schwäbische Volksschriftsteller Kümmel zu haben. Neigung und noch mehr Beruf führten ihn zur Volkserzählung. Wie das so gekommen und welch' starke poetische Qualitäten von Kümmel dazu mitgebracht worden sind, erzählt uns mit offenkundiger Liebe Hans von Stetten in der Beilage zur „Augsburger Postzeitung" (Nr. 6 ff.) Viel unbekannter ist wohl dem literarischen Publikum „Leo Lucian v. Roten, der Dichter des Oberwallis" († 5. August 1900.) Durch ausführliche Besprechung der auf allen Gebieten der Dichtkunst sich bewegenden Arbeiten sucht P. Scheid diesen „bedeutenden Staatsmann und Vertreter des Deutschtums und überzeugungsvollen Katholiken" als „den Walliser Uhland" zu erweisen. Die beigegebenen Proben sind aber zu spärlich, um entscheiden zu können ob dem Dichter mehr aus ästhetischen als aus ethischen Gründen eine so eingehende Besprechung gewidmet wurde. (Stimmen aus Maria-Laach, Heft 2.) Das Lob, das im gleichen Heft Steigenbergers „Haus Tempo" und Bolandens „Sünde wider den heiligen Geist" gespendet ist, gebietet auch sonst einige Vorsicht.

Nachrufe wurden gewidmet dem früh verstorbenen Mitherausgeber der Gesellschaft L. Jakobowski (Gesellschaft Dez. 2., und alle bedeutendere Zeitschriften) und unserem E. Behringer, den die „Wahrheit" (Heft 1) als Dichter und Mensch einen Wohlthäter der Menschheit nennt. (Ausführliches Lebensbild in „Kath. Welt", Heft 4 ff.) Jubiläumsartikel bekommen eben H. Allmers der 80jährige Dichter des „Marschenbuch" und der „Römischen Schlendertage." („Intern. Literaturberichte," Nr. 4, „Türmer," 5.) Johann Heinrich Voß zum 150. Geburtstag, der „tüchtige Übersetzer, philisterhafte Dichter, kleinliche Mensch" wie ihn die Beilage zur „Germania" (Nr. 8) wohl mit Recht nennt (vgl. „Türmer," 5) und Novalis zum 100. Todestag. („Türmer," 6; Literarische Beilage der „Kölnischen Volkszeitung," Nr. 12, Beilage zur „Augsburger Postzeitung," Nr. 18.)

Selbstverständlich weisen alle auf den engen Zusammenhang hin, in dem Novalis mit unserer Zeit steht. Er ist wie Mayne („Türmer," S. 573) sagt, „der Liebling und das Vorbild unserer neuromantischen Kunstrichtung, deren Vorläufer wir in Shelley, Dante Gabriel Rosetti, Lamertine erkennen. Die französischen Decadents und Ästheticisten, Verlaine besonders, sind ohne Novalis kaum denkbar; desgleichen Erscheinungen wie J. P. Jacobsen wird Hugo v. Hofmannsthal, Stephan George und der Kreis der „Blätter für die Kunst" und vor ihnen allen Mäterlink, der auch Novalis'sche Werke in's Französische übersetzt hat." Welche eigenartige Werte diese Richtung zur Geltung zu bringen sucht, zeigen besonders die drei Gedichtbücher von St. George. Auch dem denkenden und verstehenwollenden Leser thun sie sich nicht allsogleich auf. Ein guter Berater an den versiegelten Brunnen dieser Lyrik

Digitized by Google

George's war mir die kunstphilosophische Studie G. Simmels in „Neue deutsche Rundschau" (Heft 2.) St. George, meint Simmel, hebt die Lyrik über das gewöhnliche Triebleben hinaus. Er stattet das Bild der Lebenswerte jenseits der Liebe mit Leidenschaft und Zartheit aus. „Seine Kunst wird von vornherein durch das Bestreben bezeichnet, ausschließlich als Kunst zu wirken. Während sonst die Endabsicht des Lyrikers in dem Gefühls- und Vorstellungsinhalt zu liegen pflegt, zu dessen Darstellung ihm die künstlerische Form als Mittel dient — ist hier die grundsätzliche Wendung vollzogen: daß umgekehrt aller Inhalt das bloße Mittel ist, um rein ästhetische Werte zu bilden. . . Die objektiven Valeurs aller Elemente des lyrischen Gedichtes zur Alleinherrschaft zu bringen, das ist George am vollendetsten in seiner letzten Veröffentlichung gelungen der „Triumph des Lebens." Das Vorspiel schildert in 24 Gedichten wie das höhere Leben, die immer weiter greifende Zugehörigkeit zu den idealen Mächten uns von der verworrenen Wirklichkeit erlöst. Der Engel, der ihn durch das Dasein führt ist der Sinn, den das Leben in sich und zugleich die Norm, die es über sich hat." Ein weiteres Mittel, um der neuromantischen Richtung in der Literatur nahezukommen, ist das Studium der gleichartigen bildenden Kunst. Ein dazu bezügliches Buch, Rüttenauers „Symbolische Kunst" bespricht H. Bachmann in „Zukunft" (Heft 22), R. Klein bringt gute Bemerkungen zur Mystik des belgischen Künstlers Khnopffs (Gesellschaft, Februar 1.), über zwei andere Künstler dieses Landes „der tiefsten Religiosität und der intensivsten Sinnlichkeit" belehrt uns unterstützt durch treffliche Illustrationen Pol de Mont in der vornehmsten Publikation für bildende Kunst „Die graphischen Künste" (Wien, 1901, Heft I.) Für Ausbildung seiner Empfindungsfähigkeiten ist es von besonderer Bedeutung diesen Regungen des Mystizismus auf beiden Gefilden der Kunst nachzugehen.

Donauwörth. Dr. Thalhofer.

Digitized by Google

Streitende Gedanken aus Lienhard's „Neuen Idealen."*) Persönlichkeit ist überschießende Kraft. Kraft, die nicht im Kleinleben aufgeht und sich aufreiben läßt, sondern die mit jeder Handlung untrennbar und bestimmend verbunden ist. Es ist ein über das Alltägliche und Alte hinaus-wollen, kurz, ein Rest, der übrig bleibt, wenn man Fähigkeiten und Anforderungen durcheinander teilt. Im Begriff der Persönlichkeit steckt noch keineswegs — wie Lienhard meint — der der Herrschaft über ihre Auswüchse. Karl Moor ist eine Persönlichkeit mit großer, wenn auch falsch geregelter Kraft. Die Persönlichkeit liegt eben im Wollen, nicht im richtig-Wollen. Sie ist dem Fühlen entgegengesetzt. Denn dessen Übergewicht zeugt von schwachem Charakter, wenn dessen Wesen auch noch so originell und „persönlich" im anderen Sinne ist. So bei Paul Heyse. Eine gewisse Persönlichkeit seiner Gestalten bedingt auch Hauptmanns Problem: Ein Mensch ist seiner Umgebung überlegen, strebt über sie hinaus, geht aber dabei zu Grunde. Es sind keine starke, siegende Persönlichkeiten, aber doch immer — Persönlichkeiten. Dasselbe ließe sich von Ibsen, Björnson und manchen anderen Modernen sagen. Unsere zeitgenössische Literatur ist also keineswegs arm an Persönlichkeiten, die emporringen zu „Höherem" und Idealem. Im Gegenteil: gerade der Schrei der Persönlichkeit, die die Gesellschaft zu nivellieren droht, geht durch unsere ganze Literatur. Das Gegenteil wäre beim Zuge der Zeit nach dem Individualismus, dem in gewissen Sinne sogar die Sozialdemokratie gerecht wird, ganz undenkbar. Was uns aber fehlt, ist die riesenstarke Persönlichkeit, die wollende, wenn auch maßlos und blindlings wollende Kraft, und gerade die: ungehemmte, stürmende Jugend, der der Durchbruch gelingt — wie vor hundert Jahren. In der Zeit des ersten Sturmes ist Lienhard's Forderung von der Harmonie der Persönlichkeit einmal ganz ungeschichtlich — man denke an die Sturm- und Drangperiode, die jungen Schiller und Goethe, das Deutschland von 48 — und zum zweiten psychologisch unmöglich. Wo Überkraft in erster Gärung ist, wäre Bändigung und Harmonie gewiß künstlich und äußerlich, also ein Unding und für eine starke Persönlichkeit unmöglich. Es genügt, daß das Wollen stark und zäh und bewußt sei, um den Namen einer großen Persönlichkeit zu verdienen. Langsam hat sich Goethe zur Harmonie des Mannes, Schiller zu seinem Wirklichkeitsidealismus emporgerungen, und auch unsere Jugend muß erst brechen, leidenschaftlich brechen und stürzen, bevor sie aufbaut. Sie wird zaudern und irren, bevor sie siegt. Denn ein Mensch, ein Kämpfer in stetem Schwanken und Zaudern ist schließlich auch das größte Genie an seinem Morgen.

Lienhard's Auffassung steht eben in

*) Ersch. bei Georg Heinrich Meyer, Berlin. 1901.

Digitized by Google

bewußtem Gegensatze zur modernen affektierten Genialität, ist verständlicherweise als Reaktion Extrem eines Extrems. Vor dem Sieg ist aber Kampf nötig, Kraft und Wollen. Hätten wir nur einmal ungeregelte Überkraft!

Die Dichtung ist also ein Plus, ist die Bethätigung freien Schöpfersinnes. Dieser zerbricht jede Regel, und sei sie auch noch so ehrwürdig und alt, sprengt jede Kette. Er ist selbst sich Gesetz und Maß. — Durch eine solche Auffassung wird die Persönlichkeit des Dichters auch im Drama frei. Frei! aber nicht, um gleich wieder an die Scholle gebunden zu werden, an die Art und Geschichte ihres Heimatlandes und erst von da „aus der Luft und Landschaft hinauszuwachsen in die Unendlichkeit." Lienhard hat sehr, sehr recht, wenn er der Persönlichkeit — mit Emerson — ihre Geltung zukommen lassen will, aber eine starke Dichternatur wird sich vielleicht morgen schon wenig mehr um die Heimatkunst kümmern. Die Eigenart ihres Stammes — ja, die wird sie bewahren, die muß sie bewahren, aber ob sie aus der Landschaft heraus wachsen wird, ob sie die Geschichte ihres Volkes behandeln wird, ist sehr zweifelhaft. Bei Shakspere trifft ja jenes gar nicht zu, dieses weder bei Schiller, noch immer bei Goethe, um auf die Größten beschränkt zu bleiben. Und erst recht nicht bei Byron, den Lienhard mit Homer, Shakspere und Björnson zitiert als den Dichter voller leuchtender Gotteskraft. Mir scheint, Lienhard denkt oft zu individuell, um solche Gesichtspunkte wie diese zum Programme erheben zu können. Es genügt, wenn er der Persönlichkeit freien Spielraum gewährt, das genügt für die Gegenwart und auch für die Zukunft. Denn mehr kann man einem wirklichen Dichter nicht zurufen als Apollos γνῶθι σαυτόν!

Und der schöne Traum von den Sommerfestspielen — er ist gewiß anregend und schön, aber gefährlich könnte seine Erfüllung werden. Speziell die „Bühne," wie Lienhard sie sich mit Anlehnung an Oberammergau denkt, will mir für das Drama großen Stils keineswegs gefallen. Da hätte der Dichter zu seiner Verfügung Musik-Chorgesang, zwei Bühnen, die getrennt und zusammen benutzt werden könnten, kurz — alles, was äußerlich wirkt. Gar leicht könnte seine Persönlichkeit in mehr oder minder bewußtem Effektsuchen untergehen. Denn er wäre ja thatsächlich bei den Dimensionen des gewaltigen Schauplanes auf die große Wirkung, auf den Effekt angewiesen. Und andererseits könnte das Drama etwa im Stile Grabbe's auf einer Bühne mit dem Schauspielhause in der Mitte gar nicht aufgeführt werden. Nein, davon verspreche ich mir wenig. Denn den Shakspere kennzeichnet nicht nur seine Fabulierlust, sondern bei ihm geht Gestaltungsfreude und Tiefe Hand in Hand. An manchen Stellen steht Wildenbruch Schiller äußerlich wenig nach, aber was fehlt, ist die Handlung, wie sie Hebbel definierte. Handlung ist nicht eine Reihe rasend daher stürmender Vorfälle, sondern „nach innen gerichtetes Leiden." Es ist des Dichters Sein und großes Sein. Und gerade die Verinnerlichung wird diesen Freiluftdramen fehlen, fürchte ich. Die Wirkung wird in die Breite verlaufen. Aber das könnte einst werden: Eine freie, natürliche „Bühne" ohne ständige Musik, ohne Chorus u. s. w. Dazu Dramen im Stile Grabbes, oder auch Volksstücke nach dem Vorbilde einiger Calderon oder Lope de Vaga geschaffen. Doch, wie gesagt, ich fürchte für eine Verflachung und das Vorwiegen des oberflächlich-Gleißenden, für eine Verbreiterung der großen Kunst auf Kosten der Tiefe der Handlung.

Das sind einige Bemerkungen, die ich mir gestatten mußte, um Lienhard gerecht zu werden. Ich wollte nicht wiedergeben, sondern mich nach des Dichters Absicht anregen lassen. Er will nicht weh thun, er will befreien, den allzu engen Horizont der

Digitized by Google

heutigen Literatur erweitern. Aber an wem liegt es denn, wenn dieser Horizont noch nicht durchbrochen ist? Nicht an der modernen „Dichtung“ und ihren theoretischen Bestrebungen, sondern lediglich daran, daß wir eben keine starke Persönlichkeiten, keine große Dichter haben. Woran liegt es, daß wir uns vom historischen Drama entfernt haben? Nicht daran, daß die Kleinkunst so überaus glücklich gedeiht, denn die Geschichte des Fuhrmann Henschel könnte ebenso historisch, d. h. sub specie æternitatis behandelt werden, wie die der Helden einer nicht immer glücklicheren Renaissance, denn historisch heißt einfach, den Zusammenhang der einzelnen That, des einzelnen Menschengeschickes mit dem Ewig-menschlichen herstellen. Die Schuld an dem teilweisen Niedergang unserer Literatur liegt ausschließlich am Mangel großer Talente. Kommen sie, ist damit noch lange nicht gesagt, daß es „heiterer“ und „sonntäglicher“ werden wird auf Erden und in der Kunst. „Den Gevatter Handwerker mag man schelten,“ sagt Hebbel in seinen kritischen Schriften, „was dem gnädigen Herrn mit vielen Köpfen nicht behagt, denn der gute Mann kann das eine so gut liefern, als das andere, er hat sich, als er die Anekdote auswählte, bloß im Effekt berechnet, und für Rechenfehler ist jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen, wenn er's nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will, oder nicht, denn das einmal lebendig Gewordene läßt sich nicht zurückverdauen, es läßt sich nicht wieder in Blut verwandeln, sondern muß in freier Selbstständigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung kann ebensogut wie eine leibliche die Vernichtung, sei es nun durch den Tod oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehen. Man denke an Goethes Jugendgenossen Lenz, an Hölderlin, an Grabbe!“

So wird man natürlicherweise Lienhard's dichterischem Schaffen auch größere Wichtigkeit zuschreiben müssen, als seiner Kritik und seinem Essay. Denn diese haben für den jüngeren Dichter — und auf den kommt es eigentlich allein an — keinen faktischen Wert, außer daß sie ihn ermutigen, nimmer aber bestimmen können. Insofern ist aber dennoch Lienhard's kritische Thätigkeit von großem Segen gewesen, als er in die Kritik wieder frisches Leben und gesundes Urteilen hineinbrachte und eine vielleicht heilbringende Reaktion herbeiführte. Ob aber die ersehnte „nationale Kunst“ (Lienhard und Bartels) aus der Heimatkunst erstehen wird, ist bis jetzt sehr zweifelhaft. Den größten Segen wird die Heimatbewegung der Malerei gebracht haben, für die Dichtung bedeutet sie aber meiner Ansicht nach nur Übergangsstadium, wenigstens für die große Dichtung, für das Drama großen Stiles, das Lienhard anstrebt. Und was man heute sonst noch als neueste Heimatkunst preist und zum Himmel erhebt, haben wir schon in Daudets Lettres de mon moulin, Coppés Les Humbles, Tolstois und Dostoneleskis Volkserzählungen, besonders aber in Gogols Phantasien und Geschichten (vergl. heute Leopold Weber) und in Turgenjeffs „Memoiren eines Jägers“ und vielen seiner Novellen gehabt. Es ist weniger der ‚Erdgeruch,‘ der uns in diesen Büchern erquickt, als vielmehr die Gesundheit. Daß man diese Gesundheit wieder schätzen lernte und verlangt, das ist es, was das Verdienst der Heimatkunst ausmacht: Wiederbelebung, nicht Neuschöpfung.

Paul Savreux.

Romane und Novellen.

Franz Kurz-Elsheim. **Estrella.** Eine Artistengeschichte. Eckstein's Miniaturbibliothek Nr. 56. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Ein geradezu gräßliches Buch, das durch die Schilderungskunst seines Verfassers nicht besser wird. Dieser will darstellen, „wie die Menschen hinter den Kulissen“ ebenso leben, lieben und leiden als (!) wir.“ Diese gedankenlose Verallgemeinerung müssen wir zurückweisen und zwar entschieden. Denn Bestien sind wir im Allgemeinen denn doch nicht, und Bestien sind die zwei „Helden“ der Artistengeschichte. Der weibliche ist ein von der Gasse aufgelesenes Blumenmädchen, das als Zirkuskünstlerin in kürzester Frist eine Entwickelung durchläuft, die sie zur abgefeimten Dirne macht, die mit ihren Dirnenkünsten einen Grafen (so dumm und gemein und wohlfeil sind diese doch nicht!) einfängt, sich von ihm heiraten läßt, ihn betrügt, und als er ihretwegen im Duell verwundet wird, mordet. Vorher hatte sie ihren Partner im Zirkus, den sie leidenschaftlich liebt, betrogen. Als sie den Grafen losgeworden, fängt sie mit berechnender Sinnenlust den ehemaligen Liebhaber wieder ein, um sich an seiner Frau zu rächen, die er inzwischen geheiratet hat, und die ihm ein glückliches Familienleben schafft. Er verschuldet den Tod seines Kindes, er jagt seine Frau in den Tod und mordet seine Verführerin!

Eine größere Bestialität haben wir noch nie in einem Bändchen aufgehäuft gesehen. Wir kennen die Artistenwelt und haben in ihr viele leichte Vögel beiderlei Geschlechts angetroffen, aber nach unseren Erfahrungen können wir den Verfasser dieser Artistengeschichte fragen: „Schildern Sie Thatsachen? Und wenn nicht, was wir annehmen, zu welchem Zweck ersinnen Sie solche Gräßlichkeiten, die durch nichts gemildert, sondern vielmehr durch Hineinziehung einer edlen Frauengestalt erst recht verstärkt werden? Ihr Bemühen hat wohl nur den Zweck, Ihrem Bändchen, „dessen Preis zur Ausstattung und im Verhältnis zu allem ein minimaler ist,“ die weiteste Verbreitung zu verschaffen und Ihrem Verleger die Taschen zu füllen. Wer so gut erzählen kann wie Sie, vermag diesen Zweck auch in erfreulicherer Weise zu erreichen.“

W. v. Heidenberg.

A. Schoebel, Berlin. **Salongespenster.** Eckstein's Miniaturbibliothek Nr. 57. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Der Waschzettel, der dem mit einem raffiniert eleganten Frauenbilde „geschmückten“ Büchlein beiliegt, hat recht, wenn er sagt, daß es uns bis an die Grenzen dessen führt, „was wir wissen können.“ Ob dieses Wissen aber erfreulich und zweckmäßig ist, steht auf einem anderen Blatte. Es ist allerdings „leicht, abzuurteilen,“ meint Max Lorenz, „und zu sagen: Das ist gut und das ist schlecht. Mir ist daran gelegen, den Ideengehalt einer Dichtung bloßzulegen, und den Leser über Wesen und Absichten des Dichters aufzuklären. Ich meine nämlich, daß dann ganz von selbst das Urteil über Wert oder Unwert in der Dichtung sich ergibt“. Sehr richtig. Da wir aber in dem Büchlein keinen Ideengehalt gefunden haben und es sich auch nicht um Dichtungen handelt, verzichten wir darauf, etwaige „Ideen und Absichten aufzuklären“ und empfehlen die Skizzensammlung „feinen stachelnden Grauens und prickelnder Spannung“ nur Lebemännern zur Nachspeise nach einem Souper im chambre separée. Die werden auch sie noch vertragen.

W. v. Heidenberg.

„Käthchen, Karlchen und ich.“ Humoreske von K. Schütze. (Berlin. Hermann Eichblatt.)

Der Inhalt des Buches ist unmittelbar der Wirklichkeit entnommen. Der Humor ist fesselnd wie in „Helenens Kinderchen.“ Dagegen, daß Manuel Schnitzer das Buch als eine Nachahmung seines

Digitized by Google

„Käthe und ich“ im „Berliner Tageblatt“ bezeichnete, hat sich die Verfasserin in der „Literarischen Praxis“ verwahrt (Nr. 3 vom 29. 12. 1900)

Curt Schmidt.

Lyrik.

Gedichte Ihrer Durchlaucht Frau Prinzessin Ernst von Arenberg geb. Prinzessin Sophie von Auersperg, geboren 8. Januar 1811. Gesammelt und herausgegeben von deren Tochter Ihrer Durchlaucht Frau Herzogin von Arenberg geb. Prinzessin Eleonora Ursula v. Arenberg. Mainz 1901. Kommissions-Verlag von Franz Kirchheim. 25 Mk.

Nur ein Schurke kann jetzt noch behaupten, daß die katholische Literatur bei einer Beurteilung der Literatur unserer Zeit nicht schwer genug in's Gewicht falle. Vorliegendes Gedichtbändchen allein wiegt 10 Pfund und 319,8037 Gramm!

Leider ist das „Büchlein“ für die Literatur mehr gewichtig als wichtig. Eine Kritik darüber geben, kann man nicht. Übrigens müßte man schon das Alter eines Methusalem erreichen, wenn man den Inhalt des Buches bis zu seiner letzten Seite gewissenhaft in sich aufnehmen wollte. Es zählt 1353 Seiten in Groß-Lexikon-Format. Nur auf eines will ich hinweisen. Das sind die vorgedruckten brieflichen Kritiken verschiedener Bischöfe, Professoren, Patres, Räte 2c., die sich nicht scheuen, das Buch in der rührendsten Weise anzupreisen — denn die Dichterin heißt: Prinzessin von Arenberg. „Männerstolz vor Königsthronen!“ Einer beginnt sogar vor Begeisterung seine Leier zu schlagen:

— — — All' jene, die gewürdiget der Ehre,
Beteilt zu werden mit dem prächtigen Strauße
Von Durchlauchts Geistesblüten, lieblich duftend,
Sie freu'n aus tiefstem Herzen sich und danken. — — —
Herzinn'gen Dank — — O könnt' ich Worte finden,
Zu schildern Euer Durchlaucht mein Empfinden!

Na, dieses „Empfinden“ . . . . . Vom Inhalt will ich nur erzählen, daß die ersten 130 Seiten von einer gereimten Chronik des Hauses Croy eingenommen werden. Und wie ist das gereimt! „O frage nicht!“ Doch ist das Talent der Dichterin sehr umfassend. Sie singt nicht nur ihre sämtlichen Ahnen an, auch ihre Schoßhündchen weiß sie in der liebenswürdigsten Weise zu feiern. Von diesen bringt sie sogar die Portraits zum Abdruck — was sie nicht einmal bei ihren Ahnen thut. Und weil so — wie es scheint — diese Lebewesen dem Herzen der Dichterin am meisten nahe standen, will ich auch aus dieser Abteilung des Buches eine Probe bringen („Beauty“ ist eines dieser portraitierten Hündchen):

„An Beauty.

Die kleine Lutette,
Die liebliche, nette,
Die feine und schlaue!
Nur ihr nicht vertraue!
Bald ist sie Tragödin,
Dramatisch ihr Sinn;
Bald ist sie graziose
Bald munter und lose,
Und dann voll Kaprizen,
Daß Hofdamen schwitzen,
Bald schmeichelnd, zuthunlich in Liebe und Lust,
Bald fehlt ihr beinahe ein Herz in der Brust.
Und fragst du: „Wo ist denn dein väterlich Land?“
So sagt sie: „„Ich habe kein's mehr vor der Hand.““ —
Wo hast du, Lutettchen den Vater verloren?
Wo war deine Mutter, du Schöne, geboren?
Du nahmst in Arabien wohl deine Augen?
Nur Dachsfüßlein wollen dem Range nicht taugen.

Digitized by Google

Noch eins will ich fragen: „Wo möchtest
du sein?"
Dann bitt' ich die Antwort: „„Im Schloß
Bürgelstein!""

Gelsenkirchen.

Philipp Witkop.

Dramatisches.

Hedda Lengauer. **Gretl hinterm Busch.** Eine Szene aus den oberbayer. Bergen. Verlag von Willy Nordau, Karlsruhe i. B.

Mehr als $^9/_{10}$ aller oberbayer. Gebirgsstücke sind fast nach ganz gleicher Schablone gearbeitet. Mögen sie auch in der Art der Ausführung von einander abweichen, der Grundton bleibt doch immer derselbe: der Konflikt zwischen Liebe und bäuerlichem Stolze, der in unserer ländlichen Aristokratie noch besser ausgeprägt ist als bei den „oberen Zehntausend." Auch in den handelnden Personen dieser Dramen begrüßen wir lauter alte Bekannte. Da ist zunächst der starrköpfige, auf seinen stattlichen Hof und seinen Geldsack pochende Großbauer zu erwähnen. Dessen holdseliges Töchterlein, das eben erst die Kinderschuhe ausgetreten hat, hat hinter dem Rücken des gestrengen Vaters ein zärtliches Verhältnis mit einem blutarmen Teufel (gewöhnlich einem Knechte) angesponnen, das die Mutter in der Regel begünstigt. Der Herr Papa — tout comme chez nous! — sträubt sich jedoch mit Händen und Füßen gegen das drohende Schreckgespenst einer Mesalliance, und auch ein „Intriguant" arbeitet dem „Glück" der Liebenden aus Leibeskräften entgegen. Trotz aller Hindernisse gelangen diese zuletzt doch zu ihrem Ziele, und nur selten kommt es vor, daß der Alte hartherzig bleibt, und daß sie sich nicht „kriegen." Außerdem treten noch ein paar Nebenfiguren auf, so vor allem ein lächerlich dummer Geisbub, den man als würdigen Nachfolger des selig entschlafenen „Hanswurst" leicht erkennen kann, sowie ein würdiger alter Gebirgler oder eine ehrenhafte Gebirglerin, die ihre Lebensgeschichte zu Nutz und Frommen der oder des Liebenden in rührseliger Weise erzählen.

Hedda Lengauer hat in dem vorliegenden Drama nach diesen bewährten Mustern gearbeitet und nur den Liebhaber und Intriguanten in einer Person vereinigt. Eine gewisse Bühnentechnik und gewandte Beherrschung des Dialekts soll der Verfasserin keineswegs abgesprochen werden. Aber wenn man von manchen Mängeln des Stückes absieht, worunter ich nur die zeitweilig mehr als triviale Sprache hervorheben will, was ist „die Moral von der Geschichte?" Ein ländlicher Schürzenjäger hat die Tochter seines Dienstherrn umgarnt und will sie aus purstem Egoismus zur Sünde verführen. Da tritt als Deus ex machina die alte Nahter-Lisi auf, die in ihrer Jugend einen Fehltritt begangen, und warnt sie, ihrem Beispiele zu folgen. Und beileibe nicht aus sittlichem Antriebe, nein, nur aus Furcht vor der Welt, vor den etwaigen Folgen ihrer verbrecherischen Liebe weist die „Heldin" des Stückes den cynischen Verführer von sich. Ist das nicht erhebend, erbaulich? Freilich, der Naturalismus hat doch längst schon mit den „veralteten Formen einer philiströsen Sittlichkeit" gebrochen.

A. Dreyer.

Mitteilungen.

Unsere literarische Frage — eine Honorarfrage. Zu dieser Angelegenheit schreibt uns der Verlag der „Kölnischen Volkszeitung," J. P. Bachem, Köln, Folgendes:

In dem so überschriebenen Artikel der „Literarischen Warte" (Heft 4, Januar 1901) sagt der Verfasser: „Die Kölnische Volkszeitung, die erste katholische Tageszeitung Deutschlands, entlohnt ihre Mitarbeiter mit 7—10 Pfennig die Zeile und gibt für Originalbelletristiken von 200—400 Druckzeilen 15—20 Mark Honorar." Diese Darstellung ist nicht ganz zutreffend, insofern wir über-

Digitized by Google

haupt keinen einheitlichen Honorarsatz für Korrespondenzen und belletristische Beiträge haben. Jede belletristische Arbeit wird nach Umfang und innerm Werte besonders bewertet und dabei kommt häufig viel mehr heraus als 15—20 Mark für die 200 bis 400 Druckzeilen umfassenden kleinen Sonntagsfeuilletons. Der Verfasser des Aufsatzes hätte sich auch selbst schon sagen müssen, daß die hervorragendsten Kräfte der katholischen Literatur, die in der „Kölnischen Volkszeitung" ihre Arbeiten zu veröffentlichen pflegen, höhere Honorare beziehen. Wir wollen nur thatsächlich bemerken, daß die „Kölnische Volkszeitung" im Jahre 1899: im Ganzen Mk. 80,000 und im Jahre 1900: Mk. 91,000 für Mitarbeiterhonorare verausgabt hat. Aber ebensowenig wie die uns angebotenen Arbeiten gleichwertig sind, kann auch von einem einheitlichen Honorarsatze die Rede sein; er steigt in einzelnen Fällen erheblich über 20 Pfennig. Zuzugeben ist, daß im allgemeinen die katholische Presse für belletristische Beiträge nicht so hohe Honorare zahlt als die akatholische: das liegt aber sicher nicht an dem guten Willen sondern am Können! Wenn die katholische Presse einmal die gleiche Unterstützung fände, wie die gegnerische, so würde auch ganz von selbst die Honorierung gleichgut werden. Das ist freilich bis jetzt nur eine Hoffnung, zu deren Erfüllung die Erörterung der Angelegenheit an dieser Stelle hoffentlich mit beitragen wird.

„Die Gesellschaft," die von Dr. M. G. Conrad 1885 zu München begründete und zuletzt von Dr. Ludwig Jakobowski in Berlin geleitete, moderne Halbmonatsschrift, siedelte mit 1. April ds. Js. nach München über. Sie wird dort fortan von Dr. Arthur Seidl herausgegeben werden, während der buchhändlerische Vertrieb auch fernerhin im E. Pierson'schen Verlage zu Dresden verbleibt.

Von dem Verlage O. Gracklauer in Leipzig geht uns die erste Lieferung einer Gesamtausgabe der bisher erschienenen Romane des bekannten polnischen Schriftstellers Sienkiewicz zu. Die Sammlung soll in 80 Lieferungen à 50 Pfennig vollständig werden. Unter den Leitsätzen der Herausgabe wollen wir vor allem den einer möglichst ungekürzten Übersetzung hervorheben, wobei die Werke des großen Romanciers ohne Zweifel in künstlerischer Hinsicht gewinnen müssen, was zu begrüßen ist, da sie ja ohnehin keine Lektüre für die „reifere Jugend und das Volk" sind. Die vorliegende 1. Lieferung beginnt mit den „Kreuzrittern" und werden wir nach Einsicht einer größeren Anzahl von Fortsetzungen über den Wert und die Empfehlbarkeit des Unternehmens genauer berichten.

Nach $1^1/_2$jährigem Bestehen hat die „Literarische Warte" in der „Kölnischen Volkszeitung" zum ersten Male in deren „Literarischer Beilage" Nr. 16 eine Besprechung gefunden. Das verdankt die „Warte" aber scheinbar nicht ihrem Streben nach einem schönen und großen Ziele, sondern nur dem Umstande, daß einer ihrer Mitarbeiter ein in dem Verlag von J. P. Bachem erschienenes Novellenbändchen M. Herberts scharf angefaßt hat; denn dagegen ist mehr als die Hälfte des Umfanges der betreffenden Besprechung gerichtet. Die Form besagter Buchkritik hat zwar die Redaktion der „Lit. Warte" bereits selber deutlich genug desavouiert, aber trotzdem benützt die „Köln. Volksztg." diesen immerhin nebensächlichen Anlaß, um über die „Warte" als Ganzes abzuurteilen. Von dem ganzen sonstigen Inhalte unseres Blattes erwähnt die Notiz der „Köln. Volkszeitung" lediglich einige Namen, ohne auf die Arbeiten irgendwie einzugehen. Diese Art von Kritik bedarf einer näheren Charakterisierung gewiß nicht mehr.

Digitized by Google

Erwiderung.

M. Herberts Entgegnung (cf. letztes Heft der „L. W.“) kann an dem, was ich gesagt habe, nichts ändern. Auch nicht dadurch, daß sie das Gesagte anders darstellt. Ich habe keinen Zweifel ausgesprochen an der Gesinnung der Frau Herbert, keinen an ihrer treuen Arbeit für's Gute, ihrer edlen Einfachheit. Lauter Dinge, die sich von selbst verstehen, — auch wenn ich letzteres nicht besonders betont hätte. Frau Herbert sagt hier, was sie gewollt hat, nicht aber was sie erreicht hat. Dies habe ich gewissenhaft ausgesprochen. Ein Stümper kann den besten Willen haben, — wenn er einen Rembrandt nachzeichnet, wird's eine Pfuscherei. Aber er wird's nicht sehen, — er wird darin nur den Rembrandt sehen, den ihm sein guter Wille und Eifer vor Augen stellt. Und was getadelt werden muß, sind eben die falschen Striche, — das Technische. — Leid ist es mir, daß Frau Herbert eine solch' unsachgemäße captatio benevolentiæ mit Effekt-Phrasen losläßt. Das ist nicht nobel, ebensowenig das kindische Spielen mit meinem Namen. Was soll diese Redensart vom Steinwerfen, die sich ipso verbo widerlegt, — was soll diese Anspielung auf meine Jugend gegenüber der erfahrenen Schriftstellerin, die ja doch nur eine Appellation an ihre Verehrer ist. Achtungswert finde ich das Wollen, achtungswert die guten Eigenschaften, die Frau Herbert ihre Verehrer verschaffen, und dies habe ich anerkannt. Warum wird es mir als Oberflächlichkeit ausgelegt? Ich weiß, was ich schreibe. Als in dieser Hinsicht achtungswert habe ich ja auch diese drei Novellen empfohlen.

Leid, wirklich leid that mir meine Rezension nur, als ich hörte, Herbert schreibe um ihr Brot.

Gießen. R. Sues.

☛ An unsere geschätzten Leser richten wir die ergebenste Bitte, an Bahnhöfen, Hôtels, Restaurants, Cafés, in Lesezimmern 2c. immer wieder die „Literarische Warte“ zu verlangen oder zu empfehlen. ☚

Verantwortlicher Redakteur: Anton Bohr in München, Rottmannstr. 5. Verlag von Rudolf Abt in München. Druck von H. Mühlberger in Augsburg.

Digitized by Google

1901.

II. Jahrgang. Heft 8.

Preisausschreiben.

Die „Deutsche Literatur-Gesellschaft“ hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch wirtschaftliche Kräftigung des katholischen Schriftstellerstandes und durch die weiteste Verbreitung schöngeistiger Schöpfungen den Vorwurf der Inferiorität auf literarischem Gebiete unwahr zu machen. Wir wünschen für das katholische Deutschland auf christlicher Weltanschauung basierende und das katholische Empfinden nicht verletzende Werke, die frei von unkünstlerischer Tendenz sind. Unsere zeitgenössische Literatur weist nach dieser Richtung hin eine empfindliche Lücke auf. Um diese auszufüllen, oder wenigstens einen Versuch dazu zu machen, haben wir uns zu einem Preisausschreiben

für einen Roman

entschlossen und dafür einen Betrag von

10,000 Mark

ausgesetzt und zwar:

für den ersten Preis	**5,000 Mark**
für den zweiten Preis	**3,000 Mark**
für den dritten Preis	**2,000 Mark**
zusammen	**10,000 Mark.**

Digitized by Google

Das Preisrichteramt haben übernommen:

Herr Hans Eschelbach in Köln a. Rh., Präsident der „Deutschen Literatur-Gesellschaft", als Vorsitzender,

Herr Dr. phil. Joseph Weiß, kgl. Geheimsekretär im Geheimen Hausarchiv in München,

Herr Dr. phil. Franz Schnürer, Bibliothekar der Privatbibliothek des Kaisers von Österreich, Redakteur des „Allgemeinen Literaturblattes", der „Kultur" und der „Allgemeinen Bücherei", in Wien-Klosterneuburg,

Herr Anton Lohr, Redakteur der „Literarischen Warte" in München.

Die Sonderbedingungen für diese Preisbewerbung sind folgende:

1) Die einzusendenden Romane müssen durchaus Originalarbeiten sein, die noch nirgends, auch nicht Abschnitte davon, im Druck veröffentlicht worden sind.

2) Der Umfang jedes Romans soll ungefähr 25 Bogen, jede Seite zu 30 Druckzeilen, umfassen.

3) Die Einsendung der Arbeiten, in leicht lesbarer Schrift geschrieben, hat bis spätestens zum 1. Januar 1902 an Herrn Hans Eschelbach, Köln a. Rh., Vorgebirgstraße 41, zu erfolgen.

4) Jede Arbeit ist an Stelle des Namens des Verfassers mit einem beliebigen Merkwort zu versehen. In einem besonderen, geschlossenen Couvert, auf dessen Außenseite dieses Merkwort wiederkehrt, ist der Name und der Wohnsitz des Verfassers anzugeben.

5) Das Preisgericht behält sich das Recht vor, außer den preisgekrönten Arbeiten weitere Darbietungen zum Preise von je 1,000 Mark freihändig zu erwerben, wenn nicht dieser freihändige Erwerb durch einen besonderen Vermerk auf dem den Namen und Wohnsitz des Verfassers enthaltenden Couvert ausdrücklich ausgeschlossen wird.

6) Die „Deutsche Literatur-Gesellschaft" erwirbt für die vorerwähnten Beträge das uneingeschränkte Verlagsrecht, mit Ausnahme des Übersetzungsrechtes in fremde Sprachen, sowie des Dramatisierungsrechtes, die beide dem Autor verbleiben, und wird sowohl die preisgekrönten als auch die freihändig erworbenen Arbeiten in würdiger Ausstattung und mit Illustrationen versehen erscheinen lassen.

7) Werden von den einzelnen Romanen mehr als 10,000 Exemplare in Buchform abgesetzt, so erhält der Autor für je 3,000 über 10,000 hinaus verkaufte Exemplare ein weiteres Honorar von je 1,000 Mk.

Digitized by Google

8) Selbst wenn die Arbeiten nicht ganz den Erwartungen entsprechen sollten, gelangen trotzdem die Preise sofort nach ihrer Zuerkennung unbedingt und ungeteilt zur Auszahlung, falls wenigstens 12 Arbeiten eingelaufen sind.

9) Die Verkündigung des Urteils des Preisgerichtes erfolgt im Aprilheft 1902 der „Literarischen Warte".

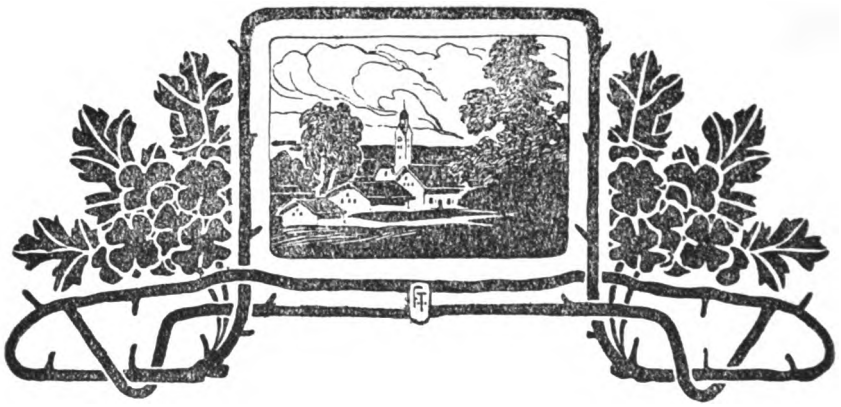
10) Die nicht prämiierten, bezw. nicht erworbenen Arbeiten werden franko an die Einsender zurückgeschickt.

Der Präsident der „Deutschen Literatur-Gesellschaft":

Hans Eschelbach,

Kölu a. Rh., Vorgebirgstraße 41.

Digitized by Google



Nachdruck aller Beiträge verboten.

Das Madonnenbild.

Es war in Köln. Das Aveläuten klang
Vom Glockenstuhl des heiligen Severinus,
Und den Karthäuser Wall schritt still entlang
Mit hellen Augen Pater Peregrinus.
Ein kleiner Bub' gab ihm die Hand zum Gruß,
Er lächelte und sagte milde Worte;
Dann ward er ernst; denn schon betrat sein Fuß
Das Haus des Malers an der Ulrepforte.

Als großer Meister war der Mann bekannt,
Manch' gutes Bild war seiner Kunst gelungen,
Von seinen Schülern ward im weiten Land
Des Künstlers Lob begeistrungsvoll gesungen.
Doch kummervoll war heute sein Gesicht,
Und müßig ruhten Pinsel und Palette — —
— — —

„Grüß Gott! — So ernst? — Ich glaubte sicher nicht,
Daß ich Euch heut' zu Haus gefunden hätte;
Die Linden seh'n zum Fenster auch herein,
Und auf dem Walle blüht der erste Flieder.
Welch' Frühlingstag! — Lockt nicht der Sonnenschein? —
An der Madonna malt Ihr heut' wohl wieder?"

Digitized by Google

„Da steht das Bild. — So steht's seit Wochen da!"

„Ei, ei! — Seit Wochen?"

„Freilich, Pater, freilich!"

„Schau, schau! — Schon der Vollendung nah
Und dann vergessen?"
„Habt Ihr's denn so eilig?"

„Das nicht. — Was blickt Ihr so verstört?
Nur wen'ge Striche, und das Bild ist fertig."

„Ich hab' dies Wort nun Tag für Tag gehört;
Schweigt mir davon; es klingt mir widerwärtig!"

„Was fehlt Euch, Meister? Wirklich, Ihr seid krank!"

„Ach, was!"

„Im Fieber Eure Augen strahlen.
Laßt jetzt das Bild; es bringt Euch schlechten Dank,
Wollt Ihr das Heil'ge bitter'n Herzens malen!
Gehobenen Geistes tretet vor das Bild,
Doch nicht im Groll; die heiligste der Frauen
Soll hier mit Augen treu und rein und mild
Auf Euch und viele Schmerzbelad'ne schauen!"

„Das ist es eben, was mich niederdrückt!"

„Versteh' ich recht?"

„Nein, hört! — Mein ganzes Können,
Das mich bis jetzt gehoben und beglückt,
Ringt nach Gestaltung — — —"

„Nun, da ist zu gönnen
Euch Ruh' und Glück!"

„Ich finde keine Ruh',
Ich seh' mein Werk nur an mit bittern Qualen!"

„Es lächelt ja vollendet fast Euch zu!"

Digitized by Google

„Ich aber kann mein Bild nicht fertig malen,
Ich kann es nicht! Es mangelt mir die Kraft;
Denn seht: Zu diesem, meinem besten Bilde
Fehlt mir zuletzt die große Künstlerschaft,
Um zu verkörpern Friede hier und Milde.
Mein eig'nes Leben, friedlos und zerstückt,
Ließ Frauenschöne, Neid und Haß mich schauen,
Jedoch die Milde, rein und weltentrückt,
Ich fand sie nie, am wenigsten bei Frauen!"

„Und Eure Mutter?"

„Ach, ich sah sie nie;
Sie starb am Tage, da sie mich geboren.
Ob meine Sehnsucht auch nach Milde schrie:
Der Sehnsuchtsschrei ging ungehört verloren. —
Für jedes Laster fand ich ein Gesicht,
Das als Modell sofort ich könnte brauchen;
Doch Milde fand ich hier auf Erden nicht.
In Milde aber muß mein Bild ich tauchen,
In jene Milde, die vom Himmel kommt,
Die auch das starrste Herz versteht zu rühren,
Die den Verirrten, wie's der Milde frommt,
Nicht hart verdammt, die aufwärts ihn wird führen.
Ich finde für die Milde nicht den Zug,
— Zwar such' ich ihn, daß meine Schläfen brennen! —
Das Leben, das zu mitleidslos mich schlug,
Es lehrte mich die Milde nirgends kennen. —
Wie kann ich geben, was mir selber fehlt?
Wie kann ich sagen, was ich nicht empfunden?
Die Wahrheit sei d'rum länger nicht verhehlt:
Hier wird der Kranz mir nimmermehr gewunden!
Was jeder Stümper, der sich Künstler nennt,
Mit wen'gen Strichen, wie er glaubt, geleistet:
Der echte Künstler, der sich selbst erkennt,
Zu solchem Thun sich nimmermehr erdreistet.
Demüt'gen Herzens wartet er die Gunst
Des Himmels ab, die seine Hand soll segnen;
Das wahrhaft Große wird uns in der Kunst

Digitized by Google

An jedem Werktag sicher nicht begegnen.
Doch wenn er vor der großen Stunde steht,
Dann sucht er fromm das Ewige zu spüren;
Denn echte Kunst ist allzeit ein Gebet,
Das anders nicht, als aufwärts weiß zu führen.
Ich rufe nicht die Stunde, sie ruft mich!
Und ist der Ruf nicht laut an dich ergangen,
So sag' ich: Künstler, ich verachte dich,
Willst du die Kunst unreinen Sinnes umfangen!"
— — — — —

Lang' blieb es still.
Die Abendsonne mild
Begrüßte lächelnd drinnen noch die Beiden;
Verklärend wußt' sie das Madonnenbild
Mit einem Heil'genschein von Licht zu kleiden.
Und Peregrinus neigte lang' das Haupt
Und suchte seine Hände still zu falten:
„Verzeiht mir, daß bis jetzt ich nicht geglaubt,
Wie hoch Ihr wißt die hehre Kunst zu halten.
Eins aber ist des Künstlers erste Pflicht:
Nicht allzu ängstlich rings im Staub zu schweifen;
Sucht er die Kunst, die Wahrheit und das Licht,
So soll er kühn bis in den Himmel greifen!
D'rum schließe ich in mein Gebet Euch ein;
Ein Blick nach oben wird dem Künstler frommen.
Wer Großes will und wessen Kraft zu klein,
Dem wird der Himmel selbst zu Hilfe kommen!" —
— — — — —

Der Pater schied. — Der Maler war allein.
Es kam die Nacht, ein Duften zog vom Flieder,
Maria lächelte im Sternenschein,
Die Nachtigall sang ihre schönsten Lieder.
Da sank der Maler gläubig in die Knie',
Um des Gebetes linden Trost zu spüren:
„Hilf mir, o Gott; denn sonst vollend' ich's nie;
Du selbst mußt bei dem Werk die Hand mir führen!"

Digitized by Google

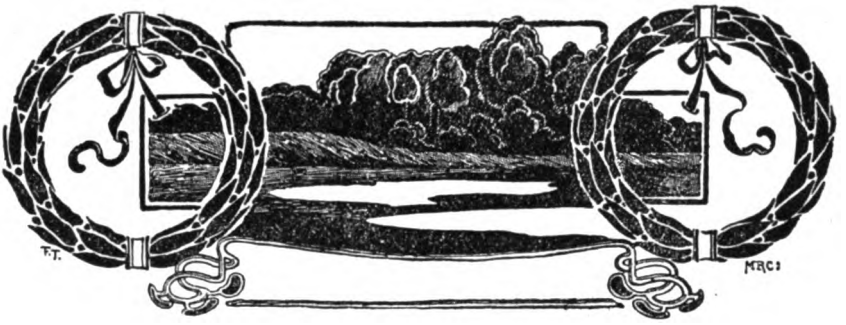
So bat er lang, bis still der Schlummer kam,
Und bis ein Traum sich friedlich zu ihm neigte,
Dem müden Manne allen Kummer nahm
Und ihm den Himmel plötzlich offen zeigte.
War's Traum, war's Wahrheit, war es nur ein Wahn?
Er sah die Engel in sein Zimmer schweben,
Sah andachtsvoll sie seinem Bilde nah'n,
Sah sie Palette dann und Pinsel heben.
Schwer ging sein Atem; aber Zug um Zug,
So malten sie an seinem Lieblingsbilde — — —
Jetzt war's geschehen, denn Maria trug
Den reinsten Zauber echter Himmelsmilde.

Ein frohes Jauchzen klang noch durch die Luft,
Dann aber kam der erste Morgenschimmer,
Der brachte Amselschlag und Blumenduft
Dem blassen Träumer in das Arbeitszimmer.

Da wacht er auf, da thut er einen Schrei,
Da kniet er schluchzend vor dem Meisterbilde
Und sieht in ihm, von allen Qualen frei,
Zum ersten Mal den wahren Zug der Milde. —

Köln. Hans Eschelbach.

Digitized by Google



Neue Dramen.

Besprochen von Ferd. Gruner.

[Nachdruck verboten.]

(Chryses. — Die Emanzipierten. — Das Glück. — Feindliche Werte. — Mariann Tobisch. — Moderne Liebe. — Wiedergeburt. — Ein Fürstensohn. — Anton von Thurn.)

Eine ganze Reihe von Bühnenwerken will ich heute besprechen. Ich habe sie ungefähr nach dem Einlaufe geordnet. Denn noch harrt eine Anzahl anderer Dramen der Besprechung. Ich leite meine diesmaligen Ausführungen mit einem Märchendrama ein, das sich „Chryses“ nennt und Joseph Trübswasser zum Verfasser hat. (Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag 1901.) Ich habe das Buch gerne gelesen. Denn erstens ist das Märchendrama ganz originell erfunden, und dann ist die Sprache eine schwungvolle, die bisweilen edles Feuer durchglüht. Chryses liebt die jedenfalls schöne Prinzessin, des greisen und kranken Königs Kind. Der Seneschall des Hofes ist Chryses Pate. Dieser Seneschall nun ist der Tod; er übergibt Chryses ein Kraut, das alle Leiden, und seien es die schwersten, heilt. Das Eine aber sagt der Seneschall warnend seinem jungen Patenkind, wenn er ihn (den Seneschall), natürlich nur Chryses sichtbar, zu Häupten eines Krankenlagers auftauchen sehe, dann wisse er, daß der betreffende Mensch dem Tode verfallen. Wage er auch dort die Heilwirkung seines Wunderkrautes in Anwendung zu bringen, so müsse er den Frevelmut mit seinem Leben bezahlen. Der König meint nun, daß er am Ende seiner Tage stehe und will, daß sich das Volk einen Nachfolger wähle. Wer der Würdigste sei, das lehrt die Krone, der eine wunderbare Eigenschaft verliehen ward. Setzt sie ein Unwürdiger aufs Haupt, so erglüht sie rot, als wie in Scham. Das weiß der „Fürst“ (in Märchen haben die Leute keine Eigennamen), der außerdem auf Chryses eifersüchtig ist, weil auch er nach der schönen Prinzessin Hand strebt. Dieser Fürst hat nun den Schatzkämmerer bestochen und eine

Digitized by Google

neue Krone im Geheimen anfertigen lassen, die haargenau der echten gleicht, so daß keines Unbefangenen Auge sie zu unterscheiden vermag. Am Tage nun, da die Krone den Würdigsten bezeichnen soll, bringt der Schatzkämmerer die falsche Krone; der Fürst setzt sie auf's Haupt und sie glüht natürlich nicht. Schon will er sich als König betrachten, schon jubelt ihm das Volk zu, da sagt ihm der Seneschall auf den Kopf zu, daß dies nicht die echte Krone sei, die noch in der Schatzkammer versteckt liege. Man muß sie herbeischaffen und als sie in keckem Frevelsinn der Fürst auf sein Haupt zu setzen wagt, glüht sie in heftigstem Feuer. Er ist also der Richtige nicht. Wutschäumend muß sich der Fürst zurückziehen. Nachdem viele Ritter probiert und die Krone immer zu glühen begonnen, setzt sie Chryses auf sein Haupt und siehe da, sie glüht nicht! Der neue König ist gefunden! Da aber erhebt sich noch einmal ein Streit, welche Krone die rechte sei. Der alte König soll entscheiden. Der liegt jedoch im Sterben. Da fleht die Prinzessin, flehen andere Chryses an, er, der schon von so vielen Krankenlagern den Tod verscheucht, möge auch da helfen. Schwer kämpft Chryses; endlich tritt er an des Königs Lager. Da aber erscheint zu dessen Häupten die düstere Gestalt des Seneschalls Tod! Trotzdem wagt Chryses sein Leben und gibt dem Könige von dem Wunderkraute ein. Donnerschläge erfolgen. Der König ist dem Tode entgangen, er ist gesundet. Doch das düstere Wort des Seneschalls geht in Erfüllung. Der Fürst, der es nicht verwinden kann, daß Chryses König werden soll, hat das Gerücht ausgestreut, daß letzterer den Schatzmeister, den man ermordet aufgefunden, getötet habe, um seinen Betrug zu verbergen. Auch behauptet er, daß Chryses nur mit Hilfe der Hölle die Probe mit der Krone bestand. Er will deshalb von seinen Reisigen Chryses verhaften lassen, doch der Seneschall weist den Fürsten zurück und bezeichnet ihn als den Mörder des Schatzkämmerers. Dann stirbt Chryses als Opfer der edlen Freveltat, mit welcher er den alten König dem Leben wiedergegeben, und mit ihm die Prinzessin. — Was an Trübswasser's Märchendrama so angenehm berührt, das ist die einheitliche Durchführung, die mit gleicher Liebe behandelte Ausarbeitung aller Teile. Es ist ein ernstes Märchen, das uns da erzählt wird; es ist aber auch ein großer Gedanke darin. Der Seneschall Tod ist so aller Gräuel, jedes düsteren Beiwerkes entkleidet, so daß er keineswegs abstoßend, viel eher erhebend wirkt. Und dieser sittliche Ernst, vereint mit einer ungemein großen Zartheit, gibt Trübswasser's Werk das Signum eines Dichters. Man begegnet einer solchen Darstellung des Todes nicht eben oft. Gewöhnlich ist er ein klappernder Sensenmann mit einem Totenkopf; eine durchaus unkünstlerische Gestalt; mehr ein Kinderschreckzeug als etwas anderes. Trübswasser hat gewiß recht, wenn er den Seneschall Tod sprechen läßt:

. . . Und doch erschein ich jedem nur als Spiegel
Des eig'nen Lebens: Einem Helden groß,
Erhaben; Anderen als Erlöser, längst

Digitized by Google

Vertrauter Freund. Den Hirnen böser Memmen,
Die feig' sich klammern an die öde Luft,
Als Schreckgespenst. Als fürchterlichster Gräuel
Den Fleischesmenschen: als Gerippe, fleischlos,
Mit Totenschädel und mit Knochenhänden. —

Auch Chryses ist eine sehr gut gezeichnete Figur, die vielleicht durch ein bißchen mehr Energie noch an Eindruck gewonnen hätte. Die Prinzessin ist die alte Märchengestalt, lieb und sympathisch. Ob Trübswasser's Märchendrama jemals eine Bühne finden wird, die sich ihm aufthut, weiß ich nicht. Denn des öfteren haben die Direktoren für Sachen, die über das Handwerksmäßige hinausgehen, keine Zeit. Zu diesem Drama gehörte jedenfalls ein intimes Theater, gute Darsteller und ein Publikum, das im Stande ist, all die Feinheiten wahrzunehmen und zu genießen, die in dem kleinen Werk unzweifelhaft enthalten sind.

Wenn das Märchen im Gefühlskreise des Erwachsenen sozusagen dessen Vergangenheit angehört, so will ich jetzt zu einer „dramatischen Zukunftsphantasie" schreiten: „Die Emanzipierten" von W. Mader. (Dresden und Leipzig. E. Pierson 1901.) Märchen und Zukunftsphantasie sind beide reine Phantasie-Produkte. An sich genommen verfügt Trübswasser über mehr dieses Elementes. Denn Mader hat eigentlich nur das in seinem Werkchen ausgeführt, was auf den verlängerten Graden der heutigen Frauen-Emanzipation liegt. Wenn sich plangemäß die vollständige Umwälzung des Pflichten- und Berufsstandes der Geschlechter vollziehen würde, würde natürlich schließlich der Mann die Küchen- und sonstigen hausfraulich genannten Verrichtungen zu besorgen haben, während die Frau docieret, als Ärztin, Advokatin, oder sonst irgendwie selbständig thätig ist. Mader hat diese Grade verlängert, dabei aber nicht gerade neue Kombinationen gefunden. Dafür hat er dieselben mit Geschick ausgeführt und enthält sein Stückchen einige recht glückliche Gegenüberstellungen. So die Szene, da die Studentinnen zwei Mitglieder des männlichen Corps „Reaktionia" zum Duell herausfordern. In diese Szene fließt mancher Tropfen Satyre hinein, der als Würze empfunden wird. Es ist ja natürlich, daß Mader's Zukunftsphantasie im Grunde nichts anderes sein konnte als ein Satyrspiel. Man braucht mit einem solchen durchaus nicht den ernsten Teil der Frauenfrage zu verspotten. Lediglich die Auswüchse, die ja unleugbar infolge der Einseitigkeit einzelner Elemente dieser streitbaren Garde sich bemerklich machen, sollen im Wege heiteren Spottes gerügt werden. Dem ist nun Mader allzusehr aus dem Wege gegangen und die „Zukunftsphantasie" dadurch mehr harmlos ausgefallen, als es wünschenswert gewesen wäre. Die Sache verläuft zu viel in Äußerlichkeiten, das Wesen wird wenig berührt. Die Umkehr der Studentinnen und der Frau Professor zu den alten Göttern, ich will sagen zu den alten Anschauungen, die dem Weibe an der Seite des Mannes und in der Kinderstube seinen Platz

Digitized by Google

angewiesen hatten, ist nicht genügend motiviert; auch für eine Zukunftsphantasie nicht. Selbst ein Umzug der Gökenweiber würde zu Tübingen im Jahre 1950 nicht plötzlich die Frauenfrage in die alten Geleise zurückbringen. Da ist eine historische Episode in doch sehr eigentümlicher Weise angewendet worden. Solche licentia poetica will mir nimmer behagen. Sie will sich entschuldigen, wo sie doch nicht entschuldigt werden kann. Es ist das schade, da die ersten Szenen des humoristischen Werkchens entschieden mehr versprechen als das Ende hält. Was das Auftreten der drei Genien: die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft anbelangt, die sich in jedem Akte einfinden und tiefsinnige Gespräche führen, so muß ich bemerken, daß ich dieselben als ziemlich oder ganz überflüssig betrachte. Gerade der Charakter des Stückchens, das der Verfasser selbst als einen Schwank oder — ein fremdartiger Ausdruck! — eine „epische Posse" bezeichnet, bestimmt mich zu diesem Urteile. Entweder ist die Kleinigkeit eine Posse, dann kann man auf die drei geehrten Genien sehr gerne verzichten; ist es aber als etwas Ernstes gedacht, so ist seine Anlage gänzlich verfehlt. Das letztere hatte aber W. Mader gewiß nicht im Sinne, daher setze man die Genien zur Ruhe. Ohne dieselben haben die Liebhaberbühnen durch „Die Emanzipierten", wenn sie flott gespielt werden, ein lachkräftiges Werkchen gewonnen.

Einen schönen Titel führt ein Schauspiel von Marie Leony: „Das Glück". (Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag 1901.) Ich finde in dem Vierakter aber nichts, was diesen Titel einigermaßen rechtfertigen würde. Er ist in diesem Falle kein glücklicher. Leony hat sich die Sache sehr leicht und einfach gemacht. Es gibt in dem ganzen Bühnenwerke keine einzige Person, der man etwas Eigenes nachrühmen könnte. Es sind im Großen und Ganzen die üblichen und viel bemängelten Typen der Familienblatt-Geschichten. Immer eine gute und eine schlechte Person einander gegenüber gestellt, also sozusagen mechanische Gegensätze. Natürlich ist auch das Ende das übliche: sie kriegen sich! Die „Handlung" ist so dünn wie nur möglich und auch diese noch in zwei Teile zerschnitten. In einigen kurzen Zeilen ist sie erzählt. Also: Ein junges Mädel, das mit seiner Mutter zu seiner verheirateten Schwester nach Steiermark zum Besuch kommt, lernt dortselbst auf eins zwei den jungen, leichtsinnigen Baron Wolf kennen und lieben. Selbstverständlich heiratet der das Gänschen, das gleich beim ersten Sehen recht degagiert gesprochen hat, nicht, sondern eine reiche Gräfin, die er natürlich nicht liebt, aber sich doch zur Gemahlin nimmt, weil nur dadurch der Zusammenbruch seiner Eltern abgewehrt werden kann. Löblich ist es, daß sich für das vorbezeichnete Gänschen ein „reicher Engländer" aus Halifax findet, der es ebenfalls natürlich vom ersten Augenblick an geliebt und gewartet hat, bis es in die Heirat eingewilligt. Das ist Marie Leony's „Glück!" Will man aus einem solchen Sujet ein echtes Drama schaffen, so muß man über Routine verfügen, in der „Milieu"-Schilderung bewandert sein und einen

Digitized by Google

flüssigen Dialog zu schreiben verstehen, damit man auf diese Weise imstande ist, das mangelnde Dramatische durch Verinnerlichung der Charaktere einigermassen wett zu machen. Leider ist auch nach dieser Richtung nichts Erfreuliches von Leony gethan worden. Das Stück könnte überall spielen, eine lokale Färbung ist nicht wahrzunehmen. Wenn man nun auch darauf kein Gewicht legt, so mußten doch die Personen mehr als Schemen sein. Das Letztere sind es aber alle, vom degagierten Backfisch Marie Ewald angefangen bis zum Baron von Bärenklau. In diesen sogenannt „adeligen" Personen ist vielleicht noch am meisten Natürlichkeit. Davon will ich jedoch ausdrücklich den Baron Wolf ausnehmen. Denn ein Mann, der erst einem Mädchen den Kopf verdreht und feierlich verspricht, zu ihm unter allen Umständen zu halten, dann vom Rendez-vous nachhause kommend, von den Eltern eine Andere anempfohlen bekommt und sich nach einer Weigerung von zwei Minuten bereit erklärt, die Andere, die er nicht liebt, zu nehmen — ein solcher Mann opfert thatsächlich gar nichts, er ist weder groß, noch ein edler Sohn; er ist — ich bitte das scharfe Wort zu verzeihen — ein Waschlappen ganz erster Güte. Ich denke über manche Leute nicht eben hoch, die Erfahrung nimmt Einem ja leider Gottes soviel; solche feige, saft- und kraftlose Memen glaube ich jedoch nur im Kopfe der Marie Leony existierend. Die Marie ist übrigens eine ähnliche Figur, ohne wirkliche Energie oder sonstige menschliche Züge. Selbst der ehrenwerte Mister Crossley aus Halifax imponiert mir nicht. Solche Engliſhmen, die immer erst warten, bis eine deutsche Lady mit ihrer Liebe üble Erfahrungen gemacht und dann ihr die Millionen zu Füßen legen, existieren ebensowenig wie die ehedem so beliebten „Onkels aus Amerika". — Von einem Drama verlangt man jedenfalls weit mehr als Marie Leony sich vorzustellen scheint. Es ist die höchste Kunstform und mit ein bißchen mehr Ernst und innerer Einsicht muß man immerhin an dasselbe herangehen, auch wenn man schließlich nur ein hausbackenes Theaterstück schreiben kann. Mein Urteil ist vielleicht deswegen um einige Gran härter ausgefallen, weil ich nirgends ersah, daß Leony an eine große Aufgabe auch ernst herangetreten ist! Auf diesem Wege wird sie bestimmt das „Glück" nicht finden.

A. G. Alten's Trauerspiel „Feindliche Werte" (E. Pierson, Dresden 1901.) sei als modernes Werk hier angefügt. Dieses Werk, das fünf Akte umfaßt, hat mich veranlaßt, wieder einmal vor dem Schreiben von Dramen und ganz besonders von Trauerspielen in Versen zu warnen. Ja, wirklich und ehrlich zu warnen. Erstens einmal aus künstlerischen Gründen. Wenn nicht ein in der That großes Talent Verse schreibt, so lastet bald bleierne Langeweile über dem Leser, wenn sich Zeile für Zeile so gleichmäßig abhaspelt, dem Schmerze keine andere Ausdrucksform gegeben ist als der Freude oder der Leidenschaft: Trochäen oder Daktylen oder Jamben ꝛc. — — eine einschläfernde Weise, die jedes Interesse benimmt. Dazu kommt noch, daß

Digitized by Google

besonders Anfänger ihren Versen einen geschraubten, unnatürlichen Ton geben, schwerfällige Umschreibungen der einfachsten Vorgänge lieben, jeder Prägnanz ängstlich aus dem Wege gehen und absichtlich die klaren Thatsachen verschleiern wollen, trotzdem diese beim Drama die Hauptsache sind. So entstehen Bühnenwerke, die sich Dramen nennen, aber Epen sind, also schon aus diesem Grunde die Bühnen verschlossen finden. Diesen künstlerischen Erwägungen kann man auch noch die nüchtern-praktischen folgen lassen, daß unsere Bühnengewaltigen wie nicht minder die Schauspieler einen großen — Respekt vor Bühnenstücken in Versen haben. Natürlich ist das nach meinem Erachten für den Dichter nebensächlich. Allerdings sollten aber nur solche zu der auch technisches Können erfordernden Form des Verses greifen! In jedem anderen Falle wirkt die Reimerei, besonders bei Dramen oder Tragödien, entweder niederdrückend oder auch komisch. Das hohle Pathos vieler Reimer erzeugt öfters den letzteren, natürlich ganz ungewollten Eindruck. Ich habe diese Bemerkungen meiner Besprechung des Alten'schen Werkes „Feindliche Werte" vorausgeschickt, weil sie darauf Bezug nehmen wollen. Der Grundgedanke ist durchaus nicht übel, es liegt wirklich tragödienhaftes in ihm. Im Schlußteile verflacht sich die Handlung allerdings ganz bedeutend und entbehrt der echten Tragik. Man höre: Ein für reich gehaltener, jedoch vor dem Ruine stehender Hamburger Rheder nötigt seine Tochter, an dem Tage, da sie sich mit dem Erwählten ihres Herzens, Robert Werner verloben will, dies mit einem alten Harpagon, Harwert zu thun, der den Rheder in der Hand hat. Werner wird dann Bergwerksdirektor und kauft Harwert dieses Werk, ohne zu wissen, daß sein ehemaliger Nebenbuhler es leitet. Als er auf die Grube kommt [mit Frau und Kind] behandelt er die Leute sofort brutal, besonders Werner. Als der neue Besitzer in die Grube einzufahren wünscht, entwickelt sich das Tragische. Der Direktor weiß, daß voraussichtlich ein Unglück geschehen wird, weil an den Einfahrtsvorrichtungen nicht alles in Ordnung ist. Wohl ruft er — nach langem Zögern — den Besitzer zurück vom Fahrstuhle, aber schon ist es geschehen: das Seil zerrissen und Harwert in die Tiefe gestürzt. — — Hier müßte das Trauerspiel wuchtig einsetzen, da müßte es den entsetzlichen Kampf schildern, welchen der Direktor in der Folge durchkämpft, nachdem Harwert tot und doch sein Schatten zwischen ihm und der noch immer von Werner geliebten Witwe steht. Liebe und Gewissen — das wären große Punkte gewesen, an dem sich zwei Charaktere erproben konnten. Statt dessen läßt Alten nun eine gewöhnliche Liebesgeschichte zwischen den Beiden folgen. Diese erfährt jedoch bald eine Störung durch den Rheder, den Vater der Witwe Harwert's, der den Grubendirektor in's Zuchthaus durch die Anklage bringen will, daß letzterer um den Stand des Seiles und Rades gewußt haben müsse und so absichtlich den Tod Harwert's herbeigeführt habe. Werner flieht mit der Witwe und deren Kind, das eigentlich seines sein soll (die Sache ist ganz unmotiviert in das Stück getragen). Natürlich verfolgt

Digitized by Google

ihn der Rheder, der laut Vertrag gezwungen sein soll, die drei Millionen, die ihm sein toter Schwiegersohn geborgt hat, zurückzuzahlen, wenn die Witwe sich wieder verheiratet. Das hat diese aber schon gethan, als der Alte die Flüchtigen endlich auffindet. Um das Trauerspiel recht ohne Tragik enden zu lassen, stirbt Robert Werner, der sich seit Harwert's Tod von einer Erkrankung nicht mehr erholt hat, in dem Augenblick, da ihn der Rheder verhaften lassen will. — Überblickt man die Tragödie, so nimmt man sofort wahr, daß von dem Momente an, wo die Liebesgeschichte zwischen dem Grubendirektor und der Witwe Harwert's beginnt, das wirklich Tragische ausgeschaltet wird. Alten hat augenscheinlich das Gegenteil vermeint und nicht bedacht, daß in das Trauerspiel Charaktere gehören, deren Schicksal uns kraft ihrer persönlichen Eigenschaften erschüttern muß. Das Schicksal von kleindenkenden Alltagsmenschen hat vielleicht Trauriges, aber nichts Tragisches in sich. Man begegnet bei angehenden Dramatikern dieser innerlichen Begriffsverwechslung manchmal. Alten hat die Liebesgeschichte zweier guter, junger Leutchen geschildert, die ja recht traurig ist, aber auch nicht mehr. Und doch hätte sich, wie angedeutet, aus dem Stoffe eine tragische Katastrophe entwickeln lassen. Schade, daß nichts als eine rührselige Geschichte daraus wurde. Alten ist augenscheinlich die Technik noch nicht geläufig; außer den gerügten starken Mängeln müßte auch eine nachdrücklichere Motivierung der Charaktere Platz greifen; speziell der Witwe Harwert's. Zurückkommend auf die Form des Verses muß ich noch hinzufügen, daß Alten darauf verzichten und sich bemühen sollte, eine kräftige, schlichte Prosa zu schreiben. Um eine Tragödie — eine echte — in gebundener Sprache schreiben zu können, dazu reicht nach der mir vorliegenden Probe sein Talent nicht aus, wie bei so vielen, die hochfliegende Pläne haben. Im „Sich bescheiden" liegt der Schlüssel zum Erfolg.

Ein ziemliches Stück steht trotz alledem Alten's Werk über Hans Striegler's Volksstück „Mariann Tobisch". (E. Pierson, Dresden und Leipzig 1901.) Es ist ein Dialektstück und schildert die Verführung eines Landmädchens, der Marianne Tobisch durch den Fabrikantensohn Hans von Schöner, der geradezu schurkenhaft an dem Mädchen handelt. Er escamotiert ihm nämlich ein Armband seiner Mutter in den Koffer, sodaß die Marianne mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt wird. Der Jägerbursche Joseph Schulz, der Marianne liebt, rächt deren Beleidigung, indem er den Fabrikantensohn erschießt und dann die Waffe gegen sich selbst kehrt. Das ist „Mariann Tobisch". Auch aus diesen Motiven hätte ein Dichter ein Seelengemälde schaffen können. Striegler hat zunächst nicht einmal der Tobisch wirklich die führende Rolle in seinem Stücke eingeräumt: sie ist für eine Heldin eine zu passive Figur. Zuviele Sachen sind in das Werkchen eingeschoben, die auf die Mariann durchaus keinen Bezug haben, die augenscheinlich der Milieuschilderung dienen. Striegler mag durch dieselbe die innerlich wider-

Digitized by Google

liche Gestalt des Fabrikantensohnes erklären wollen. Seine Absicht, uns dadurch auch den raschen Fall Mariannes begreiflich zu machen, hat er aber mit ganz ungenügenden Mitteln ausgeführt. Die Tobisch ist im letzten Akte ganz dieselbe — nach des Autors Darstellung — die sie im ersten ist, und doch müßte sich eine bedeutende Wandlung mit und in ihr vollzogen haben. Diese ist kaum angedeutet. Gut gezeichnet sind die beiden alten Ehrlichs und auch der Jägerbursch. Das sind jedoch nur episodenhafte Gestalten. Die technische Entwickelung des Volksstückes ist recht mangelhaft. Besonders schwach ist der Schlußakt, der doch voll inneren Lebens sein und das Tragische auch äußerlich begründen sollte. Statt dessen erleben wir ein Fest, bei dem der Verführer Hans mit seinem gleichgesinnten Freunde Erik ein cynisch-rohes Gespräch führt; dann folgt eine Arbeiterszene, die mit dem Stücke und dessen Inhalt gar nichts zu thun hat. Schließlich erscheint der Jäger Schulz, hält einen Monolog, schützt ein Mädchen, welches der Fabrikantensohn küssen will, und schießt ihn zusammen. Natürlich ist die Sache so gefügt, daß jetzt Mariann Tobisch, die auf der Auswanderung begriffen ist, mit ihrem Bündel über die Bühne kommt und ihren Hans in seinem Blute liegen sieht. Dieser gesteht übrigens noch seine scheuselige That ein. Deswegen spricht Herr von Schöner, der Fabrikant, als Hans gestorben und Alle mit entblößtem Häuptern stehen:

„Mariann! Mein Sohn hat gegen Sie schwer gesündigt, er hat Sie im Sterben um Verzeihung gebeten; uns ist des Toten Wunsch heilige Pflicht, und Sie sollen an seiner statt unser Kind sein!“ (Es fällt hinter der Bühne ein Schuß.)

Ein Arbeiter (kommt hereingestürzt): Zu Hilfe, der Schulz hot sich erschossen!

Mariann (aufschreiend): Jes's, Maria, Joseph, dös a noch! Na, na, jetzt will ich a nimmer länger leben. Ich folg' Euch, ich kumm scho'! (Eilt davon.)

(Der Vorhang fällt.)

Ich habe den Schluß des Volksstückes wörtlich hieher gesetzt, um die unwahre Sentimentalität, die darin liegt, allen erkenntlich zu machen. So wohlgesetzt spricht niemand, Herr Striegler, dem eben ein blühender, junger Sohn erschossen ward. Weinerlichen Leuten werden vielleicht Thränen in die Augen kommen bei so viel „Edelsinn“; wer das Leben geschaut hat, wie es ist, wird Unwillen über diese Unnatürlichkeit empfinden. Dann der Schluß: Die Mariann eilt davon, weil der Jäger, der in sie verliebt war, den sie aber, nach ihrem Verhältnis mit dem Fabrikantensohn zu schließen, nicht geliebt hat, sich auch erschossen hat. Nachdem sie der Fabrikant eben erst so feierlich an Kindesstatt angenommen, will sie nicht mehr länger leben! Auch das ist Rührseligkeit, die von allem Menschlichen weit ab liegt. Ein Weib, das

Digitized by Google

von der Leiche des Geliebten, mit dem es sich im Tode versöhnt, so hinwegeilen könnte, wäre eine widerliche Heuchlerin. —

Nicht einmal vierunddreißig Seiten stark ist das Bändchen, über das ich nun einige Worte sagen will: „Moderne Liebe", Familien-Drama von Rudolph Portal. (Dresden und Leipzig. E. Pierson, 1901.) Ein ganz kleiner Ausschnitt aus dem Leben, ein trauriger Ausschnitt auch, jedoch, und das ist das Sympathische, ganz ohne Gefühlsduselei behandelt. Im Übrigen eine alte Geschichte: ein Mann, der betrogen wird von seiner Frau und seinem besten Freunde. Und dieser Freund streut selbst — das ist ein feiner psychologischer Zug — Mißtrauen in Dr. Hermann Werner's Herz. Er nimmt dem wegen politischer Umtriebe aus dem Vaterlande Verbannten den inneren Frieden, zerreißt ihm das Herz. Nun das Erschütternde: Die Mutter des Verbannten wird schwer krank, die Kinderliebe treibt diesen nach Hause, unbekümmert, ob er den Häschern unbemerkt bleiben werde. Sie kommen, vom Bette der Mutter weg wird er — soll er verhaftet werden. Selbst der Beamte fühlt Mitleid, denn mit Empörung teilt er Dr. Werner mit, daß dessen Frau ihn der Polizei denunzierte! So tief verblendet die Leidenschaft, so glühend ist der Wunsch, den nicht mehr geliebten Mann beseitigt zu wissen, um der Sünde leben zu können! Für Dr. Hermann Werner findet sich eine barmherzige Kugel . . . Das ist wirklich ein Familien-Drama, ohne Pose, bisweilen etwas unbeholfen, zum Teile auch nicht ganz motiviert dargestellt. Man hält, wenn man es liest, einen Augenblick den Atem an. Das Drama deckt Tiefen menschlichen Elendes mit ein paar Worten auf, Tiefen, in die man nicht gerne blickt, und von denen man doch weiß, daß sie existieren, daß ähnliche Dramen neben uns gar oft sich abspielen. Der Vorwurf, den sich Portal erwählt, ist kraß; Licht und Schatten sind noch nicht gleichmäßig verteilt, das Ganze ist eigentlich episodenhaft behandelt, doch hat man das Gefühl, daß der Autor bei strenger Selbstzucht mehr leisten wird. Wenn er aus den Anfängen heraus ist, wird er mehr bieten als ein solches Bildchen, das wenig mehr als eine Skizze ist. Ein Versuch zu Größerem ist wohl dieses kurze Drama nur, dessen Titel ich nicht ganz den Thatsachen entsprechend finde. „Moderne Liebe" mag ja mancherlei Formen haben, vielleicht solche, die weder erfreulich noch sympathisch sind, indessen haben sich zu allen Zeiten solche Geschehnisse ereignet, wie die von Portal zum Vorbilde genommenen. Diese sind also nicht ein Charakteristikum unserer Zeit, wenn es auch eine offene Streitfrage sein kann, ob nicht die Zahl solcher Vorfälle sich vermehrt hat.

Ich bedauere, mich nicht im gleichen Sinne über das Schauspiel „Wiedergeburt" von Richard Behm (Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag, 1901.) äußern zu können. Es ist dies eine ausgesprochene Dilletanten-Arbeit, die nur den einen Vorzug hat, daß sie mit dreiundvierzig Seiten beendet ist. Ich muß auch hier mich gegen den Titel wenden, der keinerlei

Digitized by Google

Berechtigung hat. Die Wiedergeburt soll wohl erst nach Beendigung des Zweiakters angebahnt werden, denn in demselben ist davon durchaus nichts zu verspüren. Es ist mir schwer begreiflich, wie eine solche schwache Arbeit überhaupt auf den Büchermarkt gelangen konnte. Eine Nötigung bestand dazu jedenfalls nicht. Ich nehme an, daß es sich lediglich um die Herausbringung der Widmung, die „meinem Peterle" zugedacht ist, handelt. Hoffentlich hat sich Herr „Peterle" dadurch nicht beleidigt gefühlt. Im Ernst gesprochen, sind Behm's Gestalten nichts als Puppen, denen womöglich noch weniger Leben innewohnt als den altbekannten Feuilleton-Typen. Sie sind anders als diese, origineller nach der Seite: Verschrobenheit. Unerträglich-unnatürliche Leute das in dieser Gymnasialprofessoren-Familie! Besonders gilt dies von dem 22jährigen Primaner Oskar, der augenscheinlich „wiedergeboren" werden soll. Wenn ein solcher Bursche fünfzig Mark heimlich anbringt, ist das für die Eltern unangenehm: es ist ein Leichtsinn, jedoch kein Kapital-Verbrechen. Eher ist es schon ein solches, wenn man derartige gänzlich interesselose Familien-Angelegenheiten zum Mittelpunkte eines sogenannten Schauspieles macht. Das wird dann durchaus nicht „eines für Götter". Auch ist dies nicht der Fall, wenn zu dem vorgeschilderten Bruder sich eine Schwester gesellt, die ihrem heimlichen Bräutigam ein — Geheimnis gestehen muß. Das sind durchaus häusliche Affairen, die zu erfahren vielleicht nur für Herrn Peterle von Wichtigkeit ist. Ich habe die beiden Geschwister sehr gern mit dem Bräutigam Hagen nach Hamburg fahren gesehen und hoffe mit letzterem auf eine „Wiedergeburt in neuem Geiste". Solange dieselbe nicht erfolgt ist, möge Richard Behm es unterlassen, die Welt und insbesondere die kritisierende, mit einem neuen Schauspiel zu überraschen. Solche Machwerke, die nicht einen Funken Sachkenntnis verraten — von anderem spreche ich erst gar nicht — müssen jedenfalls von der ernsten Kritik scharf abgelehnt werden. Flachheiten können durch nichts entschuldigt werden; denn sie offenbaren Nichtkönnen.

Aus dem E. Pierson'schen Verlage liegt mir schließlich noch ein fünfaktiges Drama „Ein Fürstensohn" von Fortunat Minstrel vor. Es ist besser als das gelbe, verlegene Papier, auf dem es gedruckt ist. Es ist ein „exotisches Drama", wenigstens ist seine Hauptperson der Sohn Ronko des Fürsten Assow von Kaspi. Ich will jedoch sogleich hinzufügen, daß sich dieses Fremde nicht weiter als auf die Namen erstreckt. Das übrige ist kosmopolitischen Charakters. Einige Personen des Dramas sind von erfrischender Natürlichkeit; so der Fürst und der Pseudoprinz, der sich ganz verzweifelt wehrt, als der wahre Prinz zum Vorschein kommt. Weil der Fürstensohn ein schwächliches Kind war, hatte man ihn verschwinden lassen und an dessen Stelle den Sohn des Grafen Marow gesetzt, der zu diesem Zwecke geraubt worden war. Dieser Kinderraub ist nun heutzutage etwas Ungewöhnliches. Das Übrige entwickelt sich jedoch völlig normal, wenngleich manche Unwahr-

Digitized by Google

scheinlichkeit mitunter läuft. Zum Beispiel diese, daß sich der Fürst niemals mehr um seinen in irgend einem Verließ verschwundenen Sohn kümmern wird und annimmt, daß er weder reden könne, noch überhaupt sich als Mensch geberde. Wenn nun auch angenommen werden kann, daß dies am Ende möglich sei, so gilt das ganz gewiß nicht von dem so umsichtigen Minister, der an dem Verbrechen beteiligt war und genau wissen mußte, daß dieser eingekerkerte Fürstensohn stets sehr gefährlich blieb. Denn, wenn das Volk dahinterkam, würde es sich gegen die Brutalität, die in diesem Verstoßen liegt, in zornigem Aufstand empören. Das Werk beruht nun auf dieser wenig wahrscheinlichen Voraussetzung, denn sonst hätte der Fürst wissen müssen, daß aus dem kränklichen Kinde ein kräftiger Jüngling geworden, den die Barmherzigkeit seines Wächters oder vielmehr dessen Tochter mit Menschen-Wissen und -Bildung vertraut gemacht hat. Es entspinnen sich nun, als das Volk hinter das Geheimnis kommt — der Graf Marow, den man heimlich in das Schloß gerufen, um ihn zu ermorden, hat als Lauscher alles gehört — und den wahren Prinzen aus seinem Kerker befreit hat, zwischen Fürst und Volk leidenschaftliche Kämpfe. Aufruhr tobt durch die Straßen, und Verrat. Diese Volksszenen sind Fortunat Minstrel meist sehr gut gelungen. Es ist Leben und Bewegung in ihnen; die Gestalt des ehrgeizigen und intriguanten Schreibers ist mit einigen kräftigen Zügen ausgestaltet. Solche Leute gibt es bei Aufständen immer. Leute, die eine große Sache nur zur Befriedigung ihrer Eitelkeit oder Habsucht, oder dieser beiden Eigenschaften ausnützen wollen. Der Fürst selbst, dem ein bestimmender Einfluß in dem Stücke zukommt, ist eine interessante Figur, mehr allerdings nicht, besondere Sympathie wird er nicht erwecken. Schade ist es, daß Fortunat Minstrel dem Verhältnis zwischen dem Anführer des Volkes, Grafen Marow und dessen Sohn, dem Pseudoprinzen nicht mehr Aufmerksamkeit zugewendet und die beiden nicht in den Mittelpunkt des Interesses gestellt hat. Das wäre eine große, schöne und auch dankbare Aufgabe gewesen. Ich weiß nicht, ob der Verfasser diese Situation nicht erkannt hat oder geflissentlich an dem echt Dramatischen in diesem Stoffe vorüber ging. Dieser Pseudoprinz wäre zum Ausgangspunkt des ganzen Dramas überhaupt sehr geeignet gewesen, weil er eine mehr aktive, widerstandskräftigere Natur als der wirkliche Prinz ist und dies den Hauptpersonen immer zum Vorteile gereicht. Der echte Prinz ist zu weich behandelt; es ist auch nicht gut anzunehmen, daß eine jahrzehntelange Gefangenschaft den Menschen lediglich nach der sanftmütigen Seite hin entwickelt, besonders wenn sich der Mensch bewußt wird, welches Verbrechen sein Vater an ihm begangen hat. Nicht im Nachgeben, auch im Beharren offenbart sich edler Sinn. Dieser Ronko ist zu nachgiebig, zu edel. Sein Edelsinn grenzt stark an Schwäche, und das nimmt einem Helden viel von der Anteilnahme, die man ihm sonst entgegenbringt. — Eine liebliche Gestalt ist Milugi, des Schloßvogt's Pflegetochter und des echten Prinzen Lehrerin und Geliebte. Ein Hauch von Ro-

Digitized by Google

mantik liegt über dem ganzen Drama und vorzüglich über Milugi, wenn sie auch nur ganz nebenher durch dasselbe schreitet und immerhin mehr Berührungspunkte zwischen ihr und Ronko hätten gefunden werden können. Es hätte diesem zarten Bunde durchaus nichts an Liebreiz genommen, wenn Milugi sich nachträglich nicht auch noch als eine Fürstentochter entpuppt hätte. Diese Episode ist mehr romantisch als meinem Geschmacke entspricht. Ich erwähne dies nur nebenbei, denn: de gustibus non est disputandum! Ein Zug, der mir gefällt, ist, daß die Prinzessin (die, nachdem sie den ihr zwangsweise angetrauten Gatten, den Pseudoprinzen, getötet hat, wahnsinnig geworden ist) den Minister, der so viel Unheil angestiftet, in ihrem Irrwahne erschießt. Dies geschieht just in dem Augenblicke, da der einst gewaltige Mann aus dem Lande flüchten will. Die Prinzessin ist gut gezeichnet mit ihrem erloschenen Geiste. Die Revolution hat, ich will das noch kurz andeuten, einen merkwürdigen Verlauf genommen. Der ehrgeizige, intriguante Schreiber hat, als der Fürst ihm die Belohnung, die er erwartet, verweigert, das Volk aufgewiegelt. Er machte den Bethörten klar, daß auch Ronko sie betrüge; er habe sich nachts heimlich in das Schloß begeben, sich mit dem Vater geküßt und wolle aus dessen Händen die Herrschaft empfangen, nicht vom Volke selbst. Dann könne er es besser unterdrücken. Die Leute glauben die Mär'; ihre Wut richtet sich nun gegen den echten Prinzen Ronko. Sie werfen ihn in's Gefängnis und das Hochgericht wartet seiner. Der Schreiber hat die Herrschaft an sich gerissen und geberdet sich als eine Art Fürst. Freilich geht seine Herrlichkeit bald zu Ende, als Graf Marow mit dem Bauernheere kommt, das zu Ronko steht, und diesen noch im letzten Augenblicke befreit. Somit: Ende für Ronko und Milugi angenehm. Der letzte Akt ist solchergestalt sehr belebt; eigentlich zu viel Geschehnisse; sie kommen so gedrängt, daß sie sich nicht recht entwickeln können. Weniger wäre hier entschieden mehr gewesen. Diese abgebrochenen Szenen werden auf der Bühne weniger wirken, als der Autor denkt. Klarheit ist, ich wiederhole, eine wichtige Forderung für das Drama. Nebensächliches und Episches muß ausgeschieden werden. — Es bleibt mir von Fortunat Minstrel's „Ein Fürstensohn" nur noch zu sagen übrig, daß es eine tüchtige Arbeit ist, wenn ihre Gliederung auch keine gleichmäßige ist. Das Drama ist in gebundener Sprache verfaßt; bei Minstrel empfindet man dies jedoch erfreulicherweise nicht als eine Ruhmredigkeit, die sich in schallendem Pathos äußert.

Meine Ausführungen neigen sich dem Schlusse zu. Ich komme zu dem historischen Trauerspiele „Anton von Thurn" von Th. Seiler. (Paderborn. Bernhard Kleine.) Fünf Akte auf vierundsiebzig Seiten Klein-Oktav müssen natürlich sehr gedrängt sein, und an diesem Übelstande leidet das ganze Trauerspiel. Alles jagt sich, es sind mehr chronologisch aneinander gehängte Bilder aus dem Leben des Anton Thurn, Freiherr zu Gestelnburg, als ein einheitliches Drama. Die Bezeichnung „Trauerspiel" kann sich wohl nur auf die Thatsache beziehen, daß in dem Bändchen eine Reihe von Morden vor-

Digitized by Google

kommt. Von einer zwingenden Tragik ist nirgends etwas zu verspüren. Die Ansätze wären in dem Stoffe reichlich vorhanden, denn der Titelheld hat ein außerordentlich bewegtes, an Ereignissen überreiches Leben geführt. Doch sind diese natürlichen Ansätze nicht weiter entwickelt worden. Dazu hätte man freilich weit mehr Raum gebraucht. Das Trauerspiel hat in der vorliegenden Gestalt kaum eine andere als lokalhistorische Bedeutung, für die weitere Öffentlichkeit kann man eine solche nicht gelten lassen. Die Gründe dafür sind zweifacher Natur. Vorerst hat dieser Freiherr in der größeren Geschichte gar keine Rolle gespielt oder doch wenigstens nur eine solche, deren Bedeutung (auch im historischen Sinne) längst erloschen ist; außerdem ist, literarisch genommen, die Arbeit Seiler's durchaus keine solche, die das übliche Niveau historischer Durchschnittsdramen irgendwie überschreitet. Weder historisch, noch literarisch kann „Anton von Thurn" also auf eine größere Beachtung Anwartschaft erheben. Dort, wo man den alten Freiherrn aus Sage oder Historie näher kennt, wo man die ruinenhaften Zeugen jener stürmischen Vergangenheit noch vor Augen sieht, wird man aus Seiler's Werkchen manche Anregung schöpfen können. Man wird sich dort vielleicht des Geschehenen freuen und es im Spiegel des Schauspieles gerne wiedersehen. Er scheint ja in einzelnen Zügen ganz genau die faktische Geschichte oder die geschichtliche Wahrheit wiedergegeben worden zu sein. Die Ausdrucksweise der Personen ist allerdings eine durchaus moderne, unserem Ideenkreis angepaßt, der mit jenem des vierzehnten Jahrhundertes immerhin in Manchem nicht harmonierte. Andererseits muß man freilich zugestehen, daß es keineswegs leicht ist, wirklich Charakterisierendes ohne ganz genaue Kenntnis der thatsächlichen Zustände zu bieten. In der bloßen Geschichte liegt dies natürlich nicht. Ich endige mit dem Hinweise, daß auch im historischen Trauerspiele bisweilen Beweggründe zur flotten Entwickelung erfunden werden müssen, wenn diese nicht so ohne weiters in der Geschichte enthalten sind. Denn die Episoden der Weltgeschichte, die man auf die Bühne bringt, sind logisch gewordene Thatsachen, deren Begründung oft außerhalb der unmittelbaren Nachbarschaft der Episode liegt. Soll die Bühne ein lebendes Bild bieten, müssen aber in die Handlung auch die Motive verflochten werden. Um mich klar auszudrücken, will ich sagen, daß im Bühnenwerke im Notfalle andere äußerliche Ursachen die bekannten historischen Wirkungen schaffen können. Sonst ist ein an sich interessanter historischer Stoff auf der Bühne trocken und ledern, weil in dem kleinen Abschnitt historische Begründung und historische Folge sich selten vereinigen lassen. Auch das hätte Th. Seiler berücksichtigen sollen; sein Werkchen würde dann mehr dramatischen Impuls erhalten haben.

Digitized by Google

Thanatos Kyrios.*)

Von Lorenz Krapp (Bamberg).

Nun kommen meine alten Träume. Die Kissen knistern, die Kerzen verrauchen auf schimmerndem Leuchter. Ich lege mein Haupt zurück, weil ich weinen muß und die Nacht so finster ist und ich mich fürchte.

Horch — an den Fensterscheiben rieselt es leise. Ein Wolkenschatten fliegt über den Wäldern, er löscht meine Sterne, die rot und blau droben taumeln durch die einsame Nacht. Nun bin ich allein mit mir und meiner Seele: — —

„In einem fernen Lande,
Da brandet ein einsames Meer,
Und über dem brausenden Strande
Fahren die Stürme einher.

Ich weiß ihr klagendes Lied —
Es klingt wie klirrende Scherben:
Die Liebe ist todesmüd —
Das Leben liegt im Sterben — —."

Ah! die Tannen rauschen über den Fenstern. Der Windhauch raschelt durch meine Bücher, die dalehnen an der grauen, silbrigen Wand. So verraschelt mein Wissen — die große Nacht fällt über meine Seele.

Es geht ein Schrei durch die Wälder, der weint nach dem Lichte. Es ist ein Rufen und keiner versteht es . . . Die Waldblumen senken die Lider — — nun kommt, ihr Träume!

---

*) König Tod.

Digitized by Google

An der Thüre pocht es. — Es ist ein leises Pochen, wie wenn der Staub rieselt in morschen Särgen. Und die Dielen knarren, und die Uhr tickt leiser. Ein Schatten fliegt durch's Gemach — —

Kyrie Thanate, eleison!

Er kommt leise. Sein Kleid ist ein weißes Kleid, seine Augen sind dunkle Augen und starren leer und kalt in die Nächte. Die Sanduhr klirrt in der Linken, — hörst Du, wie die Sandkörner fallen? . . Eines — noch eines . . . Bald ist es vorüber. Wenn die Uhr zerbricht, dann bin ich allein mit meiner Seele.

Die Waldkronen beben. Es geht ein Ruf durch die Wipfel und keiner hört ihn als ich. Meine Harfe rauscht mit zitternden Saiten, weil der Nachtwind durch die Scheiben streicht; sie singt kalte Lieder, dumpfe Töne. Ihre Sänge gehen einher wie bleiche Frauen in düsteren Gewanden; sie ringen die Hände in drängender Qual und beugen sich über mich und schreien mir in die Seele:

„Kyrie Thanate, eleison!"

Ich recke mein Haupt aus den Kissen. Mein Mohnkranz liegt mir noch um die Stirn, mein Epheu windet sich durch die feuchten Locken. Ich denke an die Kerzensäle des Glückes, in denen ich gestanden, wo weiche Frauen um mich sich drängten, wo duftige Locken um mich wogten. Ich spüre die Lotosdüfte noch, die durch die Säle gingen; noch rauschen die Wogen des Goldweines mir taumelnd durch die Brust, noch hör' ich die Becher klirren und die weichen Stimmen der schönen Menschen, die um mich waren. — Es geht der Tanz. Hörst du die Wogen der Töne, wie sie rauschend schlagen an die Küsten der Seele? Die Lilienstirnen kreisen, die Lüster flammen, die weichen Kerzen sprühen, die Säulenbilder lächeln aus den Nischen. . .

Vorbei — vorbei. . .

Die Luft ist verbraust und die Säle sind leer. Und der Nachtwind fährt durch die Gassen und vor meinem Lager steht er, — der Große, der Einsame. Und er lauscht und lauscht, und die Sanduhr klirrt in seiner Linken, und die Körner rauschen. Lang ist sein Kleid und zitternd fließt es nieder an den schlanken Gliedern. Der Asphodelos blüht in den Locken — die welken Ähren neigen sich in der Rechten.

Ich sehe, daß sein Antlitz weich ist und still, und daß vielleicht Erbarmen in ihm schlummert:

„Sprich — wer bist Du?"

Er regt sich nicht. Auf sein weißes Kleid fällt ein Schimmer der Mondnacht. Und die welken, weißen Ähren knistern in seiner Hand. — Von der Straße her schallt ein trunkenes Lied. Ich weiß, daß sie es singen, mit denen ich gestanden bin in den Säulensälen des trunkenen Entzückens, und daß sie weitertaumeln mit klirrenden Bechern durch die sausende Nacht. Und ich ringe hier in den Kämpfen des Verderbens — und keiner ist bei mir.

Digitized by Google

Verſauſt — vergeſſen!

Hörſt Du das Lied, das daher fließt, drunten vom Riede? . . Wie die bleiche Geſtalt höher ſich dehnt, die da ſteht vor meinem Lager. — Horch, wie es tönt und klagt:

„Kyrie Thanate — eleiſon!“

Ich falle zurück in die Kiſſen und weine. Meine Kiſſen ſind ſchwül und dumpf, und mein Haupt ſchmerzt mich beim harten Falle. Meine Hände taſten über die Decken; mein Auge haſcht nach einem armen, bleichen Mondenſtrahle.

Ich denke daran, wie ich noch Kind war.

Da ich in den Wiegenkiſſen lag und meine Finger haſchten nach den goldenen Sonnenflittern, die wie weiches, leuchtendes Frauenhaar durch die Finger gingen. Und wo meine Seele lachte in jauchzender Sonne.

Und ich denke an die dumpfen, grauen Nächte.

Da ich einſam ſaß und allein, das fiebernde Hirn gebeugt über die ſchwarzen Reihen der Zahlen und Worte. Da ich auch haſchte nach einem Sonnenſtrahl in den Nächten meiner Verzweiflung, weil meine Sterne niedergefallen waren und ihre falſche Pracht über mich ſchütteten. Und ich erkannte, daß meine Sterne nur Nacht waren und Tod, bleicher, blaſſer Tod und Verweſung.

O Fluch des Todes, der du liegſt über allem Wiſſen!

Und ich zog aus, das Licht zu ſuchen.

Es ſtanden viele Häuſer an den Wegen, und Fröhner gingen aus und ein. Und Tempel ragten auf in die Wolken, und über den Pforten ſtand: „Wiſſen“, und ihre Türme tauchten in die Sterne; — aber auf ihren Altären brannte kein Licht und kein Friede zitterte um weiße Säulen.

Und die Engel des Todes knieten um die Altäre und neigten die Fackeln und weinten in großem Heimweh. Und auf allen Stirnen der Engel flammte ein Zeichen, und das lohte durch die Nacht und lohte in die Geiſter und rief und rief:

„Thanatos, Thanatos!“

„Thanatos Kyrios“ brennt es über allem Wiſſen. Und ich kam zu Waldfrauen und Magiſtern, und zu Königen und Sklaven, und zu den Weiſen der fernſten Länder, und ich fragte und fragte nach dem Wiſſen. Und alle ſchüttelten ſie das Haupt und weinten. Und ſagten:

„Kyrie Thanate, eleiſon!“

„Eleiſon — eleiſon — —“ klingt es mir nach in der Seele. „Eleiſon!“ Denn die Nacht iſt groß und mein Auge blind. „Eleiſon“ rauſcht meine Harfe — „eleiſon“ ſchauern die Waldwipfel. — Horch, wie meine Seele zittert! — „Thanate, Thanate, eleiſon.“ — — —

Horch, was klingt durch die Nacht?

Digitized by Google

Ernste Weise — bitterernstes Lied. . . Ein leiser Ton schwillt durch die Lüfte. — Hörst Du ihn hinfließen über die Welt? . . Schon liegt er über meiner Seele.

Näher und näher kommt er. Schon fährt er leise durch die Kronen, und der graue, große Sturm legt seine Schwingen. Singt er nicht leise ein einsames Lied? . . .

Ich kenne das Lied und das Lied kennt mich. Und es bebt mir weinend nach in der Seele. . .

Droben — weit, weit über den jagenden Wolken, wo Winde und Stürme nimmer singen, da liegt ein Land. Über die einsamen Fluren fließen die Wasser des Friedens und die Palmen des Sieges rauschen mit den Kronen. Und eine ewige Sonne brennt über dem Land, wo die Palmen stehen.

Ich lausche still in meinen Kissen. Vor meinem Auge steht ein bleicher, ernster Mann in rotem Königskleide, den Sonnenreif des Lebens um die heilige Stirn. Und um ihn die Armen, die Kranken, die Müden — die Geister mit den ringenden Seelen, den weinenden Herzen. Und ich höre ihn reden, und seine Stimme klingt wie Rieseln von Sternen, und die Ewigkeit der Gottheit fließt aus ihr:

„Ich bin der Anfang und das Ende."

Horch — wie die Wipfel brausen draußen im Walde! . . Siehst Du die Engel, die über die Thäler ziehen — hinüber zum Lande, wo der Berg ragt, wo das Kreuzholz steht, wo der Hügel der Entsündigung funkelt über die Länder?

Ich muß mein Auge schließen, denn ein blendendes Licht fällt über meine Seele. Ganz weiß fällt es nieder über mich — ich versinke in den Wogen des Lichtes. Und der stille, bleiche Schatten hüllt das Haupt, und seine Sanduhr zerbricht, und die welke Ähre fällt aus seiner Hand. Hinüber weint er, wo der Hügel steht und das Kreuzholz ragt. Nieder sinkt er auf die Kniee, und seine Seele schluchzt, und durch seine schlanke Gestalt läuft ein Zittern.

Und plötzlich klingt es nieder vom Hügel des Kreuzes. — Leise erst, dann lauter — heller — brausender. Über die Länder fahren die Engel und singen ihr Lied von der Erlösung. . . Horch — wie ein ferner Heimatruf schrillt er mir durch das Herz. —

„Der Du in den Staub tratst den Tod, Fürst des Lebens, Christe Kyrie — eleison!"

Aufwärts raffe ich mich aus meinen Kissen. Und die bleiche, stille Gestalt vor mir bebt und schauert, und taumelnd wankt sie hinüber durch die Nacht — zum Hügel der Erlösung. Schon steht sie vor dem Kreuze. Aus dem Heilandsantlitze fällt ein Tropfen hernieder von heißem Blute — ein Strahl des Erbarmens sinkt herab auf alle Welt — sinkt nieder auf den entthronten König, den Fürsten des Todes.

Digitized by Google

Da fällt er nieder vorm Kreuze. Und sein Asphodeloskranz taumelt von der Stirne und die Passiflore sinkt nieder auf ihn.

. . . Und ich wache auf vom Traum. — Durch die Tannen schauert ein grauer Wind, der waldverwehte Lenznachtblüten niederschüttet auf mich und meine Stirne. Und eine ferne Glocke verklingt in Düften und Winden.

Ich aber lehne mich weiter zurück und weine, und mit mir weint mein Leid, mein hartes, drängendes Leid und meine Sehnsucht nach dem Wissen: mein Thanatos Kyrios, der nur am Kreuzbaum stirbt.

Digitized by Google

Lange Rast.

Im stillen, tiefen Dunkel, da steht dein kleines Haus
Und drüber mit Gefunkel der grüne Wald hinaus.

Viel Vöglein sind zu Gaste und singen ohne Ruh'
Vom blütenschweren Aste dir Schlummerlieder zu.

Die weissen Nebel winken, es nickt der rote Mohn;
Der lichten Stunden Blinken — o träumst du noch davon?

Auf gold'nen Wolkensäumen der Tag voll Blütendrang;
Der wogt in deinen Träumen — Drum träumst du wohl so lang?

Wien. Franz Eichert.

Einem modernen Dichter.

Du singst von einem tiefen Klang,
Der in den Wäldern lebt,
Von einem sehnsuchtsvollen Drang,
Der zu den Sternen bebt.
Du singst von einem großen Lied,
Das in dem Strom dir rauscht.
Vom Sturm, der über Meere zieht
Und starke Grüße tauscht.
Dein Reich ist eine ferne Kunst,
Dem armen Leben fremd —
Ein süßer Traum, ein holder Dunst —
Den Wirklichkeit nicht hemmt.

Digitized by Google

Dein Pegasus zerkritt im Flug
Dein Weib, Dein Kind, Dein Herz —
Dich treibt der Sehnsucht mächtiger Zug,
So sagst Du, himmelwärts.

Regensburg. M. Herbert.

Baldurs Segen.

Siehst Du nicht Baldurs segnende Hand? — — — —
Hoch am Himmel leuchtet sie weiß
Wie Cirruswolken auf bläulichem Grunde.
Von ihr trieft es
Wie laue Winde,
Wie feuchtender Regen.
Sie weckt an Halde und Hang,
Auf Wiesen, am Wege, im Wald,
Am Rain, am rinnenden Bach,
Auf Bergen, in Thälern und Tiefen
Die Fülle der Blätter und Blüten,
Die Gräser, die Halme, die Dolden.
Sie lockt die gefiederten Sänger
Und gebeut dem schlummernden See,
Mit Algen und schimmernden Rosen
Den silbernen Spiegel zu schmücken.
Sie trägt den Frühling zur Erde
Und schenkt ihm die blühende Braut,
Die Wundermaid „Werdekraft!“ — — — —

Siehst Du nicht Baldurs segnende Hand?
Sie greift in den Himmel
Und streut auf die Erde
Aus göttlichen Auen
Keimen und Lieben.
— Und gährend geh'n beide durch's Weltall
Die Menschen beglückend,
Die Erde befruchtend,
Die Herzen vereinend.

Siehe:
Das ist Baldurs Segen von Anbeginn
Im knospenden Wonnemonat
Im Mai!

M. v. Ekensteen.

Digitized by Google

Frühlingswanderzug.

Den grünen Maienzweig am Hut
Ich wand're in die Welt hinaus,
Mir braust der junge Lenz im Blut,
„Behüt' dich Gott, mein Vaterhaus!"

Der Himmel blaut, die Lerche singt,
Die Wolken ziehen über Land,
Der Bursch' den Hut zum Grusse schwingt,
Den Wanderstab in leichter Hand.

Am dichten Zaun die blasse Maid
Verstohlen nach dem Burschen schaut,
Das Herz so voll von Weh und Leid,
„Nun lebe wohl, Feinsliebchen traut!

Wenn über's Jahr der Apfel blüht,
Die Lerche singt im Lenzesschein,
Dann kehr' ich wieder, wandermüd',
Dann soll sogleich die Hochzeit sein!"

Ad. Jos. Lüppers.

Eviva l'arte!

(Tetmayer.)

Eviva l'arte!
Ob der Tod uns nah'
Ob ohne Geld wir Paria,
Ob uns der Hunger würgt zur Stund',
Und ob wir sterben, wie ein Hund —
Ob unser Säckel nie vom Golde starrte —
Eviva l'arte!

Eviva l'arte!
Der Philister mag
Den Leib sich mästen Tag für Tag,
Ob welken wir, wie Laub vor Not,
Weil oft uns fehlt das liebe Brot —
Ob unser Säckel nie von Golde starrte —
Eviva l'arte!

Digitized by Google

Eviva l'arte!
Unser Königtum
Ist ohne Thron und Land: der Ruhm;
Ob wir auch sterben hinter'm Zaun,
Wie Adler wir zur Sonne schau'n —
Als Sieger schwingen wir des Ruhms Standarte.
Eviva l'arte!

Eviva l'arte!
In der Brust uns flammt
Ein Feuer, das Gott selbst entstammt,
D'rum giebt für keine Krone hin
Den Lorbeer unser Künstlersinn —
Als Sieger schwingen wir des Ruhms Standarte.
Eviva l'arte!

Albert Weiss.

Ein Kindergebet.

Am Bildstock auf blumiger Wiese,
Wo der Bach unterm Erlenbusch geht,
Spricht die kleine, schwarzbraune Liese
Ein gläubiges Kindergebet.

Sie betet für Vater und Mutter
Und für die lahme Marie,
Sie betet um reichliches Futter,
Um Streu und um Knollen für's Vieh.

Sie betet, daß ihr der Schimmel
Mit der Karre nicht durch möchte geh'n —
Lacht nicht! — Der Vater im Himmel
Wird schon die Liese versteh'n!

Köln. Hans Eschelbach.

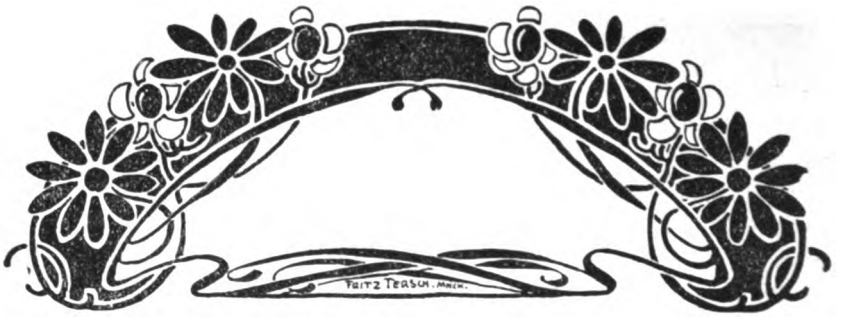
Digitized by Google

Thränen.

Laß mir die Thränen!
Sie lösen der Seele
Finsteren Knäuel. —
Es fallen die Tropfen,
Rinnen und strömen,
Ein rieselnder Quell,
Alliberflutend.
Vergessen der Schmerz,
Nur ein Versinken
In schattende Tiefen.
Stiller rieselt der Quell,
Versiegend.
Nebel umflort noch
Die glühenden Augen,
Wimmernd entflattert
Das lastende Weh.
Langsam und tiefer
Atmet die Brust,
Freier hebt schon
Die Seele die Schwingen.
Von den Wimpern
Lösen sich zögernd,
Weich wie liebkosend
Die letzten der Tropfen,
Schimmern und schillern
Licht und verklärt,
Wie die haftende Perle,
Der Muschel Herzblut. —
Laß mir die Thränen!

Th. Singolt.

Digitized by Google



„Sommersänge.“*)

Der junge, gemütvolle Teutone, der etwas gelernt hat, in mancher Schule herumgedrillt wurde und nun ins Berufsleben einzutreten im Begriffe steht oder schon kurze Frist darin verweilt, verwendet gewöhnlich seine Selbständigkeit dazu, sich baldmöglichst nach einer Lebensgefährtin umzuschauen. Glaubt er nun die Erwählte seines Herzens gefunden zu haben, so ist er nicht selten wie aus dem Häuschen, wähnt sich von aller Welt im Besitze seines Kleinodes bedroht und würde, wenn es nötig wäre, sämtliche Kirchenthüren des Königreichs einrennen, um nur recht bald in den unbestrittenen Besitz seiner Herzenskönigin zu gelangen. Das wäre nun Alles recht gut und schön, wenn unser junger Mann dabei uns aus dem Spiele ließe. Aber in seinem naiven Egoismus glaubt er dem gesamten verehrlichen Publikum seines Herzens Bangen, Fürchten, Sehnen, Hoffen und Jubeln mitteilen zu müssen und — so schreibt er Gedichte — Gedichte — Massen Gedichte, die er im Manuskript, so er ein armer Teufel ist, an seine Angebetete gelangen läßt und nur seinen intimsten Freunden zu deren größerem Gaudium vorliest, die er aber in Goldschnitt oder sonstwie hübsch gebunden seinen Bekannten aufoctroyiert, wenn er das nötige Kleingeld besitzt, um die Druckkosten zu bezahlen.

Später, wenn er einmal pater familias geworden und Akten- oder Schulstaub als sein täglich Brot verschluckt, lächelt er dann wohl über seine lyrische „Jugendsünde“ und bringt es bis zu seinem seligen Ende zu keinem rechtschaffenen Vierzeiler mehr.

*) Sommersänge. Gedichte von Hans Eschelbach. Paderborn. Druck und Verlag von F. Schöningh. 1900. 170 S. Preis 2.40 Mk., geb. 3.60 Mk.

Digitized by Google

Aber diese „Jugendsünden" — nicht selten auch „Johannistriebe" — sind es, die geradezu das Hauptkontingent zur heutigen lyrischen Produktion stellen, sie sind es, die dem Publikum vielfach den Geschmack von Lyrik noch gründlicher verdorben haben, als dies unsere materialistische Zeitrichtung vermochte, so daß es am liebsten die ganze Verspoesie über einen Leist schlagen möchte. Das ist nun aber für die echten und richtigen Könner sehr mißlich und kann nur dadurch paralysiert werden, daß die berufenen Kritiker dem Publikum ordentlich klar machen: „Aufgepaßt, verehrte Herrschaften! Ein echter Poet von Gottes Gnaden bietet Euch diesmal seine Gaben, kein Reimer mit süßen Gefühlen und rührendem Nachtigallensang; — nehmt sie mit gebührender Ehrfurcht entgegen nnd vergeßt nicht, Euren Obolus zu entrichten! Eine starke Individualität, ein ganzer Kerl gibt die Eindrücke der Geistes- und Sinnenwelt auf seine harmonische Dichterpsyche in Weisen wieder, wie nur er sie zu singen im stande ist; — aber was er singt und dichtet, sind auch Eure Freuden, Euere Leiden, Euere Herzensgeheimnisse und Euer Leben!"

In einem solch' glücklichen Falle bin ich diesmal. Eschelbach ist ein Richtiger, mit dem Feuerzeichen der Erwählung auf seiner Stirn! — Meine Leser kennen ihn zwar alle gewiß schon recht gut; aber ich meine, wenn sie ihn kennen, dann haben sie ihn auch bereits lieben gelernt mit seiner herzlichen Innigkeit und seinen goldenen Gefühlen für alles Gute und Schöne; dann sind sie mir gewiß auch nicht gram, wenn ich versuche, ihnen so schlecht und recht ich's halt eben kann, das neue Versbuch Eschelbachs kritisch etwas zu interpretieren.

Lange Jahre sind verstrichen seit dem ersten Erscheinen von „Wildwuchs". Auf den Sturm und Drang folgte die ruhige, ernste Lebensarbeit, auf die Frühlingsschauer die gleichmäßig strahlende, reifende, spendende Sommersonne. Und als deren reifste Frucht bescheert uns nun der Dichter die „Sommersänge" als fertiges, abgerundetes Kunstwerk, als lyrischen Wiederklang einer tiefen, gereiften und gesunden Poetenseele.

Schon das Eingangsgedicht ist der ganze Eschelbach: Innig, gemütvoll, tief, fromm, immer von den höchsten Idealen beseelt und die Kunst als Gottesdienst betrachtend, zu dem stets eine höhere Inspiration berufen muß:

Kein Wollen war's: Es war ein Müssen,
Kein tändelnd Spiel um Lob und Gunst,
Und durft' ich auch die Hand ihr küssen:
Ein Gottesdienst war mir die Kunst.

Digitized by Google

Moderne Literatur und Katholizismus in Frankreich.

Studie von Paul Savreux.

Wenn ich von Literatur rede, so denke ich nicht an alle Richtungen und Cliquen, die sich in der Metropole Frankreichs drängen und anfeinden, sondern an die Großen, Unsterblichen, deren Persönlichkeit Anspruch erheben kann auf kritischen Ernst und eingehendes Studium. Die Zeit verfügt über ein gewisses chemisches Verfahren, wodurch sie das Bedeutende und Bleibende von dem bloß Zufälligen entschlackt, wodurch sie bewirkt, daß, im selben Maße, wie das Bedeutende immer weitere Kreise zieht, das Unbedeutende in immer tiefere Nacht zurücksinkt. Daher ist es für die Gegenwart so schwer, ein richtiges Urteil über Zeitgenossen zu fällen, ganz abgesehen davon, daß die Kritik sehr oft selbst Partei ist. Stellt man sich aber auf den Standpunkt, von dem aus gesehen nur die ganz Großen beachtungswert erscheinen, so werden nur drei Dichter der letzten Vergangenheit Frankreichs unsere Aufmerksamkeit fesseln können: Lamartine, Paul de Musset und Viktor Hugo. Lamartine hat tiefe, religiöse oder philosophische Gedanken in eine nie wieder erreichte Formenpracht gekleidet — er war ein wirklicher Dichter von Gottes Gnaden, bis der große Zug seiner Dichtung zur Weitschweifigkeit und bloßer Rhetorik wurde, bis ein vager Pantheismus das religiöse Gefühl verdrängte oder aufsog und an die Stelle des Gefühls die Weichlichkeit, eine krankhafte Sentimentalität trat. Paul de Musset besaß ein empfindsames und edles Gemüt, aber die Ironie wurde ihm zur zweiten Natur, Herz und Lippen gerieten in den sonderbarsten Widerspruch. Wenn ich an ihn denke, kommen mir immer wieder die Worte Heinrich Heine's, seines geistig so nahen Verwandten, in den Sinn:

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

Digitized by Google

Dieses Lachen ist aber gezwungen, unnatürlich, ich möchte fast sagen — teuflisch. Es ist das Lachen des Betrunkenen und Wahnsinnigen, der den Tod seines besten Freundes erfährt, es ist die Heiterkeit des Ausschweifenden, der im Laster Trost und Vergessen sucht. In einem solchen Herzen ist jeder Glaube an ein Jenseits, an Vergeltung und Gerechtigkeit, vernichtet. Doch nicht so, daß sich nicht von Zeit zu Zeit ein von reuigem Gemüte kommender Ton durchringen könnte, aber dann gellt uns sofort wieder das fürchterliche Lachen in die Ohren Und der Arme trinkt, trinkt ..... Musset kümmerte sich wenig um die Religion und Moral, desto eifriger beschäftigte sich damit Viktor Hugo. Seine Kritik und Moral ist rein negativ, d. h. er zerstört alles, was seine Gefühle verletzt, ohne an den Platz des Alten eine neue Lehre oder Anschauung setzen zu können. Er ist ein Kind seiner Zeit und ist nie zu ihrem Tyrannen geworden, wie wir es von einem so großen Geiste hätten erwarten sollen. Er ist auch nie zum Verkünder neuer Wahrheiten geworden, der Schatten zukünftiger Geschehnisse hat nie auf ihm geruht. Und weil er ein leidenschaftliches Kind seiner Zeit war, haßte und liebte er wie nie. Er haßte die Priester, liebte die Prinziplosigkeit und den „göttlichen Leichtsinn" der Pariser Gesellschaft. Das ist's, was ihm Tausende von Anhängern zuführte, das auch, was ihn zum gefährlichen Dichter und Denker machte.

Weit unter Lamartine, Musset und Viktor Hugo muß man ihre nächsten Nachfolger und Erben, Baudelaire und Béranger, stellen. Zugleich mit dem religiösen Gefühle sehen wir die ganze Poesie degenerieren, und epigonenhaft dünkt uns die Dichtung Baudelaire's und Béranger's im Vergleiche zum rauschenden Silbenfall Lamartines. Selbst die krankhafte Sentimentalität Mussets ist verschwunden, Roheit und politische Hetzsucht herrscht in der Poesie. Leconte de Lisle versucht, die Sprache der Dichtung wieder aufzuputzen, das Gesuchte und Raffinierte findet Anhang, Pantheismus und Atheismus werden Mode — der Parnasse moderne feiert Triumphe und tritt in den Vordergrund des literarischen Lebens. Taine schreibt ihnen ihre Philosophie und schließt jede Religion aus Kunst und Literatur aus. Hier beginnt die neue, religionslose Epoche der französischen Literatur, in der drei Richtungen einander ablösen: der Naturalismus und der Parnasse moderne, der Mystizismus und Symbolismus, die psychologische Schule.

François Coppée war einer der Begründer des Parnasse moderne gewesen, im zwanzigsten Jahre hatte er seinen ersten Band Gedichte geschrieben, der ihn sogleich zu einem der größten Dichter Frankreichs gemacht hatte. Er fühlte tief und naiv, besaß aber zugleich eine Art von sentimentaler Sinnlichkeit, die neu war und gefiel. Seine Sprache war tief ausholend, pikant und geschmeidig, verlief schmachtend und langsam, wie ein Bach, der murmelnd unter grünem Gezweige und Laubholz verschwindet. Und sie ist dieselbe geblieben bis auf „La bonne souffrance". Dieser letzte Band, den François

Digitized by Google

Coppée seinen vielen, vielen Lesern geschenkt hat, ist vielleicht auch der wahrste und am tiefsten empfundene seiner Werke, es ist das Bekenntnis eines armen, gequälten Herzens, das nie schlecht war und gehässig. Unwissenheit und Leichtfertigkeit waren seine Fehler, aber schlecht war Coppée nie. Die Krankheit der Zeit, die pikante Sinnlichkeit und religiöse Leichtigkeit der Pariser Gesellschaft, hatten ihn angesteckt, aber man hätte seine Bekehrung voraussagen können. Er hat nie nach dem Titel „Dichter und Denker" verlangt, wie sein Kollege der Akademie: Sully-Prudhomme. So hat er auch nie wie dieser mit der Form, die zu überwältigen dem Philosophen doppelt schwer fallen muß, zu ringen gehabt. Andererseits wird aber Coppée auch nie gefallen können, wo man Sully-Prudhomme schätzt, bei Männern und Denkern. Das Mitgefühl wächst bei diesem mehr aus der Tiefe der Dinge hervor, je tiefer er gründet in Wahrheit und Trug, in Freude und Leid, desto inniger sind die Töne, die ihm aus dem übervollen Herzen quellen. Auch er ist tief religiös, nur das Gemüt hat ihn der Kirche entfremdet, das Gemüt wird ihn wieder zurückführen. Denn er ist ein Jünger des großen Mitleids, wie es nur der Katholizismus kennt, Moral und Gesetz sind ihm heilig. Wer weiß, ob nicht auch er uns heute oder morgen ein „Errettendes Leid" schenken wird. Vielleicht schon in seinem neuesten Werke, dem „Testament d'un poète", dessen baldiges Erscheinen im Buchhandel soeben angekündigt wurde. Wer weiß?

Bei Coppée eine glückliche Mischung von Realismus und Idealismus, ein anmutiges Genre, bei Sully-Prudhomme voller Idealismus, bei Leconte de Lisle Marmorreliefs, die die Wollust durchbebt, und nun ein weiter Schritt bei Richepin Naturalismus und Verwilderung der Form. Wir stehen an der Grenze von Poesie und Trivialität, unstet schwankt der Dichter von einem zum anderen Extrem. Oft aber ist er auch wirklich, was er sein will: ein Zigeunerkönig mit schwerem, schwarzen Haare, mit Sammt bekleidet und köstlichem Stoff, voller Wagemut und Stolz und Verachtung. Aber leider störet ein Umstand die schöne Illusion: überall begegnen wir Erinnerungen aus Lukrez und Juvenal, aus Viktor Hugo und Musset. Seine Poesie bedeutet Dekadenz im schlimmsten Sinne des Wortes, er ist der rauhere Verlaine, ohne dessen angeborene Gaben, ohne seine Empfindung und Sentimentalität.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Dichtung nimmt im heutigen Frankreich eine gewisse Sonderstellung ein, gegenüber den hitzigen Gefechten der Romanciers. In der Prosa hat der Naturalismus gesiegt, nicht nur etwa auf dem Gebiete des Romans, der Novelle, sondern auch im Essai, in Philosophie und Kunst. Der Sieg des Naturalismus ist der Sieg über das Christentum, die Niederlage des Katholizismus. Das heißt: er wäre es gewesen. Gesiegt, ganz und völlig gesiegt hat der Naturalismus nie, im Gegenteil. Die ernste und wissenschaftliche Kritik des Koryphäen der französischen Kritik, Ferdinand Brunetières,

Digitized by Google

und seines Schülers Gaston Deschamps hat ihn nie anerkannt, es ist nicht eingetroffen, was der talentvolle Maurice le Blond 1897 schrieb: „Für Zola wird morgen die Stunde schlagen, die herrliche Stunde der Weihe, der glänzenden Weihe des Genies durch die Jugend". Die Stunde hat nicht geschlagen, und ist der Naturalismus auch noch nicht tot, so liegt er doch in den letzten Zügen. Es mußte so kommen, denn er trug den Keim des Todes in sich. Um so mehr muß es unsere Pflicht sein, mit voller Gerechtigkeit über das Werk des Großmeisters des Naturalismus, Emil Zola's, zu urteilen. Schon die Art wie Zola arbeitet, widerspricht vollständig den Prinzipien des Naturalismus. Als er an sein gewaltiges Werk der Rougon-Maquart herantrat, schwebte ihm die Idee des Ganzen vor, die Idee der Geschichte einer „modernen" Arbeiterfamilie. Er zerlegte sodann diese Idee, und dann erst konnte er seine Notizbücherreisen antreten, dann erst begann er die naturalistische Forschung. Es hing also alles von der Idee ab, die er sich im Voraus von der Welt und speziell vom Leben derer gebildet hatte, deren Geschichte er schreiben wollte. Es war ferner sehr richtig und natürlich, wenn er seine Beobachtungen im Sinne seiner vorgefaßten Anschauung betrieb, wenn er nur die Punkte festlegte, die in den Bau des Ganzen hineinpassen und zum Motor der Handlung werden konnten. Zola eroberte sich seine Weltanschauung keineswegs durch seine Forschungen, sondern sie war schon fixiert, bevor er die „Rougon-Macquart" begann. Jene Weltanschauung aber ist völlig individuell, die „Idee" Zola's war ebenfalls individuell, also mußte auch sein Werk individualistisch werden, so gut wie die Wahrheit eines jeden Romanes, sei er naturalistisch oder romantisch konzipiert, eine relative ist. Und nun fällt das ganze naturalistische Prinzip in sich selbst zusammen, denn es ist gerade der Individualismus, den Zola anfocht und an dessen Stelle er die naturalistische Beobachtung gesetzt hatte. Auch die Psychologie des Romanes und ihr Recht, oder gar ihre Notwendigkeit bestritt er. Den Grund zu dieser Auffassung und Ästhetik müssen wir in Zola's Persönlichkeit selbst suchen. Zola wollte der Apostel seiner materialistischen Zeit werden. Er wollte die Psychologie durch die Physiologie vertreten sehen. Die physiologischen Gesetze, denen der rohe Mensch unwillkürlich nachgiebt, wollte er klarlegen und ihnen zu ihrer Anerkennung zu verhelfen. Darum sprach auch er das alte Retournons à la nature wieder aus, und diese nature war der Instinkt des Tieres und seine Bethätigung. Dazu brauchte er Gestalten, die von keinem seelischen Einflusse je berührt werden. Er mußte also dazu kommen, mit Vorliebe Personen zu wählen, die vom Instinkte getrieben werden, die nicht mehr sind als Baum und Stein. Die Erniedrigung des Menschen mußte die Erhöhung des Tieres und der bestimmenden toten Umgebung zum Gefolge haben. Daher legt er der Leere oder leblosen Gegenständen eine dämonische Gewalt über den Menschen bei und läßt uns Branntweinkessel scheußlich in's Gesicht grinsen. Weil aber jeder Materialismus Verrohung bedeutet, wenigstens für die Masse,

Digitized by Google

wurde auch Zola immer roher, je weiter er schritt. Und auch sein Evangelium (la Fécondité) ist durch und durch materialistisch und theoretisch nicht haltbar. Sein Gott ist der Gott Fichte's: Gesetz und Natur. Einen Fortschritt in der Geschichte seiner Entwickelung — wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann — erwarte ich auch von den beiden noch nicht erschienenen Evangelien nicht. Zola bleibt, was er war: der gewaltige Materialist, der die Geschichte der niederen Menschheit seiner Zeit schrieb. Er ist der einzige Naturalist nach Flaubert, der wirklich sittlichen Ernst besitzt und mit sittlichem Ernste schreibt. Schon Huysmans besitzt ihn nicht mehr. Er ist der moderne Dekadent, den Alles anekelt und der nur nach Originalität sucht. Er hat seine Freude am Platten, Gemeinen, vielleicht nur um die Kunstform desto ausschließlicher pflegen zu können. Denn ihm gilt wirklich das l'art pour l'art als oberstes Gesetz. Wenn ich seine merkwürdigen, launenhaften Schriften lese, kann ich mich nie des Eindruckes erwehren: dieser Mann leidet auch körperlich. Der Ton ist so nervös, der Stil so überreizt und gezwungen, daß ihn ein Liebhaber im naturalistischen Genre nicht wohl leicht in voller Gesundheit schreiben könnte. Der Ekel an allem Menschlichen scheint mir einem körperlichen Unwohlsein zu entstammen, die gemeine, selbstquälerische Laune die Lust des Kranken zu sein, der in seiner Wunde wühlt. Es ist ganz dieselbe grausame Wollust. Die große Unzufriedenheit Huysmans' mit allem, was da ist, giebt manchen seiner Seiten einen dekadent-ascetischen, manchmal etwas blasierten Ton, einen Anhauch von „sadistischem"*) Katholizismus. Anderen wie Catulle Mendès und Paul Alexis ist der Naturalismus schon mehr zum Handwerke geworden. Nicht einmal ein literarisches Interesse können ihre Schmutzromane erwecken, die geschrieben zu werden scheinen, nur um den niedersten Leidenschaften der menschlichen Brust zu schmeicheln. Eine Abnormität in der literarischen Welt der Erscheinungen ist Guy de Maupassant. Er ist der Schriftsteller, der am meisten von den Modernen dem Katholizismus und überhaupt jeder Orthodoxie abgeneigt oder eher völlig entfremdet ist. Er kennt die Sünde der Sinnlichkeit nicht. Auch er faßt den Menschen als ein Tier auf, aber er hat nicht die Kraft, die Schwere dieser Anschauung und ihrer Konsequenzen zu tragen und leidet furchtbar. Er ist der ehrlichste Pessimist, den die moderne Literatur und Philosophie nennen kann, sein Pessimismus ist keine Liebhaberei. Schutz vor seiner Lehre und vor dem Getriebe des Lebens sucht er in der Sinnlichkeit, der man eine gewisse tierische Naivetät nicht absprechen kann. Aber sie stärkt nicht, diese Sinnlichkeit, sie glüht und verzehrt, der Arme wird immer elender, bis er in die ewige Nacht des Wahnsinns verfällt und in ihr stirbt. Unheilvoll, wie

*) Dieser Ausdruck stammt von dem großen französischen Kritiker Sainte-Beuve, der damit das Genre des altfranzösischen Schriftstellers bezeichnen wollte.
Der Verfasser.

Digitized by Google

ihm selbst, ist sein Denken und Fühlen dem Volke geworden, das auf den Pariser Boulevards den Abend und die Stunden der Muse verbringt und eine Luft einatmet, in der die verderblichste Sinnlichkeit vibriert. Gerade, weil er die Sünde nicht kennt, ist er für den Leser viel gefährlicher als Zola und die anderen Naturalisten, besonders für den gebildeten Leser, der seine Lektüre überdenkt. Die große, schöne Seele der wirklichen Dichter besaß er nie. Trotzdem ist aber Guy de Maupassant in seiner reichen Epoche ein Klassiker und ein glänzender Stilist. Aber das ist doch eigentlich wenig. Lieben werden ihn selbst seine Freunde nicht. In späteren Zeiten wird überhaupt wohl niemand auf ein Buch aus unserer modernen französischen Literatur zurückgreifen, wenn er nach dem Dichter verlangt als dem Tröster und Thränenstiller und dem Gefährten trüber Stunden. Nur der Literaturhistoriker wird sich mit Überdruß durch den Schwulst hindurcharbeiten müssen. Sicherlich wird er dann den Kopf schütteln ob der Armut an Idealem und Höherstrebendem in der französischen Prosa — und im französischen Leben und Denken um die Jahrhundertwende. Bei drei oder vieren nur wird er mit Freude verweilen: bei den Versen der Coppée, Sully-Prudhomme, Dorchain und bei den Romanen Paul Bourget's.

Bourget hat die Ästhetik Zola's über den Haufen geworfen und der Psychologie wieder zu ihrem Rechte verholfen. Als er seine schriftstellerische Thätigkeit begann, war er noch sehr in der „Modernität" befangen, die Salons seiner Romane brachten ihm viel Spott ein, die Psychologie seiner Werke charakterisierte man mit Bezeichnungen wie „Psychologie für jüdische Frauen", was ihn aber alles nicht verwirren konnte. Er ging ruhig auf seinem Wege weiter und ist so zum ersten Schriftsteller Frankreichs geworden. Seine Auffassung von Romanen hat er selbst in den „Mensonges" niedergelegt, wo er einmal schreibt: „Ihr sprecht von Wissenschaft? Was würdet Ihr wohl von einem Arzte denken, der, unter dem Vorwande, eine Krankheit an sich selbst zu studieren, die ganze Stadt anstecken würde? Diese großen Schriftsteller, die ihr beneidet, haben eine furchtbare Verantwortung übernommen, dadurch, daß sie ihre innersten Leiden anderen übertrugen. Denkt Ihr daran, wie schrecklich der Gedanke ist: Goethe ist tot, Musset ist tot, und doch drücken sie noch manch' armen Kinde die Mordwaffe in die Hand? Nein! Nur um zu heilen, dürfen wir die Krankheiten des Herzens berühren, und dieser Dilettantismus, der mit dem Menschenelend spielt, ohne den Schmerz zu besänftigen, ohne Mitleid mit den Kranken zu empfinden — er ist schrecklich!" Auch Bourget ist mehr katholisch als er es selbst glaubt, und ebenso Marcel Prévost.

Prévost ist von den Jesuiten erzogen worden. Die Prinzipien, die er bei ihnen eingeprägt erhielt, hat er in seinen Romanen nicht verleugnet, immer ist der Hintergrund und die Tiefe ernst und christlich. Ich glaube, Marcel Prévost ist Naturalist geworden, weil es gerade Mode war, weil er um die Zeit seines literarischen Debuts in größtem Flor stand. Andererseits konnte

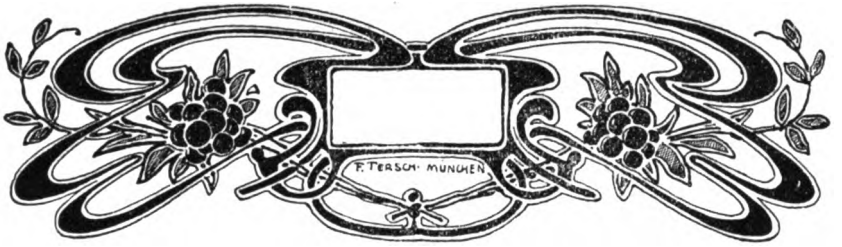
Digitized by Google

er auch seine Erziehung nicht verleugnen, und so wurde er zum erotischen Katholiken Frankreichs. Eine merkwürdige, aber bezeichnende Erscheinung!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich halte es nicht für die Laune einzelner, auch nicht für banale Mode, wenn man in Paris mit Vorliebe aus der „Nachfolge Christi“ zitiert. Es ist der tiefe Seelenfriede dieses Buches, der den modernen Franzosen inmitten des Hastens und Drängens der Großstadt anspricht, die Ruhe in Gott, das selige Vergessen . . . Es rührt ihn die unermeßliche Liebe, die ihn umflutet, wenn er in der Nachfolge liest, die Stimmung zu Höherem, der Flug nach oben. Er fühlt sich losgelöst von der Gemeinschaft der Menschen, mit ihm ist die Gerechtigkeit, die Güte, das Mitleid, die Freiheit, die Liebe. Und welche Liebe! Nicht die Leidenschaft, sondern die Tugend. Diese Beliebtheit der „Nachfolge Christi“ sagt mehr, als die meisten Worte ausdrücken könnten, sie bedeutet die allmähliche Ermattung nach dem Fieber, die Rückkehr zu Gott und zur angestammten Religion — dem Katholizismus.

Digitized by Google



Gedichte

von

Philipp Witkop (Gelsenkirchen.)

Im fremden Land.

Ich bin ein Flößer, der in tiefer Nacht
Durch dunkle Wasser seine Ruder leitet.
Von rätselvollen Sternen überdacht
Späh' ich in's Land, das scheu vorübergleitet.

Mir ist so wirr, so seltsam fremd zu Mut,
Die Ferne geistert stumm und traumverloren,
Geheimnistrunken raunt die dunkle Flut
Von irren Märchen, die die Nacht geboren.

Seltsame Schatten flieh'n im Uferkraut,
Fremdfahle Lichter kommen und verschwelen,
Und manchmal wird ein müdes Wispern laut
So wie der Klagruf verirrter Seelen.

Mich aber faßt ein jähes Bangen an.
Es ist, als ob mir Geisteraugen winken —
Wer bin ich? — Wer? — Wohin geht meine Bahn? — —
Und schauernd laß ich meine Ruder sinken.

Digitized by Google

Selige Nacht.

Ich falte sehnend meine Hände
Und warte dein, geliebte Nacht.
Rings in dem blühenden Gelände
Ist ein verwirrender Duft erwacht.

Schon weht ein Glanz aus fernen Zonen
Unendlich still und mild herauf,
Und plötzlich flammen Millionen
Von schimmernden Gestirnen auf.

Da breit ich meine Arme beide,
Mein Blick ist heiss und wonneschwer.
Ich hab' vergessen, was ich leide,
Und keine Sehnsucht drückt mich mehr.

Ein Traum.

„Gebannt im stillen Kreise sanfter Hügel
Schlingt sich ein Strom von ewiggleichen Tagen
Da mag die Brust nicht nach der Ferne fragen
Und lächelnd senkt die Sehnsucht ihre Flügel."
Eichendorff.

Wie bunt und warm uns jetzt die Tage geh'n!
Und jeder bringt das gleiche, stille Glück:

Ein kleines Häuschen weiß und weinumrankt,
Ein Fensterchen mit schneeigen Gardinen,
Ein Stübchen, das voll Sonnenflimmer ist,
Und in ihm wir, ganz dicht am Fenster sitzend.

Ich halte deine kleine, weiße Hand
Mit beiden Händen warm und fest umschlungen.
Wir sitzen still, kein Wörtchen wagt sich vor.
Zuweilen nur seh'n wir uns lächelnd an,
So selig-sonnig lächelnd, daß das Herz
Uns beiden groß wird, groß und glückdurchsonnt — —

Digitized by Google

Dann fliegt der Blick zurück zum Gärtchen hin,
Zu unſ'rem Gärtchen, das durch's Fenſter ſieht
In herbſtlich ſchöner, milder, bunter Pracht.
Ein breites Beet von Georginen glänzt
Dicht unter uns in hundert hellen Farben,
Ein kleiner, weißer Ahornbaum durchblitzt
Das dunkle Grün der ſchlanken Koniferen.
Drei ſpäte Roſen ſenken ihren ſchweren,
Erblühten Kelch der ſtillen Hecke zu.

Und weiterhin, dort wo der Garten breit
Und ſchattiger die grünen Matten reiht,
Dort leuchtet ſtolz und früchteſchwer
Von Apfelbäumen ein mächtiges Heer.
Wie freudig unſer Blick an ihnen hängt!
Und wie Erfüllung kommt es über uns — — —
Und feſter finden unſere Hände ſich — — —

Im Stübchen tikt die alte Wanduhr leis.
Fern aus der Küche ruft gedämpftes Lärmen.
Sonſt iſt's ganz ſtill, kein Wörtchen wagt ſich vor.
Zuweilen nur ſeh'n wir uns lächelnd an,
So ſelig-ſonnig lächelnd, daß das Herz
Uns beiden groß wird, groß und glückdurchſonnt.

Am Abend.

Ich habe leiſe meine Hand erhoben
Dem Kind gleich, das zu Abend beten will.
Und aller Haß und Schmerz in mir verloben,
In meiner Seele wird es kirchenſtill.

Ich habe viel gelitten und gerungen,
Manch' dunkle Strophe gibt davon Beſcheid.
Und was ich noch in Verſe eingezwungen,
Das iſt wahrhaftig nicht mein ſchlimmſtes Leid.

Nun aber fühl' ich alles Weh zerſtieben.
Mich ſegnet eine große Zuverſicht —
Ach, erſt nach Leiden, lernen wir zu lieben,
Erſt wer im Finſtern weinte, liebt das Licht.

Digitized by Google

Frühling.

Nun stürme mein Lied in die Luft, in die Luft,
Nun jauchze auf sonnigen Bahnen.
Es flutet ein Duft aus Grab und Gruft,
Der ist wie Frühlingsahnen.

Das Feld wird bunt und die Welt wird blau,
Schon knospen die Glockenblumen,
Schon deckt ein wärmender, segnender Tau
Fruchtend die Ackerkrumen.

Sieh' dort das Kind im schäbigen Kleid,
Es lächelt in lauter Wonne.
Nun fühlt es ja auch, wie die Welt so weit
Und so voll Sonne, voll Sonne.

Liebe Liebste, komm' und setze dich her
Lausche den Spatzen am Dache
Und neige dein Köpfchen liebeschwer
An meine Brust und lache!

Abseits.

Ich bin hinausgeflohen,
Hinaus aus dem Lärm der Stadt.
Ich bin die alltäglichen, rohen
Gesichter für heute satt.

Ich bin geflüchtet zum grünen,
Zum waldumrauschten Strand.
Nun steh' ich auf einsamen Dünen
Und juble in's schimmernde Land.

Ich höre das Wachsen der Erde,
Ich höre die Meere geh'n.
Ich höre ein ewiges „Werde"
Aus gold'nen Gestirnen weh'n.

Digitized by Google

Die ragenden Wälder rauſchen,
Das Meer blaut endlos weit.
O könnt' ich hier ewig lauſchen —
Ich grüß' dich Unendlichkeit!

Im dunkelſten Gange.

Gottlob, daß doch in alten Jahren
Die Maurer nicht ſo vernünftig waren
Wie jetzt,
Daß ſie noch dunkle Winkel und Gaſſen
Und ſtillverſteckte Gänge gelaſſen,
Nicht alles ſo hell und gerade geſetzt.

Nun ſteh' ich ſchon wieder mit brennender Wange
Zur Dämmerzeit im dunkelſten Gange
Und warte Dein.
Und horch, ſchon hör' ich ein Trippeln und Rauſchen,
Ein weiches, kniſterndes Kleiderbauſchen
Hoch auf der Treppe — das mußt Du ſein.

Ich drücke mich feſt, ganz feſt an die Mauer,
Ich ſtelle mich ſacht, ganz ſacht auf die Lauer,
Mein Herz klopft heiß.
Du biſt's. Schon hab' ich Dich feſt umfangen
Und küſſ' Dich auf Mund und Stirne und Wangen
Und auf den Nacken blütenweiß.

Du ſträubſt Dich ſchmollend, Du ſuchſt zu entrinnen
Und kannſt doch nicht aus dem Gang von hinnen,
Und ſchalkhaft lachend bleibſt Du zuletzt —
Gottlob, daß doch in alten Jahren
Die Maurer nicht ſo vernünftig waren
Wie jetzt.

Digitized by Google

Auf der Suche.

Aus verträumter, dumpfer Blindheit
Scheuchte mich ein ſtolzes Wort.
Aus den Gärten meiner Kindheit
Trieb's mich fort,
Trieb's mich fort, mich ſelbſt zu ſuchen.

Und nun irr ich ſchon lange Zeiten,
Und kein Abgrund war, der mich gehemmt.
Aber ſpäht' ich auch in alle Weiten,
Immer noch bin ich mir ſelber fremd.

Das ſind unſ'rer Sehnſucht tiefſte Wunden:
Dumpf und dunkel taſten wir umher.
Viele Herzen ſind, die wir gefunden,
Viele Rätſel, die wir überwunden.
Nur uns ſelber finden wir ſo ſchwer.

Digitized by Google

Die Macht der Finsternis.

(Drama in fünf Akten von Leo Graf Tolstoi.)

Die Menschen streben und ringen nach Licht und Sonne, sie scheuen den beschwerlichen Weg, der zur Kultur führt, nicht, sie hasten und arbeiten, um empor zu kommen, einer stößt den anderen nieder, und mancher, der nicht Schritthalten kann, bleibt müde am Wege liegen, am Wege zum Licht! Hinauf hat ein jeder einmal wollen, hinaus aus dem Dunkel, hinauf zur Sonne. Aber ein hemmendes Element ist in jedem, eine geheime, unerbittliche Macht, die Macht der Finsternis. Bleiern legt sie sich an die Sohlen, und wer zu fliegen wähnt, sinkt! Wer zur Reinheit wollte, stürzt jählings in den breiten Sumpf! Denn das Streben vieler ist nicht rein, ihr Streben ist Habgier, ist Lasterhaftigkeit, ist Verbrechen! Und wer dem Bösen auch nur einen Finger reicht, ist ihm schon verfallen! Denn die Macht der Finsternis ist gewaltig. Und wer einmal im Dunkel ist, kommt selten mehr zum Licht!

Das ist der Sinn der „Macht der Finsternis". Und von ihren Opfern will Tolstoi, der greise, unerbittliche Prophet und Prediger, in seiner harten, wuchtigen Art sprechen.

Wie in allen seinen Werken, so benützt auch in diesem Drama Graf Leo Tolstoi die Kunstform nur als willkommenes Sprachrohr für seine Lehren. Er konstruiert auf eine seiner Sentenzen hin einen typischen Fall.

Peter, ein reicher, aber kränklicher Bauer hat in zweiter Ehe die um zehn Jahre jüngere Anißja heimgeführt. Sie ist putzsüchtig und leichtfertig, und Peters Knecht Nikita, ein ländlicher Stutzer, ist ihr Liebhaber. Zwar will Nikitas Vater, ein gottesfürchtiger Bauer namens Akim, daß der Sohn Marinka, eine dralle, arme Küchenmagd zum Weibe nimmt, nachdem er sie entehrt, aber Nikita will sie nicht, und seine Mutter Matrena weiß für ihn eine bessere Ehe, wenn nämlich Peter stirbt. Dann kann Nikita Anißja heiraten und wird ein reicher Bauer. Weil aber Peters Krankheit nur langsam und schleichend an dessen Körper zehrt, so verschafft Matrena der jungen Frau, die ja die Buhle ihres Sohnes ist, einige totbringende Pulver.

Digitized by Google

Schon liegt Peter am Totenbett, aber Anißja und Matrena wissen nicht, wo er das Geld versteckt hat und weil sie ahnen, daß er dasselbe seiner Familie und nicht seiner Frau, die gegen ihn hart ist, zuführen will, geben die beiden Weiber dem Manne abermals Gift und entreißen dem Sterbenden das Geld. Nikita ist nur mit Widerwillen ihr Helfeshelfer. Er ist von Natur gut veranlagt und ihn dauert Peter, der es mit ihm allezeit gut gemeint. Aber auf Zureden seiner Mutter Matrena nimmt er endlich die dem Toten entrissene Börse in Verwahrung. — Neun Monate sind seit dem Tode Peters verflossen. Nikita ist der rechtmäßige Gatte Anißjas geworden und ist nun ein reicher Bauer. Einmal, wenn auch unrechtmäßig im Besitze des Geldes, ist er vollends zum Protzenbauer, Säufer und Lump geworden. Gegen Anißja ist er grob und hart, und weil sie in ihm den Mitwisser ihrer gräßlichen Schuld weiß, traut sie sich nichts gegen ihn und muß blutenden Herzens sehen, wie er mit ihrer Stieftochter Akulina, einem hübschen, siebzehnjährigen Mädchen aus Peters erster Ehe liebäugelt, in den Gasthäusern herumzieht und die Ehe bricht. Doch als sich die Folgen dieses Fehltrittes einzustellen drohen, muß Akulina, die ja eine hübsche Mitgift bekommt, rasch verheiratet werden. Auch hier ist es wieder die Mutter Nikitas, die Hexe Matrena, die mit den Freiwerbern handelt und feilscht und auf ihres Sohnes Vorteil bedacht ist. Doch während die Freiwerber in der Stube zechen und brüllen, hat Akulina draußen in der Scheune, das Kind der Sünde geboren. Nun gilt es das Kind, das den ganzen schönen Heiratsplan zu nichts machen würde, zu beseitigen. Nikita möchte sein uneheliches Kind irgendwo in eine Anstalt unterbringen, aber seine Frau Anißja will, daß er es töte und eingrabe. Auch Matrena hält dies für das beste. Und so zwingen die beiden teuflischen Weiber, die eine aus Rachedurst, die andere aus kluger Berechnung, den schwachen Nikita, sein eigenes Kind zu töten, immer wieder will er davon abstehen, aber sie lassen ihn nicht eher los, bis daß er wirklich das Kind getötet und wie wahnsinnig und toll zusammenbricht. Akulina weiß nichts vom gewaltsamen Tode ihres Kindes und macht bald darauf Hochzeit. Alles lärmt und ist heiter, nur Nikita, geht traurig und gebrochen umher, immer von den Furien gepeitscht. Schon plant er einen Selbstmord, denn auch der Alkohol kann ihn von seinen Seelenqualen nicht befreien. Unter den Hochzeitsgästen befindet sich auch Marinka, Nikitas ehemalige Geliebte, die nun einen Witwer geheiratet hat und als braves, arbeitsames Weib dahinlebt. Da Nikita sie allein im Hofe trifft, regt sich in ihm die alte, echte Liebe, die er einmal zu ihr gehabt und mit Schrecken denkt er daran, was für ein anständiges, freudiges, wenn auch ärmliches Leben er an der Seite dieses Weibes geführt hätte, wenn er sie nicht des Geldes wegen zurückgestoßen. Aber drinnen wartet man schon auf ihn, er soll das junge Ehepaar segnen. — Doch dagegen bäumt sich sein Gefühl auf; er kann es nicht über sich bringen, das Mädchen, das er entehrt, dessen Kind er gemordet, dessen

Digitized by Google

Vaters Geld er geraubt, an dessen Vaters Tod er mitschuldig war, nun als junges Eheweib zu segnen. Und statt zu segnen, — will er nun beichten. Gebrochen von der schweren Last der Schuld wirft er sich vor der erstaunten Hochzeitsgesellschaft zu Boden und ruft: „Rechtgläubige Gemeinde! Ich bin schuldig und will beichten! Erstens: Marinka, schau hieher. Ich bin schuldig vor Dir — ich hatte Dir versprochen, Dich zu heiraten, habe Dich verführt, habe Dich betrogen, Dich verlassen, — verzeihe mir um Christi willen!" Dann richtet er sich an Akulina. „Akulina, jetzt rede ich mit Dir. Höre, rechtgläubige Gemeinde! Ich bin ein Verfluchter. Akulina! Ich bin schuldig vor Dir, Dein Vater ist nicht natürlichen Todes gestorben. Er ist durch Gift getötet worden. Akulina, ich habe ihn vergiftet. Verzeihe mir um Christi willen! Noch eine große Sünde habe ich vor Dir begangen, Akulina, ich habe Dich verführt. Verzeihe mir um Christi willen! Den Vater habe ich vergiftet und ich niederträchtiger Hund habe auch die Tochter ins Verderben gestürzt. Ich hatte die Macht über sie und habe sie zu Grunde gerichtet und auch das Kindchen. Im Keller habe ich das Kindchen mit einem Brette erstickt. Dann habe ich es in die Erde vergraben. Ich habe es gethan, ich alleine!"

Schon wollen ihn die Polizeileute gebunden abführen, aber er hat noch einiges seinem Vater zu sagen:

„Vater, mein leiblicher Vater! Verzeihe mir, dem Verfluchten! Du hast es mir von Anfang an gesagt, als ich mich mit der garstigen Buhlerin einließ: „Gibst Du dem Teufel einen Finger, so packt er die ganze Hand." Ich habe auf Deine Worte nicht gehört und es ist so gekommen!" — Dann wird er gebunden. „Es war meine Sünde und meine That. Ich habe nichts mehr zu sagen!" sind seine letzten Worte, mit denen das erschütternde Drama schließt.

Tolstoi hat es in diesem Drama unternommen, den furchtbaren Sittenverfall, der bei den russischen Bauern herrscht, darzustellen, und dies ist ihm in erschreckender Weise geglückt. Doch man würde Tolstoi mißverstehen, wenn man der Ansicht wäre, er habe damit nur ein nervenkitzelndes, sensationelles Drama des Naturalismus schreiben wollen, und so sehr er sich in die entsetzlichsten, grauenvollsten Details einläßt, bleibt er dabei immer der große Moralist und Weltverbesserer, der er auch in den anderen Schriften ist.

Dennoch muß konstatiert werden, daß er in der naturalistischen Schilderung zu weit geht und über die Grenzen des Künstlerisch-Erlaubten weit hinausschießt. Szenen, wie im zweiten Akt, der gewaltsame Tod Veters, und das Entreißen des Geldes durch Anißja, im vierten Akt das Morden des Kindchens sind vom Standpunkte der Kunst und Technik direkt zu verwerfen; wenn er die Szenen hinter die Koulissen verlegt, so liegt gerade in dieser Thatsache das doppelt Aufregende. Derlei Dinge sind keine Effekte, kein Nervenkitzel mehr, sondern direkt Gewaltmittel, Qualen für den Zuschauer.

Digitized by Google

Es gibt eben einen Punkt, der sich nicht definieren läßt, den aber selbst der naive Zuschauer empfindet, über den hinaus der Dramatiker nur Entsetzen beim Publikum hervorruft, und diese Grenze hat Tolstoi überschritten.

Es hat ferner daran gefehlt, daß er die Katharsis wie die Katastrophe eigentlich nur über Nikita hereinbrechen läßt und dieselbe nur in Seelenqualen und in Gefangennahme zum Ausdrucke kommt. Er verklärt den Helden sozusagen am Schlusse durch seine Buße. Soll das die ganze Strafe sein? Und gerade die Frauen, die teuflische Mutter Matrena, und die Anißja büßen nicht. Sie werden zwar auch ins Gefängnis geführt werden, vielleicht sterben, oder nach Sibirien transportiert werden. Aber damit ist nur der äußeren, der weltlichen Gerechtigkeit Genüge geschehen, nicht der inneren. Und gerade die Frauen sind doch schuld an dem Verderben Nikitas. Das wollte Tolstoi auch sagen, aber er zieht aus dem Satze keine Konsequenzen. Nikita ist von Natur kein schlechter Mensch, wohl aber dessen Mutter Matrena, sie ist der böse Geist der Familie, sie ist an allen Schlechtigkeiten schuld, sie ist die Anstifterin allen Unheils.

Noch gäbe es eine ganze Anzahl Punkte, über die man rechten könnte, aber sie alle werden durch den einen Grund beseitigt, daß Tolstoi wahrscheinlich gar kein Kunstwerk schaffen wollte; er hat es seit Jahren aufgegeben, Künstler und nur Künstler zu sein. Er ist der Mann der Propaganda geworden. Er ist ein Rufer, ein Kämpfer geworden, er ist ein Zertrümmerer! Immerhin aber hat er mit der Macht der Finsternis kein Tendenzdrama geschrieben, er hat nur ein Bild vom Menschen entrollt, aber fast würde man dem großen Pessimisten entgegentreten wollen und zurufen:

„So schlecht ist die Welt doch nicht, so komprimiert ist das Laster wohl nirgends auf der Erde, auch in Rußland nicht! Warum siehst Du denn gar nichts Gutes an den Menschen! Warum erzählst Du uns denn gar nichts von ihrem Glück und ihren Freuden, Du harter, alter Mann!“

Strenge und herb sind seine Lehren, hart und unerbittlich seine Schriften. Hart und unerbittlich ist auch „Die Macht der Finsternis.“ Sie ist das Drama des Lasters. Mit Recht schrieb der nun schon verstorbene Wiener Schriftsteller Ferdinand Groß einmal über Tolstoi:

„Er schreit seinen Verzicht und seinen Widerspruch mit heftigen Brusttönen hinaus; wir glauben, ihn zu sehen, gespenstisch, wie König Lear auf der vom Sturm umpeitschten Haide, einsam, mehr als menschengroß aufragend auf freiem Felde, in alle Winde rufend, eine gigantische Posaune des Weltgerichtes.“

München. Carl Conte Scapinelli.

Digitized by Google

Die Zigeunermutter.

„Das elende Zigeunerpack will ich nun ein für allemal nicht im Dorfe haben," sagte der Vorsteher zum Gemeindediener. „Schaffe mir das Volk heraus. Die schmutzige Gesellschaft kann vor dem Dorfe am Waldrande kampieren." Also sprach der Herr Vorsteher.

Der Gemeindediener ging hinaus und brachte der Truppe Bescheid. Da zog ein zorniges Aufblitzen über die Züge des jungen Zigeuners. Hüstelnd zog die alte Zigeunermutter ihre Lappen enger um ihre Hüften, denn der Herbstwind wehte so rauh, und draußen auf der Waldwiese lagen Nebel, die den Kranken den Tod bringen. Mochte wohl der Herr Vorsteher ahnen, daß es das reizende Ungarmädchen war, das einst am Abende vor 40 Jahren in der Wirtschaft getanzt hatte?

Es war ein schöner Abend gewesen in Gesellschaft lustiger Braugesellen.

Nachher hatte der Verwalter das junge Mädchen zurückgebracht zur Truppe. Blendend hatte der Mond geschienen und mild klang der Gesang der Nachtigallen durch die Büsche, als zwei junge Menschen durch den Wald gingen. Die Bäume und Büsche hörten das Bitten des jungen Mannes und sahen, wie das heißblütige Mädchen den Jüngling umschlang. Sie hörten den stillen Seufzer in der Mondnacht. — — —

Jahre waren verstrichen seitdem. Das Mädchen, das die junge Zigeunerin gebar, war gestorben, denn die Herbstnächte sind rauh und kalt, und dem Zigeunervolk gehört nicht ein gesittetes Dorf.

Tiefe Stille lag über der Gegend.

Nach und nach verlöschten die letzten Lichter im Dorfe. Bloß in einem Häuschen brannte noch Licht, denn dort lag ein junges Knäblein in der Wiege, das am Nachmittage zur Welt gekommen.

Da leuchtete plötzlich ein heller, hoher Lichtstrahl auf. Wo kam nur das Feuer so plötzlich her? Eine mächtige Rauch- und Feuersäule schlug aus dem Dache des Vorstehers empor.

Da läuteten auch schon die Kirchenglocken die Bewohner aus dem tiefen Schlafe.

Digitized by Google

Ein altes Zigeunerweib war gesehen worden, wie es eiligst dem Walde zulief.

Doch die Feuerglocken tönten laut. Das Wasser zischte auf, wenn es in die Flammen fuhr.

Und die Glocken läuteten der alten Zigeunerfrau zu Grabe.

Am anderen Morgen kam der Gendarm zu den Zigeunern und suchte nach einem alten Zigeunerweib. Dieses lag tot, gebettet auf Waldmoos. Die schneeweißen Haare umrahmten ein Gesicht voll Kummer und Leid.

Die Zigeuner begruben die alte Frau am Waldrande. Der Pastor vom Orte wollte die Frau begraben. Doch sie hatte am Walde ruhen wollen, nicht unter unbarmherzigen Menschen. Der Herbstwind fegte die Herbstblätter über das Grab und sie erzählten von der Jugend der alten Zigeunerin.

Köln-Deutz. Graf von Holnstein aus Bayern.

Digitized by Google

Aphorismen.

Es gibt nichts Traurigeres als halbe Liebe, und doch findet kaum je ein Sonntagskind eine ganze.

Die große Traurigkeit der Welt ist Sehnsucht nach vollkommener Liebe.

Ein großer Schmerz und eine große Liebe sind exclusiv wie Könige von Gottes Gnaden.

Wir glauben nicht an gekittete Freundschaft und gekittete Liebe und kitten doch alle Tage.

Nichts ist so mächtig und süß, wie das alte, liebe, goldene Kindermärchen von der treuen Liebe.

Eine wahre Liebe gleicht der unsterblichen Seele. Sie kann einschlummern — aber nicht entschlafen.

Die Liebe ist ein mutiges Gefühl — sie verzeiht keine Feigheit.

Es ist etwas Göttliches in der großen, ausschließlichen Liebe zu einem einzigen Menschen.

Die armen Nüchternen, Verständigen! Das Beste im irdischen Leben werden sie niemals begreifen.

Wehe dem Liebenden! Er wird die Kälte der Welt fühlen, welche die kühlen Herzen nicht kennen!

Die schlimmste Erfahrung ist machtlos gegen die Liebe.

Digitized by Google

Die wahre Liebe ist wie die Ewigkeit, sie liebt das Schweigen.

Liebe, Geburt und Tod. —
In diesen drei Worten liegt alles Menschliche. . .

Alt sind wir an dem Tage, an dem wir keinen Menschen mehr idealisieren.

Die Liebe schmückt den Geliebten mit allem Edlen, das sie selbst besitzt.

Ach — was liegt an Enttäuschungen! die Hauptsache ist: Geliebt zu haben.

Gott schuf die Liebe unter Lachen und Weinen.

M. Herbert.

Digitized by Google

Kritische Umschau.

Romane und Erzählungen.

Die Märchenprinzessin. Roman von Ernst Eckstein. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner, 1901.

Als Ernst Eckstein jung war, bildete sein „Besuch im Karzer" das Entzücken aller Gymnasiasten und Studenten, und nun er gestorben ist, zu früh gestorben, wird sein hinterlassener Roman „Die Märchenprinzessin" das Entzücken aller jungen Mädchen und Frauen sein, die sich ihren literarischen Geschmack an naturalistischer Kost verdorben haben. Die Fabrikanten der letzteren werden über den Roman wohl lächeln und denken: „So was gibts ja gar nicht mehr! So 'ne sechszehnjährige Märchenprinzessin in dem weltfernen Schloß, deren größte Freude darin besteht, von der Basaltbank im Park mit verschwimmenden Augen in die Landschaft zu schauen und aus einem alten vergriffenen Märchenbuch eine Variante des Dornröschen zum hundertsten Male zu lesen!" — Allerdings, in der Berliner Friedrichsstraße gibt es solche Märchenprinzessinnen nicht und auch wohl nicht dort, wo die Isar bekannte Töne rauscht. In stillen Weltwinkeln jedoch, wo aus dem Abendwinde höhere Harmonien klingen als in Theatern und Konzertsälen, gedeihen zuweilen solche Mädchenblumen noch. Wilma Langsdorf im Eckstein'schen Roman ist eine ihrer reizendsten Vertreterinnen und dabei eine tiefgründige Natur, wie sie nur in der Einsamkeit, die unsere Gesellschaftspuppen kaum dem Namen nach kennen, sich entwickeln kann. Allerdings hätte ihre Unberührtheit mit der rauhen Wirklichkeit, der Zustand einer traumhaften Ahnungslosigkeit über das Leben und seine Konflikte, in dem sie durch Erziehung und Heimat über das nötige Maß erhalten worden war, beinahe ihr Lebensglück, ihre Ehe zerstört. Eine schlaue Menschenkennerin war sie nicht, wie es unsere Gesellschaftsdamen häufig sind. Aber ihr Idealismus, die Reinheit ihrer Motive lassen Wilma trotz einer thörichten, aus überreizter Phantasie hervorgehenden That das volle Lebensglück finden, welches den Damen der Welt trotz aller geistigen und seelischen Geschicklichkeit meist versagt bleibt.

Beherzigenswerte Worte spricht Eckstein für junge Frauen und solche, die es werden wollen, über den Unterschied zwischen Brautstand und Ehe in der Auffassung und dem Wesen des Mannes, zumal wenn dieser, wie der Gatte Wilmas, ein berühmter Schriftsteller ist. Wir setzen sie hierher, um die junge Frauenwelt zu veranlassen, zu dem mit mancher feinen Lebenslehre geschmückten Buche des warmherzigen Menschenkenners Eckstein zu greifen:

„Der stille Traum, den Wilma als halbwüchsiges Kind geträumt, die heimlichen Wünsche ihrer Dornröschen-Stimmung — alles das schien sich ihr damals wundervoll zu verwirklichen.

Und nun . . .?

Digitized by Google

Die unglückliche Frau war jetzt mit ihrer Kraft zu Ende. Sie hatte sich von der Ehe die utopistische Vorstellung eines ewigen Brautstandes gemacht und büßte nun diesen Irrtum mit dem Bankerott ihrer Lebenshoffnung. Sie ahnte nicht, wie tief und wehe der alttestamentliche Weise redet, der da sagt: Alles hat seine Zeit. Sie begriff nicht, daß die Liebe das Herz auch des empfänglichsten Mannes nie auf die Dauer so ausfüllt, um nicht Raum zu lassen für den Beruf, zumal, wenn dieser Beruf eine Kunst ist. Sie verstand aber auch nicht, daß man im Grunde bei dieser Wandlung nichts einbüßt; daß der schaffende Mann, wenn er sein Werk vollendet hat, mit verdoppelter Neigung zu der zurückkehrt, die ihm die unbeschränkte Bethätigung seiner Schaffenskraft durch ihre selbstlose Ruhe und Fürsorge gewährleistet. Sie lebte im Bann jenes verkappten Egoismus, der vor allem die eigene Obmacht und Herrlichkeit anerkennt und die Liebe in stündlich erneutem Ritterdienst auch äußerlich dargethan sehen will. Was das allgemeine und ganz natürliche Schicksal jedes weiblichen Wesens ist, hielt sie, weil es in etwas eigenartiger Form auftrat, für ein besonderes, ein individuelles Unglück."

W. v. Heidenberg.

Es gibt solche Menschen. Ein Skizzenband von Arthur Rößler. Mit Buchschmuck von Hans Volkert. München. Schupp. 1901.

Als Künstler war Rößler in seinem ersten Buche „Der Surm" größer. Das „Es gibt solche Menschen" ist ein Ichbuch, voller träumerischer Innigkeit, sehnsuchtsvoll, kosend, ein Buch voll „vieler Seelen." Aber ein unkeusches Buch. Rößler träumt den „Traum vom Weibe," er träumt ihn orgiastisch. Es wühlt sich durch all' die Skizzen eine schwüle Sinnlichkeit, welche ermattet. Überall der Trieb, ausspürend alle Empfindung raffiniert zu zergliedern, sie auszusaugen bis zum letzten Rest. Eine unendliche Seelenschwelgerei. Rößler ist oft zu sehr Wortathlet im Bestreben dichterisch zu wirken. „Gewunschen" und „geloffen" zerstört die wiegende Stimmung. Dantes „theerosenblattblasses Antlitz", und „zischschäumendes Wassergrün" bewirken das Gegenteil des Gewollten. Dem „grünelnden See": will ich ein „rötelndes Sonnenlicht" oder eine „weißelnde Lichtfülle" entgegenstellen; „Einerleiheit"?? Rößler kann packen, das hat er im „Surm" bewiesen! Er muß aber wieder in „Höhenluft," in der auch die „höchste heidnische Seligkeit" ihre Sphäre hat, steigen, sonst folgt dem Traum ein Erwachen, das „solche Menschen" kaum aushalten. — Der Buchschmuck ist ganz reizend.

M. Pfeiffer.

Märchen.

Frühlingsblumen. Märchen und Geschichten für große Kinder. Karl Lampl. Prag. Kommissionsverlag von Gust. Neugebauer.

Man ist durch die Überproduktion auf dem Gebiete der Märchen und short stories gegen Neuerscheinungen dieses Genres allmählich mißtrauisch geworden, und man nimmt ein Buch dieser Art fast immer ein wenig voreingenommen zur Hand, und es geschieht nicht oft, daß der Leser angenehm enttäuscht wird. Karl Lampl's Buch „Frühlingsblumen" hat mich angenehm, sehr angenehm enttäuscht, und wenn auch die dreizehn Geschichten, welche der Verfasser in seinem Buche vereinigt hat, nicht alle gleichwertig sind, so ist der kleine Band Märchen und Geschichten für große Kinder im Großen und Ganzen eine recht erfreuliche Lektüre. Poetisch und tief erscheinen namentlich die beiden ersten Stücke der Sammlung „Das Zügenglöcklein vom Nixensee" und „Die Wahrheit," ebenso wie die beiden letzten Geschichten „Sonnenkinder" und „Sonnen-

Digitized by Google

blumen." Eine entzückende Idylle ist der „Klosterfrieden," in welcher nur der am Freitag gegessene Schweinsbraten ein wenig stört. Von den übrigen Stücken sei nur „Mausi," ein kurzes, tief ergreifendes Bild aus dem häuslichen Leben, und „Erinnerung", die stimmungsvolle Träumerei eines Einsamen, genannt. Das vierte Stück der Sammlung „Ein modernes Märchen" tritt unangenehm störend aus dem Rahmen des Buches heraus. Diese billige Satire auf das Judentum ist wahrlich keine Frühlingsblüte, und der Strauß, den der Verfasser für Fräulein Maja, welcher das Buch zugeeignet ist, gewunden hat, würde schöner duften, wenn das moderne Märchen fehlte. Zwölf Treffer und eine Niete. Das Buch ist darum nicht minder lesens- und kaufenswert.

Hans Fuchs-Stadthagen.

Literaturgeschichte.

Abriss der Geschichte der deutschen National-Literatur. Nach G. Brugier auf Grund eigener Studien zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet von E. M. Harms. (E. M. Hamann.) 3. Aufl. Freiburg, Herder, 1900. (IX, 287 S.)

Ein sehr brauchbares Buch. Der knappen, aber prägnanten Inhaltsangabe der einzelnen Dichtwerke fügt sich überall eine kurze, abschließende ästhetische Würdigung an. In dem Kapitel: „Dichter positiv christlicher Richtung" ist besonders erfreulich überall der kritische Standpunkt festgehalten. Auch den österreichischen Dichtern ist ein Abschnitt gewidmet. In dem § 70 „Die Jüngsten," der mit Ludwig Fulda endet, vermisse ich Namen wie Arno Holz, Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel, Johannes Schlaf, Otto Ernst, Max Halbe u. a., die wenigstens kurz orientierend genannt werden mußten. Den Schluß des Buches bilden die „Dichterinnen." Hier konnte mancher Name wegbleiben, während bedeutendere Schriftstellerinnen fehlen. Bei einer Neuauflage dürfen wir hierin einige Remedur erhoffen?

M. Pfeiffer.

Dilettantenbühne.

Nik. Simeon, S. J.: „Der Bibabu in Pechheim," Schwank in 2 Akten. **„Ewig jung und ewig schön,"** Schauspiel in 3 Akten. **„Der Doppelspieler,"** Schauspiel in 5 Akten.

Rudolf Grein: „Vom Kampf zum Sieg," religiöses Schauspiel in 6 Bildern.

C. Otto Mehler: „Die Lourdesgrotte," Schauspiel in 5 Aufzügen.

Die fünf vorerwähnten Dramen sind im rührigen Verlage der Bonifazius-Druckerei in Paderborn erschienen und zweifellos für Dilettantenbühnen bestimmt. Damit ist auch schon ihr literarischer Wert gekennzeichnet. Man hat sich nachgerade daran gewöhnt, für Dilettantenbühnen auch nur mittelmäßige Dilettantenleistungen zu fordern, statt dem Publikum von dieser Stätte aus endlich einmal bessere Kost zu verabreichen. Die Tendenz der Verfasser ist ja durchaus edel und sittlich rein; allein „der schöne Gedanke," sagt Geibel, „macht noch kein Gedicht" und noch viel weniger ein Drama. Freilich werden auch diese Stücke genügsame Zuschauer befriedigen; allein eine schätzenswerte Bereicherung unserer dramatischen Literatur bilden sie sicher nicht.

Verhältnismäßig am besten gelungen scheint das Martyrspiel „Vom Kampf zum Sieg." Es besteht aus 6 (!) Akten. „Bilder" bezeichnet sie der Verfasser und deutet damit schon an, daß die einzelnen Teile der Handlung nur lose miteinander verknüpft sind. Doch ist das Drama reich an wirksamen Szenen, und den Blankvers hand-

Digitized by Google

habt hier der Dichter nicht ohne Geschick. — In dem Schauspiele „Ewig jung und ewig schön“ ist die Heldin des Stückes entschieden die schwächste Figur, die einerseits als geisteskrank, andererseits als eitler Backfisch geschildert ist. „Nur um ewig jung und ewig schön zu bleiben,“ tritt sie zum Christentume über. Sie würde ebenso die Religion der Hottentotten annehmen, wenn diese sie vor den Runzeln des Alters bewahrte. — Das Schauspiel „Der Doppelspieler“ des gleichen Verfassers entrollt nur düstere Bilder aus der Nachtseite des menschlichen Lebens. — Ein frischer, kecker Zug waltet in dem Schwanke „Der Bibabu in Pechheim,“ dem eine Reihe komischer Situationen einen vollen Lacherfolg sichern. — Weitaus das schwächste Stück unter diesen vorstehenden ist das 5aktige Schauspiel „Die Lourdesgrotte,“ das in seinem poetischen Gewande nur versifizierte Prosa bietet. Dazu kommt, daß der Autor in wunderlicher Weise Heiliges und Profanes miteinander verquickt. Ein paar Proben mögen diese Behauptungen erhärten:

Seite 8 sagt Rosa: „Ich hätte alle Lust, Dir meinen Strumpf gleich an den Kopf zu werfen.“

Seite 26 (Szene vor der Lourdesgrotte, die aber nicht in Frankreich, sondern in der Heimat der Kinder des Försters liegt.)

Franz.

(Rosa nimmt ein Zündhölzchen aus der Tasche.)

„O Rosa, komm', laß mich die Kerz' anzünden.“

Rosa.

„Hier, Bruder Franz, probier's, doch gib recht acht!“

Franz.

„Das werd' ich sicher auch zustande bringen.“

Seite 28 fleht Franz zur Gottesmutter: „O gib ihr Augen, denn sie hat ja keine.“

Nun singen die Kinder ein Lied, und Rosa mahnt: „O Franz sei still! eins — zwei — drei.“

Seite 34: „Ich kenne dieses Lied, es ist sehr rührend.“

Seite 35 fragt eine Frau die Mutter des blinden Mädchens: „Sie hat wohl Kopfweh?“

Frau Förster.

„Das schon; doch ist sie blind ihr Leben lang.“ —

Doch genug des grausamen Spieles! Diese Beispiele, die sich leicht verzwanzigfachen ließen, würden nur die bittere Wahrheit des Satzes bestätigen: „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“

A. Dreyer.

Varia.

„Aus Nah und Fern“ (Wien, Stephan Sandner) nennt sich eine Sammlung bunt zusammengestellter Wahl- und Wappensprüche, die Marie von Stoffella-Barádi (die katholische Schriftstellerin „Edith Helmers“) herausgegeben hat. Das Buch, das zum Besten der Leidenden in Alland erschienen ist, enthält Sprüche von Schriftstellern und Mitgliedern der österreichischen Aristokratie in Poesie und Prosa und neben vielen Alltäglichkeiten manch' gutes Wort, u. a. von den Bekannteren, beliebig herausgegriffen:

„Zum Dienen bestimmt ist der Menschen Geschlecht;
Wer der Muse dient, wird niemals Knecht.
Rudolf Baumbach.

Arbeit mit Aussicht auf Erfolg ist eins der größern Geheimnisse des Glücks.
Ada von Gersdorff.

Nur unsere That, nicht das Urteil der Welt über dieselbe sei unsere Angelegenheit. Jene allein ist unser, dieses wird von den Umständen herbeigeführt.
Krafft-Ebing.

Digitized by Google

Das Leben hat doch noch Poesie: nur gehören die rechten Menschen dazu.

Maximilian Schmidt.

Curt Schmidt.

Zeitschriften.

Völkerschau. Illustrierte Monatsschrift gegründet und nach eigenen Forschungen herausgegeben von Dr. phil. B. K. Renz. 1. Jahrg. 1901. Heft 1 April. München. Selbstverlag. (Unter dem hohen Protektorat J. K. H. Prinzessin Therese von Bayern.) Preis Mk. 6.—.

Dr. Renz, welche im vergangenen Jahre das Buch „Eine schwäbische Philosophin diesseits und jenseits des Ozeans" veröffentlichte, unternimmt die schwierige Arbeit, allein eine Zeitschrift auf Grund eigener Forschungen zu schreiben. Es kommt der Herausgeberin zu statten, daß sie die größere Hälfte des Erdballes selbst auf Reisen kennen gelernt hat. In der Einleitung sagt sie: „Es warf der bittere Kampf um's Dasein mich dahin und dorthin: ich verkehrte mit Millionären und Bettlern, plauderte mit chinesischen Wäschern, scherzte mit Negerkindern, unterrichtete bei Freimaurern und Klosterfrauen. Überall fand ich Gutes und Böses: überall den Menschen."

Den Menschen, das „Gesamtbild der Menschheit" will uns Dr. Renz in der „Völkerschau" bieten. Heft 1, das wie alle Hefte, ein Ganzes bildet, führt uns auch schon auf der halben Erde umher. Den Inhalt bildet: ein Aufsatz über Totenzeremonien auf Tahiti im 18. Jahrh.; dann die Beschreibung einer Parlamentsverhandlung bei den Betschuanen in Litthako im Jahre 1823; die Liebe eines Kafirmädchens, welche dem materiellen Werte von zehn Kühen entspricht, wird nach Berichten von J. Schooter (1857) erzählt; der Übersetzung des „Hymnus an die Sturmgötter" (indisch) folgen noch die Aufsätze: „Die Riesen- und Tultecaperiode in Mexiko;" „Die Vampyrkatze der Prinzenfamilie Nabeshima" (japanisch) und „Altäre bei Natur- und Kulturvölkern." Der letztere Aufsatz ist der inhaltlich wertvollste, da er am meisten Bezug nimmt auf wissenschaftliche Fragen der Jetztzeit, indem er Herbert Spencer's Hypothese: Die Altäre hätten sich aus Gräbern als der Stätte der Totenopfer entwickelt, aus den Quellen des großen Soziologen selbst als unhaltbar nachweist.

Jedem Heft fügt sich dann noch eine „Revue der Zeitschriften" an.

Es ist das Unternehmen eines Gelehrten auf katholischer Seite, wie es die „Völkerschau" von Renz darstellt, von dem Gesichtspunkte aus zu begrüßen, daß es dem modernen Bestreben Rechnung trägt, die Naturvölker und außereuropäischen Kulturvölker dem Verständnis zu erschließen. Heft 1 bietet des Interessanten viel, jedoch nicht genug um die kritische Sonde tiefer einzuführen. Das muß einer späteren Besprechung mehrerer Hefte vorbehalten sein.

M. Pfeiffer.

Mitteilungen.

Deutsche Literatur-Gesellschaft. Die erste Generalversammlung der Gesellschaft fand am Sonntag, den 5. Mai 1901, vormittags 10 Uhr im Saale des Café Gisela in München statt und wurde vom I. Präsidenten, Herrn Hans Eichelbach, als beschlußfähig sogleich eröffnet. Der zunächst vom Schriftführer erstattete Rechenschaftsbericht ergab einen günstigen Finanzstand; es sei hier wiederholt gebeten, daß die Mitglieder ihre noch rückständigen Beiträge gütigst einsenden möchten. Die Zahl der Mitglieder beträgt 101; inzwischen ist sie auf 105 gestiegen. Die Generalversammlung beschäftigte sich insbesondere mit der Beratung der Verhältnisse des Vereinsorganes „Literarische Warte." Inzwischen ist

Digitized by Google

die Zeitschrift in anderen Verlag übergegangen, und es ist für nunmehriges pünktliches Erscheinen vollste Garantie gegeben. Die Herausgeber der „Literarischen Warte", Herr A. Lohr und der Unterzeichnete, betonten wiederholt, daß auf ihrer Seite nicht das mindeste Verschulden an der fortwährenden Verzögerung liege. Es wurden noch verschiedene literarische Veröffentlichungen, so besonders die Herausgabe von guten Romanen, besprochen, ebenso ein Preisausschreiben erörtert. Die noch erfolgenden offiziellen Bekanntmachungen in der „Literarischen Warte" werden hierüber näheren Aufschluß geben. Von der Herausgabe eines „Maibuches" mußte abgesehen werden, da die eingesandten Beiträge zu großem Teil nicht den zu stellenden künstlerischen Anforderungen genügten. Soweit das Material brauchbar ist, erfolgt dessen Verwertung, andernfalls werden die Manuskripte zurückgesandt. Die 1. Vereinsgabe „Mosaik," ebenso die 1. Publikation „Der Realismus als Prinzip der schönen Künste" von P. Sigisbert Meier fand allseits schätzenswerte Beachtung und zumeist günstige Aufnahme.

Von rein geschäftlichen Dingen sei bemerkt, daß sämtliche Mitglieder der Gesellschaft mehrere Exemplare der „Warte" mit 25% Ermäßigung beziehen können. Jedoch müssen die Portokosten vom Empfänger bestritten werden.

An Stelle des durch Arbeitsüberhäufung verhinderten Herrn A. Lohr trat durch Wahl Herr Schriftsteller Carl Conte Scapinelli in München, Maistraße 17 II, als Kassenwart in die Vorstandschaft ein.

Die Versammlung nahm einen von dem Interesse sämtlicher Teilnehmer begleiteten angeregten Verlauf.

U. a. waren anwesend: Die Herren Hans Eschelbach-Köln, Maximilian Peiffer, Anton Lohr, Schriftsteller Carl Conte Scapinelli, päpstl. Geheimkämmerer Msgr. Dr. Paul Maria Baumgarten, k. Gymnasiallehrer Dr. Matzinger, stud. phil. Faaß, stud. jur. E. Emminger als Vertreter des kath. Studentenvereines Ottonia-München, Fräulein Th. Sickenberger, Schriftstellerin in München. Von auswärts waren Begrüßungsschreiben und Telegramme eingelaufen, die das warme Interesse aller Mitglieder auf's neue bekundeten.

Ein weiterer literarischer Abend, der im Juli stattfinden soll, wurde freundlichst begrüßt.

Der Verlauf der Generalversammlung verspricht die beste Zukunft für das Aufblühen der Gesellschaft, und es sei hier an alle Mitglieder die Bitte gerichtet, dazu nach Kräften beizutragen. Die Gesellschaft wird die Rechte eines eingetragenen Vereines erwerben, um so mehr und mehr Raum zur Ausgestaltung und inneren Hebung zu gewinnen. Sie sei der Beachtung aller ernst denkenden und von gutem Eifer erfüllten deutschen Katholiken herzlich empfohlen. Sie blühe, wachse, gedeihe!

Maximilian Pfeiffer,
Schriftführer der „D. L.-G."

---

1. Vortragsabend der „Deutschen Literatur-Gesellschaft" am 10. April 1901. Zu Ostern dachten wir an die Öffentlichkeit zu treten. Es war uns etwas bang, weil wir unser Münchener Publikum kennen. Wo Interesse für Literatur — kein Katholizismus; und wo Katholizismus — viel Gleichgiltigkeit. Trotzdem die Tagespresse einlud, machte niemand Gebrauch von solcher Einladung, nur Damen und Herren, die speziell durch Karten gebeten waren, erschienen. Es war eine Gemeinde von etwa siebzig Freunden, welche der kleine Saal des „Kath. Kasino" vereinte. Die Wände des Saales waren mit dunkelroten Teppichen verhängt. Als einzigen Schmuck trugen diese goldene Kränze. Das Rednerpult, fast eine Kanzel, mit hellrotem Teppich verkleidet, schmückte ebenfalls ein gol-

Digitized by Google

dener Kranz. In diesem Raume wuchs die Stimmung.

Maximilian Pfeiffer begrüßte namens der Vorstandschaft die Erschienenen. „Wir wollen heute den Befähigungsnachweis erbringen, daß wir Katholiken mit der Zeit zu gehen im stande sind. Hören Sie unsere Lieder, lauschen Sie den Sängen voll Lust und Klagen. Ach, unsere Herzen sind nicht weniger stürmisch, unsere Pulse schlagen jung und laut wie die der anderen; in einem, ja, werden wir nie modern sein, allerdings: das, was den Modernsten das Weib und die Weib-Dichtung, das kann und wird sie uns nie sein. Hier sind wir nicht modern. Lassen Sie uns ein Wehen des Gotteshauches, der in der Dichtkunst liegt, empfinden; lassen Sie uns genießen, uns erfreuen!"

Hans Eschelbach aus Köln bestieg das Rednerpult. Seine Dichtung „Dornröschen" las er aus dem Manuskript, las sie gut. „Dornröschen" ist ein Operntext. Lyrische Bilder in Fülle; die Exposition dürfte vielleicht eine kleine Kürzung erfahren. Sehr hübsch und stimmungsvoll ist die Personifikation der Feen, die zur Wiege des Kindes treten, es zu segnen. Als die letzte, die den Fluch der einen zu schwächen sucht, kommt die „Liebe". Liebe befreit. Der Königsohn, der in's Schloß bringt, als Befreier des Mädchens steht im Mittelpunkt des letzten Teiles der Handlung, die sich in dramatischer Steigerung aufwärts bewegt. Fein gearbeitet ist die Szene, da der Prinz sich mit seinem guten Schwert durch die Rosenhecke durchhaut; alles wuchtig, lebendig.

Anton Lohr sprach dann über „Aufgaben und Ziele der katholischen Literaturbewegung." Seinen Vortrag fanden die verehrten Leser in Nr. 7 der „Warte."

Maximilian Pfeiffer trug Gedichte moderner katholischer Autoren vor, in der Vortragsweise den Charakter der einzelnen Stücke wiedergebend. Die Gedichte finden sich zumeist in der „Warte." Es kamen zu Wort: Eichert: „Über den Wettern," „Waldeinsamkeit;" Ekensteen: „Balburs Segen," (Manuskript), „Die Sphinx," (Prosa, Man.); Helle: „Die Bewegung des Kosmos" aus „Jesus Messias" und „Des Meeres erstes Leuchten" aus der „Schöpfung;" Herbert: „Die deutsche Muse;" Kiesgen: „Die Stille" aus „Mosaik;" Singolt: „Lebendig begraben" (Man.) und „Die Birke;" Witkop: „Meine Heimat," „In Gesellschaft," „Ophelia."

Der Abend schloß mit dem Vortrag einiger Gedichte von Hans Eschelbach, die der Verfasser zumeist seiner Sammlung „Wildwuchs" entnahm. Maximilian Pfeiffer dankte schließlich dem versammelten Kreise.

Das Interesse für die Gesellschaft, für die Bestrebungen und das Können von uns Jungen war geweckt. Es waren bei uns zu Gaste: Die Schriftstellerinnen v. Ekensteen, Th. Singolt, Freiin v. Godin, Frau N. Gülthner-v.Fuchs-Bimbach, viele Damen der Aristokratie, von Schriftstellern neben uns Conte Scapinelli, Dr. Bilz aus Wien, viele Herren des Klerus, der Präsident der Deutschen Gesellschaft für christl. Kunst, Bildhauer Busch, dann Damen und Herren aus den kathol. Lehrervereinen, und endlich Studenten. Ihrer geistigen Teilnahme hatten uns von auswärts viele Mitglieder der Literaturgesellschaft brieflich versichert; allen für die Grüße unseren Dank und Gegengruß.

Der Tag war gut; was wir wollten, wurde erreicht! Darum Freude über Freude!

M. Pf.

Berichtigung.

In der Replik M. Herbert's im Heft 6, S. 383 der „L. W." auf die Rezension von R. Sues sind einige Druckfehler unterlaufen. Es muß statt „Moralistik" — „Novellistik" heißen, statt „provoziert"

Digitized by Google

„provozierend“ — statt „im Ideal“ — „für das Ideal“ heißen.

Dazu als Abschluß der ganzen Erörterung über „Marianne Fiedler“ noch einige Bemerkungen. Nach R. Sues im 5. Hefte, haben wir im 6. noch einen anderen Kritiker zu Worte kommen lassen und meteriell wird sich jetzt wohl jeder Leser der „Warte“ ein objektives Urteil gebildet haben. „Marianne Fiedler“ leidet an manchen Nachlässigkeiten, wie wir sie in den früheren belletristischen Arbeiten Herberts nicht entdeckten und wie sie einer Autorin von der Qualität Herberts nur durch Überhastung aus der Feder quellen können. Da nun mit wenigen Ausnahmen die schönliterarische Kritik auf kathol. Seite unter dem Banne von Namen und Titeln steht, wovon gerade in letzter Zeit wieder stupende Beispiele Zeugnis ablegen, so mußten eben wir das Odium des Lessing'schen Verlangens: „Gegen Große unerbittlich zu sein,“ auf uns nehmen. Wir glauben aber damit M. Herbert mehr genützt und ihr Können höher bewertet zu haben, als wenn wir ihr die Fehler hätten hingehen lassen, wie einer talentvollen Anfängerin, die man ermutigen muß. Freilich mit der Form der Sues'schen Ausführungen konnten auch wir nicht einverstanden sein, während sie materiell niemand entkräften konnte. Im Übrigen aber wollen wir uns unsere M. Herbert nicht verleiden lassen; — wir haben nur die Eine.

A. L.

Eingelaufene Bücher,

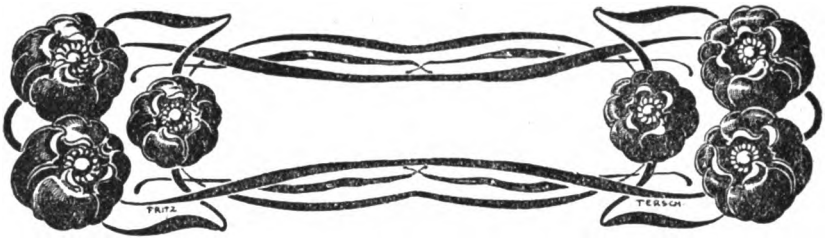
die sich zur Besprechung in der „L. W.“ nicht eignen:

1. **Die christliche Mutter** in ihrem Berufe. Von Philipp Hammer, Doktor der Theologie. 4. Auflage. Paderborn, 1901. Druck und Verlag der Bonifaziusdruckerei. 193 S., brosch. Mk. 1.20.
2. **Ein Goethepreis** von Max Bewer. 3. Auflage. Dresden 1900. Druck und Verlag der Druckerei Glöß. 77 S. 90 Pfg.
3. **Völkische Erziehung.** Von Franz Stauracz. Wien, 1900. Verlag des katholischen Lehrerbundes für Österreich. 131 Seiten. 60 hl.

An unsere geschätzten Leser richten wir die ergebenste Bitte, an Bahnhöfen, Hôtels, Restaurants, Cafés, in Lesezimmern 2c. immer wieder die „Literarische Warte“ zu verlangen oder zu empfehlen.

Herausgeberin: „Deutsche Literatur-Gesellschaft“ in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstr. 5. — Verlag: „Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.“ in München, Prinzregentenstr. 26. — Druck von H. Mühlberger in Augsburg.

Digitized by Google



1901.

II. Jahrgang. Heft 9.

Nachdruck aller Beiträge verboten.

Der Niedergang des Volksgesanges.

Ein ernstes Mahnwort von Hans Eschelbach.

Der lebhafte Ruf nach Volks- und Heimatskunst, wie er heute allenthalben ertönt, würde wohl kaum laut geworden sein zu einer Zeit, da die schöpferische Kraft unseres Volkes sich noch auf den verschiedensten Kunstgebieten, namentlich aber im Volksliede, in ausgiebigster und herzerfreuender Weise äußerte. Erst mit dem Sinken dieser Schöpferkraft, erst, nachdem man mit lebhaftem Bedauern die traurige Wahrnehmung gemacht, daß namentlich das Volkslied und die damit unzertrennlich verbundene Pflege des Volksgesanges im Niedergange begriffen ist, erst in den jüngsten Tagen sucht man in der Hebung der Volks- und Heimatskunst ein Mittel, der Verflachung und Versumpfung der Massen entgegen zu wirken.

Man wird aber sehr bald die Wahrnehmung machen, daß der gute Wille allein nicht ausreicht, daß man nicht einmal einzelne Talente aus dem Boden stampfen, wie viel weniger den Kunstsinn eines ganzen Volkes plötzlich wachrufen oder gar zu schöpferischer Bethätigung anspornen kann.

Eine erschreckende Degeneration scheint sich des Volksgemütes bemächtigt zu haben, eine Degeneration, der man nur dann mit Erfolg gegenüber treten kann, wenn man es versteht, die vollsten und tiefsten Saiten der Volksseele wieder zum Klingen zu bringen. Den vollsten Ton, ihre ureigenste Offenbarung aber hat die Volksseele immer im Volksliede gefunden, das heute fast wie ein verwünschter Schatz versunken ist. Wenn das Volksgemüt aus seinem Dornröschenschlaf überhaupt geweckt werden kann, so wird es durch die trauten Klänge des Volksliedes geschehen; denn der echte, unverfälschte Volksge-

Digitized by Google

sang ist wie die wunderthätige Wünschelrute, die alle verborgenen oder versunkenen Schätze hebt.

In meiner Broschüre „Rettet das Volkslied!“ (Verlag von Boll und Pikardt, Berlin) habe ich die Ursachen klar zu legen gesucht, die den Niedergang des Volksgesanges verschulden. Diese Ursachen sind zunächst in den gänzlich veränderten Zeitverhältnissen zu suchen, also unverschuldete und meist leider unabwendbare. An erster Stelle rechnen wir hierher die veränderten Verkehrsverhältnisse, die mit Zweirad, Schwebebahn, Dampf und Elektrizität das Wandern aus der Übung brachten und somit dem Volke eine wichtige Gelegenheit zur gemeinschaftlichen Ausübung des Gesanges und zum Austausch der Lieder nehmen. Durch unsere modernen Verkehrsmittel sind die verborgensten Thäler dem oft blasierten Städter erschlossen und dadurch Sitten, Gebräuche und Lieder der einzelnen Gaue in den Hintergrund gedrängt oder ganz in Mißkredit gebracht worden. Das moderne Reiseleben hat nicht wenig dazu beigetragen, die Eigenart der einzelnen Stämme zu verwischen und nivellierend zu wirken. Der naive Volksgesang flüchtete sich vor ihm in immer fernere, von den Verkehrsorten entlegene Thäler und wurde verdrängt von den Operettenmelodien, den Tingeltangelliedern und Gassenhauern, die der reisende Städter nur zu oft mit auf's Land bringt.

Aber auch andere Gelegenheiten zur Ausübung des eigentlichen Volksgesanges fielen den „Fortschritten“ der Zeit zum Opfer: der „Brunnen vor dem Thore“, dieses traute Stelldichein für Liederkundige, wurde durch die Wasserleitung, die gemeinsame Spinnstube des Dorfes wurde durch den Kleiderbazar der Stadt ersetzt, der billige und schlechte Stoffe zu Schleuderpreisen auf den Markt brachte. Die Maschine räumte in der Werkstatt auf, erstickte den frohen Volksgesang, der dort oft gepflegt wurde und trieb den Kleingewerkler meist in die Fabrik, wo das Schnauben der Räder und des Dampfes den Volksgesang übertönt und unmöglich macht. Mit dem alten Wanderleben fiel auch die liederdurchhallte Schenke unserer Väter und machte namentlich an Ausflugsorten großen, prunkvoll eingerichteten Restaurationen Platz, wo das laute Singen für unanständig gilt und durch Konzerte und Musikautomaten aus der Mode gebracht wird.

Das sind Thatsachen, mit denen man rechnen muß, ohne sie beseitigen zu können; aber neben diesen unverschuldeten giebt es auch selbstverschuldete, selbstgeschaffene Ursachen, die den Niedergang unseres Volksgesanges herbeiführen und es ist Aufgabe der maßgebenden Faktoren, hier baldmöglichst Wandel zu schaffen.

Vor allen Dingen verseucht der Tingeltangel unseren Volksgesang. Der Verfasser dieser Zeilen hat in Berlin, Köln, Aachen, Düsseldorf, Bonn, Coblenz, Trier, Mainz, Frankfurt, München, Freiburg, Luzern und Zürich die Vergnügunslokale besucht, die unter den Begriff „Tingeltangel“ fallen und

Digitized by Google

dabei besonders den gesanglichen Darbietungen seine Aufmerksamkeit gewidmet. Die Schicklichkeit verbietet, zu zitieren, was hier an versteckten Zoten und Gemeinheiten „geleistet“ wurde. Der Tingeltangel wird dem Volksgesange gegenüber zu einer um so größeren Gefahr, weil sich die faden Melodien mit ihrem wohlfeilen Refrain leicht behalten und nachjohlen lassen. Nicht nur der Städter befleckt im Tingeltangel seine Phantasie und läßt sich den letzten Rest des guten Geschmackes verderben, auch der Bauer pilgert an Sonn- und Feiertagen mehr als früher zur Stadt und verschleppt das Gift des Tingeltangels mit auf das Land. Wo das Gedächtnis ihn zu seinem Glücke verläßt, helfen die Kolporteure nach, die „Fünfzig der schönsten Lieder“ für zehn Pfennige verkaufen. In Großstädten, namentlich in Berlin, hat sich eine förmliche Industrie gebildet, die einen ganzen Unrat großstädtischer Gassenhauer fabriziert und durch Berufs-Straßensänger auf Jahrmärkten, in Branntweinspelunken und in der vierten Wagenklasse unserer Eisenbahn unters Volk bringt. Die Drehorgel stellt sich ebenfalls oft genug in den Dienst der Aftermuse und leiert das abgeschmackte, teils frivole, teils verlogene, sentimentale Zeug den Zuhörern bis zum Übermaß vor. Solchen Ausgeburten großstädtischen Janhagelwitzes gegenüber, wie sie durch die Korruptionsanstalt des Tingeltangel verbreitet wird, wäre eine strenge Zensur am Platze und Vereine für Volksbildung würden ein gutes Werk thun, wenn sie als Gegengewicht gegen die Tingeltangel- und Kolportagelieder eine Sammlung wirklich guter Volkslieder und volkstümlicher Texte in Massenverbreitung unter das Volk brächten. Der nur zu früh verstorbene Dichter Ludwig Jakobowski hat einen dankenswerten Versuch nach dieser Richtung hin gemacht. Zwar sind es meist Texte moderner Dichter, die ohne Rücksicht auf ihre Sangbarkeit gesammelt wurden, also dem Volksgesange nicht zu Gute kommen; doch werden sie gewiß zur Hebung des guten Geschmackes im Volke beitragen. Möchten dieser Sammlung noch manche folgen, die namentlich Volkslieder und volkstümliche, sangbare Lieder vereinigten.

Ob es sich nicht ermöglichen ließe, daß der Staat den Künstlern auf der Drehorgel nur dann die Erlaubnis zur Ausübung ihres Gewerbes erteilte, wenn das Instrument ausschließlich Volkslieder spielt, bleibe dahingestellt.

Auf dem Lande erleidet der treuherzige Volksgesang oft eine schwere Schädigung durch manche Soldatenlieder, die die Reservisten mit aus der Garnison bringen. Man braucht kein großer Musikkenner zu sein, um viele Melodien unserer Soldatenlieder, das heißt der Lieder, die aus dem Soldatenleben selbst hervorgegangen zu sein scheinen, höchst gewöhnlich und die Art, mit der sie abgebrüllt werden, roh und abgeschmackt zu finden. Schamlosigkeit im Inhalt, Roheit im Ausdruck, Rüpelhaftigkeit im Vortrag — das ist leider die Signatur vieler Soldatenlieder. Mehrfache Zuschriften von Divisionspfarrern nach der Veröffentlichung meiner ersten Broschüre bewiesen

Digitized by Google

mir, daß ich mit meinem harten Urteile nicht allein stehe. Gegen das Zotenlied im Heere müßte sich ein scharf ausgeführter Armeebefehl richten, der das Absingen anstößiger Texte auf dem Marsche sowohl wie auch im Quartier verbietet. Freiherr von Mirbach in den „Liedern für Soldaten" und Divisionspfarrer G. Friedrich in dem „Soldatenheim-Liederbuch" haben versucht, passende Lieder für Soldaten zusammen zu stellen. Wichtiger wäre es, wenn Soldaten- und Volkslieder amtlicherseits in billigen, offiziellen Liederbüchern überall im Heere verbreitet würden; mit den Liedern zum Militärgottesdienste hat man bereits den Anfang gemacht; warum sollte eine Sammlung weltlicher Liederbücher nicht nachfolgen? Vielleicht könnte man den abgehenden Soldaten ihre Liederbücher schenken; sie würden dann etwas Wertvolleres mit in die Heimat bringen, als die Zotenlieder oder die gemeinen Texte, die man selbst den Signalen unterlegt hat. Wenn die Militärkapellen öfter als bisher gute Volkslieder auf dem Marsche spielten und die Soldaten ermuntert würden, mitzusingen, wäre damit auch gewiß dem echten Volksgesange ein Liebesdienst erwiesen.

Wenn ich schon früher hervorgehoben habe, daß die veränderten Existenzbedingungen der Gegenwart dem Volke manche Gelegenheit zum gemeinschaftlichen Gesange genommen hätten, wird man mich vielleicht auf die Gesangvereine verweisen, und von diesen das Heil der Zukunft erwarten; aber ganz mit Unrecht. Wie die edle Sangeskunst heutzutage in den meisten Gesangvereinen gepflegt wird, ist sie durchaus nicht dazu berufen, den Volksgesang zu beleben; sie unterdrückt ihn vielmehr. Der Vereinssänger verliert die naive Freude am schlichten Volksgesange, ihm sind die Volkslieder nur „Lieder für Schulkinder", er zieht die „neuen Lieder" vor, die keiner mitsingen kann, der nicht Vereinssänger ist, die er selbst in den meisten Fällen nicht singen kann, wenn die Vertreter der vier Stimmen nicht vereint zur guten Stunde sind. Und sind die vier Vereinsmeier nun glücklich vereint, so können sie trotzdem nicht singen, weil sie — — — keine Noten bei sich haben. Mit der Pflege des Kunstgesanges ist für das breite Volk wenig oder gar nichts erreicht, man nimmt ihm nur den Schatz seiner Lieder, die früher in Wald und Feld erklangen, und giebt ihm dafür ein Notenblatt in die Hand, mit dem es in den meisten Fällen doch nichts anzufangen weiß. Der Schluß vom Liede: der Gesang ist vom Vereinslokal, vom Dirigenten und vom Notenblatt abhängig, die Vereine singen und das Volk — — — schweigt. Mit der Stuben- und Notensingerei aber ist uns nicht geholfen, uns nützen keine Kunstlieder, die die Sänger mit ihrem Notenblatt verlieren, wir wollen den lebendigen, wahren Volksgesang, bei dem Wort und Weise gleichsam unveräußerlich sind. Gewiß ist es für leistungsfähige Vereine eine würdige Aufgabe, auch den Kunstgesang zu pflegen, kleinere Gesangvereine aber, wie man sie namentlich auf Dörfern findet, sollten doch statt zu der oft recht fruchtlosen Wettstreitsingerei sich wieder mehr der Pflege des ein- und zweistimmigen

Digitized by Google

Volksgesanges zuwenden. Daß wir mit unserer Ansicht über den Vereinsgesang, wie er bisher gehandhabt wurde, nicht allein stehen, beweist das Urteil des deutschen Kaisers, der auf dem Sängerstreite zu Kassel sein Befremden darüber aussprach, daß fast nur schwere Kunstgesänge vorgetragen wurden, während der eigentliche Volksgesang so gut wie vergessen sei.

Gewiß erkennen wir an, daß manche Gesangvereine neuerdings auch das Volkslied wieder in ihr Programm aufgenommen haben, leider aber meist nur in einer so kunstvollen, vierstimmigen Bearbeitung, daß das Volkslied in diesem höfischen Gewande unmöglich so tief in's Volk dringen kann, wie ehedem.

Es dürfte daher vielleicht nicht ganz ohne Erfolg sein, durch Stiftung angemessener Preise gerade die kleineren Vereine zu veranlassen, sich an Wettbewerben zu beteiligen, bei denen nur zwei-, drei- und vierstimmige Volkslieder in ganz schlichter Bearbeitung zum Vortrage kämen.

Es liegt uns fern, der Schule einen Vorwurf zu machen, als habe sie das Volkslied nicht genug gepflegt. Wenn hier noch ein Wunsch zu äußern ist, so geht er dahin, daß die Schulbehörde im Verein mit berufenen Kräften aus dem Lehrerstande eine sorgliche Auswahl der für die einzelnen Unterrichtsstufen in betracht kommenden Volkslieder treffen und offiziell in alle Schulen, also auch in die mittleren und höheren Schulen einführen möchte. In Sonderausgaben für die einzelnen Gaue könnten neben den Volksliedern, die Eigentum der ganzen Nation sind, ja auch solche Lieder Aufnahme finden, die in der betreffenden Landschaft volkstümlich geworden sind und dadurch gleichsam Heimatsrecht erworben haben. Wünschenswert wäre es weiterhin, wenn auch die geistliche Behörde ihr Augenmerk darauf richten wollte, daß die in den Diözesangesangbüchern aufgenommenen geistlichen Volkslieder in Text und Melodie genau übereinstimmten. Solche offiziellen Sammlungen weltlicher und geistlicher Volkslieder ließen sich auch ohne besondere Schwierigkeiten in Lehrlings-, Gesellen-, Arbeiter- und Gesang-Vereinen einführen, damit der der Schule entwachsene Jüngling in Fortbildungsschulen, im Gesangverein der Fabrik, in Lehrlings-, Gesellen- und Arbeiter-Vereinen genau dieselben Texte und Melodien wiederfinde, die in der Schule schon zu seinem geistigen Eigentum geworden. Gut wäre es auch, wenn die Lesebücher für alle Lehranstalten das Volkslied mehr als bisher berücksichtigten, damit dieselben auch außerhalb der Gesangstunde besprochen werden könnten. Für Fortbildungs- und höhere Schulen sollte auch das Volkslied in seiner Eigenschaft als Liebeslied nicht ängstlich übergangen, sondern im Gegenteil eifrig gepflegt werden. Die heranwachsende Jugend sieht ihre aufkeimenden Gefühle gerne im Spiegel der Dichtung verklärt und hält man ihr die reinen, harmlosen Liebeslieder, die die naive, keusche Volksseele hervorgebracht, ferne, so verdirbt sie sich Sitte und Geschmack an obscönen, verlogenen und abge-

Digitized by Google

schmackten Straßen-Liebesliedern. Man sorge also ohne Prüderie dafür, daß die heranwachsende Jugend ihre Liebe nicht verzerrt wiedergespiegelt finde in der Pfütze des Tingeltangel- und modernen Bänkelsängerliedes, sondern in dem tiefgründigen, lauterem Jungbrunnen unseres echten Volksliedes. Jedenfalls ist es besser, daß die reifere Jugend singt: „Ach, wie ist's möglich dann," „Du, du, liegst mir im Herzen" u. s. w." als daß sie gröhlt: „Mein Herz ist wie ein Bienenhaus" oder „Komm' Karline, komm'!"

Sehr wichtig für die jungen und alten Sänger ist es, daß ihnen zwanglos öfter Gelegenheit zur gemeinsamen Bethätigung ihrer Sangeslust gegeben wird; Schülerausflüge, Turnerfahrten, Vereinsfeierlichkeiten, Elternabende und Volksunterhaltungsabende eignen sich ganz besonders hierfür und sollten die Veranstalter dieser Festlichkeiten solche Gelegenheiten nicht ungenutzt vorüber gehen lassen.

Um die Hebung unserer Hausmusik, wie sie in Bürgerfamilien betrieben wird, also auch um den Volksgesang könnten sich alle Musiklehrer verdient machen, wollten sie ihre Schüler auf die 1853 von Ludwig Erk unter dem Titel „Deutscher Liederhort" begründete und erst 1895 durch Professor Franz Magnus Böhme vollendete Liedersammlung aufmerksam machen, die dreitausend Volkslieder mit alten Melodien bietet. Auch der Musikverlag von Tonger in Köln hat sich durch die Herausgabe eines Volkslieder-Albums mit Klavierbegleitung zu dem billigen Preise von 1 Mark verdient gemacht. Wertvolle Beiträge zum deutschen Volksgesange enthält auch die Klavierausgabe des unter dem Titel „Deutsche Lieder" durch Dr. Karl Reisert bei Herder in Freiburg herausgegebene deutsche Kommersbuch, wie denn der akademischen Jugend überhaupt das Lob gespendet werden muß, daß sie zur Pflege und Erhaltung des deutschen Volksgesanges redlich das Ihre beiträgt.

Die Sammlung echter, alter Volkslieder, um die sich nach Herder Achim von Arnim, Clemens Brentano, Simrock, Mittler, Ludwig Erk, Fr. M. Böhme, Uhland, von Liliencron, Meinert, Hoffmann von Fallersleben, E. Richter (Schlesien), Müllenhoff (Schleswig-Holstein), Schade (Thüringen), von Ditfurth (Franken), E. Meier, Birlinger (Schwaben), Mündel (Elsaß), Böckel (Oberhessen) und Johann Lewalter (Niederhessen) verdient gemacht, ist noch lange nicht erschöpft, das beweist Karl Becker, der in seinem „Rheinischen Volksliederborn" (Heuser's Verlag, Neuwied) eine reiche Auswahl der edelsten und schönsten Volkslieder der verschiedenen Gegenden der Rheinlande aus dem Munde des Volkes und aus geschriebenen Liederbüchern sammelte. Das Buch ist von der größten Bedeutung nicht nur für den Literarhistoriker, der hier die verschiedensten Lesarten und Varianten alter Volkslieder findet, nicht nur für den Musikschriftsteller, für den die mannigfachsten Melodien ein und desselben Liedes zusammengetragen, sondern auch für den schaffenden Künster, der die lebendige Volksseele belauschen will. Denn wenn wir vom Volksliede und vom Volksgesange sprechen, so muß, um Mißverständnissen vorzubeugen, besonders betont werden, daß wir zu den Volksliedern auch solche

Digitized by Google

Texte und Gesänge zählen, denen der Literarhistoriker zwar den Titel „Volkslied" absprechen würde, die aber volkstümlich im besten Sinne sind. Wir wollen nicht den fruchtlosen Versuch machen, vergessene Volkslieder, die sich überlebt haben, für kurze Dauer künstlich scheinbar wieder zu beleben wie eine galvanisierte Leiche — im Gegenteil, wir wünschen nur volkstümliche Texte, neue volkstümliche Melodien, die dem Empfinden unserer Zeit entsprechen. Wer aber als Künstler sich berufen fühlt, neue Volkslieder zu schaffen, der studiere die alten Lieder, der nehme namentlich den oben angeführten „Rheinischen Liederborn" zur Hand und er wird das Vergnügen haben, den Wandlungen, die ein Volkslied im Laufe der Zeiten durchgemacht, der schöpferischen Arbeit der Volksseele Schritt für Schritt folgen und daraus für sein eigenes Schaffen lernen zu können. In diesen alten Texten und Melodien, die noch wie ein totes Kapital in dem Buche aufgespeichert sind, stecken so viel lebenskräftige Keime, daß man das Buch in die Hand eines jeden berufenen Dichters und Komponisten wünschen müßte: was in der alten Fassung gleichsam erstarrt und dem jetzigen Volksgeiste fremd geworden ist an Wort und Weise, das birgt den Keim zu neuem Leben, wenn nur ein echter Künstler mit seinem Verständnis das Zauberwort findet, das den Bann löst. Was die Melodien betrifft, so hat der Sammler, Karl Becker, der als Komponist sich einen klangvollen Namen erworben, es mit vielem Glück versucht, diese alten Melodien durch entsprechende Harmonisierung wieder gleichsam neu zu schaffen. Aus diesem Grunde wünschen wir namentlich sein Volkslieder-Album*) für vierstimmigen Männerchor in den lebendigen Besitz eines jeden Gesangvereins; es enthält eine reichhaltige Sammlung wirklicher Volkslieder, volkstümliche Lieder und Lieder im Volkstone, die nach den neuesten Forschungen auf dem Gebiete des Volksgesanges bearbeitet sind. Derselbe Komponist gab in demselben Verlage auch eine umfangreiche Sammlung alter und neuer, vierstimmiger Männerlieder unter dem Titel „Deutscher Männer-Chor" heraus, die geschmackbildend für weite Kreise wirken wird. Das Hauptverdienst Karl Beckers ist aber die Herausgabe des „Rheinischen Volksliederborns", der ersten wirklich musterhaften Volksliedersammlung. Noch immer sind viele herrliche Lieder ganz oder zerstückelt in einsamen Dörfern und Hütten, auf Haiden und Bergen erhalten, die von Kenner- und Forscherohren noch nicht erlauscht wurden. Mit jedem alten Sänger werden alte Lieder, wird ein Teil unseres alten Volkstums zu Grabe getragen. Wahrlich, es ist Zeit, unsere Volkslieder zu sammeln. Aber es genügt nicht, daß nur einzelne Freunde alten Volkstums auf die Suche gehen, der Staat selbst sollte je eher je lieber Vorkehrungen treffen, daß in jedem Gau unseres Vaterlandes die letzten Lieder unserer Altvorderen gesammelt und künftigen Geschlechtern bewahrt bleiben, nicht nur als literarhistorische Denkmäler einer versunkenen Glanzepoche, gesunden, deutschen Volkstums, sondern als Samen-

*) Heuser's Verlag, Neuwied.

Digitized by Google

körner für eine kommende, bessere Zeit. Die mündliche Tradition ist auch heute noch stark genug, durch sie noch Schätzbares zu erlangen, Unvollkommenes der früheren Überlieferung durch diesen noch nicht versiegten Quell zu läutern, sei's am Text, sei's an der Melodie. Wenn der Staat sich zu einer solchen pietätvollen Sammelarbeit verstehen wollte, dürfte auch die Arbeitsart des erwähnten Autors für ihn vorbildlich sein. Karl Becker ist Seminarmusiklehrer; er hat es verstanden, musikalisch gebildete Seminaristen für sein Unternehmen zu begeistern, er hat sie teilnehmen lassen an seiner Sammelarbeit, er hat mit ihnen Melodien und Texte aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben und seine Zöglinge bestimmt, diese Arbeit in den Ferien in ihrer Heimat fortzusetzen. Auf diese Art hat er Lesarten und Varianten der Melodien der verschiedensten Ortschaften erhalten, sie verglichen und gesichtet. Die Unterrichtsministerien könnten alle Seminarmusiklehrer anweisen, im Verein mit den Seminaristen ähnliche Sammelarbeiten vorzunehmen. Es würde dadurch aus allen Gauen Deutschlands nicht nur ein reichhaltiges Material zusammen getragen, es würde auf diese Art auch in den künftigen Lehrern des Volkes die Liebe zum Volkstum und zum Volksgesange mächtiger entflammt, als durch alle schönen Reden. Jeder Seminarmusiklehrer hätte die ihm durch die Seminaristen zugetragenen Texte und Melodien zu sammeln, zu vergleichen und zu sichten. In jeder Provinz könnte eine geeignete Kraft gefunden werden, die den von den verschiedenen Sammelstellen eingereichten Stoff einer nochmaligen Durchsicht unterzöge, bis das ganze Material an einer Zentralstelle vereinigt wäre und die Texte einem berufenen Dichter, die Melodien einem bewährten Kenner und Komponisten zur letzten Bearbeitung und Zusammenstellung überwiesen würden. Findet dieser, mein Vorschlag, Anklang bei der maßgebenden Behörde, so könnte fast ohne jeden Kostenaufwand dem deutschen Volke ein Schatz gerettet werden, der in nicht allzu ferner Zeit für die Nation sonst unrettbar verloren ist.

Ich weiß aus Erfahrung, daß eine solche Sammelarbeit nicht leicht ist, daß das Landvolk dem fremden, „gelehrten" Forscher ablehnend und mit Mißtrauen gegenüber tritt. Gerade darum dürfte der von mir vorgeschlagene Weg der richtige sein, denn die Seminaristen stammen selbst meist vom Lande, sind in ihren Heimatdörfern vertraut, kennen die geeigneten Persönlichkeiten, verstehen ihre Eigenarten und werden mehr Entgegenkommen und Vertrauen unter der Landbevölkerung finden, als „fremde Herren". Ganz nebenbei sei auch bemerkt, daß sich mit der Sammlung von Volksliedern auch auf demselben Wege und in derselben Weise eine Sammlung alter Volksmärchen, eine Sammlung von Legenden, Sagen, Schwänken, Rätseln-Spielreimen und Sprüchen verbinden ließe. Nicht nur die für diesen Zweck besonders geschulten Seminaristen, auch die Lehrer in Dorf und Stadt würden an einer solchen Arbeit regsten Anteil nehmen, so daß dem Unternehmen nicht nur eine einmalige Ausbeute, sondern ein dauernder Erfolg prophezeit werden kann.

Digitized by Google

Möchte mein Ruf nicht ungehört verhallen; denn wie man die Bäume an ihrem Schatten, so kann man das Gemüt und die Sittlichkeit eines Volkes an den Liedern messen, die es singt.

Und so schließe ich meinen erneuten Mahnruf mit denselben Worten, den einst der große Dichter seiner Nation zurief:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

Digitized by Google

Eine Episode.

Novellette von Ad. Jos. Cüppers.

Es war fünf Uhr nachmittags. Ein feuchtkalter Wind strich vom Meere her über den Strand. Er trieb den feinen weißen Sand an dem Steindamme hinauf, der sich vor den Gasthöfen und Villen vorbeizog. Die leichten Körnchen wirbelten in langen Streifen über die glatten Fliesen des Dammes und bepuderten die Füße der Spaziergänger und die Säume der Damenkleider. Sie hüpften bis an die Häuser und fielen dort leblos nieder. Da und dort schob man schon hölzerne Schutzwände vor die Fenster und Thüren der Villen, denn die Saison nahte ihrem Ende.

Auf dem Damme wandelten zwei junge Männer auf und nieder. Sie hatten die Kapuzen ihrer kurzen Mäntel über den Kopf gezogen und plauderten mit einander.

Der eine hatte ein glattes, fast knabenhaftes Gesicht, aus dem ein Paar wasserblaue Augen gutmütig unter der dunklen Kapuze hervorblickten. Der andere war größer und schlanker, und seine Züge hatten einen männlichen Ausdruck. Ein kurzer, dunkler Bart krauste sich um sein Kinn und die roten Lippen, und seine feurigen Blicke verrieten einen ungestümen, kraftbewußten Willen. Er war ein schöner Mann und die Damen der Gesellschaft hatten es ihn deutlich genug merken lassen, wie sehr er ihnen gefiel.

„Es ist also beschlossene Sache, daß Du morgen abreisest?“ fragte der Kleinere.

„Allerdings,“ antwortete der andere. „Du weißt ja, man will mich verheiraten, und daheim erwartet man mich mit Ungeduld. Ich habe meinen Urlaub schon um einige Tage überschritten.“

Digitized by Google

„Und sie, ich meine die schöne Fischerstochter?“

„Nun, eine Episode in diesem langweiligen Leben, die man wieder vergißt. Allenfalls eine hübsche Erinnerung.“

Er lachte.

Sein Gefährte schüttelte den Kopf.

„Sie sieht nicht aus, als wenn sie so rasch vergessen könnte.“

„Ah bah! Sie müßte wissen, daß ich sie nicht mit mir nehmen kann. Übrigens werde ich mich noch von ihr verabschieden. Ich weiß, wo ich sie finde.“

Er zog die Uhr.

„Du bist doch dabei heute Abend? Ich habe einige Herren geladen, es soll eine fröhliche Sitzung werden zum Schluß, bei Champagner und Austern.“

„Ich werde kommen.“

„Gut denn! Auf Wiedersehen beim Sekt!“

Er reichte dem Freunde die Hand und schritt leichten Fußes den Strand entlang. Nordwärts an dem Badeorte hob sich eine Kette steiler Klippen aus der See, dorthin lenkte er seine Schritte.

Ein kahler Felsblock sprang weit vor in das Meer; auf seiner Kuppe saß ein junges Mädchen. Drunten schlugen die Wogen klatschend gegen den Felsen, und das Wasser spritzte in silberhellen Tropfen hinauf, aber sie erreichten den Gipfel nicht. Weißgraue Möven gaukelten über der Brandung, ab und zu einen schrillen Ruf ausstoßend.

Das Mädchen achtete nicht auf ihr Spiel und nicht auf das Gurgeln und Klatschen des Wassers unter ihren Füßen. Sie schaute mit starrem Blicke auf die See hinaus in die grauen Wolken, die der Wind bald in Fetzen zerfaste, bald wieder zusammenballte und vor sich her dem Lande zuwälzte.

Ihr blondes Haar war frei; es ringelte sich in feinen Löckchen über Stirn und Schläfen, und sie wirbelten im Winde wie lauter goldene Schlänglein. Um die Schulter hatte sie ein hellrotes Tuch geschlungen. Sie hielt die Enden vorn auf der Brust unter den verschränkten Armen fest. Die Arme trug sie bloß; sie waren leicht gebräunt, nur oben an den kurzen Ärmeln zeigten sie eine hellere Farbe. Das Mädchen hatte schöne, regelmäßige Züge. Aber jetzt lag um die frischen Lippen ein trotziger Zug, und aus den großen blauen Augen sprühte ein flackerndes Leuchten.

Der Mann hatte den Felsen erreicht und stieg hinan. Sie hörte seine Schritte und wandte den Kopf nicht. Aber sie lauschte doch, wie er näher und näher kam und sie biß die Zähne fest auf einander.

Jetzt stand er neben ihr.

„Maria!“

Über ihr Gesicht zuckte es wie ein Blitz, und sie preßte die Arme noch fester an die Brust.

Digitized by Google

Der Mann beugte sich vor und berührte ihre Schulter.

„Marie!“

Ein Windstoß nahm ihm das Wort vom Munde und trug es über die Klippen, so daß es wie aus der Ferne an sein Ohr klang.

Er ließ sich neben ihr nieder, schob die Kapuze etwas zurück und versuchte, ihr in's Gesicht zu sehen. Aber unbeweglich starrte sie auf die See.

„Ich bin gekommen, um dir ein letztes Lebewohl zu sagen hier, wie du es gewünscht, Marie. Laß uns als gute Freunde scheiden. Ich werde dich nie vergessen.“

„Du lügst!“

Wie ein heiserer Schrei kam das Wort von den Lippen des Mädchens.

„Um mich zu vergessen, gehst du. Nur ein Spiel für deine müßigen Tage war alles.“

Der Mann zuckte zusammen.

„Du bist hart, Marie, du weißt, daß wir einander nicht angehören können.“

Flammende Röte auf den Wangen sprang das Mädchen empor.

„Sagtest du so auch damals, als du mir diesen Ring an den Finger steckteſt, meineidiger Lügner?“ keuchte sie mit halberstickter Stimme.

„Da, das Meer mag ihn verschlingen!“

Sie riß den Ring von der Hand und schleuderte ihn in die See.

Blitzend fuhr der goldene Reif durch die Luft und verschwand in den schäumenden Wogen.

Der junge Mann war bleich geworden. Er hatte sich erhoben und stand neben dem zürnenden Mädchen.

„Bei den glücklichen Stunden, die wir mit einander verlebt, beschwöre ich dich, Marie, mache mir den Abschied nicht schwerer, als er ist. Du weißt nicht, was ich leide. Fremder Wille bestimmt mein Leben.“

Sie wandte sich zu ihm, die Arme sanken schlaff an ihrem Körper herab, und ein Windstoß rieß ihr das Tuch von den Schultern. Sie achtete es nicht. Ihre Brust hob und senkte sich, und ihre brennenden Augen richteten sich mit verzweifeltem Blicke auf ihn.

„Ach, ich weiß, daß du lügst, und doch . . . . O, ich Ärmste!“

Und sie fuhr sich mit den Händen in die goldblonden Haare und krallte die Finger darein.

Er streckte die Hand nach ihr aus.

„Komm', an meine Brust, Geliebte, noch einmal, ein letztes Mal!“ Mit beiden Armen umschlang er die bebende Gestalt und zog sie an sich.

Willenlos ließ sie es geschehen, aber plötzlich riß sie sich wieder los.

„Nein, nein, ich kann nicht. Geh' und laß mich sterben.“

„Marie!“

Wieder nähert er sich und sucht sie zu umfassen.

Digitized by Google

Mit einer heftigen Geberde stößt sie ihn von sich, er taumelt, sein Fuß gleitet aus, der nächste Augenblick muß ihn in die Tiefe stürzen.

Ein furchtbarer Schrei entringt sich ihrer Brust, sie greift nach ihm, sie faßt seine Hand, aber — zu spät, er gleitet über den Rand des Felsens und reißt sie mit sich hinab in die Wogen.

Ein dumpfer Schlag, die Wasser spritzen hoch auf und die Möven flattern kreischend empor. Noch einmal tauchen sie auf, sie hält ihn umschlungen, dann rauscht die Brandung über sie weg.

Gurgelnd klatschen die Wasser gegen die Klippen, und die Möven gaukeln über den Schaumkämmen der Wellen.

Eine Episode!

Digitized by Google

In wachen Träumen.

Gedichte von Anton Müller.*)

Ein Poet wie Anton Müller, dem die Lieder „immer wieder wie Herzblut aus der Brust“ brechen, kann seine Verse nicht lange im Pulte lassen; es ist ihm Bedürfnis, sie der Welt mitzuteilen. Nach den „Wander- und Heimatliedern“ aus dem Jahre 1898 den vorliegenden Band nach drei Jahren zu erhalten, bedeutet eine erfreuliche Stärke der lyrischen Kraft. Wollte man, die beiden Versbücher gegen einander abwägend, nach einer „Vertiefung,“ nach einem „Wachstum“ des Dichters spähen, so würde man allerdings enttäuscht sein; aber ist es denn nötig, daß ein liebenswürdiges, lyrisches Talent sich nach ein paar Jahren gehäutet haben müßte? Unsere Modernen sind vielfach der Ansicht, daß ein Dichter, der bei seinem zweiten oder dritten Bändchen nicht mit irgend einer neuen Ansicht hervortritt, uns „nichts mehr zu sagen“ habe, und sie sind geneigt, den ganzen Mann daraufhin abzulehnen; aber mir gefällt der frühere Müller in seinem neuen Bändchen auch so ganz gut.

Das Buch verrät eine Hingabe an die Ideale Religion, Natur und Vaterland, die ihres gleichen sucht. Besonders die religiöse Weltanschauung tränkt, möchte ich sagen, jeden Vers. Nun ist aber diese religiöse Weltanschauung die christlich-katholische, woher es denn kommen mag, daß unser Poet in der weiten literarischen Öffentlichkeit kaum Beachtung finden wird. Die sonstigen dichterischen Qualitäten sind ja auch vorhanden; aber das wird nichts helfen.

Das Vaterland des Poeten ist Tirol. Es ist eben so merkwürdig wie erklärbar, daß die Tiroler Poeten so begeisterte Töne zum Lobe ihrer Heimat

*) Brixen, 1901, Verlag des kath.-polit. Preßvereins. 160 Seiten, fein gebunden Mk. 3.—.

Digitized by Google

finden. Man könnte fast sagen, sie thun nach dieser Seite etwas zu viel. Doch es fällt mir ein, daß die rheinischen Dichter es nicht besser machen, und daß man den Rheinländern wie den Tirolern ihr Vergnügen schon lassen muß. Wenn nun bei Müller die Heimatsliebe im sonnigen Rom ein Lied entstehen ließ wie das prächtige „Der bleiche Gast," dann kann man der begeisterten Überfülle vollends nicht gram sein. Der bleiche Gast folgt dem Dichter überall:

„Und will ich einmal in der Freunde Schwarme
Auch lustig sein so recht aus Herzens Grund,
Dann wirft es schluchzend sich in meine Arme
Und küßt mir rasch das frohe Wort vom Mund; —
So geh'n die Tage hin in dunklen Sorgen,
So kommt die Nacht mit ihrer alten Pein:
Ich fürcht' den gold'nen Sonnenstrahl am Morgen
Und haß' der Sterne weichen Silberschein!

Jedoch, ich meine — wenn es anders wäre: —
Die Nächte traumlos und die Tage licht,
Wenn nimmer mir die traute Wundermäre
Im Herzen tönte — ich ertrüg' es nicht; —
Drum bitt' ich dich — o geh' nicht fort — o bleibe
Bei mir, bei mir mit deiner süßen Qual:
Daß ich der Sehnsucht süße Lieder schreibe
Als Liebesgruß an's ferne Heimatthal!

Die Heimatsliebe, man kann es schon ein rechtes Heimweh nennen, läßt Anton Müller nicht zum poetischen Ausdruck für die italische Schönheitswelt kommen, wie es sich in vielen Liedern, am eindringlichsten wohl in den „Liedern eines Einsamen" zeigt; nicht immer ist sein Herz so glücklich gestimmt, wie es bei der Konzeption der Verse war, die den „römischen Frühling" besingen:

„Nun gießt der Frühling seine Sonnenbäche,
Die gold'nen, aus, und festlich strahlt das Land;
Rings der Campagna weite Riesenfläche
Umschlingt ein veilchenblaues Prachtgewand;
Der Mandelbaum haucht seine süßen Düfte,
Die Zeit der Winterregen ist vorbei,
Und selig zittert durch die Basamlüfte
Der ersten Lerchen zager Jubelschrei. — — oder:

— Und hat des Winters Stille
Gehemmt des Liedes Lauf; —
Nun schlägt mir die Sybille
Der Dichtung Bücher auf — — —

Digitized by Google

Brachte die erste Abteilung des Buches Töne „Aus Heimat und Fremde," so bietet die zweite „Widmungen und Weihegrüße." Das Motto meint, daß der Poet „aus eigenstem Bedarfe" seine Harfe rühre, wenn „auch die Kritik der Schreier scheltend Lied und Sänger höhnet." Besser ist, die Kritik der Schreier — ein häßliches Wort — nicht herauszufordern. Hier ist's so schlimm nicht. Manches wäre entbehrlich, anderes wirkt schön, wie z. B. „Aufruf."

Vollen Beifall wird sich aber Teil drei: „Aus der Welt des Herzens" erwerben. Da kann man hingegeben in Leid und Lust dem Jubel und Frohlocken lauschen, das in der Dichterbrust zum Liede wurde. Müller besitzt eine Leichtigkeit des Versifizierens, die staunen macht. Hier sind es besonders Regungen der Andacht, die im Glanz ihres Ausdruckes hinreißen. Ich weiß nicht, ob allen die innige und feurige Sprache der Marienlieder so gefallen wird, wie mir; die folgende Strophe aus „Ave Maria," einem entzückend durchgeführten Liede mit einfachen Grundgedanken, ist mir als das Schönste erschienen, was ich von Marienlyrik seit langem las:

Des Firmamentes lichtblauer Sammt,
Purpurgewölke, sonnendurchflammt,
Sind deine Königsgewande;
Engel schleifen durch Zeit und Raum
Ihren von Blumen durchwirkten Saum
Über die Thränenlande.

„Bibelblumen und Friedhofsnelken" bieten schöne Stücke, so gleich das erste: „Ein Königssänger." Hier ist Müllers starkes Pathos recht an seinem Orte, um die ruhmredigen Apostrophen zwischen Saul und David mit Glück festzuhalten. Die Trostgedanken beim Tode erhalten in den „Friedhofnelken" neue und überraschende Formulierung, die allerdings nur einem christlichen Dichter in dieser Weise eigen sind.

Der „Anhang" bewährt die Wichtigkeit des viel gebrauchten last not least. Der Ausdruck für religiöse Zwiste, wie sie auch die gläubige Seele notwendig ausficht, ist auf jeden Fall wegen des dramatischen Accents interessanter als die in frommer Andachtshingabe aufsteigenden Liedtöne. Großartige Stellen birgt auch das Fragment: „Ein Bild der Zukunft." Es stellt sich als Prolog zu einem ungesungenen Epos vom Antichrist dar. Möge Müller sich an diese Aufgabe wagen. Nach Hlatky's tief-poetischem „Weltenmorgen" ist kein würdiges Epos mehr auf katholischer Seite erschienen; unser Anton Müller ist aber nicht nur in dem Geburtshause Joseph Seebers, der den „Ewigen Juden" geschrieben, geboren, sondern hat auch von dessen Geiste mitbekommen.

Wenn zum Schlusse eine Bemerkung nicht unterdrückt werden kann,

Digitized by Google

so mag sie einigen kleinlich erscheinen. Sie betrifft die Leichtigkeit des Reimflusses bei unserem Dichter. Sie erlaubt ihm, ein ganzes Lied z. B. mit zwei Reimen zu bestreiten; dabei passiert dann allerdings eine Ungeheuerlichkeit von der Art: „Wenn auch der Sühnetag schnaubt" — S. 139. Zuweilen ist der Reim nicht so rein, wie er unserem äußerst verwöhnten Ohr heute nur noch genügt. „Dornen" auf „gebor'nen" oder „verlor'nen" zu reimen geht nicht, um eins herauszugreifen. Das will aber nicht viel sagen gegen die vortreffliche Wirkung der neuen Gabe Anton Müllers im ganzen. Eine Kritik in einer literarischen Revue darf es nicht unterlassen, dergleichen auch zu bemerken.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Digitized by Google

An dich.

Jugendgedichte von M. Herbert.

I.

Du sagst: „Dann wirst du mich erst lieben —
Wenn längst mein Grab geschlossen ist."
O daß ich nimmer doch erführe —
Wie lieb und teuer du mir bist.

II.

Du klagtest, als du Abschied nahmst:
„Wie hell doch deine Augen scheinen!"
Ich sprach: „Du sollst mich lächeln seh'n!
Erst — wenn du fort bist, will ich weinen.
Den jeder Augenblick mit dir
Ist eitel Lust und eitel Wonne!
Wer denkt denn an das Grau'n der Nacht,
So lang er wandelt in der Sonne?"

III.

Um deine Seele hast du dicht
Und ernst den hohen Wall gezogen.
Doch Menschenseelen sind beschwingt:
Sie hat die Mauer überflogen.

Ja — deine Seele kam zu mir!
Dein Tiefstes hab' ich doch besessen.
Führ' doppelt hoch die Mauer auf!
Die Seele wird mich nie vergessen.

Digitized by Google

IV.

Ein Tag wird kommen — klar und groß.
Der Tag der unverhüllten Wahrheit.
Das Lebensbuch auf Gottes Schoß
Wird dann bestrahlt von sel'ger Klarheit.

Viel Herrscherseelen werden steh'n
In Demut ob der eig'nen Kleinheit
Und stolze Lippen werden fleh'n
Um Milde von der ew'gen Reinheit.

Und Keiner wirft mehr einen Stein
In seines Bruders sünd'ges Leben
Und Jeder spricht in wunder Pein:
Ich brauche Gnade und Vergeben.

Wie stille wird's da rings umher!
Ich trete sacht' an deine Seite.
Und Engel künden dir die Mär:
Von meiner Seele tiefem Leide.

All' der Gedanken dunkles Weh,
Des Lebens lange, trübe Wirrung
Liegt wie ein lichtdurchstrahlter See
Und von dir weichen Wahn und Irrung.

Aus dem unsäglich bangen Müh'n,
Dem bitt'ren Ringen nach Verständnis
Wird wie ein Himmelswunder blüh'n
Das jubelnd selige Bekenntnis!

„Ich habe dich ja Tag und Nacht
In meiner Seele einst getragen.
Du warst das Gold, mein Herz der Schacht,
An den kein Hammer angeschlagen.

Nun steh'n wir hoch in Gottes Licht,
Wo sel'ge Geister sich erwählen.
Ich fühle wie die Fessel bricht.
O Gloria der freien Seelen."

Digitized by Google

Andacht.

Das war ein schöner Sommervormittag.
Von allen Zweigen schmetterte der Schlag
Der Finken nieder in des Parkes Gänge.
In stiller Andacht stand die laue Luft;
Aus blauen Wirbeln stieg der Weihrauchduft
Und aufwärts schollen heilige Gesänge.

Fronleichnam war's. In langen Reihen zog
Das Volk daher. Die Seidenfahne bog
Sich knisternd und mit leisem Faltenbauschen.
Die alten Buchen standen rund herum
Und ihre Häupter schienen stumm
Dem Singen und dem Beten fromm zu lauschen.

Von deinem Hute flatterte das Band;
Das Sammetbetbuch hielt die weiße Hand
Und glockenhell ging durch die Luft dein Singen.
Vorüber schrittest du im langen Zug;
Mir war dein Anblick Glückes schon genug —
Und war den ganzen Tag in mir ein Klingen.

Köln. Laurenz Riesgen.

Dämmervision.

Ruhe ringsum . . . .
Im schleppenden grauen Mantel
Schleicht sachte der Tag
Zur heimlich harrenden Nacht.
Aus dunklem Walde,
Aus dampfenden Wiesen,
Im Nebel der Berge lockt sie in Sehnsucht.
Wie kühlende Winde
Haucht leise ihr Atem,
Und durch den schleifenden schwarzen Schleier
Schlingt schattend sie sich
Ein Kränzlein von Mohn
Und blauen Violen . . . .

Digitized by Google

Schon sinken des Tages ermattete Glieder —
Da rafft er sich auf
Und flammet in purpurnen Wolken
Jauchzend noch einmal empor!

Weit die Arme, die sehnenden, öffnend
Umschlinget den Sterbenden
Wie eine zärtliche Mutter ihr Kind
Die finstere Nacht.

Unter flimmernden Sternen,
Vom Mondstrahl umzittert,
Liebkost sie den Toten,
Bis flimmernd im Morgenrot
Er jungschön ersteht:
Ein neuer sonniger Tag
Im ewigen Wechsel der Zeiten.

M. v. Ekensteen.

Nachtgebet.

Purpurn glüht der Tannenwald,
Märchenhaft im Abendscheine.
Milde weht durch Feld und Haine
Abendsegen erdenwärts.
Leise Lieder zieh'n mir stille,
Heiss und innig durch die Seele.
Jubelnd möcht' ich durch die Kehle
In den Abend laut sie senden,
In den weiten dunk'len Wald,
Wo des Frühlings Elfen flüstern,
Wo ein Schauer durch die Rüstern,
Aus der Erde Odem weht,
— — — — — — — —
Als mein jauchzend Nachtgebet.

P. Knautz.

Digitized by Google

Geh' nicht vorbei . . .!

Am Wege sank ich nieder, krank und schwach;
Mein Herzblut tropft aus manch' verborg'ner Wunde.
Wer läßt mich ein, gönnt mir ein gastlich Dach
Und pflegt mich treulich, daß ich bald gesunde?
Von Wand'rern wallt daher ein ganzer Hauf';
Wird ihren Fuß des Elend's Anblick bannen?
Wer hebt den Hilfsbedürft'gen zu sich auf?
Sie seh'n mich all' und zieh'n herzlos von dannen.
Umsonst entquoll dem bleichen Mund der Schrei:
„Geht nicht vorbei . . .!"

Da kamst auch du, du hochgemute Maid,
Mein Glücksstern einst, mein Sonnenlicht, mein Leben.
Es stöhnt' die Brust von unsagbarem Leid,
Als ich dich langsam sah vorüberschweben.
Seit ich dein Antlitz mied voll Unbedacht,
Irr' einsam ich umher in allen Gassen;
Mir ist, als schlöff' mich ein tiefdunkle Nacht,
Als hätt' mein guter Engel mich verlassen.
O kehr' zurück! Vergiß, mein Lieb, verzeih'!
Geh' nicht vorbei . . .!

An deinen Busen bett' mein müdes Haupt!
O, neig' zu mir voll Huld dich, voll Erbarmen!
Was mir auch ward vom Schicksalssturm geraubt,
Das blüht mir wieder auf in deinen Armen.
O, blick' mich nicht so kalt, so feindlich an!
Lockt dich Erinn'rung nicht an süße Tage?
Und wenn dein Herz noch Liebe fühlen kann,
Verschließ' dich meiner Thräne nicht und Klage!
Bring' mir zurück den sonn'gen Lebensmai!
Geh' nicht vorbei . . .! A. Dreyer.

Gnade.

Ich geh' zu Berge mit dem Lenze —
Und unter mir versinkt die Zeit —
Bekümmernis und Bitterkeit —
Und immer weiter rückt die Grenze.

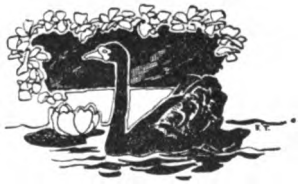
Es blüht der Fels, es rauscht der Baum,
Es singen Bach und Ried.
Mein Lied ist fern mir wie ein Traum,
Der den Erwachten flieht.

Lieban i. Schlesien. Richard Kraus.

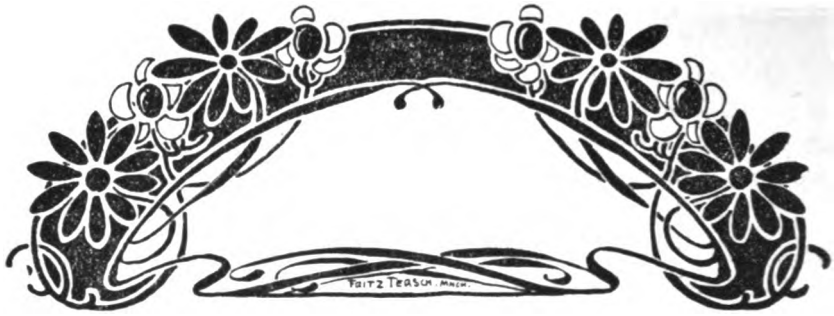
* * Dolmen. * *

Es wälzten, Rieſenkraft in ihren Händen,
Die ſtarken Höhlenwohner einſt den Stein,
Den mühſam ſie gehau'n in glatte Klötze,
Weit in das off'ne flache Land hinein.
Sie rammten ihn freiſtehend in die Tiefe,
Und fügten ſo bedächtig Wand an Wand;
Ein maſſig Dach zuletzt darauf geſchoben —
Die Ritzen ſchloſſen ſie mit feuchtem Sand.
— Das war, um ihre Toten zu beſtatten. —
In weichen Pelz gehüllet ſchön und warm
Ward der Geſchied'ne in ſein Haus getragen,
Geleitet von der Freunde herben Harm.
Sie ſetzten ihn behutſam in die Stlle
Und legten ſeiner Arbeit beſtes Thun
Als letzte Ehrengabe vor ihm nieder,
Denn nimmer wird ſein Körper ewig ruh'n.
Wenn er erwacht, ſoll froh ſein Auge ſchau'n,
Was Teures ihm die Zeit der Erde bot,
Wenn er ſich findet, ſoll ſein Herz erkennen,
Daß Liebe ihn geleitet in den Tod.
. . . . . .
Unſterblichkeitsgedanke! Hang am Leben!
In Steinen redeſt Du aus grauer Zeit,
Kein Zweifel ſtörte einſt den Wunſch der Liebe —
Am Glauben rüttelt Menſchenwahnwitz heut'!

Balingen. Eliſe Miller.



Digitized by Google



Herzensbrecher.

Novellette von M. Ekenſteen.

Er war groß und ſchlank, und etwas Sieghaftes lag in ſeinem Blick; ein lächelnder Zug irrte um ſeine Lippen, und ſeine weißen, wohlgepflegten Hände mit den langen, ungewöhnlich breit auslaufenden Fingern ſtrichen oft affektiert langſam den ſchmalen, ſchwarzen Schnurrbart, wobei er halb die Augen ſchloß und den Kopf im Nacken zurückwarf.

Sonſt war nichts Bemerkenswertes an ihm; er ſprach wenig, als verlohne es ſich nicht der Mühe; wenn er aber ſprach, dann hatte ſein Ton etwas Herriſches, durch ſeine Worte aber klang ein Anflug von Eitelkeit und Selbſtüberhebung.

Die Kameraden ſuchten ihn nicht gerade auf, aber wenn er in ihrer Mitte weilte, dann ſah der eine Teil ihn mit Staunen, ja faſt mit Bewunderung an und lauſchte ſeinen knappen Worten wie einer Offenbarung, während die Anderen ihn unauffällig neckten und ſeine an der Tagesordnung ſtehenden Eroberungen gutmütig und etwas überlegen belächelten.

Die Kameraden, ja ſelbſt die Vorgeſetzten, redeten ihn bei jeder außerdienſtlichen Gelegenheit mit ſeinem terminus technicus „Herzensbrecher“ an, und das gab ihm dann allemal einen Ruck, daß er die Hacken unbewußt zuſammenſchlug.

Wer dem Leutnant Godenius zuerſt den Namen gegeben hatte, war nicht genau feſtzuſtellen; wahrſcheinlich rührte er von den Damen her, die unter ſeinem Siegerblick gebebt und gejauchzt hatten, bis er ſie durch alle Stadien des Glückes und der Hoffnung zu ſtiller Verzweiflung und endlicher Reſignation geführt hatte.

Digitized by Google

Und da war nicht Eine im Garnisonsstädtchen, die jung und hübsch war — gleichviel ob kleiner armer Leute Kind oder ein frühreifes Produkt höherer Töchterschulen — die nicht für den Herzensbrecher einmal geschwärmt, und der er nicht Kopf und Herz verdreht hätte.

Er war ja „gar so schön", so „vornehm kühl", und wenn er mit halbverschleierten Augen die jungen Dinger ansah, wie hätten sie da nur widerstehen können!

Keinen Groll und keine Bitternis hinterließ er in den Herzen, wenn er seine Huld nach einer kurzen Zeit der Auszeichnung einem neuen Stern zuwandte; es war ja Glücks genug, einmal von ihm bevorzugt worden zu sein! Wer hätte sich vermessen dürfen, mehr von dem stolzen Kavalier zu erwarten, als kurze Zeit seine auserwählte Tänzerin zu sein, seine Fensterparaden mit hochroten Wangen und fliegenden Pulsen hinzunehmen und bei seinem Gruß ein verheißendes Lächeln zu erhalten?

Und war die köstliche Zeit verrauscht, trat ein neuer Stern in seinen Kreis, dann flossen wohl einige Thränen und bleiche Wangen erzählten von Wehleid und erstorbenem Hoffen, aber zuletzt lag das Lächeln des Triumpfes doch in aller Augen und eine Jede jubelte: „Für mich hat er geglüht — und der neuen Flamme wird es nicht besser ergehen als mir! Auch sie wird zerstieben!"

Seit einiger Zeit war der Herzensbrecher verstimmt und das Siegergefühl war von ihm gewichen. Im ganzen Städtchen war kein Mägdelein mehr, der er nicht schon seine Huld zuwendet hatte, der junge Nachwuchs aber stak noch zu tief in den Kinderschuhen und Leutnant Godenius hatte fast das Lachen verlernt.

Wie erstaunten daher die Kameraden, als er zum Frühschoppen nach einer Bataillonsübung bei glühender Hitze durchaus nicht abgespannt wie die Andern erschien, sondern mit strammer Haltung und mit strahlender Miene, langsam, mit wohligem Behagen den Schnurrbart streichend, und nicht etwa eine „kühle Blonde" oder „ein Glas Braunes" bestellte, sondern süffisant und schnarrend der Kellnerin zurief: „Ein badisches Schorle-Morle, — aber fix!"

„Giebt es wieder ein Herz zu brechen?" lachte der dicke Premier-Leutnant von der dritten Kompagnie, und der Bataillons-Adjutant zwinkerte mit den Augen und fragte:

„Oder ist's schon gebrochen?"

Leutnant Godenius lehnte sich in der Gartenbank zurück, stützte

Digitized by Google

beide Hände auf seinen Säbelknopf, sah in die Krone der alten Kastanie, die ihren Schatten über die Tafelrunde warf und entgegnete:

„Wer von Euch sah hier schon eine leibhaftige Else? — — Langes, goldschimmerndes Lockenhaar, eine zarte Libellengestalt, rosige Wangen unter großen, fragenden, schimmernden Blauaugen? Wer, Kameraden? — Und wer kann es sein?“

„Na, wenn Sie es fragen, lieber Herzensbrecher, und wenn Sie noch nicht orientiert sind, wer sollte es denn sein, und wer könnte Antwort geben?“ sagte langsam und bedächtig Hauptmann Murbach.

„Vielleicht ich!“ rief aufspringend der spindeldürre Portepéefähnrich von Müller. „Gestatten Herr Leutnant; — nicht wahr, eine schlanke, junge Dame mit goldblonden Locken?“

„Ja, ja — ganz genau!“ bestätigte Leutnant Godenius, während die Anderen aufhorchten. Er sah den Fähnrich eine Weile fest an, dann deutete er mit einer Handbewegung an, er möge sich nur setzen, und erst nachdem er seine prickelnde Mischung Champagner und Selterswasser gekostet hatte, sagte er:

„Woher haben Sie Kenntnis, Müller?“

„Zu dienen, Herr Leutnant, die Dame ist zu Besuch bei ihrer Tante, Frau Parketsekretärswitwe Hassel — wo ich wohne.“

„So, so, seit wann?“

„Gestern Abend mit dem 9 Uhr-Zuge angekommen, eine Stunde nach ihrem Bräutigam, Gymnasialassistent Bonn.“

„Des Bonn Braut?“ fragte verwundert Hauptmann Murbach. „Ei, die Else von Garinsky! Das ist freilich eine Elfengestalt — oder — besser noch — ein Engel, und daher rien pour vous, lieber Herzensbrecher.“

Leutnant Godenius schien die letzte Bemerkung ganz überhört zu haben, wenigstens replizierte er nichts; er kreuzte die Arme und schloß die Augen, als ob die Mattigkeit ihn jetzt erst übermanne, aber kein Wort der lebhaft geführten Unterhaltung entging ihm.

Hauptmann Murbach kannte die Braut des Gymnasialassistenten Bonn, der zur Übungszeit als Reserveoffizier bei dem Bataillon einberufen worden war, und er gab eine rührende Liebes- und Herzens-Geschichte zum Besten.

„Bonn und Else von Garinsky, eine Doppelwaise, hatten sich kennen und lieben gelernt, als sie beide noch auf der Schulbank saßen. Bonn, der jüngste Sohn einer biederen aber mittellosen Familie, hatte

Digitized by Google

kein höheres Sehnen, als seine Kenntnisse auf der Hochschule vervollständigen zu dürfen und Else hatte mit tausend Freuden ihr kleines Erbe zu diesem Zwecke geopfert. Nun war Bonn in der Hauptstadt definitiv angestellt worden und nach den militärischen Übungen sollte die Hochzeit den idealen Liebesbund der jungen Leute krönen."

„Herzensbrecher, nichts für Dich!" sagte nun auch der Bataillons-Adjutant und Godenius trank auf einen Zug sein Halbliterglas leer, dann lächelte er im Kreise.

„Meint Ihr?" griff salutierend an die Mütze und sagte:

„'Nen guten Morgen, meine Herren, ich habe vor Tisch noch einen Gang vor."

„Mahlzeit, Herzensbrecher!"

Stolz ging er hinaus, den Kopf etwas im Nacken, die Augen halb geschlossen, mit der rechten Hand den Schnurrbart streichend, und hinter ihm her rasselte sein Säbel auf dem heißen, sonnbeschienenen Straßenpflaster. — — — — — — — — — — — —

„Nichts für Dich, Herzensbrecher?"

Warum hatte man ihm den Namen gegeben, wenn man von seiner Unwiderstehlichkeit und Macht nicht völlig überzeugt war? Nichts für ihn? Aber warum denn nicht! Er schwärmte ja nur flüchtig, wie der Schmetterling von Blume zu Blume flattert, er gab und verlangte keine tiefen Gefühle, aber — er ließ sich auch nicht so kategorisch sagen: „Nichts für Dich!" Die thörichten Kameraden, was wußten die von seiner Gewalt dem Frauenherzen gegenüber! Sie sollten begreifen lernen, daß er mühelos erreichte, was er wollte! — — — — — —

Im Kasinogärtchen hatte man ein Sommerfest veranstaltet; Godenius war Arrangeur und maître de plaisir. So geschäftig hatten ihn die Freunde noch nie gesehen; die Halle war mit Guirlanden geschmückt, Lampions hingen im Zweigwerk der Bäume und der Speisesaal war zu einem Tanzzelt malerisch umgestaltet. Das verstand er wirklich, und die Blicke der jungen Damen sahen ihm bewundernd nach. Für jede hatte er ein artiges Kompliment bereit bei der Begrüßung, aber tiefer hatte er keiner mit dem Siegerblick in's Auge gesehen, als der zarten, blonden Braut Bonn's, die so selig und verklärt am Arme des Bräutigams zu dem reservierten Tische schritt, an welchem Hauptmann Murbach neben Frau Hassel Platz nahm, während Godenius sich schweigsam an den Stamm einer Linde lehnte; er schien ganz mit den Obliegenheiten des Arrangeurs beschäftigt, winkte bald hier, bald dort einer Ordonnanz zu,

Digitized by Google

gab für die Musik das Zeichen zum Beginn — aber er that alles wie mechanisch, seine Augen kehrten wie im Bann immer wieder zu dem lächelnden Gesichte Else's zurück.

Als weiche Walzerklänge zum Tanz einluden, bot Bonn seiner Braut den Arm und geleitete sie znm Saal; nur eine einzige Runde wogten sie in wiegendem Tanze, dann führte er sie zu einem Divan und flüsterte ihr zu:

„So Liebling, ich that Dir Deinen Willen, aber — nun laß es genug sein, Du darfst mir nicht krank werden!"

Sie sah ihn mit einem Blicke voll Innigkeit an:

„Es war so schön! Ach, ein einziges Mal möchte ich mit Dir einen wilden Walzer ganz zu Ende tanzen!"

„Und krank werden! Nein, Herzenselse, das Vergnügen wäre zu teuer erkauft."

Die Offiziere drängten sich zu des Kameraden Braut heran und baten um die Ehre einer Tour, aber sie lehnte artig dankend ab; „ich darf nicht tanzen, der Arzt hat es mir verboten! Ich wagte nur die eine Tour mit Erich!"

Alle hatten gebeten, nur der Herzensbrecher nicht; er lehnte an einer Säule und tanzte nicht. — —

Als Bonn im Gespräch mit seinem Hauptmann einmal den Saal verließ, trat er zu der blonden Else; er war wie eine Hüne neben der zarten, schwächlichen Gestalt und sie schlug die Augen nieder vor seinem Blicke.

„Ich bitte nicht um einen Tanz, Sie hassen ja die leichtbeschwingte Muse!"

„Hassen? O, wie Sie irren!"

„Und doch tanzen Sie nicht?"

„Ich bin herzleidend, — ich darf nicht!"

„Und doch sah ich Sie wie einen schönen Traum vorbeischweben!"

„Nur eine Runde — nur mit meinem Bräutigam."

Der Puppenfeewalzer begann.

„Hören Sie's? — — Bitte, nur eine Runde — mit mir!"

„Ich darf nicht tanzen."

„Nur eine Runde!"

Er sah sie an mit dem lächelnden Zug um die Lippen, mit dem Sieghaftem im Blick:

„Nur eine halbe Runde, nur — so lange bis Sie Halt gebieten!"

Digitized by Google

Weich, wogend lockten die Töne; halb im Gewähren, halb in schwachem Nachgeben stand sie auf. Er mußte sich niederbeugen zu ihr, um sie zu fassen; dann tanzten sie . . . . . Sie schloß die Augen, er trug sie fast, — Runde um Runde, immer wilder . . . . aber plötzlich besann sie sich: das war ja nicht Erich, der sie umfaßt hielt: „Halt! — ich kann nicht mehr". — — —

Kreidebleich sank sie in den Divan; Godenius öffnete einen Fensterflügel und sie atmete tief auf, als ob sie aus tiefer Ohnmacht erwache.

„Erich, wo ist Erich?"

Godenius lächelte: „Ich will suchen!"

Und er ging durch die breite Flügelthüre in's Nebenzimmer. Sie trat ans Fenster und starrte hinaus; Thränen traten in ihre Augen und sie preßte die Hände auf das jagende Herz; wie liebte sie doch den Tanz, daß sie wie in einem Rausch der Aufforderung eines Fremden gefolgt war, aber — nicht Genuß hatte es ihr gebracht; eine Angst folterte ihr Herz, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. — — —

Als Leutnant Godenius in's Nebenzimmer trat, rief er einigen Kameraden, die dort beim Wein saßen, zu:

„Habt Ihr's gesehen? . . Nichts für mich, habt Ihr gesagt! Ha-ha-ha! Euch Allen hat die kleine Else Körbe geflochten, mir aber hat sie sich willenlos hingegeben, kaum daß der Bonn den Rücken gekehrt hatte!"

„Das lügen Sie!" — — —

Im Thürrahmen, der nach dem Ausgang führte, stand mit wutverzerrten Zügen Bonn; jetzt stürzte er vor und zischte:

„Revozieren Sie, wenn Sie nicht betrunken oder ein Schurke sind!"

Hauptmann Murbach trat zwischen die Beiden; der Bataillons-Adjutant schloß die Thüren und Fenster. — — — — — —

Niemand wunderte sich, daß Reserveleutnant Bonn das Gartenfest so bald verließ; seine Braut hatte sich zu einem Walzer überreden lassen und es hatten sich so heftige Herzkrämpfe eingestellt, daß man schnell einen Wagen requirieren mußte, um sie nach Hause zu fahren.

Mehr verwunderte man sich im Städtchen, als in dämmernder Morgenfrühe zwei Wagen eilig durch die Straßen rasselten; aber die Leute legten sich auf die andere Seite und schliefen weiter.

Und während sie schliefen, standen sich Leutnant Bonn und Godenius in einer Waldlichtung gegenüber, die Revolver in Anschlag, und der Unparteiische zählte: 1. 2. 3.

Digitized by Google

Dann eine Detonation, eine Rauchwolke — und das schwere Aufschlagen eines Körpers.

Der Arzt lauschte, tief über Bonn's Brust gebeugt; dann schüttelte er den Kopf:

„Mitten durch's Herz; der Tod ist augenblicklich eingetreten."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Doppelbegräbnis in der kleinen Garnisonsstadt war ein Ereignis.

Der Bräutigam war im Duell gefallen, die Braut einem Herzschlag bei der Kunde von der entsetzlichen Katastrophe erlegen. — So was passiert nicht alle Tage!

Als Leutnant Godenius nach einigen Monaten aus der Festungshaft zurückkehrte, fanden die Leute, das Sieghafte sei aus seinen Augen geschwunden; das Lächeln jedoch irrte immer noch um seine Lippen, aber in einer Weise, daß den Menschen davor graute.

Und nun, wo er thatsächlich zwei treue Herzen vernichtet hatte, nannte ihn niemand mehr „Herzensbrecher".

Digitized by Google

Gerechtigkeit.*)

Drama in vier Aufzügen von Eduard Eggert.

(Aufgeführt am k. Hoftheater zu Stuttgart.)

Endlich wieder einmal ein „aufgeführter" Dramatiker aus unseren Kreisen! Und einer, der die Aufführung verdient wie wenige. Denn ein vollblütiges Bühnenstück hat uns der Dichter des „Bauernjörg" und des „Letzten Propheten" mit seinem Drama „Gerechtigkeit" beschert.

Das Wort „Bühnenstück" sei betont; denn die Bühnenwirkung dieses Dramas muß vor allem hervorgehoben werden. Mit zarten und intimen Mitteln arbeitet der Dichter nicht; seine Wirkungen fallen wie Keulenschläge in immer gesteigerter Wucht. Aber einem beginnenden Dramatiker ist ein Überschwang an echter Theaterwirkung hundertmal eher zu verzeihen als ein Mangel hierin zu Gunsten poetischer oder psychologischer Klein- und Feinarbeit. Mit dieser kann ein echter Dichter — und Eggert verdient diesen Namen — immer seine Dramatik vertiefen, fehlt's aber an Gefühl für Bühnenwirkung, dann wird der beste Dichter nie zum Dramatiker.

Eine Königin des Circus ist des Stückes Heldin, die, ein Kind illegitimer Liebe, in der Jugend zur Sünde mißbraucht worden, während im gleichen Hause ein Diebstahl begangen wurde. Der Verdacht fiel auf sie. Der einzige Zeuge ihrer Unschuld, der Mann, der an ihr jenes Verbrechen begangen, war für sie nicht zu finden; in dem Staatsanwalt, der für ihre Verurteilung plaidiert, erkannte sie den Sünder wieder, doch eine Ohnmacht vor Scham und Entsetzen schloß ihr den Mund. Acht Monate Gefängnis waren das Ende. Aber ihrem Freiheitsdrange gelang die Flucht, mitleidige Circusleute nahmen sie auf; so kam sie in deren Beruf, ohne sich je darinnen glücklich zu fühlen, obwohl er ihr nicht nur Unterhalt, sondern selbst Überfluß bot.

Dies des Drama's Vorgeschichte, die ohne lange epische Berichte mit großem Geschick in den Dialog verwoben ist. Der erste Aufzug zeigt uns in

*) Stuttgart. Strecker & Schröder, 1901. 164 Seiten. Mk. 2.—.

Digitized by Google

ihrer Privatwohnung die Artistin, die soeben ihre Kündigung an den Circusdirektor ausgefertigt hat. Ein stilles Liebesglück scheint ihr zu winken. Aber die Art und Weise, wie ihre Gabe zu einem wohlthätigen Vereine um ihrer gesellschaftlichen Stellung willen zurückgewiesen wird, belehrt sie, daß sie niemals volle Aufnahme in die sogenannte gute Gesellschaft erwarten darf. Doch der Mann, der sie liebt, ein junger, tüchtiger Arzt, Sohn des Justizministers, macht im letzten Augenblicke vor einer wissenschaftlichen Reise nach Paris und Petersburg die halb Widerstrebende zu seiner Braut, ohne von ihrer Vergangenheit Näheres wissen zu wollen. Freilich verlangt er Geheimhaltung der Verlobung bis zu seiner in zwei Monaten zu erwartenden Rückkehr. Kaum ist er geschieden, so beginnt der Kampf. Miß Wanda — dies ist der Artistin Künstlername — hat jene verschmähte Gabe einem Magdalenenheim zugewendet, und alsbald erscheint dessen Leiter, Gefängnisdirektor Holtzendorff, seinen Dank auszusprechen, muß aber sofort den Rat daran knüpfen, schleunigst das Land zu verlassen. Er hat sie wieder erkannt, denn er war Leiter jener Strafanstalt, aus der sie entflohen, glaubt aber an ihre Unschuld; deshalb jener Rat, da der Steckbrief, der hinter der Flüchtigen erlassen worden, erneuert werden soll. Aber der Gedanke an ihren Bräutigam erweckt in ihr den brennenden Wunsch, ihre Ehre wieder herzustellen. Holtzendorff warnt, verstärkt aber damit nur das in Wanda lebende natürliche Gerechtigkeitsgefühl, dessen extreme Durchsetzung sich bereits ankündigt — ein Beispiel der mit wenigen Ausnahmen sehr sorgfältigen Motivierung. Sie wendet sich brieflich an jenen, inzwischen zum Ministerialrat vorgerückten Zeugen, ihn um eine Unterredung zu bitten.

Der zweite Aufzug führt uns in das Abgeordnetenhaus, in den Vorraum des Sitzungssaales. Der Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe soll zur Beratung kommen. Gespräche einzelner Abgeordneten und Beamten exponieren sehr gut. In einem kleinen abgeschlossenen Seitenraume — Ministerkoje nennt ihn der Dichter — erteilt, nachdem sich der Vorsaal geleert, der Ministerialrat der bittenden Artistin Audienz. Die Unterredung ist meisterhaft. Der Ministerialrat, den uns ein Abgeordneter als Freund galanter Abenteuer verraten, erwartet ein solches, sieht sich aber bald enttäuscht. Er setzt ihr sehr klar die juristische Unmöglichkeit einer Rehabilitierung auseinander und antwortet auf Wanda's Ausruf: „Gott im Himmel — wo bleibt da die Gerechtigkeit" — sehr kühl: „Bedauere, mein Fräulein — da bin ich überfragt . . ." Eine vorzügliche Stelle, die ich unbedenklich dem bekannten Sudermannischen Worte: „Es giebt keine Ehre" an die Seite stelle. Er ist schon halb geneigt, die Genugthuung zu ermöglichen, allerdings auf nichtjuristischem Wege, da gelingt es ihm, den Namen des Bräutigams der Erregten herauszulocken, und weigert sich nun ganz entschieden, die Bitte zu erfüllen. Es kommt zu Drohungen; halb taumelnd wird Wanda in's Freie geführt. Am Schlusse des Aktes — die Zwischenszenen führen die Handlung gut wei-

Digitized by Google

ter und bereiten geschickt auf das Ende vor — schießt sie von der Tribüne aus den Ministerialrat nieder, während er eben die Beibehaltung der Todesstrafe in glänzender Rede verteidigt. Die Aufregung über den Mord und Wanda's Selbstanklage bilden in ihrer schlagenden Knappheit einen prächtigen Aktschluß.

In des Justizministers Arbeitszimmer spielt der vierte Aufzug. Es ist die Nacht vor Wanda's Hinrichtung, der ersten, die nach jenem Ansturm gegen die Todesstrafe stattfinden soll. Holtzendorff will den Minister sprechen, der aber auf einem Hoffeste weilt. Seiner Rückkehr folgt zuerst ein Gespräch zwischen ihm und der eigenen Tochter, Marianne, die, von der bevorstehenden Hinrichtung auf's höchste erregt, es nicht über sich gebracht hat, das Fest mitzumachen. Sie verteidigt dem Manne des starren Gesetzes gegenüber in Worten, die eigentlich über ihren Charakter hinausliegen, das Recht der Menschlichkeit. Ohne Erfolg. Da wird Holtzendorff gemeldet. Er eröffnet dem Minister, daß Wanda, eigentlich Martha Götze, seine natürliche Tochter, ein schon im zweiten Aufzug erwähnter Strafgefangener, der nach zweiundzwanzigjähriger Zuchthaushaft um Begnadigung bittet, deren Großvater sei. Auch dessen Unthat hat des Ministers jugendlicher Leichtsinn verschuldet; denn eben die Schande der Tochter trieb jenen dazu, seine Kinder zu ermorden; das hat ihn lebenslänglich in's Zuchthaus gebracht. Trotz aller Seelenkämpfe kann sich der Minister nicht entschließen, da stürmt seine Tochter herbei im Kostüme der Königin Esther, das sie längst für den Hofball vorbereitet hatte. Sie hat Holtzendorff's Enthüllungen gehört und eilt zu dem noch nicht beendeten Feste, für ihre Schwester vom Fürsten Gnade zu erflehen. Nach kurzem Bedenken will der Minister ihr nach, die Begnadigung zu hintertreiben, da kommt sein Sohn — nicht unangemeldet, noch unmotiviert — von Petersburg zurück und hält ihn fest, bis der Aufwärter meldet, es sei Zeit, zur Hinrichtung in's Gefängnis zu gehen. Dies hatte er beschlossen, um Eindruck zu wecken; denn die Beibehaltung der Todesstrafe ist sein eigenstes Werk. Vom Aufwärter, der wie alle die kleinen Rollen sehr gute individuelle Charakteristik zeigt, erfährt der Doktor nach des Vaters Weggang, wer die Verurteilte ist, und stürmt in höchster Erregung davon.

Vierter Aufzug. Im Gefängnis. Das Milieu ist vorzüglich geschildert. Götze, der zu einem harmlosen Alten geworden, wird uns vorgeführt. Er ahnt nicht, wer in der Armensünderzelle dem letzten Morgen entgegenschläft; diese Gegenüberstellung, die sich später noch steigert, als er dem Justizminister, in dem er seiner Tochter Verführer nicht mehr erkennt, als seine Lebensaufgabe bezeichnet, das verlorene Kind seiner Tochter zu suchen, wirkt erschütternd. Reporter, Zeichner und der Mann der Wissenschaft, die zur Hinrichtung sich einfinden, dienen in fast Shakspereſcher Weise dazu, durch ihre grelle Komik die gewaltige Tragik zu heben, der Mediziner nebenbei auch dazu, die Enthauptung in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu zeigen. Martha ist wach gewor-

Digitized by Google

den, der humane Direktor läßt sie aus ihrer Zelle heraus — ob er das in Wirklichkeit gethan hätte? Er redet ihr gütig zu, bald aber übermannt sie die Todesangst, sie sinkt ohnmächtig zusammen. Da kommt ihr Bräutigam, in dessen Behandlung sie der Gefängnisdirektor zurückläßt. Es folgt eine knappe Liebesszene, die deutlich an Gretchens Kerkerszene erinnert; dann gelingt es dem Doktor, den Oberaufseher zu überreden, ihn mit der Halbohnmächtigen zu weiterer Behandlung in seine Privatwohnung zu lassen: dort, so hören wir, haben die Fenster keine Gitter. Inzwischen sammeln sich die Herren vom Gericht, aber auch des Ministers Tochter kommt mit der Begnadigung. Martha soll vorgeführt werden — sie ist mit dem jungen Arzte durchs Fenster entflohen; der Zuchthaus-Alarm, Schüsse und Läutwerk, wirken vortrefflich. Dem Minister enthüllen sich die Beziehungen seines Sohnes zu der Verurteilten; da bringt man sie getragen, das Seil ist gerissen, — beide tot. —

Die Gewalt der dramatischen Wirkung, die stellenweise — nicht an das Rohe, aber an das Brutale streift, zeigt schon diese Inhaltsangabe. Beim ruhigen Prüfen am Schreibtische ergeben sich ja manche Wahrscheinlichkeitslücken. Die Geschwindigkeit, mit der Marianne in's Ballkostüm sich wirft, mit der ihr Bruder nicht nur vor seinem Vater im Zuchthause erscheint, sondern auch inzwischen Alles zur Flucht bereitet hat, bleiben unerklärt. Noch unerklärlicher bleibt die Flucht selber, die eigentlich Thorheit ist, da am Eingang des Aufzuges von den Menschenmassen die Rede ist, die das Gefängnis umdrängen. Am unerklärlichsten aber erscheint mir der Umstand, daß der Doktor von den Vorgängen daheim so gar nichts während seiner Reise erfahren. Seine Schwester, mit der zusammen er Wanda's Briefe gelesen (S. 21), freilich ohne volle Erklärung — die an dem ganzen Vorgange so persönlichen Anteil nimmt, sollte ihm gar nichts davon geschrieben haben? Und ist es ihm selber nicht aufgefallen, daß von der Geliebten gar kein Lebenszeichen kam? Das sind berechtigte Einwendungen, die einem namentlich zum Bewußtsein kommen bei der vielleicht am wenigsten glücklichen Szene im dritten Aufzuge zwischen dem Minister und seinem Sohne. Daß der Vater sich so lange aufhalten läßt, daß der Sohn die nun eigentlich zwecklose Geheimniskrämerei noch weiter übt, begreift man nicht recht.

Aber der Zuschauer wird das Alles kaum fühlen, denn die Handlung stürmt mit so sicherer Treffwirkung Schlag auf Schlag weiter, daß der Schauende gefesselt und gespannt bleibt. Diese Sicherheit der Technik beweist, daß wir in Eggert einen Bühnendichter in des Wortes vollem Sinne begrüßen dürfen. Hie und da ist die Spannung vielleicht sogar um ein Kleines zu straff, fast bis zur Peinlichkeit — ich mußte mehrfach an Echegaray's „Wahnsinn oder Heiligkeit" denken, wo auch die Spannung bis zur Grenze des Peinlichen geht. Aber um der Bühnenwirkung willen sei das verziehen. Bühnenstücke sind es vor Allem, die wir brauchen.

Nur ein paar Male fällt Eggert in die veraltete Technik vermeidbarer

Digitized by Google

Apartes (S. 61. 74.) und Monologe zurück, merkwürdiger Weise vor allem bei der Gestalt des Ministerialrates; die Art und Weise wie dieser dem Publikum (S. 46.) Wanda's Billet vorliest und seine Bemerkungen daran knüpft, war entschieden zu vermeiden.

Auch möchte ich unmaßgeblichst raten, nicht gar so „redende" Namen für die handelnden Personen zu wählen. Wenn z. B. S. 69 der Minister sagt: „Das Schwert der Gerechtigkeit ist stumpf geworden, — ich will es wieder scharf machen," und unmittelbar nach diesen Worten Assessor Schwert eintritt: „Ich bitte um Entschuldigung, Excellenz —" so wirkt das beinah unfreiwillig komisch.

Bleibt noch ein Wort über des Stückes „Tendenz". Sie richtet sich gegen die Todesstrafe, weshalb auch die Handlung in die siebziger Jahre verlegt wurde, eine Zeit, da man besonders gegen sie anstürmte. Einige Wendungen wie die vom „Ausleben seiner ganzen Individualität" (S. 112.) passen zwar nicht ganz in jene Zeit, aber das hat wenig zu sagen. Der Zuschauer wird überhaupt nach der historischen Zeitbestimmung auf dem Theaterzettel nicht viel fragen. Das Problem selber ist ihm durch das Stück sicher innerlich nahe gerückt; denn um ein Problem handelt sich's doch schließlich, nicht um eine Parteitendenz. Ob aber der Dichter jemand dauernd zu überzeugen vermag, daß die Todesstrafe abzuschaffen sei, bezweifle ich sehr. Für den Augenblick wird er die Hörer mitreißen, ganz ohne Zweifel. Um aber dauernde Wirkung zu erzielen, ist die ganze Voraussetzung ein klein wenig zu künstlich aufgebaut. Daß dem alten Motive des Zwiespaltes zwischen geschriebener und natürlicher Gerechtigkeit neue Seiten abgewonnen werden, soll gerne zugestanden sein.

Ganz ohne Anklänge geht es freilich nicht ab. Der Richter, der in der Verurteilten die eigene natürliche Tochter wiederfindet, ist nicht neu; man vergleiche K. E. Franzos' Roman und Drama „Der Präsident". Eggert hat sie auch noch zur Braut des Sohnes gemacht, also ihres Halbbruders. Das ist etwas viel; da mußte „der Strick reißen", er war zu straff gespannt. Eine andere Lösung war nimmer möglich. Freilich das Milieu des ganzen Schlußaktes, namentlich die vortrefflichen Götze-Szenen verdecken diese Schwäche, und die glückliche Raschheit des Abschlusses läßt zum Nachdenken keine Zeit. Der Schlag sitzt.

Aber das heutige Streben nach intimen Wirkungen hat seine gute Berechtigung. Wir können darum nur den Wunsch aussprechen, daß Eggert im Drama den nämlichen Weg gehe, wie im Epos vom „Bauernjörg" zum „Letzten Propheten", daß er mit seiner unleugbaren dramatischen Treffsicherheit noch mehr Vertiefung und Verfeinerung verbinde. Dann wollen wir ihn rückhaltlos als Meister begrüßen. A. Lignis.

Digitized by Google

Moderne Literaturgeschichten und Essais.

(Carl Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, I. und II. — Adolph Bartels, Geschichte der Deutschen Literatur, I. — Kralick, Kulturstudien. — Drumont, Figures de bronce ou statues de neige.)

Modern ist nun eigentlich Weitbrecht's Literaturgeschichte nicht. Im Ge- genteile möglichst anti-modern. Manchmal wird der Standpunkt des Historikers dieser anti-modernen Tendenz zuliebe ganz preisgegeben und eine nicht genügend gerechtfertigte Stellung literarischen Erscheinungen gegen über eingenommen. So läßt sich doch z. B. Friedrich Nietzsche nicht einfac mit einer „Großsprecherei und Großmannssucht" abthun. Auch das Kapitel über die Romantik, die das erste Bändchen eröffnet, läßt Tiefe und wahr hafte Anschauung vermissen. Vielleicht ist gerade hier die schroff protestant sche Auffassung des „Nationalen" daran schuld, die übrigens noch öfters Tage tritt. Weitbrecht vergißt, daß die Romantiker mit ihrem Zu-viel Traumpoesie und ihrem Zu-wenig an selbständiger Charakterbestimmung no wendig einem katholischen Mystizismus entgegen treiben mußten, der ni Überzeugung, sondern Stimmung war. Wenige haben es ja mit ihrer „U kehrung" besonders ernst gemeint. Daß auch große Geister wenigstens ästh tisch zu einem solchen „Katholizismus" hinneigen, zeigen Schiller und Goet Denn Poesie ist im Protestantismus, so wie wir ihn heute finden und er a vor hundert Jahren schon bestand, nicht viel aufzuspüren. Poesievolle G müter wie Schleiermacher, Novalis, Emerson u. s. w. haben sich früh o spät notwendig emanzipieren müssen. Und wenn eine katholische Dicht bis heute wenig geleistet hat, so kommt dies daher, daß keine P sönlichkeit dahinter stand, die den Stoff und die Stimmung zu durchdri und zu füllen wußte — wenn man überhaupt von einer möglichen „kath schen" Dichtung sprechen kann. Jede fruchtbare Weltauffassung kann Kr werke schaffen, auch der Katholizismus; aber ob das Werk nun gerade „ka lisch" ist? Empfinden wir die Madonnen der vierten großen Glanzper der Geschichte der Malerei (1500—1550) als besonders „katholisch"? — spanischen Dramen Lope de Vegas und Calderons als „katholisch" im heu gegensätzlichen Sinne? Nein, wir sehen in diesen Kunstwerken Erzeug

Digitized by Google

einer gewaltigen, völkerdurchdringenden Weltanschauung, die zugleich in Malerei, Dichtkunst und Architektur sich aussprechen mußte und glänzend aussprach. Es war die Blütezeit der christlichen Kunst, wie das Zeitalter des Perikles die der heidnischen gewesen war: die Kunstwerke beider Epoche betrachten wir als natürliche Äußerungen der Volksseele, die gar nicht anders sein konnten, als wie sie auf uns gekommen sind. Sobald aber die Form den Stoff restlos aufgesaugt hat, bleibt nur noch der Eindruck des Kunstwerkes übrig, das in dieser Gestalt weder „heidnisch" noch „christlich", sondern einzig und allein „Kunst" ist.

Weitbrecht thut gut, wenn er jede katholisch gefärbte Kunst ablehnt. Aber dann hätte er dasselbe mit der „protestantischen" Literaturgattung thun sollen, auch wenn dieses Protestantische nur einen Zug einer Persönlichkeit ausgemacht hätte. Diese kleine Literaturgeschichte, die hundert Jahre auf 314 Seiten umfaßt, ist im übrigen von seltener Gediegenheit. Wir sehen nicht allein Einzelne, sondern auch, und dies vor allem, die geistigen und sozialen Strömungen, die jene mit sich führen, wir lernen keine Namen, aber Geister, Charaktere, von zeitsymbolischer Geltung kennen. Der erste Band zerfällt in „Der Anfang des Jahrhunderts", „Zwischen den Revolutionen" und „Die Rückkehr zur Form". Im ersten Teile wird der Anschluß an die Klassik gesucht, über die Romantik hinweg zu Kleist, dem ersten deutschen „Charakteristiker" — was bei Weitbrecht übrigens nicht dasselbe bedeutet wie bei Klaar — und die Dichter der Befreiungskriege übergangen, und den Schluß bilden die „gesunden" Romantiker Wilhelm Müller, Chamisso, Eichendorff; Rückert, Platen; Grillparzer. „Zwischen den Revolutionen" gährt das heinisierende junge Deutschland, dessen Vertreter, Gutzkow und Laube, einigermaßen Gutes nur dann schaffen konnten, als sie die lärmende Tagesjournalistik hinter sich gelassen hatten und auf die Suche nach ihrem eigenen Ich gegangen waren. Trotzig nebenan stand überragend Eduard Mörike, der Schwabe. „Die Rückkehr zur Form" feierten um 50 herum die Münchener Geibelianer, von denen allen außer dem Meister nur zwei einigermaßen eigene Töne fanden: Paul Heyse in der Novelle und Lingg in der Lyrik. Die anderen mittelmäßigen Talente gingen im Klingklang und Singsang des Reimes für die Poesie verloren. — Auch der zweite Band ist in drei Teile geteilt: 1. in den „Poetischen Realismus", 2. die „Nationale Einigung und geistige Entartung", 3. die „Moderne". Nach der bloßen Formkunst der Münchener kehrten sich um 10 Jahre später oder auch schon zu gleicher Zeit alle starken Talente einem poetischen Realismus zu, der in Hebbel und Ludwig auf dramatischem Gebiete, in Freytag im Lustspiel und Roman, in Gotthelf im Volksroman, in Gottfried Keller und C. F. Meyer als Novellisten und Lyriker gipfelte. Auch Jordan rechnet Weitbrecht zu den poetischen Realisten. Den Münchenern verwandt war unter ihnen wohl nur Meyer, der — obwohl im höchsten Grade bewußter Dichter — trotzdem alle Geibelpoeten um Heyse

Digitized by Google

und Julius Grosse weit überragte. Der letzte große Gesunde war Anzengruber gewesen, denn nun ging es rasend schnell dem Literatentum des Naturalismus und seiner Poesiearmut entgegen, in der wir heute noch schmachten. — Noch einmal: eine prächtige Literaturgeschichte, besonders seines persönlichen Gehaltes wegen wertvoll und neu, 314 Seiten stark, geb. Mk. 1.60. (Sammlung Göschen.) — Von Adolf Bartels Literaturgeschichte ist (bei Avenarius, Leipzig) erst Band I erschienen. Bartels hat die Vergangenheit der deutschen Literatur bis in die Klassik hinein in den einen Band zusammengedrängt und den ganzen zweiten für die moderne Zeit bestimmt: also wohl von der Romantik bis zur Heimatkunst, die ja bei Bartels immer breiten Raum einnimmt. Diese Einteilung ist vom heutigen Standpunkte aus gerechtfertigt. Bartels schreibt seinen Zeitgenossen ihre Literaturgeschichte, er betont nur, was aus der mittelalterlichen Dichtung Schätzen für sie von Nutzen ist, um desto tiefer in die Zeitdichtung einzudringen. Er will — selbst durch die Vergangenheit — mittelbar wirken, auf die heutige Literatur einwirken. Als vor einigen Jahren seine erste Literaturgeschichte erschien, brachte sie ihrem Verfasser großen Erfolg — beim Publikum sowohl, als bei der Kritik. Es war eben etwas Neues, Frisches und Persönliches; etwas, das man in anderen Literaturgeschichten vergebens suchte. Diesmal hatte ein vollgültiger Ästhetiker sich an das Werk des „Verstehens" gemacht und der Kritik nur den zweiten Platz eingeräumt. Wenn sie allerdings einsetzte, war sie scharf und wuchtig, manchmal sogar einseitig und parteiisch. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es ein Parteigänger ist, ein Kämpfer, der sich zu dominierender Stellung emporgerungen, fast allein in dem Wirren des Naturalismus und seiner Brüder sich freien Horizont erhalten hat, daß es ein Vorwärtsschauer ist, der hier schreibt. In ein paar Zeilen kann die Geschichte Adolf Bartels nicht gewürdigt werden. Nur auf einige Vorzüge sei aufmerksam gemacht, deren sich unsere bisherigen Leitfäden nicht erfreuen. Vor allem trägt jede Zeile ein vornehmes Gepräge, der Ausdruck ist schön und einfach-edel, das Bildnis des darzustellenden Charakters in großen, einfachen Linien gegeben, die nicht aus älteren Quellen übernommen, sondern neu und ohne nebensächliche Wirkungen sind. Die Dichtergestalten sind zu selbständigen Typen erhoben, während eine „Übersicht" die Epoche in ihren zusammenhängenden Strömungen wiedergiebt. Vielleicht kommen wir später auf dieses neue Werk Bartels zurück, wenn uns der zweite Band ebenfalls vorliegen wird. —

Adolf Bartels ist übrigens ein interessanter Charakterkopf. Der letzthin verstorbene Herausgeber der „Gesellschaft", Ludwig Jacobowski, hat Bartels einmal eine „manchmal geradezu breitstirnige Borniertheit" vorgeworfen. Jacobowski hatte nicht ganz Unrecht. Bartels ist gerade durch seine Stellungnahme und Patenschaft für die Heimatkunst in eine Stellung geraten, von der aus ein unbefangener kritischer Blick „manchmal" einfach

Digitized by Google

unmöglich ist, besonders solange die Heimatbewegung noch Kampf bedeutet. Als Literarhistoriker jedoch ist er unbestreitbar ein feiner Ästhetiker und Historiker.

Kralicks „Kulturstudien"*) sind jedenfalls eine bemerkenswerte Neuerscheinung. Es sind innerlich mehr oder weniger zusammenhängende Essais über Tagesfragen — flüssig in der Sprache und klar im Ausdruck. Und wenn ich noch hinzufüge, daß es ein sehr anregendes Buch ist, eines der anregendsten Erzeugnisse der Tagesliteratur, so habe ich wohl damit genug gesagt. Man hat es überall sehr gelobt; es ist also hier wohl am Platze, einige sachliche Mängel des Buches zu beleuchten und so die allgemeine Kritik zu ergänzen.

Da ist einmal Kralicks Auffassung des Wagner'schen Kunstwerkes. Er meint: Wagner sei durch Mystizismus und Symbolismus zur Resignation durchgedrungen, nachdem seine Musik — bis „Parsifal" — die Hingabe an die Instinkte des Augenblickes „bedeutet" hätte, im festen Glauben, das Moralische, Ethische bestände in eben dieser Hingabe an den Rausch der Stunde. Und in dieser Auffassung hat Kralick unbestreitbar geirrt. Wagner war zwar in seiner Jugend mit den Stürmern und Drängern von 48 für die „Emanzipation des Fleisches" eingetreten, seine Frauengestalten waren allerdings fleischgewordene Ideen: Senta, Venus, Isolde und Sieglinde sind ganz persönliche Idealgebilde und keine pflichtstarke Charaktere — aber Wagner kannte ihre Fehler, er verstand das Unmoralische ihrer Handlungen, er wußte, was Sünde ist, und er ließ sich die Strafe, die jede schlechte That in sich birgt, folgerichtig entwickeln; alle seine Frauen mußten büßen, bitter büßen, denn er war eben festen Glaubens, daß das Ethische die Entwickelung sei der Strafe aus der Schuld. Ebenso irrt Kralick, wenn er den Modernen im allgemeinen diese Auffassung des Ethischen vorwirft und u. a. hervorhebt, daß die Ehe für des Dichters unwert erachtet würde u. s. w. Ich will zugeben — trotz Hugo Salus' „Ehefrühling" —, daß allerdings die Ehe wenig Sänger gefunden hat, aber das ist in der ganzen Weltliteratur so gewesen und psychologisch erklärlich. Die Sehnsucht macht singen, die Enttäuschung, das Weh; die Erfüllung genießt und schweigt. Kralick nennt an dieser Stelle Ibsen. Damit hat er nun wieder Unrecht. „Wenn die Toten erwachen": Professor Rubek glaubt Irene durch einen Ehebund zu entweihen, er entsagt; aber da erwachen die Toten, die in der Brust, tief, tief in der Vergangenheit begraben. Sie erwachen, und das Leben ist dahingeflohen über ihre Gräber und konnte sie nicht vergessen; sie erwachen: da bereut Rubek, er steigt mit Irene auf den Berg, hinauf, hinauf — auf „die Zinne des Turmes, der da leuchtet im Sonnenaufgang": die Reue — und sie begräbt donnernd die Lawine. Hätte Rubek die Ehe für das angesehen, für was sie Kralick — und Ibsen angesehen wissen wollen, dann wäre nichts erstor-

*) Bezüglich der fundamentalen Irrtümer Kralicks in seiner Ansicht von Belletristik vergl. P. S. Meier's O. S. B. Artikel: „Audiatur et altera pars" in Nr. 7 des 1. Jahrgangs ds. Bl. (Die Red.)

Digitized by Google

ben in der sonnenglutenen Wüste, um wieder schreckenvoll zu erstehen. Wohl verstanden! „Wenn wir Toten erwachen" ist nicht ein beliebiges Ibsen'sches Drama, es ist Ibsen's Epilog und Testament.

Doch um nun auf Wagner zurückzukommen: Im Abschnitte über die „Gralsage" bekennt sich Kralick zur Ansicht, der Minnetrank in „Tristan und Isolde", der ja in allen Fassungen der Sage vorkommt, bedeute nur „die Folge einer Reihe von sündhaften Handlungen". Das ist von vornherein unwahrscheinlich; denn der Trunk geht jeder sündhaften „verbrecherischen That" voraus, der Trunk bewirkt sie erst: die Sünde ist Wirkung, nicht Ursache. Ich glaube, der Trunk sollte entweder — bei Gottfried von Straßburg sicher — die Schuld der Liebenden mildern, oder die Erwähnung geschah aus dem bloßen Bedürfnis, der unsinnlich-geheimnisvollen Macht der Liebe ein sinnlich-geheimnisvolles Motiv unterzulegen. Wir finden ja dasselbe in tausend Märchen und Sagen, ob es sich nun um einen Trank, ein Obst oder um ein Zusammentreffen handelt.

Was Kralick von Festbühnen u. s. w. sagt, ist trotz allem Anschein nicht besonders praktisch gedacht, wenn er auch nicht zu weit voraussehen will, um dafür gleich morgen einsetzen zu können. Aber es ist im höchsten Grade anregend, wie das ganze Buch, das die größte Beachtung verdient.

Der letzte Band, den ich hier besprechen will, giebt mir Gelegenheit, einige Worte über den französischen literarischen Essai der Jetztzeit zu sagen. Begründet hat den modernen Essai der große Stilist und Denker Taine, der halb Gelehrter, halb Dichter war. Er war Spinozist, die Literatur war für ihn ein Buch der Zeit, und als Historiker besaß der Dichter einen scharfen, in die Tiefe dringenden Blick. So sind seine Essais z. B. über Plato und Montauban glänzende Monographien der großen Zeit, wo körperliche Kraft und Schönheit Geist und Verstand beherbergten, wo der Mensch in der vollen Harmonie seines Selbst stand, der Zeit des griechischen καλὸς κ'ἀγαθός, des französischen bleu et spirituel gaillard: Carlyle war Taine's Meister gewesen. Die „Heutigen" haben alle von ihm gelernt, seine Erbschaft hat keiner antreten können. Bourget hat die Laufbahn des Psychologen im Essai begonnen, begabt mit dem scharfen Blick des Meisters, jedoch ohne dessen große Anschauung der Dinge, ohne die Kraft der Synthese. Brunetière hat gerade diesen geschichtlichen Blick geerbt, aber ihm fehlt ganz der Dichter, der Taine's halbe Seite ausmachte. Lemaitre endlich ist weder historisch, noch so bohrend psychologisch wie Bourget, sondern mehr Ästhetiker. Er sucht sich mit dem Dichter, den er eben bespricht, zu verschmelzen, um ihn so ganz zu verstehen und wiedergeben zu können: er ist nur „impressionistisch". Drumont in seinen Figures de bronces ou statues de neige würde Lemaitre äußerlich ganz ähnlich sein, wenn er sich auf das Verstehen beschränkte. Aber Drumont ist vor allem Polemiker. Jeder der Männer, die er portraitiert, ist eine Figur auf einem Schachbrett, dessen eine Seite die Juden, die

Digitized by Google

andere die Antisemiten beherrschen — auf dem Schachbrett unserer Zeit. Wir erhalten von keinem ein vollständiges Bild, nur auf irgend einen Zug der Persönlichkeit wirft Drumont ein Streiflicht, aber dieses Licht ist helles Tageslicht, das den einen Zug möglichst markant hervortreten läßt. Dennoch unterläßt es der Verfasser selten, für seinen Dichter, seinen Staatsmann ein das Gesamtwesen bezeichnendes Epitheton zu prägen: Flaubert, der „letzte Romantiker und erste Realist"; Hugo, „der Sänger der Unendlichkeit, die jedem gehört, der in Euch singt, Euch bewußt oder unbewußt"; Michelet, „der Benediktiner mit poesiegeschwellter Brust" u. s. w.

Eines der schönsten Portraits stellt der Abschnitt über Louis Veuillot vor, den er wie wenige mit der ganzen Persönlichkeit des auf den ersten Blick Problematischen erfaßt hat. Veuillot haßte nicht, er konnte nicht hassen. Immer wieder suchte er eine Versöhnung mit Montalembert, seinem Erzfeinde, herbeizuführen. Seine Rolle war nicht die eines Hassers, sondern eines aus tiefster Menschenliebe Kämpfenden. „Bevor Veuillot kam, durfte der Freimaurer, der zur Loge ging, mit Verachtung von jenem Christen reden, der eben über die Schwelle der Kirche trat. Alle Religionen waren geduldet, alle Parteien in gewissem Sinne geehrt", nur der Katholik war der allgemeinen Verachtung anheimgestellt. Das ist mit Louis Veuillot anders geworden. Er zuerst hat es gewagt, vor das Paris seiner Zeit zu treten, vor das Paris, das in den Odeurs de Paris lebt, und laut zu bekennen: „Ich bin Christ, Katholik, ein so guter Bürger wie ihr, und ich glaube". — Er liebte vor allem das Volk. Wegen des Volkes fürchtete und haßte er die Revolutionäre, denn er wußte, daß das Volk doch nur feiles Kanonenfutter sei — schließlich, am Ende. Wegen des Volkes trat er für eine starke Aristokratie ein, die den Arbeiter schützt gegen außen, denn er kannte das Regierungssystem der Volksmänner. Wegen des Volkes haßte er den Religionsspötter, denn dem Volke wollte er um jeden Preis seinen Glauben erhalten, den Glauben, der allein aufrecht halten und retten, erlösen kann. Aber dabei war er ein ganzer Mann geblieben mit offenen Sinnen für Welt und Leben, er war nicht der einsame, menschenscheue Pamphletist, den seine Feinde aus ihm machen wollten. Er war gesund und stark und gerad — in einer Zeit der Käuflichkeit, des geistigen Niederganges, auf dem es rasend bergab ging in den Abgrund, in dem jetzt Frankreich schmachtet. Ich sehe von seinem Katholizismus ab: er bleibt derselbe Mann, der jedem Achtung und Liebe einflößen muß, nur allein als Mann und Mensch und Kämpfer.

Ich habe zufällig in letzter Zeit viel über Veuillot gelesen. Aber noch unter dem Eindrucke so vieler Einzelheiten habe ich Drumont's Seiten als etwas Neues empfunden, als einen wertvollen Beitrag zu Veuillot's Charakteristik — wie ich das ganze Buch wegen seines Reichtumes an Einzelzügen nur lobend erwähnen kann.

Paul Savreux.

Digitized by Google

Wo ist das Paradies?

Unruhig war mein Herz und verwirrt vom Getriebe des Alltaglebens; es suchte Ruhe.

„Nur im Paradies findest Du Ruhe!“ —

Ich wußte nicht, wo ich es suchen sollte, jenes Paradies der Ruhe, und ich fragte einen Mann, der vorüberging im blauen Arbeitsrock: „Wo ist das Paradies?“

Verständnislos starrte er mich an, dann zeigte er mit dem Finger an seine Stirne, schüttelte den Kopf und ging. —

„Ich muß es finden!“

Und ich griff zum Wanderstabe und wanderte weit, sehr weit nach jenem Paradies. Ich bestieg die majestätische Pracht der Alpenriesen: in blauem Dunst verhüllt lagen tiefe Thäler zu meinen Füßen, und durch die trübe Milch der Gletscher dämmerten geheimnisvolle Abgründe zu mir herauf. Das zaubervolle Schweigen der Lüfte that mir wohl, und laut rief ich's hinaus über die Gipfel und Zacken: „Hier ist's, hier muß es sein, das Paradies!?“

Die Lawinen antworteten mir mit furchtbarem Brausen, und der Föhn rief mir's mit Sturmesgeheul zu: „Das Paradies? ich kenne es nicht!“ —

Ich kam in ein stilles Waldthal: die Tanne rauschte ein süßes Schlummerlied dem klaren Bache, den ein friedliches Reh aus dem Schlafe geweckt; zu meinen Füßen stand ein Blümlein mit blauer Krone und goldgelbem Stern; der Zephyr fächelte ihm um die Stirne und ein holder Traum von Glück und Frieden ging durch seinen wonnigen Atem.

„Hier ist das Paradies!“ und ich beugte mich nieder zu dem blauen Blümlein und lispelte ihm meine Frage zu: „Kennst Du das Paradies?“ Nachdenklich stand es da und zitternd hauchte es: „Ich kenne es nicht!“ —

Digitized by Google

Über mir gleißte und glitzerte die stolze Pracht der geheimnisvollen Mainacht. Weiße Schleier verhüllten die Geheimnisse der Sternenbahnen, und mein Auge trank gierig das volle Blau des Himmels und mein Herz jauchzte: „Dort oben ist es, ich habe es gefunden!“

Ein Stern löste sich los und schrieb mit goldenen Lettern: „Suche weiter!“ Dann sank er hinab in die Ewigkeit, und wieder fand ich es nicht, das Paradies. —

Traurig kniete ich im Dämmerdunkel des Waldkirchleins, tiefe Wehmut im Busen über mein vergebliches Suchen und hoffnungslos klagte ich es meinem Gotte: „Ich habe es nicht gefunden, das Paradies!“

Da fiel ein lichter Strahl von der Lampe vor dem Altare auf mich, und in diesem lichten Strahl trat Jener zu mir, der mir nachgegangen war auf meiner vergeblichen Wanderung nach dem Paradiese. Und sein Blick war so vorwurfsvoll und doch so verzeihend, und er legte seine Hand auf mein Herz und sprach mit leiser, tröstender Stimme: „Sohn, wo bist Du herumgestreift nach dem Paradiese und hast es nicht gefunden? Sieh', hier ist Dein Paradies — — —!“

Das Paradies, ich habe es gefunden.

Ölmütz. W. Kluger.

Digitized by Google

Allerlei Dichtungen.

Vor längerer Zeit ging mir Wilh. Aug. Beberichs Sang aus dem Spessart „Tannenburg“ zu; nach eingehender Lektüre des Buches lehnte ich eine Besprechung desselben ab, weil ich nicht gern ein „vernichtendes“ Urteil über ein Werk sprechen mochte, dessen Autor mir seiner Gesinnung wegen sehr sympatisch war. Aber die Kritik darf nicht vergessen, daß sie nicht über den Charakter des Autors, sondern nur über sein Werk zu richten hat, und besonders die katholische Kritik hat es nötig, sich immer wieder daran zu erinnern, daß nicht die Gesinnung, sondern das Kunstwerk prämiert werden muß. Es ist geradezu unerklärlich, wie G. Gietmann, Leo Tepe von Heemstede, Dr. Fr. W. Helle, T. Ad. Heyl, Dr. A. Kausen, Fr. Revocatus, Br. Willram, Emmy Giehrl, Hedda Lengauer, Cordula Peregrina u. a. ein einstimmiges Loblied auf diese gänzlich verfehlte Dichtung singen und besonders den „poetischen Duft“ der Sprache rühmen konnten. „Der Ritter von Hohenrode“ eine Schwarzwalddichtung desselben Autors (beide Werke Verlag von Pet. Weber, Baden-Baden) wird noch lebhafter gelobt und fordert gerade deshalb auf gegnerischer Seite den Tadel und die Spottlust heraus. Beide Dichtungen sind farblose Epigonenarbeiten, nur romantisch im Kostüm, aber nüchtern und lahm in der Erfindung und im Aufbau und dazu in einer Sprache geschrieben, die meist unter dem Durchschnittsmaße bleibt. Man höre nur einige Proben:

Nun sagt ihr Hildgard alles.
Die Jungfrau, tief bewegt,
Muß zügeln die Erinnerung,
Die sich im Herzen regt.

Bilde, Künstler, rede nicht! Sage uns nicht, daß sie „die Erinnerung zügeln“ muß, sondern zeige uns, wie sie es thut. Also nicht: „Der Mann war sehr erregt“, sondern „Er zerdrückt die Zigarre, die er zum Munde führt.“ Aber weiter:

Digitized by Google

Es zog mit frohen Knechten
Der junge Ritter bald
Vom Bergschloß Hohenrode
Und aus dem tiefen Wald.
In Mainz fand sie der Abend.
D'rauf sandt' am nächsten Tage
Er einen Knecht, daß Botschaft
Er in das Kloster trage.

Das ist doch höchstens dürrer Chronikenstiel, gewiß aber nicht eine „poetisch duftende" Sprache. Das Weib des Ritters Burghard repräsentiert in ihrer ganz unmenschlichen Verbrechernatur die unverfälschteste Räuberromantik; in den Kolportageromanen hauste ihre Ahnfrau. Nachdem diese Megäre nun endlich zur Erleichterung des Lesers ein Ende mit Schrecken gefunden, nachdem Brigitta, die treue Jugendgeliebte des Ritters, die zuerst nach der Verheiratung ihres Geliebten nach altbewährtem Rezept „ins Kloster gehen" wollte, den Helden wiedergefunden und eingesehen hat, daß sie nun doch nicht für's Kloster sondern dafür bestimmt sei, des Ritters Kindlein zu pflegen, da fällt dieser schönen Seele, diesem Ausbund der Wohlerzogenheit ein, daß sie den Langersehnten noch nicht sehen dürfe, bis „seine Trauerzeit" vorüber:

Zwar darf ich ihn nicht sehen,
In seiner Trauerzeit;
Ihm ist verhüllt noch die Seele
Mit Schmerz und bitterem Leid.
Doch nach des Sommers Tagen,

kurz und gut: nach der vorschriftsmäßig verbrachten Trauerzeit kann diese sittsame Jungfrau die Kindlein des Ritters pflegen. An Sittsamkeit fehlt es ihr nicht, aber an Natürlichkeit, an Wahrheit, an Tiefe. Und so die ganze Dichtung: sie ist sehr sittsam, sehr zahm, aber sie ist dabei schal und flach bis zum Überdruß. Und solche Dichtungen hat man neben Webers „Dreizehnlinden" stellen wollen. Wo so etwas möglich, da ist doch etwas faul im Staate Dänemark!

Wenn ich neben die zahmen Dichtungen Beberichs Börries Freiherr von Münchhausen, mit seinem Buche „Juda" (F. A. Lattmann, Goslar) stelle, so berühren sich die Extreme. Münchhausen, der beachtenswerte, kraftvolle Balladen geschrieben, ist weder sittsam noch zahm, er verfügt über eine große Kraft und wird dadurch verleitet, ins Maßlose, Ungeheuerliche zu gehen. Er behandelt in biblisch gefärbter Sprache alttestamentalische Stoffe; aber aus seinen Liedern tönt weit stärker ein unartikulierter Brunstschrei, als die edle Sprache der Kunst. „Deine Brüste sind süß, die Quellen des Weibes sind süß! Sela." So beginnt und schließt eines seiner Lieder, von denen Henriette von Meerheimb in Heft 8 der „Monatsblätter für deutsche Literatur" sagt: „Das Lied ist wunderbar schön, erhaben, ergreifend und großartig!" Man sieht: man kann auch über

Digitized by Google

die Dichter und Blaustrumpfkritiker „von drüben", die zur Beurteilung eines Werkes in einem Atemzuge, „Wunderbar, schön, erhaben, ergreifend und großartig rufen!" den Kopf recht bedenklich schütteln. Es wäre schade für die achtenswerte Kraft des Dichters, wenn er nicht rechtzeitig die schwere Kunst erlernte, Maß zu halten; die verschwenderische Ausstattung seines Buches ist bezeichnend für sein jetziges Schaffen, in dem er sich bald erschöpfen wird.

Im Verlage der „Poetischen Flugblätter" (Wien und Leipzig), die sich mittlerweilen schon überlebt haben, erscheinen Gedichte von Franz Karl Ginzkey unter dem gesuchten Titel „Ergebnisse. Ein Buch Lyrik". Der Autor verfügt über ein recht hübsches Formtalent und hin und wieder gelingt ihm auch ein Gedicht wie:

Das Grab.

Ich schritt als Knab' an des Vaters Hand
Durch den Friedhof, den schweigenden Garten.
Der Friedhof lag am Meeresstrand,
Die Wogen stampften und scharrten.
Wir suchten hin, wir suchten her —
Wir fanden der Mutter Grab nicht mehr.

Wir wußten, es trug ein Kreuzchen klein,
Gezimmert aus brauner Rinden.
Das mochte wohl fortgekommen sein,
Wir konnten das Kreuz nicht finden.
Bekümmert schauten wir rings umher
Und endlich traurig aufs weite Meer. — —

Dann nahm der Vater aus meiner Hand
Die mitgebrachten Rosen
Und streute sie auf's Hügelland
Wahllos den Namenlosen. —
Vielleicht erzählten die toten Leute
Der Mutter, daß wir sie suchten heute! — —

Es fehlt dem Autor aber an Tiefe der Empfindung und Gestaltungskraft, um die Herzen der Hörer zu zwingen. Auch sein Goethekult ist übertrieben und läßt deshalb kalt und wenn er von Goethe sagt:

Er gab mir Kraft von seiner Kraft!
Er gab mir Welt von seiner Welt!
Er gab mir Geist von seinem Geiste!

so hat der Epigone wenigstens in dem vorliegenden Buche den Beweis dafür noch nicht gebracht.

Weit reicher, klangvoller nnd tiefer empfunden sind die „Lieder des Lebens" von Martin Boelitz. (Dresden und Leipzig, Pierson's Verlag.) Am

Digitized by Google

wenigsten sprechen die Vagabundenlieder „Auf der Walze" an; sie passen in ihrer Ausgelassenheit wenig zu dem Ernst, der sonst durch das Buch geht.

Mein Herz, und wenn in Tanz und Stürmen
Du deine Jugend überlebt,
Geb' Gott, daß dann von fernen Türmen
Ein Ton zu dir herüberbebt,
Daß auch durch deine Träume wieder
Solch gold'ner Sommerabend geht,
Eh' deine Wünsche, deine Lieder
Und deine Blumen all' verweht.

Noch hat Boelitz seinen eigenen Ton so recht nicht gefunden, Prinz Emil zu Schönaich-Coralath, Busse und Falke klingen durch; aber nach allem, was er geschrieben (unter dem Titel „Aus Traum und Leben" erschien schon früher ein Band Gedichte von ihm) darf man erwarten, daß er endlich sich selbst entdeckt; er weiß wahre Herzenstöne anzuschlagen und wird sich gewiß in manches Herz singen, wenn er Eigenes bietet.

Während auf dem Gebiete der Lyrik neben einer Überfülle von Minderwertigem doch vereinzelte recht schöne Resultate zu verzeichnen sind, sieht es auf dem Gebiete des Romanes immer noch trostlos genug aus, schriftstellernde Frauen dominieren und selten findet man vollwertige Leistungen. Von zehn Romanmanuskripten, die mir zur Prüfung zugingen, waren nur zwei von Männern, alle zehn aber waren nicht druckreif. Man braucht nicht beide Hände, um unsere guten Romanschriftsteller an den Fingern abzuzählen.

Im Verlage von „Jung Deutschland" (S. Dyck) Eberswalde-Berlin ist mittlerweilen ein Bändchen „sozialer" Gedichte desselben Autors unter dem Titel „London" bereits in zweiter Auflage erschienen. „Die Gedichte mögen künstlerisch wertvoll sein oder nicht, mir liegt daran, diese in heiligem Haß und tiefer Erschütterung niedergeschriebenen Bekenntnisse meinen Freunden zugänglich zu machen," sagt er von den 22 Gedichten, die während seines zweijährigen Aufenthaltes in London entstanden. Nun dürfte es aber eine bekannte Thatsache sein, daß die sozialen Mißstände Londons durch deutsche, lyrische Gedichte nicht gehoben werden; ich glaube, daß durch objektiv mitgeteilte Thatsachen, Statistiken ꝛc. weit mehr zur Änderung dieser Verhältnisse beigetragen werden kann, als durch Sturm-, Brand- und Blutlieder. Gerne erkenne ich die Formschöne vieler dieser Gedichte an; aber ob durch Strophen wie

Liebesnacht.

O Winternacht! wie hell die Sterne blinken —
Verlösch' das Licht und laß uns einsam sein.
Nur dieser gold'nen Funken ewiger Schein
Soll tief und leuchtend uns herüberwinken.

Digitized by Google

Erschrick nicht, Lieb'! Aus Schmerzen ringt das Glänzen
Künftigen Frühlings sich in Schauern los
Und überfliegt die Welt der engen Grenzen
Durch deine Qual — —
Gesegnet sei dein Schoß!

ob durch solche Strophen den hungernden Proletariern an der Themse jemals geholfen wird, ist doch eine andere Frage. Jedenfalls ist uns der Sänger der „Lieder des Lebens" bedeutend lieber, als der in seinen Zielen und Träumereien noch recht unklare Verfasser von London.

Kardinal Wisemann hat mit seiner in alle Sprachen übersetzten „Fabiola" eine ganze altchristliche „Romanzen-Literatur" hervorgerufen. Eine mehr als fünfundzwanzigjährige Beschäftigung mit den christlichen Altertümern, die steten Wanderungen durch die Katakomben, das beständige Leben in den antiken Monumenten Roms haben Anton de Waal die Farben geboten zu manchem Bilde aus altchristlicher Zeit. Sein historischer Roman „Judas Ende" (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft), der uns in prächtig ausgestatteter zweiter Auflage vorliegt, ist entschieden seine beste Arbeit. Sie führt den Leser in der Zeit des Urchristentums nach Rom und nach Jerusalem, läßt uns die grauenvolle Zerstörung der heiligen Stadt miterleben und lenkt unseren Blick auf die neue Pflanzung, die neben und über der Zerstörung erwächst. Schon seines Stoffes wegen hat das Buch viele Freunde gefunden, und wenn auch das Archäologische manchmal zu breit in den Vordergrund tritt, überall folgt man dem Autor gerne, weil man das Gefühl hat, an der Seite des bewährtesten Führers zu gehen. Wir wünschen dem Buche einen Ehrenplatz in den Schul- und Jugendbibliotheken.

Rosegger hat sich entschlossen, aus seinen gesammelten Schriften eine Auswahl für die Jugend teils selbst zu treffen, teils durch berufene Kräfte veranstalten zu lassen. Bis jetzt liegen uns aus A. Hartlebens Verlag, Wien und aus Staackmanns Verlag, Leipzig vor: 1. Waldferien. 2. Aus dem Walde. 3. Waldjugend. 4. Ernst und Heiter. 5. Deutsches Geschichtenbuch. 6. Als ich noch der Waldbauernbub war I. und II. Aus allen diesen Schriften spricht das tiefe Gemüt, die Naturinnigkeit und die schier unerschöpfliche Fabilierungskunst des Autors. Schade, daß ein solcher Mann sich in seinen neueren anderen Schriften oft zu recht einseitigen und gehässigen Ausfällen auf den Katholizismus hat hinreißen lassen, man hätte das von diesem Volksdichter in des Wortes bester Bedeutung nicht erwarten sollen. Die vorliegenden Werke aber gehören dem alten Rosegger, der uns so lieb war, und der uns so bitter enttäuscht hat, und so können wir sie von ganzem Herzen empfehlen. Eine gesunde Luft weht in ihnen, Waldluft, Erdgeruch. Kinder von fünfzehn bis siebzig Jahren, denen diese Blätter gewidmet sind, werden nicht ohne tiefe Rührung Geschichten lesen wie „Wie der Meisensepp gestorben ist." „Büblein, wirst du ein Rekrut!" „Ein Vater an seinen Sohn." Wahrlich:

Digitized by Google

Am deutschen Wesen, wird einst die Welt genesen! Dafür sprechen nicht an letzter Stelle die herzerquickenden meisten Schriften des ehemaligen Waldbauernbuben, die wir nur gerne besser illustriert sähen, als das z. B. Hartlebens Verlag gethan hat.

Charlotte Niese, die beliebte Volks- und Jugendschriftstellerin, schenkte ihren Verehrern in der Erzählung „Der Erbe" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) eine Gabe, die sich würdig ihren früheren Darbietungen anreiht. Charlotte Niese ist eine der glücklichsten Vertreterinnen der Heimatkunst, die auch beim katholischen Publikum dankbare Leser finden wird. Sie trifft stets den Volkston, verfügt über einen überaus glücklichen Humor und weiß besonders das Leben der Arbeiter und Kinder mit herzerfrischender Naturtreue recht realistisch zu malen. Gesunde Luft weht in ihren Werken. Und bei aller Schalkhaftigkeit steckt doch das echte, goldene, deutsche Gemüt in den Werken dieser Autorin, von der gesagt werden kann, daß eine einzige ihrer Novellen wertvoller ist, als alle Leutnantsgeschichten der leider immer noch viel zu viel gelesenen Nataly von Eschstruth zusammen. Wer mit den Gestalten der Niese'schen Dichtungen nicht lacht und weint, wem die Lektüre ihrer Werke nicht eine Feiertagsstimmung verschafft, der hat für das wahrhaft Schöne entweder nie Verständnis gehabt, oder er hat es bei unseren nervösen Modernsten verloren.

Köln. Hans Eschelbach.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau.

Vor allem notiere ich zwei neue literarische Unternehmungen katholischen Charakters. Seit März erscheinen unter Redaktion von Dr. Joh. Bumüller „Freie-Deutsche Blätter“ als „Wochenschrift für Politik, Wissenschaft und Kunst“ (Druck und Expedition von C. A. Bertsche, Ravensburg.) Obwohl von politischen Blättern anderer Richtung bereits freundlich begrüßt („Augsb. Abendzeitung“ Nr. 102, cf. dagegen Redaktionserklärung in Nr. 8; „Allgemeine Zeitung,“ Beilage Nr. 117) geht unsere jüngere Schwester sonst noch unbeschrieen ihren Weg. Ihre Beiträge zur Kunst weisen außer uns wohl bekannten Namen (Eichert, Ekensteen, Singolt, Herbert, Scapinelli) einen Balladendichter F. Duke und als scharfen Kritiker Dr. Beda Grundl auf, der Sienkiwicz' „Quo vadis“ einer gewiß berechtigten Analyse historisch-kritischer Art unterzieht. Wäre aber im Interesse kluger Ökonomie, welche unnötige Kräftezersplitterung vermeiden soll, nicht der Wunsch berechtigt, die neue Wochenschrift möge, wenn sie sich genügend erstarkt glaubt, mit der bildenden Kunst vornehmlich sich beschäftigen, der wir ja so vielfach allzu ablehnend gegenüberstehen. Hier brauchten wir Leiter und Einführer mit jener Empfindung für die Moderne, wie sie Scapinelli, Baumberger und besonders J. Popp auszeichnet. Leider lesen wir von Letzterem in unseren größeren Zeitschriften gar nichts. Der Schweizer Baumberger zeigt in seinen Berichten über die Pariser Weltausstellung („Was ich sah“ in „Alte und neue Welt“ Heft 2 f.) ein ganz selten sicheres und freies Urteil in Sachen bildender Kunst. Daß er selbst künstlerische Qualitäten besitzt, zeigt außer seinen Reisebildern (in Buchform bei Benziger) seine prächtige psychologische Skizze „In den Exerzitien zu Tisis,“ welche die erste Nummer der anderen katholischen Neu-Unternehmung ziert. Die ausschließlich von Schweizern bediente „Schweizerische Rundschau“ bietet in den erschienenen 3 Heften*) sehr tüchtige

*) Erscheint sechsmal jährlich in Heften zu ca. 70 Seiten. Abonnementspreis 5 Frs. (Stans, Matt u. Cie.) Redaktion: Dr. A. Gisler, Dr. L. Suter, Hans v. Matt.

Digitized by Google

Arbeiten wissenschaftlicher und belletristischer Art. Der „Cadet" von Isabella Kaiser zeigt hohe künstlerische Reife, auch Matt's Beiträge verraten gute Begabung. Die unbefangene Art der Redaktion geht aus deren Anfrage an Rosegger hervor, ob er zum Protestantismus übergetreten sei. Aus der verneinenden Antwort desselben ist die Stelle psychologisch interessant: „Nach allen Seiten finde ich" schreibt R. „Verständnis, Ermunterung nur nach der römisch-klerikalen nicht. So ist es kein Wunder, wenn ich mich hinausgedrängt fühle, wenn ich's mit jenen halte, die mich besser verstehen." Die Redaktion bemerkt hiezu: „Zweifelsohne steht Rosegger in seiner Schriftstellerei auf einem religiös sehr liberalen Standpunkt, den wir weder teilen noch billigen. Wie weit dabei seine bona fides reicht, bleibe dahingestellt. Bemerkt aber sei, daß wir da und dort Aufsätze über ihn aus katholischer Feder lesen, die mehr als nötig bitter und persönlich waren. Möge der talentvolle Schriftsteller seinem guten Sterne folgen." (Heft 2.) Inzwischen hat Rosegger selbst sich des Anrechtes auf solche milde Beurteilung, wenigstens für seine neueste Schrift, begeben. Seine armselige Bekenntnisschrift „Mein Himmelreich" wird im „Regensburger Korrespondenzblatt" für die kath. Geistlichkeit (Nr. 4) als „ein gefährliches Buch" gut gekennzeichnet und wir können es A. Pöllmann nicht verargen, wenn er in seinen neuesten „Kreuz- und Querzügen" („Hist. pol. Blätter," 8 und 9) mit aller Deutlichkeit und einiger Schärfe Rosegger's widerspruchsvolle Stellung zum Apostolikum und zur kath. Kirche klarlegt. Der aus der „Schweizerischen Rundschau" noch zu erwähnende, verständige Aufsatz Sigisbert Meier's über „Moral und Kunst" führt meine Gedanken von der „Schweizerischen Rundschau" zu einigen in letzter Zeit vielfältig besprochenen neuen Frauenbüchern.

Die kritischen Besprechungen, und eigene Lektüre dazu, sagen mir, es will sich etwas Besonderes herausgestalten, große Herzen streben zu einer — sit venia verbo — Höhenmoral. Da ist eine Miriam Eck, deren „Augusta Trevirorum" die „Gesellschaft" (März, I. Heft) „das Buch einer Eigenen nennt, an dem eine hastende, sensationslüsterne Menge wohl vorübergeht." Wer diese kleinen Geschichten, wie ich, liebgewonnen hat, sonnt sich gerne nochmals in den glänzendsten Strahlen, welche die Paraphrase der „Gesellschaft" zu einem herrlichen Bündel zusammenfaßt. Den philosophischen Untergrund gab M. Eck in ihrem früheren Buche „die jungfräuliche Frau." Ein ähnliches Verhältnis scheint zwischen Dauthendeys „Vom neuen Weib und seiner Liebe" und ihrem neuesten Buch „Hunger" zu bestehen, so daß die prinzipielle hohe Auffassung vom neuen Weibe auf einen bestimmten Fall angewendet wird. Leo Hildeck nennt in einer der letzten Nummern des „Sammler" letztere Arbeit „ein Buch voll Klang und Glut." In „Neue deutsche Rundschau" (Heft 6) bespricht Arthur Eloesser unter den neuen Büchern zunächst zwei Bände Erzählungen von Marie v. Ebner-Eschenbach: „Aus Spätherbsttagen." „Das schöne Buch ist ohne alle Müdigkeit, ein Gruß an das ewig junge

Digitized by Google

fruchtbare Leben, ernst und tapfer, dankbar seinen Freuden, dankbarer noch den Schmerzen, mit denen es seine Kinder erzieht." Lou Andreas-Salomé „spricht" dem gleichen Kritiker zufolge, „in „Ma" als Frau von der Frau, von der leidenden Schwester, sie zeichnet das Porträt einer kleinen Heldin, die ihre letzten Wünsche und Begierden mit tapferer Hand auf dem Altare der Mutterschaft opfert." Carry Brachvogel, deren Cäsarenlegenden ich künstlerisch hoch werte, scheint mit ihrem ersten größeren Roman „die große Pagode" keinen Fortschritt gemacht zu haben. Ihre „recht lebhafte, sogar schreiende Schilderung, die sie vom Theaterleben und den zugehörigen Kreisen entwirft, kann ein tieferes Interesse nicht beanspruchen," meint Eloesser. Im Unterschied von anderen weniger lobenden Urteilen nennt er dagegen „Das tägliche Brot" von Klara Viebig einen „außerordentlich tüchtigen, umsichtig angelegten und sauber ausgeführten Roman." Man müsse „schon zu Zola gehen, um eine so drängende Lebensfülle, eine so gleichmäßig zeugende Fruchtbarkeit der Phantasie zu finden." Im „Kunstwart" (Heft 15) stellt Leopold Weber drei neue Bücher von Frauen zusammen, die als Ausnahmen keine „männerberennenden Tendenzen verfolgen." Anna Herder verstehe wohl in ihrem Novellenband „Und hätte der Liebe nicht" hübsch zu erzählen, doch werde „mancher den Sachen ein Philistergeschmäcklein, eine Vorliebe für's Überlieferte gegenüber dem Werdenden abspüren." Künstlerisch unvergleichlich stärker begabt nennt W. die Norwegerin Amalie Skram. In ihrem „Nachwuchs," der die Lebensschicksale einer späten und willensschwachen Generation schildert, erscheint dem Kritiker „als das Wertvollste die Meisterschaft und Neigung, aus der Vertierung blöder und böser Naturen heraus untilgbare Züge seelischer Schönheit und Güte durchschimmern zu lassen." Gabriele Reuter's „Ellen von der Weiden" rühmt W. nach, daß der Roman „manchmal wirklich fesselnde Einblicke in die Seele eines reichbegabten, aber hypernervösen und zerfahrenen Frauenwesens" gebe. Die treffende feinfühlige Schilderung dieser Seele und ihrer Konflikte mag wohl, wie es mir bei der Lektüre dieses Roman's selbst erging, auch den nüchternen Leser mit fortreißen; er wird aber doch dem Endurteile Weber's zustimmen müssen: „Daher kann ich denn in dem Entschluß (Ellens,) all' seinen Trieben *wahllos* nachzuleben, nicht den Gipfelpunkt einer hohen und kühnen Weisheit sehen, sondern nur die Folge eines Wesensmangels: es fehlt die Fähigkeit, *sich selber zu organisieren*, die doch erst den Menschen zum Menschen macht."

Als ein sehr starkes Talent erweist sich der Russe Maxim Gorki in seinen „Verlorene Leute." Mit 15 Jahren konnte Gorki kaum lesen, berichtet Eloesser, hat ganz Rußland durchwandert, alle Handwerke betrieben und ist zuletzt bei dem des Schriftstellers geblieben. Nun beschreibt er nach seinen Erfahrungen das Wesen der Vagabunden, der verlorenen Leute, ohne Schminke, in voller Aufrichtigkeit, aber da er in die Tiefe der Menschennatur sieht, so findet er überall Poesie, und wie bei den besten russischen Schriftstellern,

Digitized by Google

so thun sich bei ihm Horizonte von unabsehbarer Weite auf, und über den unermeßlichen Ebenen liegt eine süße bange Schwermut." (Neue Deutsche Rundschau, Heft 6.) Die „Gesellschaft" brachte vor einigen Monaten eine Skizze von Gorki (Februar, II). Von Multatuli, dem gewaltigen Ankläger, liegen nun die „Millionenstudien" in Übersetzung vor. Der „Türmer" (Heft 8) weist in einem interessanten Vergleich mit Carlyle's „Einst und und jetzt" auf das Zersetzende in M.'s Schriften hin. Unter den dortselbst besprochenen Romanen wird als ein Buch von tiefem Eindruck Wasner's „Seine Liebe" hervorgehoben. Krüger empfiehlt unter dem vielen Neuen besonders „Thoms friert" von dem „vielversprechenden" Worms und Bruno Wille's „Offenbarungen eines Wachholderbaums." „Wer dann und wann sich sammeln" meint er zu Letzterem, „sich anregen, sich erquicken und erbauen lassen will, der greife zu diesen Geist und Seele erfrischenden und zugleich beruhigenden Offenbarungen." („Zentralblatt," Beilage 7 und 9). Hier mag sich passend auch das günstige Urteil eines Kritikers der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 114 über die schlichten Geschichten des jüngst verstorbenen Jakobowski anreihen. Nicht „Novelleten" sondern Novellen nennt sie dieser, welche ungewöhnliche Probleme in ungewöhnlicher Form behandeln. Dortselbst (Nr. 108) erfahren auch Kraus' „Neue Essays" durch Ernst Houviller eine eingehende Würdigung. Eben ist es drei Jahre, daß es mir vergönnt war, Kraus als glänzenden Causeur in seinen Vorlesungen kennen zu lernen und die Abende, die ich im schönen Freiburg mit dem I. Band der Kraus'schen Essay's zubrachte, zähle ich zu den schönsten und erquickendsten meines Lebens. Wissenschaft hatte ich ja tagsüber genug geschöpft, aber den Zauber einer abgeschlossenen Persönlichkeit mit dem Untergrunde ausgedehntester Kenntnisse bot mir Kraus in Wort und Schrift. Es steckt ein gutes Stück Künstlernatur in ihm und darum finden wir in seinen Essay's wie Houviller bemerkt: les justes harmonies, où vivent la pensée et la forme à la fois.

Was die Dramenliteratur anlangt, registrieren die Besprechungen über die jüngsten Schöpfungen wenig Erfreuliches. Dazu gehört Karl Weitbrecht's Drama „Schwarmgeister," welches die Geschichte des brandenburgischen Roßkamms Kohlhas zum Vorwurf hat. Die innerliche Vertiefung dieses Stoffes ergibt sich schon aus dem im „Kunstwart" mitgeteilten 3. Akte. Doch meint die „Vorbemerkung": „Freilich können wir über den ethischen Werten, die uns Weitbrecht auf diese Weise mitteilt, die künstlerischen Mängel seines Werkes nicht übersehen. Sie bestehen in der Hauptsache darin, daß seine Menschen, so lebendig sie im Anfang als Charaktere erfaßt sind, doch im weiteren Verlauf öfter ihre Gestalten verlieren, wenn ihnen Weitbrecht eine geistige Übersicht gibt, die namentlich in der Weise, wie sie sich äußert, mit ihrem innersten Wesen im Widerspruch steht. Da werden ihre Reden pathetische Erläuterer von Ideen, statt Zeugnisse von Charakteren zu sein."

Digitized by Google

Daran kranken ja auch so manche Arbeiten unserer Leute. Frei von diesem Fehler scheint die neueste Arbeit unseres begabten Epikers Eggert zu sein. Sein Drama „Gerechtigkeit" ist dem „Kunstwart" (Heft 15) zufolge „im Stil des dramatisierten Romans geschrieben, voller Handlung, nein, vollgestopft mit Ereignissen, auch unwahrscheinlichen, die nicht zu Atem kommen lassen; Spannung und Überraschung bis zum letzten Augenblick des vierten Aktes. . . . Anzuerkennen ist immerhin, daß Eggert viele Beobachtungen in das Drama verwoben und auf Zeichnung der allgemeinen Kultur oder Unkultur manch' guten Strich verwandt hat." So schrieb Karl Grunsky im ersten Maiheft des „Kunstwart," katholischerseits kam mir darüber nichts zu Gesicht, außer einem Bericht über die Aufführung zu Stuttgart im Feuilleton der „Augsburger Postzeitung," aus dem man nicht klar wurde. Zu erwähnen ist weiter „Hosianna" eine Bühnendichtung in drei Szenen von St. Gonschorowski, behandelt die Morgendämmerung des Christentums. Max Koch sagt darüber unter anderem: „die Art, wie er Christus und den beseligenden Glauben an ihn in den Mittelpunkt jeder Szene gestellt und die Figur des Heilandes selbst doch im Hintergrund gehalten, das biblische Wunder und dessen Erklärung als Selbsttäuschung der von Schmerz und Sehnsucht erhitzten Sinne harmonisch mit einander verschmolzen hat, wird seine Dichtung in strengst kirchlich gesinnten Kreisen (?) wie bei anders Denkenden Freunde erwerben." („Zentralblatt," Beilage Nr. 7.) Über „Flachsmann als Erzieher" ist zwischen Schlaikjer, dem ehemaligen Lehrer und Lehrern von Beruf eine heftige Fehde ausgebrochen („Hilfe," Nr. 16 ff.), die sich schließlich auf Schlaikjer contra Wolgast, den bekannten Jugendliteraturkritiker, zuspitzte. Schlaikjers dictum, Ernst's Arbeit sei ein Verrat an der Kunst und an dem Lehrerstand, scheint auch mir zu stark, freilich weiß er seine Position mit stärkerer Urteilsfähigkeit zu verteidigen als seine Gegner. Darf ich hier noch einen vergangenen Dichter anreihen, der gute Dramen schrieb, Franz Bonn? Haluſa hat ihm eine gute zusammenfassende Betrachtung gewidmet (Beilage zur „Augsburger Postzeitung" Nr. 23, 24.) Ich war als einstmaliger Leiter einer Vereinsbühne um Bonn's Sachen immer froh, man kann zu ihnen doch mit einem einigermaßen guten literarischen Gewissen greifen. Fände er nur gleichwertige Nachfolger, die nicht bloß Moralisten, sondern Dichter sind!

Die schönsten aber auch seltsamsten Blüten wachsen im reichen Garten der Lyrik. Ist hier aber die Kritik schon schwer — Lyrik muß wie ein Pflänzlein in's Herz eingesetzt werden — so ist Kritik der Kritik noch weniger am Platze. Ich kann nur als Zeitschriftenschauer einige Notizen geben.

Max Fürst macht uns mit einem kerngesunden deutschen Liederdichter des 17. Jahrhunderts bekannt, mit dem oberbayerischen Augustiner-Chorherrn P. Albert Poißl (1621—1694.) Die mitgeteilten Proben von patriotischen Soldaten-, Studenten- und Wanderliedern sind wirklich der Beachtung wert.

Digitized by Google

(Beilage zur „Augsburger Postzeitung“ Nr. 17, 18.) Von ihm ist kein allzuweiter Sprung zu dem heutigen Studentenliederkenner und neulateinischen Dichter Pernwarth von Bärnstein, den Dr. Roßmann mit Beibringung anziehender Proben als Dichter und Schriftsteller gut bewertet. (Beilage zur „Allgem. Zeitung,“ Nr 120.) Liest man in derselben Beilage die instruktiven Aufsätze Otto Hauser's über chinesische Lyrik, so findet man mit Staunen, daß es doch eine Brücke gibt zwischen unserem Empfinden und dem eines so rätselhaften Volkes (Nr. 106, 107.) Ebendort (Nr. 102) weist Kreowski in dem Jubiläumsartikel „Ernst Ziel als Lyriker“ auf „die ausgeprägte männliche Art Ziel's hin, die uns heute wo die Lyrik der modernsten Stammelpoeten im Feminismus zu versinken droht, doppelt und dreifach not thut.“ Von solcher Stammelpoesie finde ich aber weder etwas in der „Gesellschaft“ noch in „Blättern für Kunst“ (begründet von Stephan George.) Da ist Kraft und Glut, dort hohe Schönheit; und Brennert thut gut, wenn er nachweist („Gesellschaft,“ Febr. II.), daß auch heute noch Dichter aus dem Schutte der Jahrhunderte goldenes Sprachgut zu Tage schürfen wie einst die Minnesänger, Luther und Goethe.

Donauwörth. Dr. Thalhofer.

Digitized by Google

S. Lagerlöf's „Unsichtbare Bande".*)

Die im eminenten Sinne wissenschaftliche Zeitschrift wendet sich an den Forscher, der, in hundert Problemem bewandert, mühelos neue Gedanken, in ernster Spezial-Arbeit gereift, dem eigenen Wissen eingliedert. Wo breiteren Schichten Geistiges vermittelt werden soll, trifft sich glücklich ein mehr pädagogischer Gang: wenn die Erregung des Interesses zuerst erfolgt und an die erstmalige Lektüre des Lesers der Zeitschrift sich die abschließendere Verarbeitung der Eindrücke, die er selbst empfangen, die zusammenfassendere Würdigung des Autors, den er bereits persönlich kennt, wohlthätig anreiht. So hat der Unterzeichnete in seiner Besprechung der Astrid mehr nur den unmittelbaren Eindruck und die Idee des einzelnen Werkes dem Empfinden deutlich zu machen gesucht, die Schriftstellerin vor allem selber zu Wort kommen lassen wollen.

Was uns heute vorliegt, ist ein Bändchen von sechs Novellen. Wann sie entstanden sind, ist in der Ausgabe leider nicht zu ersehen.

Die erste ist betitelt „Die Vogelfreien." Sie spielt in alter Zeit. Ein Bauer und ein junger Fischer, beide geächtet, begegnen sich im Wald. Der Bauer ist eine riesige Gestalt, eine stolze Seele. Seinen reichen Hof, Weib und Kind hat er vernachlässigt über der herrischen Unn, seiner Verwandten, die ihn mächtiger entflammte. Bei beinah öffentlichem Festgelage in seiner eigenen Halle, in Unns Gegenwart, hat ihn ein Mönch darum getadelt. Unn ist beleidigt, der Bauer erschlägt den Mönch. — Der junge Fischer scheint ein Dieb. Sein Vater ist „Wrackplünderer," seine Mutter „Hexe." In seiner Seele schlummert edles Glückverlangen, schlummern reiche Quellen innern Lichts und Adels. Es ist ihm natürlich, ist ihm ein Gegebenes wie der Wechsel zwischen Tag und Nacht, daß es Menschen gibt, die Scheußliches thun. Aber seine Seele ist weiter, ohne daß er sich emporgearbeitet hätte. Das Große findet sein inneres Auge offen und sehend, wie das Licht der Sonne sein leibliches. „Sünde" kennt er nicht. Das Große, das ihm in seinem Gefährten konkret verkörpert entgegen tritt, empfindet er, liebt er, und ist es nicht etwas Großes gewesen, zu Ehre eines

*) Unsichtbare Bande. Novellen von Selma Lagerlöf. — Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Langfeldt. Leipzig. Verlag von Georg Heinrich Meyer. Brosch. Mk. 2.—.

Digitized by Google

Weibes zu wagen, was der Bauer vollführt? . . Des Bauers That um Unns willen ist dem jungen Fischer etwas Außerordentliches, wie der Bauer selbst. — In einer eigentümlich bannenden Naturstimmung zaubert S. L. den Geächteten Unns Bild vor. Das führt zum Gespräch zwischen ihnen und zur Enthüllung des Gedankens des Fischers. Der Bauer hat ihn von Anfang und lange verachtet, dann hatte ihn die tiefe Liebe des Knaben zu ihm . . . geschmeichelt? beleidigt? jedenfalls aufmerksam gemacht. Der Befremdung über das Rätselhafte des Knaben folgt der selbstherrliche Wille den Schleier zu lüften, durch Unkunde nicht eingeschränkt zu sein; die Erkenntnis, daß der Knabe recht wie ein „tumber liehter" Mann, ganz ohne Sentimentalität, ein Verbrechen seines Vaters auf sich genommen hat, verursacht den eigenwilligen Zorn, falsch geurteilt zu haben, und beides bereitete nur, leise — leise, Gegenliebe vor in seiner Brust. Jetzt berührt ihn ungewohnt wie nie, macht ihn stutzig, erstaunt ihn der Heide in dem Fischer, der kein Sollen kennt und bewundert, auch wo ein Verbrechen groß ist. Obwohl gerade das den Bauer völlig entschuldigte — wie seltsam ist es und wie wahr! fühlt er sich innerlich gezwungen, seinen Genossen den Christengott zu lehren, der ihn — verdammt. Mächtig zieht die neue Vorstellung in ein Herz ein, das für sie bereitet war . . . mit einem Male weiß der Fischer um den Herrn der Gerechtigkeit, um Pflicht und Schuld und Strafe und drohende Rache . . die Kette von Ideen hat in ihm begonnen, deren Endglied lautet: du sollst deinen Gefährten, den Gottesfeind, der Strafe überantworten. Von dir fordert es die gerechte Gottesordnung der Welt. — In das düster wilde Lied, das bald das Innere des Fischers durchrauscht, klingen bestrickend, berückend Erinnerungen an, Hoffnungen auf Unn, klingt das Liebeseligkeitsbegehren der ganzen jungen Seele herein. Er schilt es Versuchung: aber auch so bäumt sich in ihm die Pflicht, das unabweisbare Müssen empor. Er möchte den Bauer gern zur Reue bewegen, er findet Aug' in Aug' mit ihm keine Worte, und aus dem Wald, aus der ganzen Natur tönt ihm der mächtige Mahnruf seines neuen Gottes entgegen: da gibt er den Bauern der Umgegend, die lange auf den Mörder des Mönches fahnden, den Aufenthaltsort des Genossen an. Jetzt findet er Worte; wie die Geächteten zum letzten Mal allein beisammen sind, kommt es zur Aussprache.

Der Mörder zeigt sich der Reue zugänglich, der Fischer will ihn daraufhin — jetzt noch! retten. Der Bauer erkennt, daß er schon verraten ist, mit einem verächtlichen Ausruf über den „Sohn des Diebes" greift er nach der Axt, der Lebenstrieb gibt dem Fischer das Beil in die Hand und der Bauer sinkt durch ihn. Tragisch verklingt die Dichtung, das Drama zweier Weltanschauungen. Daß der Selbsterhaltungsdrang das letzte entscheidende Motiv abgab, hindert den Fischer nicht zu erkennen, daß im Ganzen ihm der große Gott der Gerechtigkeit den Arm geführt, aber unerreichbar ist Unn für ihn, und den Freund, den herrlichen, stolzen Freund, den hat er selber erschlagen.

Der Roman einer Fischerfrau. Eine stille Geschichte. Ein Weib in abgelegenem Fischerdorf unter ärmlichem Dach ihr Leben ärmlich dahinlebend und sich fragend: Wozu habe ich gelebt? Ich habe nichts Bedeutendwertvolles gewirkt unter meinen Mitmenschen — wozu lebe ich? Und die schöne Demut, die, ihr selber unbewußt, bei ihr in dieser Frage liegt, die hat nun gerade ihre „Seele gerettet," fügt Selma Lagerlöf bei. — Außer der Fischerfrau selbst haben ein Mann und dessen Mutter die entscheidenden Rollen in ihrem Lebenslauf gespielt. Die Mutter hat sie ihrem

Digitized by Google

Sohne erhalten in kritischer Situation, dazu befähigt durch die echte, d. h. wahre Mutterliebe, die nicht blind ist, sondern durch die zarte Untrüglichkeit des natürlichen Triebes das Liebenswerte auch unter Schlacken erkennt. Denn der Sohn der armen Witwe hat die Liebe Astrid's — das die Heldin, scheußlicher Ausdruck! — zu sich erweckt, indem er zugleich für ihr sittliches Gefühl eine nie zu verwindende Täuschung vorbereitete, gern begrüßte Träume künftigen Glanzes vorspiegelnd der bescheidenen Tochter einer verarmten Familie. Er ist kein niedriger Lügner. Tapferes ist in ihm: die erste Sympathie hat er seiner Braut eingeflößt, indem er sie mit wirklicher Gefahr aus den Händen brutaler Gesellen befreite. Die Täuschung ist ihm nicht Mittel, sondern Lebenselement: er muß träumen können von Reichtum und Ehre. Darum giebt er sich bei Astrid als vornehmer Mann; das wirkliche Glück wirklicher Liebe nicht zu verlieren, wagt er es nicht, den Schleier zu zerreißen, da es die Stunde gebieterisch erheischte, und es ist geschehen. Willkommene Beigabe war Astrid das Glück materiellen Lebens, der Liebe allein hätte sie zu leben vermocht. Nun freilich vermag sie auch das Eingreifen der Mutter ihres Gatten nur zu einem Mitleben an seiner Seite, um sittlich erziehend auf ihn zu wirken. Das Bestreben bleibt fruchtlos. Der Mann stirbt auch bald, und ihr Kind, daß sie bekommen, stirbt gleichfalls früh. Den Abschluß kennen wir und mit ihm die Idee des zwanzig Seiten umspannenden Werkchens.

Die Legende vom Vogelnest. Eine tiefsinnige Naivität waltet darin. Aus den Wirrsalen des Lebens ist Hatto, erzürnt über die Bosheit der Menschen, in die Einöde gewichen. Ein strenger, starker Asket geworden, gelobt er sich, so lange Tag um Tag mit gen Himmel gerade ausgestreckten Armen zu Gott zu rufen, bis er sein rächendes, jüngstes Gericht herniederbrechen lasse. Den vertrockneten, knorrigen Alten, wie er steif dasteht in der Ebene, nimmt ein Bachstelzenpaar für einen Baum, und da er bequemer ist als der einzige Weidenbaum in der Nähe, dessen Zweige der Sturm so wütig peitscht, baut es sein Nest in seine Hand. Hatto gilt es ein Zeichen vom Himmel. Wenn er aushält, wie er gelobt, bis die Brut der Vögel flügge geworden, dann wird Gott nach seinem Willen thun. Er hält aus; aber das Piepen der Jungen rührt das Herz des Alten, er liebt sie, und die Liebe senkt seinen Arm, daß er hineinschauen kann in's Nest. Bald wünscht er sie ausgenommen von dem fürchterlichen Weltuntergang — aber muß er nicht die Welt, die die Rettung nicht verdient, mit in den Kauf nehmen! Er muß es, und nun hat ihm Gott ihre Zerstörung zugesagt! Heute hat die kleine Schar den ersten Flug gethan und morgen müssen die Stimmen des Gerichts erschallen! Aber ehe ein unverständliches Weiterbestehen der Welt dem Hirn des Eremiten ein zu schweres Rätsel aufgeben könnte, fällt ihm ein, daß er ja tagtäglich sein Gelöbnis gebrochen hatte, um seine Schützlinge zu betrachten. So ist von seiner Seite die gestellte Bedingung nicht erfüllt, und mit dem fortdauernden Wechsel von Tag und Nacht wird eine Seele mehr als ehedem zufrieden sein.

Die vierte Novelle ist die bedeutendste. Mit den beiden folgenden bildet sie eine Gruppe, von den früheren durch ihre Heiterkeit geschieden, die die stoffliche Schwere in noch höherem Maße von uns nimmt, als es im Wesen alles Künstlerischen liegt; durch das Spielen des Geistes mit seinen Ideen, jenes Spielen, das sich immer deutlich bewußt bleibt, daß Märchen Märchen, Traum Traum ist, ob sich auch in dem wunderbaren, gleichsam unrealen Kryſtall ewige Dramen und Typen widerspiegeln, und

Digitized by Google

das gerade hierin leicht den Quell eines herrlichen, sanft-ironischen Humors findet. Lassen wir's hier bei den ersten dreien bewenden. Sie liegen dem Leser von „Astrid" und „Gösta Berling" her vorerst am nächsten. —

Ein deutscher Kritiker hat sich darüber gewundert, als er S. L. nicht ohne weiteres irgendwie unter seine feststehenden Literaturtypen rangieren konnte. Er hätte sich freuen sollen, denn dies Erstaunen verkündigt nur eine in sich beruhende Individualität. Für uns aber erhebt sich die Aufgabe, den verschiedenen Eigenschaften, die sich in Selma Lagerlöf kreuzen und verbinden, nachzugehen, d. h. sie auf ihre kulturhistorischen Beziehungen hin zu prüfen und zuzusehen, wie — ob sie als Ganzes sich zum harmonischen Ausdruck einer reifen Künstlerpersönlichkeit zusammenschließen.

Hüten wir uns dabei, das Nebeneinanderbemerkbare systematisieren, das zweite aus dem ersten rücksichtslos als notwendige Folge erklären zu wollen. S. L. ist Dichterin mit naiv und konkret arbeitender Phantasie. Ungezwungen reiht sich ihr Vorstellung an Vorstellung. Ihr Naturleben ist unabgebrochen wie das, das dem Willen ihrer Individualitäten entspringt. Reiche poetische Assoziationen hat ihr Geist in sich aufgenommen, und die richtigsten, treffendsten machen uns das Charakteristische eines jeden Objekts, jeden Vorganges sinnlich gegenwärtig. Sie ist einfach wie das Genie, greift zum Naheliegenden. Sie ist ausdrucksmächtig wie das Genie, oft in enormer Intensität, eben durch ihre Einfachheit, durch ihre Fähigkeit, innerhalb eines einmal angeschlagenen Ideenkreises zu bleiben, aus ihm alles zu schöpfen, was sie bedarf. Sie ist schönheitsfroh wie eine unbefangene Sängerin. Wo uns Furchtbares erschüttert, wo unsere Seele angespannt ist in Mitleid und Furcht, entzückt sie noch das Auge durch eine schöne Farbe, die sie gesehen, das Ohr durch einen reizvollen Laut, den sie gehört. In ihren Anschauungen, die in einzelnen und in großen Ketten fertig geschlossen ihrem Bewußtsein auftauchen, lebt ihre fühlende, liebende Seele ein höheres dichterisches Leben. Ihre Naturanschauung verwebt sich mit ihrer Anschauung konsequenter, festbegrenzter Charaktere, so daß ihre Novellen einen Gesamtton annehmen, in dem sich Mensch und Blume kaum zu unterscheiden scheinen; daß ihre bewußten Gestalten sind „den Tropfen gleich, die, in sich abgeschlossen — doch in der Welle rollen, in der klaren — so rund für sich, als ganz mit ihr verflossen." Ihre Naivität wirkt mit, die das Ungleichartige gleichartig, das Komplizierte einfach nimmt; die, poetisch an sich, *tief* bei Selma Lagerlöf ist. Der naiven Legende, der alten Volkssage fühlt sie sich wahlverwandt, sei es, daß sie halb hinüberspielt in die Sphäre des Gespenstisch-Unheimlichen, sei es, daß sie heilig, weihevoll erbrauft wie ein himmlischer, mystischer Choral: so lebt S. L. nicht bloß in der Natur, sie lebt auch im Vergangenen, Einstmalsgewesenen, Ewiglebendigen, in seinem Geist, und am liebsten lebt sie, wo Schönes blüht, Wertvoll-Großes, das an seiner Stelle dem gemeinen Blick unerwartet deuchte; am liebsten ist ihr der Funke, aus einer Tiefe geschlagen, wo alles öd und brandverwüstet schien, am hellsten leuchtet ihr die Sonne, die emporsteigt über dem tiefen, dunklen Meer. Von unsichtbaren Banden hat sie zu erzählen, von Natürlichem, das mehr ist als Natur.

Sollen wir es Romantik nennen? Was thut der Name? Halten wir uns weiter an die konkrete Erscheinung. S. L. kennt nicht bloß wundersame, überalltägliche Gefühle, sie ist eine sittlich gefestigte Persönlichkeit, voll weiblicher Güte, hoch an weiblicher Größe. Die hohle Tugendkonstruktion ist ihr ein *Fremdes*: sie weiß um Pflicht *und* um das Sehnen des Herzens nach Glück (und das ist Größe!) und oft

Digitized by Google

klagt sie trauernd, daß die lieblichen Töne zerrannen, die sich zum Liede beseligter Freude hatten zusammenfügen sollen. Dann wieder versöhnt sie ein religiöses Etwas, in dem sie dem schönen Adel der sittlichen Seele einen ewigen, absoluten Weg zuerkennt, ob sie auch fruchtbaren Samen zu verbreiten keine Gelegenheit gefunden.

Steht S. L. durch die menschliche Wahrheit ihrer Sittlichkeit auf einem Boden mit dem modernen Menschen, dem neuen Menschen, der dieselben Elemente in sich nach seiner Eigenart eigenartig auszuprägen hat, so stellt dieser an den großgearteten Wirklichkeitssinn seiner Dichter weitergehende Anforderungen. Nicht die dürftige Nüchternheit wird bei ihnen herrschen, aber ein mächtiges, klares Bewußtsein. Dem neuen Menschen mit *seinem* Verhältnis von Gefühl und Intelligenz entspricht eine parallele Ausgleichung dieses Verhältnisses in seinen künstlerischen Größen. Hier ergeben sich die beiden Gesichtspunkte, von denen aus wir zu S. L. entscheidende Stellung zu nehmen haben.

Der eine ist vornehmlich kulturhistorisch. Für S. L. sind Mensch und Natur etwas streng Determiniertes. Sie kennt Gesetze der Vegetation, kennt die psychologischen Gesetze, die der Einwirkung der Umgebung auf die individuelle Seele; sie kennt sie wie ein moderner Mensch, ja fast wie ein moderner Naturalist. Ihre Kenntnis ist zu einem integrierenden Bestandteil ihrer natürlichen Phantasie geworden: so bestehen scharfe und dennoch völlig dichterische Beziehungen zwischen ihrer Poesie und der Wirklichkeit.

Aber ein anderes ist das Einfließen einer bestimmten theoretischen Anschauung in das Gedicht, ein anderes ist jenes Zusammenwirken von gefühlten (ob auch klar geschauten und eben in jener Weise modifizierten) Vorstellungen und formendem Intellekt im Prozeß des dichterischen Erzeugens; namentlich wo es sich darum handelt, von der Totalidee aus, der höchsten Intention, dem Überblick über's Ganze das naiv innerlich aufquellende Detail schaffend zu gestalten. Gestehen wir — wir müssen es — daß uns in dieser Richtung in den ersten drei Novellen eine völlige Reife der Dichterin nicht vorzuliegen scheint — aber man verzeihe den Ausdruck, der S. L. nicht zu den Unreifen herabsetzt. Lassen wir den Leser selbst in der vierten Novelle, der bedeutendsten des ganzes Buches, den Schritt thun zu einer höheren Poesie *und* einem solchen reifen Verhältnis von Gefühl und Intellekt — hier wo der Geist bewußt mit der Tiefe seiner Ideen in heiterer Hoheit schalkhaft lachelnd spielt; wie der Weise lacht, der sich zu den Göttern erhebt, während der Niedere ernst wird, wo er fein erscheinen möchte.

Gießen. K. Volk.

Digitized by Google

Kritische Umschau.

Drama.

Duckmeyer Friedrich. Des Sittenmeisters Ärgernisse. Eine Komödie in drei Akten. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung. 1901. 90 + XIV S. Mk. 2.—.

Für den Kenner, der mit dem geschichtlichen Bilde des alten Kato Censorius einigermaßen vertraut ist, wird dies Stück recht amüsant zu lesen sein. Denn eine Menge kleiner Züge und Anekdoten sind zusammengetragen, das Bild des durch äußere Sittenstrenge zu Macht und Ansehen gelangten Bauern sorgfältig herauszuarbeiten. Ob das Stück auch bühnenwirksam ist, kann wohl nur die Aufführung beweisen. Wir getrauen uns nicht, diese Frage zu verneinen, aber auch nicht, sie uneingeschränkt zu bejahen. Die ganze Einheit des Stückes ruht auf der Hauptperson, dem alten Censor Kato, zu dem alle Hilfsbedürftigen sich wenden, der aber im eigenen Hause auf Opposition stößt, auf schüchterne beim eigenen Sohne, auf weiblich lebhafte bei der Schwiegertochter. Den Hilfeflehenden hilft er und stiftet dabei manch' Gutes, den Opponenten daheim beweist er seinen Trotzkopf durch unerwartete Wiederverheiratung. Freilich muß er schon vor dem Hochzeitsmahle sehen, wie Frau, Schwiegermutter, Schwiegertochter, und die Magd, die ihm vorher als Konkubine diente, hintereinandergeraten, und seufzend meint er: „Wie bring' ich dies Quartett in Einklang." Diese Worte stehen an des Stückes Ende, — fast sollte man meinen, jetzt könnte die „Komödie" erst recht angehen. — Wie wäre es mit einem zweiten Teile, der entweder den Einklang herstellt, oder die Dissonanz vollendet?

Der Verfasser hat seine Römer sehr gemütlich reden lassen. Das ist kein Vorwurf. Aber manche Wendungen muten um deswillen zu neuzeitlich an, weil die äußeren Lebensverhältnisse, die der Handlung Hintergrund bilden, wieder archäologisch treu dargestellt sind, fast zu treu für den nicht geschichtlich Gebildeten. Hier ist volle Einheitlichkeit des Stiles nicht ganz erreicht, wie auch an manchen Stellen das sogenannte Papierdeutsch noch nachwirkt. Wendungen wie „gleichzeitig nimm . . ." (S. 40) und „neuerdings getüncht" (S. 41). Stellungen wie: „Doch da ihr spinnefeind euch seid . . ." gehören hierher. So spricht niemand. Den „hochwürdigen Patron" (S. 73) möchten wir gerne vermissen; mancher wird dahinter eine Anspielung suchen, die kaum gewollt ist. Andere ähnliche Anspielungen auf Zeitfragen kann man vermuten, doch sind alle mehr angedeutet als ausgeführt. Überhaupt ist der Eindruck des Skizzenhaften nicht zu leugnen; vielleicht hat der Dichter dem Schauspieler größeren Spielraum lassen wollen. An dem Vertreter der Hauptrolle wird denn auch des Stückes Schicksal hängen, und nicht leicht wird es diesem wer-

Digitized by Google

den, den Einheitspunkt zu finden, der die geschichtlich bezeugten widerspruchsvollen Einzelzüge dieses Charakters zusammenhält.

Auf den Charakter ist das Hauptgewicht gelegt, technische Einzelnheiten dafür minder peinlich behandelt. Die Geschwindigkeit, mit der Personen, nach denen geschickt wird, zur Stelle sind (S. 42, 85), mit der Chilo den ganzen Markt leer kauft (S. 79), ist etwas überraschend. Dagegen sind viele gute Einzelnheiten, namentlich die Prachtfigur des Maenius, gerne anzuerkennen.

Ein Anhang stellt kritische Urteile über frühere Werke des Dichters zusammen und macht uns so mit dem in Süddeutschland noch wenig genannten Schriftsteller näher bekannt.

A. Lignis.

Romane und Erzählungen.

El-Correi, Peter Goddons Tochter. Roman. Bong u. Co. 370 S.

Der Roman führt in das gesunde Volksleben der thüringischen Kleinstadt und schildert in gewissenhafter Ausführlichkeit die Wirklichkeit. Ein ehemaliger Brauerbursche wird Doktor Goddons Schüler, Nachfolger und Eidam, und die Entwickelung des Ungebildeten in seiner neuen Sphäre, sein Verhältnis zu Peter Goddons Tochter wirkt ergreifender als die ewigen, manierierten Liebes- und Ehebruchsromane, die hoffentlich bald den Franzosen zum ausschließlichen Eigentum überlassen bleiben. Es ist bedauerlich, daß der fortgeschrittene Kulturdeutsche noch immer keine Bücher kauft, sondern seine Unterhaltung aus den Bibliotheken holt. Es würde dann auch dieser Roman, der volles Anrecht auf das Interesse eines gewählten Leserkreises hat, den ihm zukommenden Lohn finden.

Curt Schmidt.

Lyrik.

Frühling und Liebe. Herausgegeben und geschmückt von Richard Grimm. R. Voigtländers Verlag, Leipzig. 46 S. 80 Pfg.

Der junge, talentierte Künstler R. Grimm hat im vorliegenden Heft eine Sammlung modernster, in künstlerischer aber nicht ganz in ethischer Hinsicht einwandfreier Liebes- und Lenzeslyrik zusammengestellt, für die er Gedichte von Bierbaum, Falke, Evers, Hamerling, Greif, Henkel, Liliencron, Wildenbruch, Busse u. m. a. ausgewählt hat. Einige dieser Lieder hat er mit Liebe und Verständnis in Bilder umgesetzt in der Weise, daß er die ihm durch die betreffenden Gedichte vermittelte Stimmung in selbstständigen impressionistischen Skizzen wiedergab, ohne damit eigentliche Illustrationen zu liefern. Die Randleisten, die Druckfarbe, das Büttenpapier und der Einband halten gleichfalls den einheitlichen Stimmungscharakter des Heftes fest. Der Preis von 80 Pfg. für dasselbe ist ein sehr mäßiger und jedenfalls nur mit Rücksicht auf eine Massenverbreitung des Werkchens so niedrig angesetzt. Dem künstlerisch empfindenden, gebildeten katholischen Publikum kann das Heft als Beitrag zur Kenntnis moderner Lyrik und modernen Buchschmuckes empfohlen werden.

L. v. Roth.

Alexander Zesch, Wilde Blumen. Dichterische Versuche, Knittelverse, tolles Zeug und Schelmereien. Stuttgart. In Kommission bei F. Fleischhauer. 116 Seiten.

Dieses liebenswürdige Büchlein unterliegt nicht literarischer Wertung. Der Verfasser, der gar nicht den Anspruch erhebt, ein Dichter zu sein, ließ es zum scherzhaften goldenen Jubiläum seiner Reimschmiede drucken, und siehe da, es gefiel. Er mußte es durch den Buchhandel den Interessenten zugänglich machen. Übrigens

Digitized by Google

ist der Autor ein Kaufmann in dem würdevollen Alter von 73 Jahren. Wie wenig Ansprüche er macht, will er schon durch den Titel andeuten. Ich zweifle keinen Augenblick, daß das Werkchen, zum teil wegen seiner rührenden Unbefangenheit, zum teil aber auch wegen seines natürlich quellenden Empfindens sich Freunde erwerben wird. Vielleicht ist es ehrlicher und wirksamer, als all' die Verse der Mädchen und Männer „aus dem Volke," die neuerdings unsere Literatur so unsicher machen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Zeitschriften.

Stimmen der Gegenwart. Monatsschrift für moderne Literatur und Kritik. Herausgegeben von Max Beyer und Martin Bölitz. Eberswalde. Verlag bei S. Dyck. Jährlich Mk. 6.—.

Die Zeitschrift, die im Januar ihren zweiten Jahrgang antrat, hat sich schnell emporgearbeitet. Ihre Ausstattung ist einfach und vornehm. Besonders die Portraits, welche den Heften beigegeben sind, sind gut und geschmackvoll ausgeführt. Im Innern ist viel Sturm und Drang, viel Kraftbewußtsein und großes Wollen, aber auch manches Unabgeklärte, ja Unreife. Das macht, die Mitarbeiter sind zum großen Teil junge, wilde Brauseköpfe. Stolz auf ihr eigenes Können stehen sie der Welt gegenüber. Noch vermögen sie das Leben nicht in seiner Allgemeinheit zu überschauen. Aber mit kühnem Griff nehmen sie bald hier, bald da ein Problem auf. Und mit einer trotzigen Rücksichtslosigkeit beurteilen sie es künstlerisch oder sozial. Aus solchen Stürmern pflegen oft unsere besten und selbstständigsten Köpfe zu entstehen. Und darum werden diese Blätter einmal von starkem, literarischem Interesse sein. Prächtig ist die Begeisterung, die hingebende Bewunderung vor allem Großen und Schönen. Übrigens fehlen auch bekannte Namen nicht. Ich nenne nur J. J. David, M. E. delle Grazie, Hans Benzmann, Hans Bethge, Franz Evers, Paul Remer, Anna Ritter, Leo Greiner — nicht zu vergessen Hans Eschelbach u. a. Wenn sich neben solch' inniger Kunstfreudigkeit und neben solchen Namen auch manches Unreife findet, wer sähe nicht gern darüber hinweg! Martin Bölitz, der eine der beiden Herausgeber, wird übrigens manchen schon — vor allem durch seine „Lieder des Lebens," — als jungfrischer, formenstarker Lyriker bekannt sein.

Gelsenkirchen.

Philipp Witkop.

Varia.

„Unsere Heimat" ist der Teil eines neuen „Heimatblattes," welches das Erzgebirge und Voigtland literarisch verwerten will. Als Herausgeber zeichnet Dr. A. Spindler in Zwickau.

In einem demnächst erscheinenden **„Kolonialen Unterhaltungsblatt"** soll die koloniale Belletristik gepflegt werden. Dasselbe soll im Selbstverlage vom Schriftleiter A. Seidel herausgegeben werden, alle 14 Tage erscheinen und reich illustriert sein. Inhalt: Schilderungen der Sitten und Gebräuche der Eingebornen, interessante Reiseerlebnisse, Romane und Novellen, Proben der Eingebornenliteratur und Ähnliches.

Auto-da-fé! Auch eine Geschichte aus dem Literaturleben Alt-Chinas mit angehängter Nutzanwendung.*)

(Im Jahre 213 v. Chr. ließ Schihoangti aus der Tsin-Dynastie auf Anraten seines Ministers Lise fast sämtliche Bücher in seinem Reiche verbrennen.)

*) Siehe Märzheft der „Lit. Warte"

Digitized by Google

„Schihoangti, Sohn des Himmels,
Hüt' dich vor den Literaten!
Unheil säen sie im Reiche;
Nicht nur deiner schlimmen Streiche,
Nein, auch deiner großen Thaten
Spotten diese Hochverräter."

Also spricht zu Schihoangti
Sein getreuer Staatsminister,
Und der Herrscher der Sinesen,
Der nie Kunst-Mäcen gewesen,
Schreit: „O wartet, ihr Philister!
Hochverrat weiß ich zu strafen."

Im Organ der Staatsregierung
Konnte man bald also lesen:
„Wir befehlen hiermit allen
Mandarinen und Vasallen
Und den übrigen Sinesen
Jedes Buch stracks zu verbrennen."

„Auch die Schriften des Kong-fu-tse
Müssen schwinden von der Erden,
Selbst der Schuking und der Schiking;
Taoteking nur und Iking
Sollen ausgenommen werden
Und die Bücher über Viehzucht."

Zu dem Kaiser Schihoangti
Schmunzelnd spricht Minister Lise:
„Möchte seh'n, was für Gesichter
Jetzt wohl schneiden diese Dichter!"
Nimmt voll Ehrfurcht eine Prise
Aus der Dose seines Kaisers. —

Schihoangti, großer Kaiser!
Deutschlands ungezählte Scharen
Stolpernder Parnaßerklimmer,
Beim Tao! die sind weit schlimmer
Als vor zwanzighundert Jahren
Des Kong-fu-tse Epigonen.

Steig' hervor aus deinem Grabe,
Schihoangti, und vernichte
Und verbrenn' in unserm Lande
Dieser Süßholzraspelerbande
Goldgeschnitt'ne Schundgedichte!
Traun, das gibt ein heilsam Feuer.

Ostheim b. Kalk.

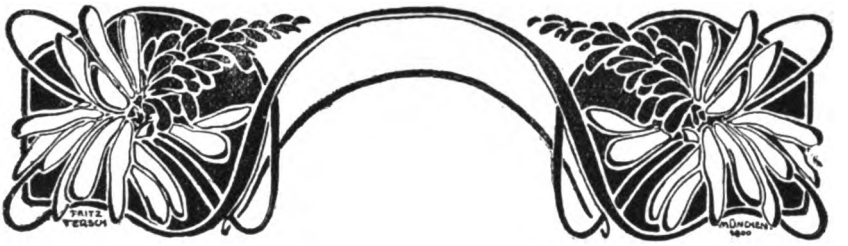
Gerhard Hennes.

FINIS

An unsere geschätzten Leser richten wir die ergebenste Bitte, an Bahnhöfen, Hôtels, Restaurants, Cafés, in Lesezimmern 2c. immer wieder die „Literarische Warte" zu verlangen oder zu empfehlen.

Herausgeberin: „Deutsche Literatur-Gesellschaft" in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstr. 5. — Verlag: „Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H." in München, Prinzregentenstr. 26. — Druck von H. Mühlberger in Augsburg.

Digitized by Google



1901.

II. Jahrgang. Heft 10.

Nachdruck aller Beiträge verboten.

Zwei Dramen Björnson's über die „Arbeit"

von E. Brausewetter.

Ein neues Drama von Björnson ist auch in Deutschland ein literarisches Ereignis, gerade wie ein neues Drama von Ibsen, seit seine beiden Dramen „Über die Kraft" diesen ungeheueren Bühnenerfolg hatten, den wohl nur wenige vorausgeahnt haben. Selbst der erste Übersetzer des ersten Teiles von „Über die Kraft", Louis Passarge, schrieb in seinem Vorwort: „Wer an das Werk als Drama herantritt, wird sicher enttäuscht werden: geradeso wie das Stockholmer Theaterpublikum, welchem August Lindberg, der im Norden weitberühmte Darsteller des Hamlet und des Oswald, am 2. Januar 1886 eine erste Aufführung darbot". Wir sehen daraus, daß selbst literarisch hochverständige Männer das Werk für undramatisch hielten und das Stockholmer Publikum es abgelehnt hat.

So könnte es seinem neuen Drama „Laboremus"*) ebenfalls gehen, wenn die Wirkung seiner letzten Dramen nicht so deutlich erwiesen wäre; denn auch dieses Drama hat nicht jene Eigenschaften, die man früher von wirkungsvollen Bühnenwerken verlangte: es hat keine Handlung im äußeren Sinne; die dramatische Entwickelung liegt ebenfalls hauptsächlich im Psychologischen. Es ist, wie der erste Teil von „Über die Kraft", ein Werk, in dem sich durch Worte, durch Gespräche Seelen enthüllen; es behandelt, wie jenes, ein „Problem", das von seinen verschiedensten Seiten beleuchtet wird, das aber auch mehr ein psychologisches, als ein gesellschaftliches ist.

*) Köbenhavn, Gyldendalske Boghandels Forlag 1901. Deutsche Originalausgabe, München, Albert Langen.

Digitized by Google

Björnson giebt in diesem Drama eine Fortführung der am Schlusse des zweiten Teiles von „Über die Kraft" verkündeten weltbeglückenden Ideen, wo die Arbeit, das Wirken für Andere, für die Allgemeinheit als die Befreiung von dem Unglücke der Zeit: „der Volksverzweiflung", als das Schönste und Herrlichste gepriesen wurde.

Auch dieses Drama handelt von der Arbeit, von dem Segen des Schaffens, wie schon der Titel „Laboremus" („Lasset uns arbeiten!") zeigt, sowie die „Widmung" des Dichters an seine Frau, in der gesagt ist, daß ihr gemeinsames Schaffen und Wirken hoffentlich „gar viele stärken und einige trösten wird". Er behandelt hier nicht eine allgemeine Frage, sondern er will an individuellen Fällen zeigen, wie einerseits das Nichtarbeiten „ungesunde Gelüste" erregt, wie es Willen-schwächend und Sinnlichkeits-erregend wirkt, andererseits, daß man nur „wo reine Luft in der Stube ist" schaffen kann, besonders künstlerisch, dichterisch schaffen, daß eine rein sinnliche Liebe die Arbeitsfähigkeit, die Schaffenskraft hindert, weil sie mit „einer ständigen Sehnsucht" nach dem geliebten Wesen, wenn es abwesend ist, erfüllt. Und vollends unmöglich wird die Erfüllung einer Lebensaufgabe, wenn man mit einem Weibe verbunden ist, das anders denkt und fühlt, als der Mann.

Das ist es, was Björnson in seinem neuen Drama zeigen will an einem Weibe, einer großen Klavier-Künstlerin, deren Spiel Wunderwirkungen ausübt, voll Sinnenglut, voll ewig wechselnden Liebesbegehrens, einer „Undine", die alle Männer bethört, weil sie ihre geistige, ihre seelische Genossin werden will, weil sie ihnen Sirenengesänge singt von ihrem höchsten Verständnis für ihr Wesen, für ihr Schaffen, weil sie sich ihrer dadurch völlig bemächtigt, aber von Mann zu Mann wandert; denn sie hat das Undinen-Streben, das ewige Sehnen des Meeres, an's Land zu kommen, eine Menschenseele zu bekommen, in den „Himmel" zu gelangen, und sie meint, das Wunder könne vollbracht werden durch die aufopfernde Liebe eines Mannes, die zu jedem Opfer bereit ist.

Hier in dem Drama erobert sie zwei Männer, einen reichen Ehemann und einen Komponisten. In ihr ist ein Trachten „nach höherer Lebensform" und der Glaube, es dadurch zu erreichen, daß sie eines Mannes Seele gewinnt und dadurch Teil am Leben nimmt. Um das zu erreichen, ist sie fähig, jedes Mittel zu gebrauchen. Den ersten erobert sie, indem sie seine kranke Frau erst durch ihre Musik heilt und dann, als sie sieht, daß der Mann der Frau *sie* liebt, die feinfühlige Frau in den Tod treibt durch ihre Musik, ihren Willen, ihre Augen.

Aber die Ehe mit ihrem Gatten wird unglücklich, weil ihm in der Hochzeitsnacht seine erste Frau erscheint und ihm verkündet: „Sie hat mich getötet!" Ständig steht diese Gestalt zwischen ihnen. Sie wird wieder Klavier-Künstlerin, und er jagt mit ihr ruhelos umher, wird zum Spieler und Trinker, und sie klagt ihn an, daß er sie betrogen habe, als er ihr gelobte: das Ver-

Digitized by Google

gangene soll vergangen sein, und sie wird ihm untreu mit einem ganz jungen, talentvollen Komponisten.

Dieses Verhältnis Lydias zu ihrem Gatten und die erste Ehe mit dem zielbewußtem Handeln gegenüber der Frau aus Liebesleidenschaft erinnert an Rosmers Ehe und Rebekka West in Ibsen's Drama „Rosmersholm"; aber Björnson's äußere Verhältnisse und seine Gestalten sind völlig anders: dieser Mann ist einer, der nie gearbeitet hat, der in Behäbigkeit auf dem Lande gelebt und der daher seinen Lüsten nicht widerstehen kann, und dieses Weib ist eine weit größere Zauberin, als Rebekka West. Auch sie will empor, materiell und seelisch: sie möchte einmal sein, wie die, die in ihren Konzerten sitzen und in Villen wohnen, und deshalb verlockt sie diesen reichen Mann, wie schon früher einen anderen alten, der ihr eine Pension vermachte, und tötet seine Frau, um ihn ganz zu besitzen. Denn sie versteht die Männer zu bezaubern, zu bethören. „Ich habe den Drang, Dir Alles zu geben", sagt sie zu ihm. „Und Du kannst Alles entgegennehmen, was ich zu geben habe. Das können die Meisten nicht! Sie können nur im Kleinen entgegennehmen. Ich aber will mich Dir ganz erschließen, Seele und Leib." „Du sollst junge Wärme von mir bekommen." „Mitten im Winter wird Dir der Tisch gedeckt." — „Die Gedanken, deren Du müde bist, wirst Du niemals mehr haben!"

Aber die Gedanken an die verstorbene Frau und ihr Bild stehen, wie oben erwähnt, ständig zwischen ihnen, und dazu erfährt er von dem einstigen Hausarzt Dr. Kann, daß seine Vermutung wahr ist, daß sie seine Frau getötet, und Lydia's Vergangenheit, von der er nichts ahnte, die Geschichte von all' den Vorgängern, und entdeckt, daß sie den Briefwechsel zwischen ihm und seiner Tochter völlig unterschlagen hat; aber er fühlt sich als ihr „Mitschuldiger", er kann nicht von ihr lassen. Von ihrer Untreue gegen ihn ahnt er freilich nichts.

Und noch mehr bezaubert sie den, mit dem sie ihren Gatten betrügt. Er ist ein Komponist und ihn inspiriert sie zu einer Oper „Undine" und giebt ihm ihre Sehnsucht, ihre Gedanken, die er für seine hält. „Keiner kann das für Dich sein, was ich für Dich bin, das hast Du mir selbst gesagt! Denn Keiner liebt Dich, wie ich! Denn Keiner versteht Deine Musik und Dich selbst, wie ich! Du hast es selbst gesagt! Und wie ich Dich umschlinge, werde ich in Allem darin sein, was Du denkst. Wo wir arbeiten, haben wir unsere Liebe!"

Aber er findet keine Befriedigung an dieser Arbeit, und darum kann er nicht schaffen. Er ist in ständiger Unruhe und kann nichts davon in Töne umsetzen.

Da führt ihm sein Onkel, Dr. Kann, der Hausarzt von Lydia's Gatten, der die Lebensgeschichte der Lydia-Undine genau kennt, ein junges, holdes, reines Mädchen zu, von dem der junge Künstler nicht ahnt, daß es die Tochter der von Lydia um's Leben gebrachten Frau ist; aber sie erzählt ihm diese Geschichte als einen neuen Undinen-Stoff. Verheiratet muß der Mann sein, zu dem Undine,

Digitized by Google

als sie die sich liebenden „Menschen" sieht, von wilder Meeresliebe ergriffen wird, und dessen Weib sie in die Tiefe lockt. Als er dies erfährt, stößt er die liebende Undine in die Meerestiefe hinab; für ihn ist sie eine Verbrecherin, die tötet, was ihr im Wege steht Dieser Stoff begeistert ihn sofort. Die Engelschöre im Wettkampf mit dem der Meergeister, die er schon früher haben wollte, aber nicht anbringen konnte, tönen in ihm! Und ihm gehen plötzlich die Augen auf, daß er jene Undine, diese „blanke, meerflache, blinde Naturmacht" nicht schaffen könne, da ein moderner Mensch das nicht nachempfinden, keine Töne dafür finden kann. Und die neue Undine müsse an dem Konflikt zu Grunde gehen, daß eine Undine keine Seele bekommen könne, weil sie das nicht besitzt, „was die Menschen in vielen Jahrtausenden gewonnen" haben, die „höheren Gesetze" des Menschenlebens, die sie verletzt. Und das Alles sagt er Lydia-Undine, und sie kämpft mit Verzweiflung für ihren Plan, denn sie fühlt, der Geliebte entschwindet ihr. Für sie ist die Undine, die das Weib tötet, keine Verbrecherin, sie nahm ihr „Naturrecht", das Recht des Stärkeren. „Auf der einen Seite steht ein Weib, das weder leben, noch sterben kann. Auf der anderen ein gesundes und starkes! Willst Du, daß ich für die Kranke Partei nehmen soll? Du willst mich dazu zwingen, Mitleid mit ihr zu haben, die nicht Gattin sein konnte und es wohl schon viele Jahre nicht gewesen war! . . . . Ich sehe keine Verbrecherin in der Undine. Das Märchen von der Undine ist die große Natursehnsucht, die große Liebe zu dem hoch oben, zu dem, was erlöst!"

Da erkennt der Komponist, daß Lydia nicht fühlen kann, wie er, daß sie „aus verschiedenen Welten sind", daß sie das nicht versteht, was das Größte in seinem Werke wird, den Engelchor, daß sie „keine reine Luft" in seine Stube bringt, sodaß er schaffen kann nach seinem Gefühle. Gegen sein Gefühl kann er nicht handeln.

Es kommt eine Katastrophe dazu. Lydia hält die plötzlich erscheinende Tochter der getöteten Frau für die Geistererscheinung der Mutter, sie weicht mit einem herzzerreißenden Schrei zurück; und als sie erfährt, daß es die Tochter dieser Frau ist, durch die der Geliebte so verwandelt ist, bricht ihre Kraft.

Er kann aber erst schaffen, wenn er diesen Schrei vergessen, oder wenn er zu Undinen-Musik geworden ist.

Rebekka West lernt man in „Rosmersholm" erst als seelisch Gereinigte, Veredelte kennen, deren Willenskraft gebrochen ist; aber in Hedda Gabler hat Ibsen eine dieser Lydia verwandte Gestalt geschaffen. Hedda Gabler ist aber kalt, dämonisch, Lydia heiß und verführerisch durch ihre völlige Hingabe, durch ihr meerwogenhaftes Umklammern, Mitreißen, Hinabziehen. Es ist eine der meisterhaftesten, der tiefst erfaßten Frauengestalten der Weltliteratur. Speziell diese Seite des Weibes, die Seelenmacht über den Mann, ist noch fast nie so überzeugend zur Darstellung gebracht. Ebenso ist ihm in Borgny, der Bekehrerin des Komponisten, ein überaus feines Charakterbild gelungen.

Digitized by Google

Es umweht sie ein Duft, ein Lichtglanz, und doch ist sie eine ganz dem Leben abgelauschte Gestalt, ein naives, lustiges Mädchen mit seiner Neckerei und Schlagfertigkeit im Dialog. Den beiden Männern, die sich nach einander in derselben Situation der Beeinflussung durch das Weib befinden, war es schwer, Individuelles zu geben; dennoch hat sie Björnson zu durchaus glaubwürdigen Gestalten mit einigen charakteristischen, individuellen Zügen gemacht. Ein Gleiches gilt von dem „Intriguanten in bester Absicht" des Dramas, dem äußerlich zurückhaltenden, aber innerlich warm empfindenden, scharf alles durchschauenden Dr. Kann.

Das entgegengesetzte Thema: die bösen Folgen des Übermaßes des Arbeits- und Schaffenseifers und den Gegensatz zwischen den Phantasiemenschen und den Prosaikern hat Björnson in dem soeben in deutscher Sprache erschienenen älteren Lustspiel „Geographie und Liebe"*) (1885) behandelt, das demnächst in Berlin aufgeführt wird, voraussichtlich mit großem Erfolge; denn es ist ein überaus lustiges und vortrefflich aufgebautes Lustspiel.

In Folge urplötzlich erwachender Liebe zu einem schönen sechzehnjährigen Mädchen, die seinen gelehrten Vorträgen mit Begeisterung bei einer Schlittenpartie lauschte, hatte der Professor Tygesen der Sprachwissenschaft und der Geographie sie sofort zur Frau genommen und schwärmte mit ihr in fernen Landen für Natur und Volkssagen. Aber nun nach einer siebzehnjährigen Ehe ist es ganz anders. Ein alter Kollege, sein Freund und Junggeselle, Professor Turmann, der „alle Dinge ohne Illusion sieht" und als Junggeselle und Weiberfeind nichts „von so vielfältigen und empfindsamen Verhältnissen versteht", wie sie in Tygesen's Ehe herrschen, „hat das Verbrechen" begangen, wie die kluge, geistvolle Freundin der Frau Tygesen zu ihm sagt, sich in diese Ehe einzumischen und dem Gatten täglich einzubilden, „die Wissenschaft leide durch seine Ehe Schaden", denn Tygesen ist ein Phantasiemensch, und die Phantasiemenschen sind wie die Kinder; sie lassen sich alles bereitwillig und treuherzig einreden; und es ist ebenfalls ein Verbrechen, „wenn man die Phantasie der Kinder vergiftet". Die Folge dieses Hetzens des Professors Turmann ist, daß Tygesen es erst durchsetzt, daß seine Tochter in eine Pension gegeben wird, weil der Professor immer mehr Räume für seine riesigen Landkarten braucht und sie in alle Zimmer hängen will; denn „denen, die immer arbeiten, ist schließlich alles im Wege." „Die Arbeit macht sie zu Egoisten." Als eine Freundin seiner Frau aus Odessa zu ihr kommt und ihn erst von der liebenswürdigen Seite und dann als Haustyrannen der Frau und der alten Tante Malle, die sich für ihn abhetzt und die er schon ganz „nervös" gemacht hat, kennen lernt, fordert sie sie auf, mit ihr eine Reise durch Norwegen zu machen, da er sie einmal „entbehren" muß, wenn er sich ändern soll. Diese Reise unternehmen die Damen zu seinem Erstaunen, als er

*) München 1901. Albert Langen.

Digitized by Google

auch im Salon Landkarten aufhängen und die Frauen nur auf die niedrigen Mansardenräume beschränken will, worüber es zu stürmischen Szenen kommt, und wobei er sie aus dem Hause jagt. In seiner Einsamkeit ist ihm der Besuch der Tochter Helga aus dem Pensionat erfreulich. Er tafelt mit ihr ein Wein-Frühstück und schwärmt von seinem ersten Eheglück, als sie ihn an seine Verlobungsgeschichte erinnert, die ihr die Mutter einmal erzählt hat. Er entdeckt aber, daß sie ihn „belügt", da sie ihm vorschwindelt, „geographische Bücher" zu lesen, aber lauter moderne Romane und Schriften zum „Wechseln" mit hat. Dagegen erfährt nur das Dienstmädchen, daß sie heimlich mit dem hervorragenden Porträtmaler Henning verkehrt, der für alle Menschen und für sich besonders „das Recht auf Vergnügen, selbst auf Kosten Anderer" proklamiert, mehrere Mädchen zugleich umwirbt und auch der Frau des Professors beim Malen ihres Porträts den Hof gemacht hatte. Als Helga aber hört, daß die Mutter nicht mehr im Hause ist, geht sie fort: „Nun ist Alles aus!"

Mit dem Freunde zankt der Professor sich, das Mädchen schimpft er aus und hält ihr daneben geographische Vorträge. Er hat keine Ruhe zum Arbeiten. Was ihm sein Freund gleich gesagt hat, verwirklicht sich: „Nur die starken Menschen vertragen das Alleinsein. Leute, die sich an Frauenzimmer gewöhnt haben, können's nicht!" Er kann ohne seine Frau nicht leben. Ihm wird „ganz elend zu Mute". Aber die „Forderungen", die die Frauen für ihre Rückkehr stellen, will er nicht erfüllen. Ihm gehört das Haus und Alles, da er Alles angeschafft hat. Er macht eine Studienreise nach Bessarabien, hält es aber auch dort nicht aus und kehrt heimlich zurück, nachdem er an seine Tochter einen Brief, an den Professor ein Telegramm nach seiner Abreise hat senden lassen, als wenn er noch dort wäre, Einfälle eines „Phantasiemenschen", so daß seine Ankunft diese beiden in Schrecken versetzt und das Dienstmädchen ihn für ein Gespenst hält, da sie behauptet, es „rumore nachts in seinem Zimmer". Das sind aber Diebe, die seinen Wein ausgetrunken und seine Kleider fortgetragen haben, die „Schätze" des Dienstmädchens. Und der Professor geht schließlich auf einen „Vergleich" ein. Die Frauen erhalten ihre Zimmer zurück, auch die Tochter das ihrige, die glücklicher Weise vor der geplanten „Liebesehe" mit dem Maler durch seine „Schlechtigkeit, daß er nicht zu dem verabredeten Rendezvous kam", wie sie sagt, bewahrt wird. Und der bekehrte Professor erkennt seiner Frau gegenüber an: „Nur Geographie, siehst Du, und keine Liebe, das geht nicht! Aber bloß Liebe und keine Geographie, das geht auch nicht!"

„Glauben Sie, daß jemand oder das, womit man sich beschäftigt, etwas bei einem vollen und ganzen Menschenleben und wenn man lieben lernt und seinen Charakter entwickelt, einbüßt?" Diese Worte, die die ausländische Freundin an Turman richtet, der sie nicht „versteht", sind das, was Björnson mit diesem Lustspiele sagen will. Er will zeigen, daß absolutes Aufgehen in der Arbeit egoistisch, brutal, nervös, launenhaft macht, daß man dabei über das kleinste Versehen oder selbstgemachte Unordnung außer sich gerät und das

Digitized by Google

ganze Haus tyrannisiert, wie der Professor Tygesen, der sogar „ein guter Mensch" ist, wie seine Frau sagt, und ein genialer Phantasiemensch, der herrlich zu erzählen, zu schildern und alles zu veranschaulichen vermag. Aber zugleich will Björnson auch zeigen, wohin die „reine Liebelei" führt. Das Dienstmädchen mit ihren vielen „Schätzen", die Tygesen's Kleider und Wein und Anderes stehlen und aussaufen, der Maler Henning, der gleichzeitig mit einer ganzen Reihe Damen tändelt, endlich die junge Verdorbenheit der sechszehnjährigen Tochter, die auch nur an „Liebe" denkt und von Liebe liest, nicht „Geographie", wie sie ihrem Vater einreden will, zeigen die verderblichen Folgen.

Dieses Lustspiel ist voll kraftvollen Humors und weist selbst Szenen mit derber Situationskomik auf, so in der Streitszene des Professors mit Malle, in der beide das „letzte Wort" behalten wollen und in der mit dem Mädchen, der er einen geographischen Vortrag hält, weil er keinen anderen dafür hat, und die schließlich mit einem Schrei davonläuft, als er ein großes Messer hervorzieht. Ebenso die Schlafrockszene, in der er „seine Souveränität in der Kleidung" beweist. Es ist auch überaus geschickt dramatisch aufgebaut; der lustspielmäßig dargestellte Konflikt verschärft sich fast bis zur glücklichen Schlußlösung hin und die Charakterzeichnung ist dem Leben erlauscht, besonders die der beiden Professoren, dieser völligen Gegensätze, die sich täglich streiten, so daß jeder „seinen Vortragstag" hat, und sich doch nicht trennen können, der eine ein Phantasiemensch, der als solcher einer von den wenigen ist, die „wirklich sehen", die „Entdecker" sind, und der andere ein „Phantasieloser", der durch seine Verständnislosigkeit für alles Phantasievolle „Unheil anrichtet". Auch die weiblichen Gestalten sind gut charakterisiert, besonders das verdorbene, lügenhafte, nur an Liebe denkende junge Mädchen, die beredte, aber nervöse alte Tante Malle, das in ihrer ewigen Verliebtheit ganz konfuse, abergläubische und furchtbar dumme Dienstmädchen und selbst noch die kluge und gewandte Freundin der Frau. Diese und der Maler sind die schwächsten, etwas schemenhaften Gestalten.

Man sieht die Vielseitigkeit Björnson's. Er kann dieselbe Frage von verschiedenen Seiten beleuchten, ihm steht der heiterste Humor ebenso zur Verfügung, wie die stimmungsvolle, feinpsychologische Darstellung tiefster Seelenprobleme.

Digitized by Google

Pax Domini.

Von M. Herbert.

Im Domhof war es still — klosterstill. Wenn ein Menschenschritt über die weißen Steinfliesen ging — hallte er lange nach, und dann ward es noch stiller. Das Zirpen der Spatzen nur war hörbar und der schnelle Flug der Schwalben, die ihre Runde um die Türme zogen.

Der alte Mesner stand am Fenster seiner klösterlich einfach mit heiligen Bildern geschmückten Zelle, die er seit dreißig Jahren inne hatte. Er besaß weder Weib und Kind — der Dom war seine Heimstätte und das Gebet seine Geliebte.

Seine Umgebung war rein und schön wie sein Leben, er war zufrieden, und seine Gedanken waren dem Himmel näher als der Erde, darin lag sein Glück und das Geheimnis seines klaren, schlichten Gesichts, das aussah wie das eines Heiligen. Der Mesner stand am Fenster und sah nieder auf die Schönheit des Domhofes, die ihn mit vertrautem Frieden grüßte, und er atmete den Duft der Centifolienbüsche ein, die um das Kreuzbild an der Mauer sich drängten und in üppigster Blüte standen. Auf der gotischen Laterne in der Mitte des großen Rasenplatzes girrten behaglich graue Tauben. Sie hatten sich in der Kreuzblume, die das kleine Kunstwerk zierte, das aussah wie ein Sakramentshäuschen, ihr Nest gebaut, und niemand störte sie. Niemand störte auch die Amseln im Rotdorn und die Finken im Gesträuch: sie alle hatten hier eine Zufluchtsstätte. Die großen, ernsten Lindenbäume breiteten ihre unbeschnittenen Kronen in stolzer Herrlichkeit, Alles war wohlbehütet und wohl umhegt, voll schattiger Einsamkeit. Am Hause des Mesners stand unter einem kunstvoll gehauenen Baldachin ein Ölberg aus dem sechzehnten Jahrhundert; es war eine gute Sandsteingruppe, die noch Spuren einstiger Bemalung zeigte. Die schlafenden Jünger — besonders Sankt Peter

Digitized by Google

mit dem langen Bart, waren derb realistisch aufgefaßt, aber die Figur des betenden Heilandes war edel und würdig. Er kniete unter Palmen im Garten Gethsemane und hob die Hände in bitterer Todesangst zu seinem Vater im Himmel auf. Und aus den Wolken schwebte der Engel nieder, der ihn erbarmend stärken sollte. Es war ein trauriges, herzergreifendes Bildwerk, aus der Tiefe einer frommen Künstlerseele hervorgegangen, aber es stand fern vom Wege und wurde wenig beachtet. Einmal hatte ein kleines Mädchen aus dem Volke einen Kranz von blauen Kornblumen gewunden und sie dem Heiland um die betenden Finger gehängt. Es war, als ob er dieses Zeichen der unschuldigsten Liebe und Verehrung festhalten wolle, denn seit Jahren hingen die Blumen als dürres, verwelktes Heu um die steinernen Finger.

Wenn der Mesner an dem Ölberge vorbei kam, machte er eine kleine Verbeugung und lüftete den Hut.

Der Rock des Mesners hatte einen priesterlichen Schnitt, und sein Wesen hatte etwas angenommen von der Würde des großen, erhabenen, alten Gotteshauses, dessen Beschließer und Hüter er war.

Eine fremde Dame kam über den Domhof und schellte am Hause des Mesners, damit er ihr den Dom zeige. Er ging hinab und grüßte sie mit seinem leisen „Gelobt sei Jesus Christus!“ Sie dankte ihm mit dem gewohnten „In Ewigkeit!“ Aber das kam langsam und ungelenk von ihren Lippen. Sie war eine schöne, feine Frau, in ihren Augen lag eine tiefe Traurigkeit und eine wehe Unruhe. Dennoch, als der Mesner sie anschaute, freute er sich, denn er kannte seine Leute. Er wußte ganz genau, wer aus tiefem Interesse und wer aus oberflächlicher Neugier in seinen berühmten, herrlichen Dom kam, und dann: eine ferne Erinnerung wurde in ihm lebendig: diese Dame hatte er schon einmal durch das Gotteshaus geführt — vor langen Jahren — nur wußte er nicht mehr wann und wie. Lange stand sie im Hofe still und betrachtete das herrliche Domchor.

Es war ein regnerischer Morgen im Frühsommer und die Contouren der Türme, Speier, Gallerien, Fialen und Statuen hoben sich in wunderbarer Deutlichkeit aus der weichen Luft und zeigten die reiche Farbentönung ihres ehrwürdigen Alters. Die Drachen und romanischen Zwittergeschöpfe grinsten unter den Säulen hervor, als besäßen sie Leben, und die Frau erinnerte sich, daß diese in Steinen gefangenen fabelhaften Tiere mit den menschlichen Leibern die gebannten Sünden und Leidenschaften bedeuten. Sie seufzte unwillkürlich tief auf, aber als sie höher emporschaute, erblickte sie die alte, herrliche freischwebende Statue der regina coeli, die ihr segnendes Kind einem unsichtbaren Volke entgegenhielt, und sie dachte: „Diese gütige Himmelsmutter dort oben in Licht und Luft und unerreichbarer Höhe, die so lächelnd und unbewegt über allem Erdenweh ihr ewiges Mutterglück genießt, sie bedeutet den Triumph der Reinheit und Güte über allem kleinlichen Streit und Neid, aller egoistischen Leidenschaft. —

Digitized by Google

Der Mesner stand wartend in der kleinen Seitenthüre, durch die er die Fremde in den Dom lassen wollte; er sah mit Befriedigung, wie die klugen Augen der Dame die schönen Verhältnisse des Edelbaus maßen, und fühlte für sie das Wohlwollen, das alle überkam, die dieser Frau sich näherten. Dann kam sie mit ihren leichten Schritten zu ihm heran und trat an seiner Seite in das weite kühle Gewölbe, das sich in seliger Schönheit erhob — als wolle es eine Freistatt des Friedens und der Vereinigung mit dem göttlichen Willen beschützen. Die geräumigen Schiffe empfingen ein feierliches, farbiges Licht aus den uralten, bleigefaßten Glasmalereien in den schmalen, hohen Bogenfenstern, und in den fern im Dunkel verschwimmenden Bogengängen und Kapellen schlummerten der tiefe Ernst und die in Schweigen versunkene Frömmigkeit der Jahrhunderte. Beim Eingang kniete ein schöner Steinengel, der bot ihr das Weihwasserbecken. Sie tauchte ihre Fingerspitzen hinein und fühlte zum ersten Male seit Jahren wieder den kühlenden, segnenden Tropfen auf ihrer Stirn. Eine mächtige, innere Bewegung ergriff sie und gab Allem, das sie umgab, eine tiefe, sprechende Bedeutung.

Sie trat vorsichtig auf, denn rings die Steinplatten des Bodens waren bedeckt mit mächtigen, liegenden Gestalten von Bischöfen, Äbten und Äbtissinnen vergangener Zeiten, ihre Namen waren von den Fußtritten vieler Geschlechter ausgelöscht, und nur hier und da leuchtete am Schluß einer unleserlichen Grabschrift unversehrt das „Requiescat in pace".

Auf einem der alten Grabsteine brannte ein rotes Lämpchen, „das ist ein Vermächtnis", sagte der Mesner — „dort liegt eine adelige Dame, deren Gemahl das ewige Licht zu ihrem Gedächtnis gestiftet hat. Das Licht wird seit hundert Jahren stets erneuert."

„Welche Treue!" dachte die Frau — „ach, die Treue hat man früher besser verstanden als heute!" Und da sie tiefer in das Schiff hinein wanderte, schien es, als ob der rote Schimmer der kleinen Leuchte ein heller, glänzender Punkt in dem dunkelen Gotteshause sei und als hüteten diese gewaltigen Quadern und für Jahrtausende gefügten Mauern mit besonderer Liebe das kleine Zeichen menschlich-flammender Glut. Der Mesner war ein guter Führer. Seine Erklärungen kamen niemals aufdringlich zwischen ihre Gedanken und Betrachtungen. Er zeigte ihr nur, was sie allein wohl nicht gefunden hätte — die alten, herrlichen Skulpturen an den Säulen, diese von Frömmigkeit beseelten Evangelisten — diese Jungfrauen und Märtyrerinnen, die mit sieghaftem Lächeln die Attribute ihres Leidens und ihrer Heiligkeit trugen, die seltsame Symbolik an Kapitellen, Taufbrunnen und Kanzel, sonst ging er schweigsam neben ihr her und beantwortete nur ihre sachgemäßen und klugen Fragen. Und sie genoß mit tiefen, durstigen Zügen diese göttliche Einsamkeit, die durchtränkt war von den Gebeten Tausender, Lebender und Gestorbener — in der mächtige Liturgien und wundersame Orgelklänge, das brausende Te Deum laudamus, das schmerzliche

Digitized by Google

Stabat mater und das furchtbare Dies irae schlummerten — und unerschütterliche Bekenntnisse, schweigende Opfer und ewige Gelübde. Es schien, als rolle unter der gewaltigen Wölbung ein in Schweigen erstarrter Völkerschrei — das ringende Gebet, das allen menschlichen Seelen gemeinsam ist! „Dona nobis pacem."

Die sterbenden und triumphierenden Heiligen auf den Altären schienen die fremde Frau zu kennen und ihr zuzuwinken. Die heilige Katharina, die dort oben in bräutlicher Gewandung ihre Vermählung mit dem Jesukinde feierte, lächelte ihr in süßer Reinheit zu, alles hier schien ihr vertraut und freundlich gesinnt, und doch war ihr Leben so unheilig und gottesfremd.

Neben der herrlich gezierten Brautthüre, über der die Fensterrose leuchtete und flammte, stand ein Riesenbild des heiligen Christophorus, der das Jesuskind durch die bewegten Wellen trug und erst an dem erdrückenden Gewicht auf seinen Schultern erfuhr, daß er den Schöpfer und Herrn des Weltalls wog.

„Hol über!" hatte die leise Stimme des Kindes in der stürmischen Gewitternacht dem Riesen zugerufen, und er war der fernen, verhallenden Bitte der Kinderstimme gefolgt und hatte Gott gefunden.

„Gott hat auch zu mir oft «Hol über!» gesagt", dachte die Frau, „aber ich bin träge an meinem Ufer geblieben."

Nichts ließ sie heute unbewegt und ungerührt; ihr Herz hatte seine weichen Gnadenstunden.

Nun schritt der Mesner ihr voran am dunkeln, geschnitzten Chorgestühl vorbei zum Hochaltar hinauf, und von dort tauchte ihr Blick nieder in den Säulenwald, der die Gewölbe der Schiffe trug, und in das verschwimmende, mystische Dunkel der fernen Kapellen, und es war, als ob der starke Rythmus des Gebäudes ihre Seele faßte und in mächtiger Vibration schwänge, und als ob die Gegenwart Gottes in sie hineindränge und sie mit dem Lichte der unerbittlichen Wahrheit durchsuchte und durchleuchtete. Und die Frau, die in der Welt einen großen, berühmten Künstlernamen trug, schauerte in sich zusammen und fühlte ihre Kleinheit und Unzulänglichkeit, und ihr war zu Mute, als ob sie in ihrer Heimat stände als eine Fremde, Ferne, die kein Bürgerrecht mehr hat und doch an Sehnsucht nach Kindschaft und Liebe vergeht.

Der Mesner sah die Dame still von der Seite an, und seine Erinnerungen wurden greifbar und deutlich.

Er schritt nun mit dem leise klirrenden Schlüsselbund durch die Sakristei empor zu der Schatzkammer des Domes. Und als sie gleichsam außerhalb des Heiligtumes waren, sagte er:

„Jetzt weiß ich, wann gnädige Frau zum ersten Male hier waren. Das mögen wohl fünfzehn Jahre her sein. Damals waren Sie auf der Hochzeitsreise. Der Herr Gemahl hatte großes Verständnis für unseren Dom."

Digitized by Google

„Er war solch' edler, einfacher Herr. Lebt der Herr Gemahl noch?“ Die Frau schrak zusammen, und es kam über sie wie eine unsichtbare Gewalt. Sie mußte dem schlichten, frommen Menschen da neben ihr die Wahrheit sagen und die große Schuld bekennen, die ihr Leben vergiftete.

„Ja, er war ein edler, einfacher Mensch, und er lebt noch“, sagte sie mit rauher Stimme — „aber ich habe ihn verlassen und einen Anderen geheiratet, der mir besser gefiel. Nun bin ich unglücklich und allein.“

Der Mesner blieb stehen, und eine große Bestürzung kam in sein schlichtes, kindlich frommes Gesicht.

Was wußte er von den schweren Komplikationen im Herzensleben der großen Welt? Er sah nur die grelle Auflehnung gegen Gottes Gebot. Langsam und mit tiefer Bekümmernis in seiner Stimme, sagte er:

„Das war eine große, schwere Sünde und mit dieser Sünde hätten gnädige Frau nicht in unseren Dom zurück kommen sollen.“

Dann schwieg er beharrlich.

Zögernd und widerwillig öffnete er in der Schatzkammer die hohen, geschnitzten Schreine, in denen die goldgestickten, heiligen Gewänder hingen, die weißen für Weihnachten und Pfingsten, die roten für den Auferstehungstag, die Vespermäntel im roten Sammet und die kostbaren Alben mit Brüsseler Kanten, und ebenso langsam zog er die Kästen auf und wies ihr die brokatenen Kelchdecken und die unbezahlbaren Webereien mit den schimmernden Farben und Formen orientalischer Länder und fernerer Zeit.

Auch sie sagte kein bewunderndes Wort mehr von den goldenen Monstranzen, den edelsteingeschmückten Reliquienschreinen und den Geräten, welche heiligen und großen Männern zum Gebrauch gedient hatten und nun hier in Ehrfurcht bewahrt wurden. Ihr war, als habe sie ihr Urteil empfangen.

Sie war eine große Künstlerin, und Jedermann hatte ihre That eine „Befreiung“ genannt und ihr Recht gegeben, als sie dem wilden Wunsche ihres Herzens folgte — nun aber stand ihre That im unerbittlichen Lichte Gottes, und sie fühlte, daß es „eine schwere, große Sünde“ gewesen war; wie der alte Mann sagte. Nicht einmal irdisches Glück war damit verbunden, nur Enttäuschung, Herzeleid, unstetes Wandern, Heimweh und Friedlosigkeit. Als sie durch die Sakristeithüre in den Dom zurückkehrten, hatten die Kniebänke sich mit Betern gefüllt. Die letzte heilige Messe des Morgens wurde an einem der Seitenaltäre gelesen. Die Frau schlüpfte leise in einen der Chorstühle hinein, barg das blasse, schmerzverzogene Gesicht in den Händen und lauschte auf die tönende Stimme des Priesters. Mächtig und beweglich kam es zu ihr heran:

„Pax Domini sit semper vobiscum!“

Etwas in ihrer Seele löste sich, und sie weinte, weinte zum Herzbrechen.

Digitized by Google

Sommermittag.

Der Silberpappel Blattgewimmel
Geschwätzig flüstert ohne Ruh'.
Die Sonne steht am blauen Himmel
Und lacht in einem fort dazu.

Blitzenden Auges lugt der Weiher
Herüber aus dem Binsengrün,
Wo mit dem zarten Flügelschleier
Libellen rasche Kreise zieh'n.

Ein schwüler Wind läuft fern im Grase,
Greift wogend in den Rispenkranz;
Mit langen Ohren lauscht ein Hase
Verwundert in den Sommerglanz.

Ob nicht die Fei vom Waldeshügel
Zum Bade in die Wellen steigt?
Mir ist, es wehten ihre Flügel,
Wo sich das Schilf behutsam neigt.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Digitized by Google

Dunkel ist's in mir.

Dunkel ist's in mir. —
Beleuchtet zu grell
Mein wundes Herz.
Das linde Schmeicheln
Der weichen Luft,
Der jungen Erde
Süßer Duft
Betäubt nicht meinen Schmerz.
Dunkle Wolken! Zieht den Schleier
Vor der Sonne Angesicht,
Brause, Sturm, im hohen Walde,
Regen, ströme dicht,
Rauschet, Wasser, staut euch schäumend
In dem schmalen Kieselbette!
Brauset, strömet, rauscht,
Daß mein Schmerz euch lauscht,
Wilde Lieder, klingt,
Und in Schlaf ihn singt!

München. Th. Singolt.

Gebrochene Treue.

Ich ging durch der Felder wallendes Korn,
Mein plauderndes Liebchen zur Seite;
Im tiefsten Herzen der Liebe Born
Gab uns das Ehrengeleite.
Aus ihrem Auge hat mir geglüht
Des Himmels lächelnde Bläue,
Aus tiefster Seele quoll uns ein Lied
Von ewiger Liebe und Treue.

Und wieder ging ich durch's wallende Korn,
Doch einsam, allein und verlassen,
Im tiefsten Herzen der Schwermut Born
Und glühendes, schmerzliches Hassen.

Digitized by Google

Aus ihrem Aug' nun dem Andern glüht
Des Himmels lächelnde Bläue,
Und mit dem Andern nun singt sie das Lied
Von ewiger Liebe und Treue.

Jetzt steh' ich weinend im wallenden Korn;
Die Halme, sie flüstern so leise;
Im Herzen erwacht trotz Wehmut und Zorn
Mir wieder der Liebe Weise.
In ihrem Auge sah ich verglüht
Des Himmels lächelnde Bläue,
Und beide nun singen wir klagend das Lied
Von gebrochener Liebe und Treue. —

Innsbruck. Friedrich Scarelli.

Nimmer, Himmel, will ich klagen!

Nimmer, Himmel, will ich klagen,
Was mir auch noch widerfährt,
Seit in diesen holden Tagen
Du mir solches Glück gewährt!

Nimmer will ich trüb verzagen,
Will an meiner Seele Mark
Auch die Sorge wieder nagen —
Fort damit! Nun bin ich stark!

Alles, alles will ich tragen,
Was ich immer, immer kann —
Nimmer, Himmel, will ich klagen,
Seit ich solches Glück gewann!

Baden bei Wien. Severin Mair.

Digitized by Google

Fernsprechdrähte.

Wie die Drähte sich wirr verweben,
Wie sie zittern und wie sie tönen,
Kunde nehmen und Kunde geben,
Freude jauchzen und Klage stöhnen.

Menschenworte auf schwanker Brücke
Fliegen hin und schallen entgegen,
Kaufmanns Geld und Betrügers Tücken,
Mutterſorgen und Liebesſegen.

Wie sie Herzen an Herzen schlingen,
Wie sie Sorge an Sorge ketten,
Wie sie weigern und wie sie bringen,
Bald verstoßen und bald erretten.

Sorg' und Liebe von tausend Herzen,
Ihres Glückes und ihres Falles
Miterleben und Mitverschmerzen —
Dunkle Drähte, das tragt ihr alles!

Schwache Drähte, das könnt ihr tragen!
Euer Beben, so traumhaft leise —
Wer's verstände, der hörte schlagen
Weltenpulse, erschütternd heiße!

Wien. Franz Eichert.

Im Frühling.

Aus der jungen, schwellenden Erde
Ringt sich die keimende Saat zum Licht.
Wieder erbraust ein jauchzendes „Werde“,
Alle Verwesung und Starrheit bricht.

Ist es nicht königlich, dass sich das Leben
Ewig auf's neue formt und gebiert?
Ob sich auch Tod und Finsternis heben,
Einst kommt der Tag, und die Gräber beben,
Und das Leben triumphiert!

Digitized by Google

Komm', reich die Hand mir und lass uns lachen,
Lass uns jubeln der Kraft des Lichts!
Leben heisst alles und Wiedererwachen,
Wiedererstehen aus Nacht und Nichts.

Fühlst du in dir das Werden und Wachsen?
Ach, auch die Herzen sind neu entbrannt —
Sieh', auf heiligen, glühenden Achsen
Fährt die Göttin der Liebe in's Land.

Reife.

Die flatternden Blüten flüchten,
Denn König Sommer rückt an.
Und mit den Ähren und Früchten
Reifen auch wir heran.

Wir haben uns durchgerungen
Trotz Frost und Sturm und Wind.
Wir haben die Feinde bezwungen,
Die in und um uns sind.

Nun will uns ein Friede krönen,
Der ist so reif und rein.
Ein großes, stilles Versöhnen
Zieht in uns ein. —

Rings ist ein Duft wie im Maien,
In Sonne liegt Flur und Feld —
Verstehen und Verzeihen,
Das ist der Sinn der Welt.

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Digitized by Google

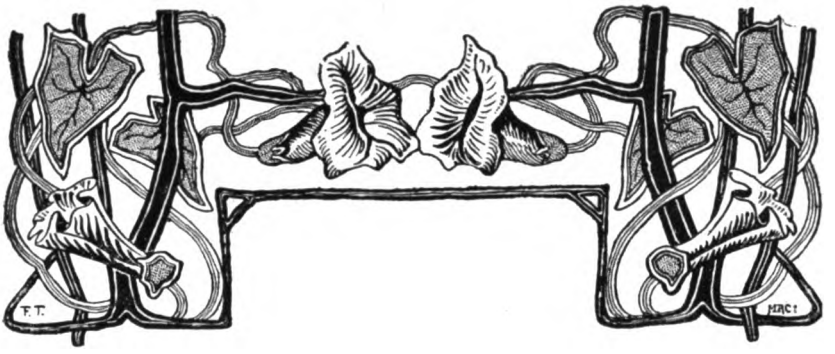
Nachklänge.

Ich ſitze hoch im Grünen,
Und denke traurig dein,
Berg, Wald und Thal verſinken
In müdem Dämmerſchein.

Die Luft weht lind und leiſe,
Und ſtill wird's im Gefild,
Aus roten Abendwolken
Grüßt dein verklärtes Bild!

Wien. Alfred Möller.

Digitized by Google



• Neue Lyrik. •

III.

Von Laurenz Kiesgen in Köln.

Ein auffälliger Beweis für meine unlängst ausgesprochene Meinung, daß das Interesse für die lyrische Kleinkunst mächtig unter den Deutschen im Wachstum begriffen sei, ist die soeben in den Buchhandel gekommene Neuausgabe der „Deutschen Chansons“, von denen nun zwanzigtausend Exemplare seit einem halben Jahre abgesetzt sind. „Nein, nein, glauben Sie mir“, sagt O. J. Bierbaum in der launigen Epistel an eine Dame „anstatt einer Vorrede“ zur 21.—30. Auflage, „unsere lieben Zeitgenossen sind dabei, sich ans Herz der guten, alten, deutschen Poesie zurückzufinden und es für keinen Raub an ihrer Manneswürde zu halten, wenn ihnen Verse in's Gemüt gehen. Die hier haben sich noch ein paar Theaterflitter umgehängt und allerhand Klingeln und Schellen, — bald wird auch diese Maskerade nicht mehr nötig sein“. Über die deutschen Chansons wie über Wolzogen's Überbrettl kann man sehr geteilter Meinung sein: wenn sie den Sinn und die Empfindung für Lyrik, für echte und große Lyrik neben dem Champagnereffekt der in's Künstlerische verfeinerten Zote zu wecken vermöchten, dann wäre ihr Kulturwert außer Frage.

Mit der Ausgabe der Gedichte Bierbaum's aus den Jahren 1885 bis 1900[1]) will der Verlag der Insel ausgesprochenermaßen den Versuch machen, ob die Verse eines der Chansonlyriker, in einer vorzüglichen Ausstattung zum Preise von 1 Mk. geboten, die Gunst des Publikums erringen. Nach dem

[1]) Berlin, Schuster und Löffler. Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche. 475 Seiten.

Digitized by Google

Worte: „wer vieles bringt", wird die Sammlung Erfolg haben. Um alles über Bierbaum's Verse zu sagen, der hier seine früheren Gedichtbücher vereinigte, wäre ein ziemlicher Aufsatz nötig. Man weiß, daß unser Autor durchaus nicht skrupulös ist. Eine Art ungeniertes Naturburschentum verleugnet er nirgendwo. Mit seinen Liebschaften, die man am besten mit dem fast deutsch gewordenen liaisons bezeichnet, werden wir vertraut gemacht. In den Versen wechseln Liebe und weltmännische Lebensklugheit, Spott und Satire, Naturbetrachtung und elegisches Verzichten, auch Richtiges und direkt Abstoßendes kommt vor — eine bunte Reihe von Erlebnissen, die den Wirklichkeitsbeweis nicht erst zu fordern brauchen. Aber das alles liest sich frisch und anmutend, das meiste ist geistreich gesagt, und vergebens sucht man nach etwas, was nicht poetisch wäre. Es kommt einem gar nicht der Gedanke, darnach zu suchen. Das Poetische liegt nicht im Stoffe, der oft in kecken Strichen gemeistert vor uns steht, sondern in der vollbewußt schaffenden dichterischen Kraft, über die Bierbaum verfügt. Dies voll anzuerkennen und auszusprechen, darf der abweichende Standpunkt bezüglich unserer Weltanschauung nimmer verhindern. Ein Gedicht wie das folgende „Abendlied" ist besonders geeignet, die Kraft und Innigkeit von Bierbaum's Lyrik zu zeigen:

Die Nacht ist nieder gangen,
Die schwarzen Schleier hangen
Nun über Busch und Haus.
Leis rauscht es in den Buchen,
Die letzten Winde suchen
Die vollsten Wipfel sich zum Neste aus.

Noch einmal leis ein Wehen,
Dann bleibt der Atem stehen
Der müden, müden Welt.
Nur noch ein zages Leben
Fühl' durch die Nacht ich schweben,
Auf die der Friede seine Hände hält.

Ein vielversprechendes Talent stellt sich in dem Büchlein „Junge Seele", Gedichte von Fritz Boré[2]), vor. Eine schöne Kraft in der bestimmten Hinstellung gewisser Seelenerlebnisse, eine ziemlich gemeisterte Leichtigkeit poetischen Ausdrucks lassen für die Zukunft Fritz Boré's große Erwartungen zu. Im vorliegenden Bändchen bewegt er sich noch ganz im Banne minnesängerlichen Gehabens, das bald keck und lustig, meist aber mit leiderfüllter Selbstanklage stark durchsetzt ist. Aber man liest die Gedichte gerne; wenn auch kein neuer Stoff und keine überwältigende Weise vor uns hintreten, alles ist

[2]) Berlin, Gose und Tetzlaff. 167 Seiten. 2,50 Mk., gebd. 3 Mk.

Digitized by Google

geschickt gemacht, natürlich empfunden und treffend gesagt. Daß Didier Steingaß, dessen Erstlingsgabe früher hier schon erwähnt wurde, natürlich empfindet und mit den ernstesten Absichten zu sagen, was er fühlt, beseelt ist, möchte ich gar nicht abstreiten; aus dem neuen Bändchen „Waldesrauschen“[3]) aber geht hervor, daß ein Gott ihm diese Kraft versagt hat. Man nehme gleich das erste Gedicht „Bei Aspern“; ungeschickter könnte man die ganze rührende Geschichte vom Kaiser, der im Nachen sitzt und von einer „unglückseligen“ Schlacht „träumt“ — gemeint ist Napoleon — nicht machen. Beim Anblick der „Blümlein auf der Halde“ (S. 20) fällt ihm ein:

Ihr holden Kinder der Natur,
Wie thut ihr mir so leide, (!)
Heut' steht ihr blühend auf der Flur,
Genießt des Lebens Freude.

Und morgen steckt im Knopfloch ihr
Dem ersten besten Laffen
Und dienet dann als sinnige (!) Zier
Dem allerdümmsten Affen.

Das ist doch wenigstens originell. Die Versfußnot zeitigt auf Seite 24 aus der Theerose eine „Thea rose“, und der Gleichklang wird Seite 46 gerettet, indem einfach „Weh“ auf — „Lilie“ gereimt ist. Die Poesie wird auf keine Weise gefördert, daß ein Bändchen Gedichte erscheint; vor allem müssen sie den Durchschnitt landläufiger Reimerei, der hier kaum erreicht wird, weit übertreffen, ehe der Verfasser Ruhm dafür einernten kann. Desgleichen gehört E. Atram's Bändchen[4]) zu jenen, die man Seite für Seite in der Erwartung liest, daß endlich ein Vers oder eine Strophe ursprünglichen und eigenen Wachstums auftauche: aber diese Liebesmüh' ist verloren. Kein Anschauungsvermögen, keine Gestaltungskraft — nur angelesene und teilweise ganz unmögliche Reimerei; mit solchen Büchern wird die Scheu des Publikums vor Versbänden in berechtigter Weise vermehrt. Dabei haben solche Leute wie E. Atram, die augenscheinlich nur eine verdrehte Marta ist, die Stirn zu sagen: „Wie's kommt, ich weiß es selber nicht, — Mir fügt sich alles zum Gedicht“ . . . natürlich, was nicht in der üblichen prosaischen Zeilenvölligkeit geschrieben wird, ist schon ein Gedicht!

Nicht sehr über das hier gekennzeichnete Niveau erhebt sich Anton Bruckner mit seinem Bande „Ebbe und Flut“.[5]) Wie aus den Dialektgedichten am Schlusse des Buches hervorgeht, ist Anton Bruckner gar kein talent-

[3]) 50 Seiten. In Kommission bei Roth in Wien, 1 Mk.
[4]) Lyrische Blätter aus meinem Tagebuche. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1,50 Mk.
[5]) Stuttgart, Jos. Roth. 200 Seiten, 2,20 Mk., gebd. 3 Mk.

Digitized by Google

loser Dichter. Umsomehr muß bedauert werden, daß er das Horazische „Nonumque prematur in annum“ nicht befolgt hat. Man kann System darin wittern, wenn aus einem Gedicht oder an einer Strophe der Beweis künstlerischer Unreife gefolgert wird. Leider verbietet aber der Raum, den eine zusammenfassende Besprechung in Anspruch nimmt, alles Nötige zum Beweise anzugeben. Da muß die Verantwortlichkeit des Referenten genügen. Und für mich ist sicher: Wer in einem Versbuche eine Strophe schreiben kann wie die folgende, der sollte noch nicht die Öffentlichkeit über seine Reime zu Gericht sitzen lassen. Die Oktave Bruckner's über Stift Seitenstetten (Benediktinerabtei in Niederösterreich) ist doch mehr als naiv:

Ich ließ die Jugend hier, die schönsten Jahre,
Und ihr gewährtet eures Wissens Glut;
Ihr wecktet, was ich kunstbegeistert wahre,
Der Phantasie gebändigt klare Flut.
Entschuldigt ist, wenn tönend ich willfahre
Dem Trieb in meiner Brust, der kühne Mut.
Und wag' ich auch, den Lorbeerkranz zu winden,
So werdet ihr, was ihr gesät habt, finden. —

Wenn Gerhard von Amyntor's, unter welchem Decknamen sich Dagobert von Gerhard (geb. 1831) birgt, „Lieder eines deutschen Nachtwächters“ in zweiter, stark vermehrter Auflage erscheinen[6]), so könnte man höchstens der Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß dies erst jetzt nach dem ersten Erscheinen 1878 der Fall ist; einer neuen Empfehlung bedürfen diese kernigen Strophen wahrlich nicht. Es berührt nicht allein der Gesinnung wegen wohlthuend, wenn der „Nachtwächter“ in der heiligen Weihnacht die Beobachtung macht:

„Wie die Katholiken immer
Andersgläubige beschämen
Und durch Nacht beim Sternenschimmer
Schon den Pfad zum Himmel nehmen —

und wenn er darauf die Kirchengängerhetze beleuchtet:

Wer nach Neuigkeiten Durst hat,
Lüstern auch nach seichtem Spott ist,
Kann es täglich jetzt im Wurstblatt
Lesen, daß es aus mit Gott ist.

Auch für zarte und innige Töne ist Gerhard von Amyntor's Harfe gestimmt, und das so spät zu Ehren gekommene Buch sei allen Freunden gehaltvoller Dichtung um so nachdrücklicher empfohlen.

---

[6]) Halle a. S. und Bremen, C. E. Müller's Verlagshandlung. 1,50 Mk.

Digitized by Google

Diese, namentlich wenn ihnen reinreligiöse Dichtung noch kein leerer Schall ist, werden auch ihre helle Freude an G. M. Schuler's „Palmen“[7] finden. Nicht selten wird über ein religiöses Gedichtwerk um seines ehrwürdigen Inhaltes willen milder und respektvoller referiert, als es der literarischen Bewertung gut thut. Glücklicherweise braucht das hier in keiner Weise zu geschehen. Schuler ist zunächst Meister der Form. Die schlichten deutschen Jamben gelingen ihm ebenso wie das prächtige exotische Reim- und Versgerank in Ode und Ghasel. Aber auch des Inhaltes bemächtigt er sich innerlich, schöpferisch. Es ist daher kein kleiner Genuß, die lyrischen Feinschmecker auch einmal zu solch religiös-erhabenem Gastmahl einzuladen. Ich würde sehr gerne noch mehr über dies für uns ganz besonders ehrenvolle Buch sagen und auch zahlreiche Proben anführen, wenn ich nicht befürchtete, einen bekannten Mitarbeiter der Literarischen Warte wie einen zu behandeln, der uns fremd ist. Und das ist bei G. M. Schuler ja wohl nicht der Fall.

Hennie Fock giebt sich in ihren Gedichten[8] als eine festumrissene, fast männlich bestimmt anmutende Individualität. Sie spielt nicht mit Worten, wie es die lyrischen Tagediebe so gerne thun, und posiert noch weniger mit ihren Gefühlen. Ihre karge und doch alles aussprechende Art, an der nichts zu raten und zu deuteln ist, könnte an vielen Stellen moderner Symbolisterei zum Spiegel dienen. Einfach und schlicht kommt allezeit der Wahrheit am nächsten, und von dem Talente, das sich zum ersten Male so giebt, kann noch Schönes und Bedeutendes erwartet werden.

Aus dem Cotta'schen Verlage gingen zwei Novitäten zu. Die eine ist Karl Bulcke's Verssammlung, die den vielleicht etwas gespreizten, aber immerhin originellen Titel führt „Die Töchter der Salome“[9]. An diese Sammlung darf man ruhig den allerhöchsten Maßstab anlegen, und man findet noch immer die Berechtigung, seiner rückhaltlosen Anerkennung Ausdruck zu geben. Ein feingebildeter Künstlergeist spricht aus den kleinen, vielfach nur acht Zeilen umfassenden lyrischen Bilden, die so glücklich in Worte eingefangen sind, daß sie mit natürlicher Deutlichkeit und lachendem Leben vor uns stehen.

Es schwingen sich meine Gedanken
Empor zu deinem Altan,
Sie ketten mit Rosen und Ranken
An die weiße Säule dich an.

Da stehst du und darfst dich nicht regen,
Meine Rosen umranken dich dicht,
Und neigen sich wie ein Segen
Über dein junges Gesicht . . .

---

[7] Münster i. W., Verlag der Alphonsusbuchhandlung. 126 Seiten.
[8] Dresden, E. Pierson's Verlag. 2 Mk. [9] Gebd. 3 Mk.

Digitized by Google

Die Reife kunstphilosophischer Schulung spricht aus dem Abschnitte „Es lebe die Kunst!“ Hier finden wir auch das in seiner Art einfache und doch so realistisch gegenständliche, längere Gedicht „Künstler“, das einen Besuch Van Dyck's bei Franz Hals schildert. Das Balladenmäßige beherrscht Bulcke nicht weniger virtuos als das rein Lyrische; das beweist besonders „Matje Flohrs“ in den Vermischten Gedichten, eine gut wiedergegebene Ortssage. Alles in allem ist Karl Bulcke ein willkommener Mitbewohner des Parnaß, den die Busse, Liliencron, Bierbaum u. s. w. nicht allein bewohnen.

Agnes Miegel[10]) ist mir in ihren Balladen und erzählenden Gedichten lieber als in ihren rein lyrischen Stücken. Nicht als wenn sie da nicht auf der Höhe wäre oder des rechten Ausdruckes nicht habhaft würde; sie ist nur etwas zu kokett. Es ist vielleicht ein Unrecht, daß ich es sage; aber es klingt manches an die Art von Anna Ritter an. Miegel setzt uns in einigen Strichen eine Poesie hin, die sich sehen lassen kann: so einen „Mittag“:

Verträumt durch der Akazien weiße Blüten
Ein Windstoß strich und fuhr hinab den Rain,
Die sonnenweißen, stillen Wege glühten,
An grünen Hecken standen wir allein.

Vom dunkelblauen Himmel stieg die Stunde,
Die wunderreiche, durch den Mittagsglast,
Begehren zitterte auf ihrem Munde, —
Wir beide aber haben sie verpaßt.

Die geheime Sehnsucht der Sinne ist ein Thema, das sie oft anklingen läßt. In den Balladen aber, die den größten Teil des Bandes ausmachen, wird manches überraschend neu gestaltete Motiv und eine durchaus sichere Komposition das Talent unserer Dichterin im besten Lichte erscheinen lassen; auch in der Schilderung alltäglichster Vorgänge, wie in „Das Begräbnis“ oder „Der Abschied“, läßt ihre reiche Begabung so viel Sonne auf die Dinge des Werktags fließen, daß sie in poetischer Verklärung anziehend vor das Auge treten.

[10]) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gedichte von Agnes Miegel. Gebd. 3 Mk.

Digitized by Google

Eines neuen Lebens Pforte ist der Tod.

Skizze von Maximilian Pfeiffer.

Die Schwüle des Mittags ist vorüber. Aber noch lastet sengende Hitze auf den lechzenden Fluren und dorrt die rissigen Schollen. Goldgelb glühen die reifen Ährenfelder; kein leiser Windhauch kost im wogenden Wellenspiel die geneigten Halme.

Der Staub der Landstraße fliegt in weißen Wolken unter dem Fuß des weithin einsamen Wanderers, legt sich auf's sonnenverbrannte Gras, hüllt den rastlos Schreitenden wie graue Schleier.

Der Straße entlang stehen die Bäume wie eine Postenkette, träg hängen die Zweige mit den reifenden Früchten.

Weg und Felder sind dem Wanderer wohl bekannt. Über dem müd schleichenden Bach klafft der Baumstammsteg, der hinüberführt zu dem wie ausgestorben liegenden kleinen Dorf. So viel heiße Sonne brütet darüber. Die weißen kalkbestrichenen Häusermauern blenden die Augen; weiß leuchtet das stille Kirchlein auf dem kleinen Friedhof. Die Sonne glüht im ummauerten Totengarten, als wollte sie die stummen Schläfer in der Erde drunten zum Leben wärmen.

Hier tritt der junge Mann ein. Der Riegel klirrt, das Thor kreischt in den Angeln, dann ist alles wieder still.

Digitized by Google

Haidekraut biegt sich knisternd unter dem Fuß, auf den Gräbern schmiegen sich Rosmarinbüsche, welkender Epheu, Immergrün in den schmalen Schatten der Holzkreuze. Alles leuchtet und glänzt im Sonnenbrande, auch die Namen auf den Kreuzen der ewig Stummgewordenen.

Hier und da ein Denkstein, ein frischgeschaufeltes Grab harrt dort seines stummen Gastes, drüben eine Marmorplatte, die mit aufdringlicher Goldschrift dem reichen Manne nachruft: „Die Liebe höret nimmer auf."

Ernst grüßt der junge Mann das Kreuzbild an der Mauer, schreitet durch die Gräberreihen hin zu den kleinen Kreuzen, die nur wenig Jahre, oft nur Monate und Tage des Lebens künden. Hier ruhen Knospen, die der Wind verweht, Blüten, die im Frühlingshauch gesunken.

Der Wanderer steht still; seine Locken wallen im leisen Windhauch, sein Angesicht glüht, die Brust wogt. Dieses Gesicht ist noch jung, aber die Augen sprechen von viel traurigen Tagen, und um den Mund liegt ein herber Zug, den des Lebens Kampf und Schicksal gefurcht.

Vor ihm ein schwarzes Kreuzlein ohne Namen, ohne Schrift. Ein kleines Grab wölbt sich sacht, und Epheu rankt sich drüber hin.

Er fand es schnell . . . . . .

Seit jenem Frühlingstag hat er dies Kindergrab nicht mehr gesehen, als er hier stand vor sechs Jahren. Damals kniete am kleinen Kreuz ein Mädchen mit verschlungenen Händen. Er sprach zu ihr. Und sie sah zu ihm auf mit großen brennenden Augen, der Mund zuckte ihr, wenn der Jüngling sprach. Seine Hand bekräftigte die Worte; ihre Thränen flossen lindernd . . . . und als der Mond klar wurde, gingen sie von einander. — —

Es war vor sechs Jahren. — —

An diese Stunde denkt er. Müde sinkt er auf die Kniee nieder. Vor der Seele steigt es ihm auf, was damals vorhergegangen war. Zur Frühlingszeit hatte es angefangen. Er stand vor dem lang erhofften Wendepunkt seines Lebens, wo es von der Schulbank hinausgehen sollte in die akademische Freiheit; wo der eigene Wille Gesetzgeber, die eigene Vernunft Führerin werden sollte. In ihm schäumte eine solche Kraft; so wild jagten seine Pulse. Er wollte arbeiten, etwas Großes werden. Er wußte, daß er es konnte, denn über seine Jahre hinaus hatte er schon vom geistigen Brote genossen, und da träumte er sich ein Werden und Blühen, das ihm das Glück bringen, das ihn emportragen sollte. . . .

Da kam das Verhängnis, im Frühling. Schönheit suchte das durstige Auge in der Natur, in der Kunst, an den Menschen. Und was die Sinne entzückte, das ergriff sein Herz. . . . Im schweigenden Walde hatten sich ihre Herzen gefunden, und die tiefste Leidenschaft brannte in ihnen beiden. Den Sommer über war er fern von Studien gefesselt. Aber als der Herbst die Früchte schüttelte, da saßen die beiden frohen Menschen oft lange lange in

Digitized by Google

verschwiegenem Glück und schauten der Sonne nach und sahen den Mond kommen, und der Bach zu ihren Füßen rauschte ihrer Liebe das Brautlied. . . . Das große Verhängnis, das die Liebe zum Fluche wendet, nahte sich ihnen. . . . Das Rätsel seines Lebens wurde dort geschrieben. . . .

Auf das Kreuz gelehnt kniet der Mann, sein Blick versenkt sich in die Erinnerung. . . .

Die bangste Stunde war vorüber. Ein Brief, mit zitternden Zügen geschrieben, hatte ihm von ihrer Hand die Kunde gebracht. Es war das erste auch das letzte Mal, daß sie ihm schrieb. „Keiner weiß darum, soll darum wissen, als Du und ich," hatte sie geschrieben, „selbst die Mutter und der Vater sollen es nie erfahren. Ich schweige bis in den Tod, um meiner großen Liebe willen." Was hatte er damals gelitten, seine Kraft brach beinahe in all' dem Jammer. Er wußte und fühlte es, daß ihm die Schwingen lahm wurden und die Seele müde. Mit dem Flug zu den Sternen war es vorbei, jetzt hieß es Knecht sein der Schuld, leiden, heilen, sühnen. — Trost gab ihm nur die Größe des Mädchens; — die trug mit ihrer starken Seele alles, Spott und Zorn, Hohn und bittere Schmähredе. Und da trieb es ihn hin zu ihr, die ihn vor Schande bewahrt hatte, indem sie alle Schuld auf sich allein häufte. Zwar wollte sie, er solle fern bleiben, aber ihn litt es nicht, und so kam er, kam, wie im Vorjahr des Glückes, im blühenden Mai. Nur die Abendsonne sah ihn kommen, nur die Sterne grüßten ihn, als sie ihn bei der Hand zu dem kleinen Holzkreuz führte, auf das die Leute keinen Namen zu schreiben duldeten, weil sie sagten, es habe keinen ehrlichen zu verkünden. — — —

Der leise Wind spielt in seinen Locken. Tiefer sinkt die Sonne. Wie damals liegen seine Hände über das Kreuz gefaltet, und mit traurigem Herzen gedenkt er jener Abschiedsstunde. — —

. . . . dele iniquitatem meam trägt von weither der Lufthauch halbverwehten Psalmenklang des Miserere. — —

Tiefer beugt sich sein Haupt auf die Hände. Schluchzen durchbebt ihn beim Andenken des Jammers jener Stunde, wo er seine Jugend begraben mußte. Damals hatte sie ihm gesagt, was er selbst wußte und wollte, er solle arbeiten, vorwärts streben, und wenn er ein Mann geworden „und Du hast Mut, und Dein Herz ist treu, dann kehr' zurück, und alles Leid soll Segen werden."

. . . . iniquitatem meam ego cognosco klingt es von weitem.

Und dann waren sie auseinander gegangen. Das Leben hatte ihn gefaßt; aber wenn die Welle ihn emportrug, daß der Boden ihm unter den Füßen zu schwinden drohte: immer rettete ihn die Erinnerung an jene Stunde, und er wurde wieder gut.

. . . . ecce enim in iniquitatibus conceptus sum . . . .

So schritt die Zeit vorwärts. In Eifer immer nur dem Endziel zugewandt, strebte er den Studiengang zu enden. So ganz anders mußte er

Digitized by Google

es halten, als er sich ehedem geträumt. Und wie in der Tretmühle kam er sich vor, mit dem ewigen Echoschrei in den Ohren von Schuld und Sühne.

Endlich war der ersehnte Augenblick da, den nur die große Liebe ihm hatte erreichen helfen, der Augenblick, der ihm Amt und Brot brachte. Nun war er zurückgekehrt, um sich selbst zu lösen, indem er alter Treue Treue bewies.

. . . . et exultabit lingua mea justitiam tuam . . . .

Sechs lange, bange, schwere Jahre. Er solle vorher nicht zurückkommen, hatte sie ihm gesagt, damit das Geheimnis behütet bleibe. Keine Botschaft solle er senden, bis er ein Mann sei. „Und wenn Du nicht mehr kommst, dann sterbe ich an Dir, und nur das Grab soll mein Geheimnis teilen.“ Oft war ihm die Trennung schwer geworden und bitter litt er darunter, aber er war von Liebe erfüllt, und darum ehrte er den Wunsch.

Nun ist er da, um die Sühne zu leisten für die Sünde, die ihm sein Leben früh reifen und manchen Blütentraum welken ließ, die ihm seine Jugend schon in der Knospe gebrochen hatte.

Libera me domine singt des Priesters Stimme an der Friedhofspforte. Herein tritt ein Leichenzug. Dem Kreuz und den schwarzen Fahnen folgen Kinder mit ängstlichen Mienen; über den Schultern der Träger schwankt ein schmaler Sarg, betende Mädchen und Frauen, Männer mit ernsten Mienen dahinter. Ihr aller Blick sucht den Jüngling an dem Kindergrabe.

Doch der hängt in den Gedanken an der Freude des Wiedersehens. Wie sollte ihre Seele jauchzen, wenn der Tag des so schwer verdienten Glückes schlägt. . . .

. . . . tremens factus sum ego . . . .

Doch wenn sie nicht treu geblieben? Wenn sie einem anderen gefolgt? Wenn er umsonst all' die heißen Tage sich gequält, wenn er vergebens all' die Nächte hindurch gerungen und gelitten?

. . . . dies magna et amara valde . . . .

Von drüben klingt das leise Beten der Frauen; dann hebt sich des Priesters Stimme, der das Grab segnet, von Weihrauchwölkchen umweht. Der Greis spricht das Leitwort seiner Predigt: „Mors novae vitae janua“. „Eines neuen Lebens Pforte ist der Tod.“

Der Jüngling lauscht hinüber:

„Wir bestatten zur ewigen Ruhe ein Mädchen, dem Gott der Herr nur vierundzwanzig Lebensjahre gegeben, und der gleichwohl in der Jugend schwere Heimsuchung nicht erspart geblieben. Verzeihen will Gottes Vatergüte, darum gebet in seine Hände das Gericht. Sie hat viel gelitten, und als sie starb, da sahen wir wohl alle ihre tiefe Kümmernis und ihre Seelenqual, aber wir alle nicht, niemand von uns, wußten, welchen Schmerz sie trug, warum sie litt. Wir wissen es nicht, nur ahnen und denken können wir es,

Digitized by Google

was ihr das junge Leben so schwer gemacht hat. Die teuere Verstorbene: Marie. . . .“

Mit dumpfem Laut sank der Jüngling zusammen. Das kleine Kreuz brach unter der Wucht seines Körpers. . . . .

. . . . Also alles umsonst . . . .

Als er die Augen aufschlug, umstanden sie ihn alle. Des Priesters Hand fühlte er auf seinem Herzen . . . . Aller Blicke redeten — Sie wußten alles — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

. . . . Eines neuen Lebens Pforte ist der Tod . . . . .

Digitized by Google

Gedichte

von

Paul Koschate (Klein-Tschansch bei Breslau.)

O kehre heim . . . .

Aus meiner Kindheit holdem Märchenland
Bin siegesfroh in's Leben ich gezogen.
Stolz stieß ich ab vom maiengrünen Strand;
Und wie die Heimat meinem Blick entschwand,
Da war es fast, als zürnten mir die Wogen.
Sie brausten auf. Und an des Kahnes Rand
Sah ich die Wasser beutelüstern schäumen.
Das Ruder sank aus kampfesmüder Hand.
O Herz, o Herz, so spät hast du erkannt
Die Eitelkeit in deinen Jugendträumen!
Du suchst das Glück, und hast im Unverstand
Es da gewähnt, wo sich die Wogen bäumen,
Im Lärm der Welt, wo es noch keiner fand.
O kehre um! Auf ewig sonst verbannt
Bist du aus seinen zauberschönen Räumen.
O kehre heim, eh' du die Kraft verloren:
Die Liebe wacht an deines Hauses Thoren.

Digitized by Google

Sehnſucht.

Ich habe im Traume dich lachen seh'n,
Du ſchlugſt wie entzückt in die Hände.
An deinem Bett' blieb ich bebend steh'n,
Die Augen wollten mir übergeh'n —
O Kind, ich ahnte das Ende.

Du triebst es genau wie dein Schwesterlein,
Das ſchlummernde unter'm Hügel.
Auch ſie ſah in den Himmel hinein;
Da erwachte in ihr der Sehnſucht Pein
Und gab ihr Engelsflügel.

Warnung.

Mädchen, geh' nicht in den Wald,
Wenn das Horn ſo lockend ſchallt!
Hörſt du, wie die Büchſe knattert,
Wie die Taube ängſtlich flattert?

Wagſt du jetzt dich in den Wald,
Wird die Reue — ach gar bald —
Wie mit ſcharfen Geierkrallen
In dein junges Leben fallen.

Ach, mein Warnruf iſt verhallt:
Weinend wird der weite Wald,
Wenn im Herbſte zieh'n die Wetter,
Auf dein Grab weh'n welke Blätter! —

Digitized by Google

Einem Mädchen.

Wohl sah ich dich gehen auf schwankem Steg,
Ich sah auch die Schlangen um deinen Fuß.
Dich lockte des Lebens schimmernder Weg
Zu Sinnenrausch und Freudengenuß.

Ich sah dich taumeln an Abgrunds Rand,
Der Dornen Gewirr hat dich wund geritzt.
Du wiesest zurück die helfende Hand,
Die doch so gern dich hätte gestützt.

Ich rief dir nach in sehnendem Leid,
Ob auch dein Trotz das Herz mir brach:
„Kind, kehre um! Noch ist es Zeit;
Sonst wirst du sinken in Nacht und Schmach.“

— Und als du hingingst, da fiel das Glück
Meiner jungen Liebe in Scherben.
Ein Lachen des Hohns im letzten Blick,
So eiltest du fort — in's Verderben.

Doch wenige Schritte nur gingst du dann
Hinein in die lockenden Hage;
Da trat ein Freund an dich heran,
Der treueste deiner Tage.

Der riß dir die eitle Zier vom Haar,
Daran du dein Herz gekettet.
Er nahm dir das blühende Leben zwar —
Doch er hat deine — Seele gerettet.

Angst.

O du kalter, du grausamer Herbst,
Wie du so bleich doch, so schreckhaft färbst
Meiner Lieblinge Wangen!
Magst du draußen in Feld und Hain
Grimmer Bote des Todes sein —
Darum soll mir nicht bangen.

Digitized by Google

Nur den Knaben rühr' mir nicht an,
Weil ich den Schmerz nicht ertragen kann,
Müßt' ich auch ihn begraben;
Hast mir ja schon das Mädchen geraubt,
Dem wir mit Myrte das blonde Haupt
Jammernd umwunden haben.

O du kalter, du grausamer Herbst,
Wenn du so bleich meine Kinder färbst,
Graut mir vor deinen Gaben.
Geh', du bringst mir den Tod in's Haus!
Lösche doch nicht dies Leben aus;
Laß mir den lieben Knaben!

Gestorben.

O Gott, es war ein schöner Traum
Und mußte so schrecklich enden!
Neu steh'n wir wieder in diesem Raum
Wie einst mit leeren Händen.

Als rot im Westen die Sonne sank,
Da starb uns der liebe Knabe. —
O Kind, das war ein schwerer Gang,
Der Weg zu deinem Grabe!

Du fandest neben dem Schwesterlein
Die letzte Ruhestätte,
Als ob die Gute, dir nah' zu sein,
Im Traum dich gebeten hätte.

In Sehnsucht rief sie oft nach dir,
Eh' du dem Lichte warst gegeben.
Jetzt schenkte der Tod mitleidig ihr,
Was ihr versagt war im Leben.

Digitized by Google

Ueber Dialektdichtung.

Literarische Plauderei von U. Dreyer.

In alten Novellen wird uns von einer biedern und schlichten Frau erzählt, die eine hübsche, außerordentlich gut veranlagte Tochter besaß. Ein paar grundgelehrte Professoren, von der seltenen Anmut des Mädchens entzückt, beschlossen, dieses auf ihre eigenen Kosten in der Stadt ausbilden zu lassen. Als die Tochter eine vollendete Weltdame geworden war, schämte sie sich ihres Elternhauses und ihrer niedrigen Abkunft und lohnte der Mutter mit schnödestem Undank. Die feingebildeten Kreise, in denen sie jetzt nur noch verkehrte, bestärkten sie in ihrem thörichten Vorhaben. Denn während hier die Tochter mit offenen Armen empfangen wurde, verschloß man der Mutter in brutalster Weise Thür und Thor, und wenn sie es einmal wagte, mit demütiger Miene um Einlaß zu bitten, dann jagte man sie wie einen Hund von der Schwelle. —

Diese Geschichte hat einen großen Vorzug vor vielen anderen: nämlich, daß sie buchstäblich wahr ist. Nur handelt es sich in unserm Falle nicht um wirkliche, sondern nur um allegorische Personen. Die Mutter, die bescheidene, einfache Frau aus dem Volke, ist die Mundart, ihre Tochter — die Schriftsprache. Freilich hinkt auch dieser Vergleich, wie jeder; denn die Schriftsprache eines Landes entwickelte sich allerdings aus einem bevorzugten Dialekt; doch auch die anderen Mundarten blieben auf die Bildung derselben nicht ohne Einfluß.

Die Notwendigkeit einer gemeinsamen, über den Mundarten stehenden Schriftsprache wird heutzutage wohl niemand mehr bestreiten. In Deutschland machten sich schon seit dem 12. Jahrhundert in der Poesie sprachliche Ein-

Digitized by Google

heitsbestrebungen geltend, die freilich erst einige Jahrhunderte später zum gewünschten Ziele führten. Andererseits wird doch heute nicht jedermann dem herben Urteile des bekannten Sprachforschers Adelung beipflichten, der die Mundarten als „ein Verderbnis der Schriftsprache" bezeichnete. Zwar besteht bei einem Teile der oberen Zehntausend auch jetzt noch immer eine ganz offenkundige Abneigung gegen den Dialekt und eine gewisse Geringschätzung der mundartlichen Dichtung, die eben nicht als salonfähig gilt.

Woher diese auffällige Erscheinung? — Weil der Dialekt im großen und ganzen die Sprache des gewöhnlichen Volkes ist, über das man in gewissen Kreisen eben solche abenteuerliche Vorstellungen hegt, die etwa dem Bilde, das wir von den Marsbewohnern entwerfen, gleichkommen. Der Gebildete jedoch, der mit den niedern Volksklassen in Berührung kommt, verachtet dieselben gewöhnlich, weil deren beschränkter Gesichts- und Anschauungskreis himmelweit verschieden von dem seinen ist.

Dazu kommt, daß die Mundart seit dem Aufschwunge der Schriftsprache aus der Literatur fast gänzlich ausgeschlossen blieb oder doch nur zur derbkomischen Dichtung verwendet wurde.

Erst seit Voß nahm die Vorliebe für die Volkssprache neuerdings zu, und seit Hebel, Reuter, Groth u. a. ist die Mundart auch in der Literatur wieder einigermaßen zu Ehren gelangt.

Voß betrachtete jedoch den Dialekt nur als Mittel zum Zweck, um seinen Idyllen „die Farben der Wirklichkeit" zu verleihen. Daher lehnte er sich auch an keinen bestimmten Dialekt an, sondern wagte — wie er selbst gesteht — „mit Vermeidung zu alter Worte und Fügungen einen schüchternen Nachhall der sassischen Buchsprache, die von allen Niederdeutschen zum öffentlichen Vortrag gebraucht wurde und neben der hochdeutschen Schriftsprache als sanftere Schwester fortzublühen verdient hätte."

Anders dagegen verfuhr Joh. Peter Hebel, den die mundartlichen Idyllen von Voß zur Dialektdichtung anregten. Wohl ist er kein Lokaldichter, wie Joh. Konrad Grübel; doch bildet der allemannische Sprachsatz für ihn die Grundlage; wohl ist sein Dialekt oberrheinisch gefärbt, doch so, daß ihn alle seine Landsleute mühelos verstehen können.

Er wählte also nicht, wie Voß, einen archaistischen Dialekt, sondern eine lebende Mundart, die lokale Eigenheiten zum großen Teile ausschließt.

Dieses Verfahren dürfte unstreitig das empfehlenswerteste sein. Der Dialektdichter wird sich ohnehin nie ganz von der Mundart seines Heimats- oder Aufenthaltsortes emanzipieren können; allein andererseits darf er auch auf gewisse charakteristische Besonderheiten jener Mundarten nicht ganz verzichten, selbst wenn sie dort, wo er weilt, nicht vorkommen.

Die Eigentümlichkeit der betreffenden Mundart muß jedoch unter allen Umständen gewahrt bleiben. Daher hüte man sich, einerseits Wörter und Redewendungen aufzunehmen, die dieser nicht mehr angehören; andererseits

Digitized by Google

aber mache man auch in dem Streben, allgemein verständlich zu werden, dem Hochdeutschen nicht zu weitgehende Konzessionen. Der Anfänger verfällt leicht in den Fehler, daß er, ohne es zu wissen, seine Gedanken und Empfindungen in der Schriftsprache poetisch ausdrückt und die Dichtung dann erst aus dem Dialekt in die Mundart seines Volkes rückübersetzt. Daß dabei diese von ihrer Ursprünglichkeit ebensoviel einbüßt, wie ein Gedicht, das aus einer fremden Zunge in die deutsche Sprache übertragen wird, ist unschwer einzusehen.

Mancher Dialektdichter bildet sich auf seine Virtuosität in der Beherrschung der Mundart nicht wenig ein. Doch Formgewandtheit, innige Vertrautheit mit der Volkssprache reicht noch nicht aus. Ist denn ein Reimkünstler auch schon ein Dichter? Der Laie wird ihm dieses Prädikat freilich ohne weiteres zugestehen; doch der Kenner, der sich nicht vom Scheine blenden läßt, muß es ihm versagen.

Genaueste Kenntnis des Volkslebens ist die unerläßlichste Forderung, die an den Dialektdichter gestellt werden muß. Sie wird zugleich den besten Wegweiser für ihn bei der Auswahl des Stoffes bilden und ihn daran verhindern, Themata zu behandeln, die weit außerhalb der Sphäre seiner dichterischen Thätigkeit liegen. Auf die dem Dialektdichter gezogenen Grenzen weist Jakob Grimm mit den drastischen Worten hin: „Versuche man, Nathan, Wallenstein, Faust plattdeutsch oder schweizerisch wiederzugeben, es wäre unmöglich; schon ein Zeitungsblatt, eine gewöhnliche Bekanntmachung würde sich ohne vielfache Mißgriffe nicht in die Mundart umschreiben lassen.“

Eine beträchtliche Anzahl neuerer Dialektdichter hat diesen ohnehin so engen Kreis noch mehr verengert und tischt den Lesern nur gereimte, in die Mundart übertragene Schwänke und Schnurren auf: derbkomische Vorgänge, die eben so gut an der Ostsee, wie in den Alpen, am Rhein, wie im Riesengebirge geschehen sein könnten. Statt scharf ausgeprägter Typen des betreffenden Volksstammes sieht unser Auge nur schattenhafte Gestalten oder, wenn es hoch geht, als Bauern verkleidete Schauspieler, die jeden Augenblick die Maske beliebig wechseln können. Alle diese Afterdichter arbeiten nach ein und demselben bewährten Rezepte, das ungefähr folgendermaßen lautet: Man studiere irgend ein Idiotikon und unterstreiche in ihm einige Kraftausdrücke. Hierauf wähle man aus einer Sammlung alter und neuer Anekdoten mehrere passende aus und übertrage sie in Mundart, so gut es geht, und in Verse, wobei unreine Reime und unvollständige Versfüße nach Belieben verwendet werden dürfen. Die Hauptsache bleibt — die Pointe. Je deutlicher und derber diese hervortritt, um so größer ist der Effekt. Probatum est!

Verwunderlich erscheint nur der Beifall, der mitunter auch solchen nach jeder Richtung hin unbedeutenden Machwerken gezollt wird. Allein das Publikum kennt das Volk nicht, bezw. der Städter kommt nur selten und ganz' oberflächlich in Berührung mit dem Landvolke. Daher nimmt er auch all

Digitized by Google

das für bare Münze, was ihm Unkenntnis und Unfähigkeit darbieten. Ein Eingeweihter freilich läßt sich nicht täuschen. So hörte ich aus dem Munde eines wackern Gebirglers das kurze und treffende Urteil über einen Dialektdichter: „Wie der uns b'schreibt, so san mir fei(n) net."

Der mundartliche Dichter muß ein Dolmetsch seines Volkes sein; er muß auf dessen Herzschlag lauschen und dessen Leiden und Freuden zu erforschen suchen, dann erst kann er ein getreues Bild von ihm entwerfen, wie es lacht und weint, wie es aufjubelt in Lebenslust oder aufstöhnt in bitterem Weh. Er muß ihm einen Spiegel vorhalten, worin es sich selbst erkennt, Zug für Zug, und frohlockend ausruft: „In der That, das bin ich!"

Wer dies nicht kann, der bleibt sein Leben lang ein Stümper und ein Phrasenheld. Solange er nicht lebenswahre Gestalten schaffen kann, die die hervorstechenden guten und schlimmen Eigenschaften seines Volkes repräsentieren, wie beispielsweise „Unkel Bräsig" den niederdeutschen Volkscharakter in köstlicher Weise verkörpert, so lange darf er auf den Namen eines Künstlers — und das ist doch der Dichter auch — keinen Anspruch erheben. Wenn uns die Dichtung solche Typen vorführt, so fragen wir uns unwillkürlich: Wo bin ich doch dem Original schon begegnet? Vorausgesetzt, daß wir einige Kenntnis des Volkscharakters besitzen, sehen wir in derartigen Gestalten keine Phantasiegebilde, sondern begrüßen in ihnen mit Freuden lauter alte, liebe Bekannte.

Oberflächliche Poeten stellen ihre Bauern nach derselben Schablone her: sie zeichnen derbwitzige, meist jedoch einfältige, eigensinnige Figuren und geben diese für das Volk aus. Überhaupt mußte schon von jeher die Einfalt und Derbheit des Landvolkes in Dichtungen die komische Wirkung erzielen, und noch heute greift man (des Erfolges wegen) gerne zu diesen erprobten Mittelchen, unbekümmert darum, daß man hiedurch den Boden der Wirklichkeit fast ganz verläßt.

Denn der „dumme Bauer" ist nur die thörichte Ausgeburt einer ausschweifenden Phantasie, und daß unter der rauhen Schale dieses Volkes ein edler Kern steckt, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Dagegen übersieht man seine Tugenden und Laster ganz und gar: einerseits das treue Festhalten an dem Althergebrachten, an den Sitten der Väter, die Ehrfurcht vor der Religion, die Treue: andererseits die unselige Prozeßsucht, das Mißtrauen gegen jede Neuerung, mag sie auch noch so gut sein, die allen Vernunftgründen sich hartnäckig verschließende Starrköpfigkeit u. a. m.

Einer scharfen, geschulten Beobachtungsgabe werden diese Mängel und Vorzüge des Volkscharakters nicht entgehen. Freilich bedarf es auch noch einer geschickten und geübten Hand, wenn all' diese Eigenschaften farbenfrisch vor unserem geistigen Auge aufleben sollen.

Eine umfassende Kenntnis der Eigenart eines Volkes kann nur durch längern Aufenthalt inmitten desselben gewonnen werden. Wer das eigentümliche Gepräge einer Landschaft kennen lernen will, darf sie nicht mit dem

Digitized by Google

Eilzug durchjagen, sonst fliegen Dörfer, Fluren und Wälder so schnell an ihm vorüber, daß er nicht einmal ein Haus, geschweige denn einen Baum oder eine Blume von andern ähnlichen Objekten unterscheiden kann. Nein, er muß vielmehr dieses Gebiet langsam auf Schusters Rappen durchstreifen, öfter Halt dabei machen und fleißig auf die Einzelheiten achten, die sich zu einem wohlgeordneten Gesamtbilde vereinigen.

Willst du ein Volk genau studieren, so mußt du mit ihm leben, Freude und Leid mit ihm redlich teilen, so daß es dich zuletzt als den Seinen betrachtet und dir mit vollstem Vertrauen entgegenkommt. Das geht nicht so leicht und so rasch, als man glaubt; denn gegen den Fremden ist es im allgemeinen wortkarg, scheu, mißtrauisch und gleicht keineswegs jener redseligen Alten, die auf der Eisenbahnfahrt in den ersten fünf Minuten dem nächsten besten gleich ihre ganze Lebensgeschichte erzählt.

Der Mundartenforscher — und dazu zählt auch in gewissem Sinne der Dialektdichter.— muß sich, wie Jakob Grimm empfiehlt, „den Gedanken des Volkes anschmiegen und nicht höher traben wollen, dann wird er eine Fülle des Lebendigen, Natürlichen und Überraschenden entdecken, an dessen Sammlung es für die Geschichte der deutschen Sprache überhaupt höchlich gelegen ist.“ Manche Volkssage gleicht jetzt noch einer Perle, die verborgen in der Tiefe ruht. Wie viele Hunderte, ja Tausende würde sie entzücken, wenn sie uns, umrahmt vom Golde der Dichtung, besonders der mundartlichen Dichtung, entgegenstrahlte! Freilich sollten Dichter und Forscher hier Hand in Hand gehen, damit ein herrlicher Erfog nicht fehlt.

Von den drei Hauptgattungen der Poesie, der Epik, Lyrik und Dramatik, ist auch in der Dialektdichtung keine auszuschließen. Nur gelten hier gewisse Einschränkungen, die bereits früher berührt wurden. Am besten eignen sich für die mundartliche Dichtung jene Arten, die sich der volkstümlichen Poesie am meisten nähern.

Das Feld der Lyrik ist zwar eifrig bebaut worden; doch geschah hier bis jetzt keineswegs zu viel des Guten. Prächtige Stimmungsbilder, wie wir sie beispielsweise Hebel und Groth verdanken, sind der neuern Dialektdichtung fast fremd geworden. Selbst an quellfrischen Liedern ist gerade kein Überfluß vorhanden. Denn in der Gefühlslyrik ist auch hier wenig Kunst, dafür desto mehr Künstelei, wenig Naturwahrheit, dagegen viel Anempfindelei und Heuchelei zu verspüren.

Den größten Reichtum weist die epische Dialektdichtung auf, und darunter sind mindestens $^9/_{10}$ erzählende Gedichte. Auf welche Weise diese oft zu stande kommen, das wurde schon angegeben. Doch auch die literarisch bedeutenden leiden mitunter an übergroßer Kürze. Es sind nur ganz flüchtig hingeworfene Skizzen mit stark pointiertem Schlusse. Letzterer, bezw. die Pointe, ist die Hauptsache. Auch derjenige Dichter, der es durchaus nicht

Digitized by Google

nötig hätte, gerät oft in Effekthascherei und macht sich einer captatio benevolentiae schuldig.

Von den Gattungen des Epos kommt für die mundartliche Dichtung nur das idyllische Epos in Betracht. Vorbildlich kann hier Voß mit seinen beiden anmutigen Stimmungsbildern „De Winterawend" und „De Geldhapers" gelten. Auch das Märchen und die Sage gewinnen durch die Darstellung in der Mundart des Landes, auf dessen Boden sie wurzeln, ungeahnten Reiz.

Bei Volksromanen und Dorfnovellen duldet man den Dialekt nur in den Gesprächen der Landleute, während die Schilderungen sich nicht selten in hochtrabendem Schriftdeutsch bewegen. Hat nicht Reuter in schönster Weise gezeigt, daß eine ausgedehntere Verwendung der Mundart erst recht anheimelnd wirkt und den Leser sofort in medias res führen kann? Freilich muß dann mancher Dichter zu seinem Schmerze auf ein schwulstiges Pathos verzichten.

Im Drama ist der Dialekt in einzelnen Fällen ganz unentbehrlich. Allerdings, von der eigentlichen Tragödie ist er für immer auszuschließen, selbst wenn diese Volksszenen enthält, weil er „unfähig ist, den Stil des höheren Vortrags zu erreichen" (Grimm). Es würde sicher die tragische Wirkung des „Egmont" nicht unerheblich beeinträchtigen, wenn das hier auftretende Volk sich etwa seiner Mundart bedienen wollte. Die Domäne des Dialektes ist das Volksstück. Die handelnden Personen desselben sind den untern Gesellschaftskreisen entnommen, in den der Dialekt die einzige Verkehrssprache ist; daher sollen sie auch diese auf der Bühne beibehalten. Wenn in solchen Dramen Personen aus höheren Ständen erscheinen, so wäre es widersinnig, wenn diese ebenfalls den Dialekt gebrauchen wollten. Um auch hier einigermaßen sprachliche Einheit zu erzielen, vermeide man es, Vertreter von verschiedenen Mundarten in dem gleichen Stücke neben einander zu stellen, wie dies Herzog Julius von Braunschweig um des komischen Effektes willen mit Vorliebe that. Gerhard Hauptmann bringt nur einen Dialekt auf die Bühne: die Mundart seiner schlesischen Heimat und zwar mit großem Glück und Geschick.

Nun noch ein Wort über die Form der Dialektdichtung, soweit sie des Reims und des Rhythmus bedarf. Hüte dich vor allem vor allzu kunstmäßigem Vers- und Strophenbau! Die Dialektdichtung, namentlich die mundartliche Lyrik, muß sich dem Volkstone nähern. Nicht jedem wird die Verwendung fremder rhythmischer Gebilde so gelingen, wie Hebel seine heimische Mundart dem Hexameter anzupassen verstand. Was soll man aber erst dazu sagen, wenn die Mundart in Rhythmen gezwängt wird, die — wie das Ritornell, die Terzine u. a. — ausschließlich für die Kunstdichtung bestimmt sind? Kann uns ein Bauernmädchen, das uns in seiner anmutigen Landestracht entzückte, noch zur Bewunderung hinreißen, wenn es nachher in seidenem Schleppkleide, das ihm selber ganz ungewohnt ist, gravitätisch daherstolziert?

Naturwahrheit ist eine der ersten Grundbedingungen der Dialektdichtung

Digitized by Google

Deswegen braucht sie keineswegs auf die Kunst zu verzichten; nur muß diese hinter den Kuliſſen ſtehen und ſich ſo gebärden, als ob ſie ſcheinbar hier keine Rolle zu ſpielen hätte, während doch auch alle Fäden in ihrer Hand zuſammenlaufen.

Wenn die mundartliche Dichtung es verſteht, den gewöhnlichen Mann wie den Gebildeten (jeden in ſeiner Art) zu ergötzen, ſo hat ſie die Stufe der Vollendung erreicht. Während jedoch der eine mit faſt kindlicher Freude in den Geſtalten, die ſie ſchafft, ein getreues Abbild ſeiner Volksgenoſſen erblickt, ſpürt der andere das unſichtbare Walten der Kunſt, die ſelbſt da, wo ſie „von ird'ſcher Glut borgt", als „Himmelsgabe" erſcheint.

Digitized by Google

Der Roman.

(Vortrag, gehalten von Schriftsteller Carl Conte Scapinelli auf dem 2. Vortragsabend der „Deutschen Literatur-Gesellschaft“ am 13. Juli 1901 im Katholischen Kasino in München.)

Am Wegrain der Heeresstraße des Lebens steht der Dichter. Staunend sieht er die Menschenwogen vorbeifluten, sieht in buntem Durcheinander Männer und Weiber dahinhasten, hoffnungsvolle Jugend und humpelndes Alter, alle dem Glücke nach, alle in ihrer Uneinigkeit doch zum Frieden. Er sieht ihr Suchen, hört ihre ängstlichen Fragen, merkt ihr Forschen nach Wahrheit, und sein Herz jauchzt und weint mit ihnen. All' ihr Jagen, all' ihr Sehnen, all' ihr Lieben, all' ihre Freude am Schönen und ihr Entsetzen am Häßlichen fühlt er mit, tiefer und reiner als sie. Und aus dem Chaos der hastenden Gestalten faßt er die Individualitäten heraus, und empfindet mit jedem, und dringt tiefer ein in ihre Seelen, und ruft ihnen ihre Wünsche zu, deren sie sich selbst nicht bewußt sind, hält ihnen ihre Leidenschaften vor, die sie blind machen. Als ein Geringer unter ihnen steht er da, aber als einer, dem die Gabe des Sehens und Verstehens ward, als einer, dem Gott die Gunst verlieh, zu sagen, was er fühlt. Dann und wann bleibt ein Rudel hastender Menschen stehen und lauschen seinen Liedern und lassen sich von ihm sagen, was sie wollen, wohin sie streben, und was aus ihnen werden soll. Und seine Worte begeistern sie, und sie wissen nicht mehr, daß er ihnen von ihrem eigenen Leide, von ihrer eigenen jauchzenden Freude singt, sondern lauschen und staunen. Und wenn sie wieder weiter den breiten Weg des Alltags dahingehen, dann raunen sie sich zu, daß dies ein Dichter gewesen, und klammern sich in Ängsten und Nöten an seine Sprüche und wiederholen seine Worte, wenn ihre Liebe so groß wird, daß sie selbst keinen Ausdruck dafür finden.

Digitized by Google

Und dieses große Spiegelbild des Lebens, das ein Dichter entwirft, jenes Spiegelbild, in dem er von den Menschen als Individualitäten erzählt, in dem er die letzten Regungen des Herzens und den intimsten Gedanken in Worte kleidet, in dem er den Kampf des Einzelwesens um sein Lebensideal schildert, das ist der Roman.

Es hat Zeiten gegeben, da der Dichter dem Volke nicht vom Seelenleben des Einzelnen, sondern vom Werden und Walten der Massen erzählt hat, dann sang er ein Epos und sagte ihnen alles in Versen. Doch unsere Zeit ist prosaischer, ist schnelllebiger geworden, die Menschen wollen die Reden der Dichter in ungebundener Sprache hören, sie wollen weniger von der Dichtung wissen als von der Wahrheit.

Es ist so bezeichnend für unsere hastende, nüchterne Zeit, daß das Wort „Roman", das einst eine phantastische Erzählung ritterlicher Abenteuer bedeutet hat, heute für die Schilderung des modernen Lebens gebraucht wird. Freilich erwarten die meisten Menschen vom Roman noch immer etwas Ungewöhnliches, Wunderbares. Dies zeigt sich schon allein in der Phrase einen „Roman erleben", aber dennoch verlangen sie von einem Roman unerbittlich, daß er glaubhaft und wahr sei.

Darum ist auch in unserer Zeit, da die naturwissenschaftliche Forschung, da die materielle Förderung der individuellen Interessen alles durchsetzt, der Roman als Spiegelbild des Lebens nüchtern, gelehrt, fast wissenschaftlich geworden.

Mit Recht hat der bekannte Historiker Schlosser einmal gesagt: „Die Geschichte einer Nation läßt sich aus seinen Romanen schreiben." Denn keine Dichtungsart geht mit dem Werdegang einer Nation so Hand in Hand, wie der Roman. Der Lyriker singt abseits vom Weltenlärm von den Gefühlen der Menschen, die ewig gleich bleiben, der Dramatiker bringt nur komprimiertes, sozusagen durch einen technischen Apparat auf die Füße gestelltes Leben auf die Bühne. Man kann aus den begleitenden Umständen des Dramas auf die Zeit seiner Entstehung schließen, aber so recht ein Spiegelbild der Zeit, ein Spiegelbild der Ideale, der Wünsche, der Triebfedern einer Zeit ist nur der Roman. Verfolgen wir etwa die deutsche Romanliteratur von den Anfängen dieses Jahrhunderts, denn früher läßt sich von einer deutschen, von einer nationalen Romanliteratur nicht recht sprechen, bis auf unsere Tage, und wir werden finden, daß sie Hand in Hand mit der Zeitgeschichte und dem Geistesleben des deutschen Volkes geht.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Hauptelemente der Geistesströmung zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist dies die Zeit des abstrakten Gefühles und der abstrakten Vernunft; und aus diesen beiden Elementen heraus entstand der abstrakte Mensch. Mit Recht sagt Mielke über jene Zeitepoche: „Man baute mit den Regeln der abstrakten Vernunft das Weltall ebenso wie den Staat von Neuem auf. Die Seele umfaßte nun ein-

Digitized by Google

mal alle Geheimnisse, die höchsten und feinsten Kräfte des Universums, sie war die Harfe, auf welcher der Weltgeist seine Akkorde anschlug; das Individuum brauchte nur auf diese Töne aufmerksam zu lauschen."

Man hatte sozusagen das Individuum als solches entdeckt und damit den Boden für den neuen Roman geschaffen, der die Individualität in den Mittelpunkt stellt. Aus diesen Ideen ging der Kult der eigenen Persönlichkeit hervor. Man kontrollierte seine Gefühle und Gedanken in Tagebüchern, man schrieb Briefe über Briefe, die alle Bekenntnisse einer schönen Seele waren. Das Gefühl wuchs in's Enorme, und so kam es, daß man anders sprach und fühlte, als man handelte. Daheraus ist jener Schwulst, jener Überschuß an Empfindungen, jene lächerliche Sentimentalität des 18. Jahrhunderts zu erklären. Darum reflektieren die Romanhelden jener Zeit so viel, darum sind sie so unwiderstehliche, aber auch so gefühlvolle Don Juans. Der Herzensverkehr der beiden Geschlechter ist in jener Zeit ein affektierter, unwahrer.

Aus dieser Zeit heraus ist Goethe's „Werther" geboren. Als Zeitroman weniger charakteristisch sind Goethe's „Wilhelm Meister's Lehr- und Wanderjahre". Hier sehen wir schon die große, hoheitsvolle Abgeklärtheit einer starken Persönlichkeit, hier hat Goethe den klassischen Roman geschrieben, in dem er seiner Zeit vorausgeeilt ist, wenn derselbe auch in Ton und Farbe aus dieser Zeit heraus entstanden ist. In den „Wahlverwandtschaften" erblicken wir den ersten modernen Roman, dort finden wir das unbedingte Hochhalten der Individualität und der individuellen Eigenschaften, dort finden wir zuerst den Einfluß der Naturwissenschaft auf den Roman, der sich schon im Titel ausdrückt.

Goethe hat sich auch in den „Wahlverwandtschaften", wie es bei einem solchen Genie nicht anders möglich ist, ganz über seine Zeit erhoben; anders Jean Paul. Er ist so recht ein Kind seiner Zeit; auf der einen Seite Empfindung, Phantasterei, Kleinstädtertum, auf der anderen die Sucht nach Sachlichkeit, der Hang, vom Hunderten zum Tausendsten zu kommen, bei alledem ein genialer, wenn auch barocker Humor. Alles zuerst groß angelegt und dann sich im minutiösen Detail verlierend. Er entdeckt zuerst die „kleinen Leute" und stellt — so recht ein Kind seiner Zeit — seine Persönlichkeit und die des Lesers fort und fort in den Vordergrund. Nichts ist ihm lieber als die beiden Worte „Lieber Leser" und „Ich".

Dann kommen jene traurigen Tage für Deutschland. Und im Herzen der Dichter erwacht eine tiefe Sehnsucht nach der goldenen Vergangenheit; des Alltags, der Tagesgeschichte müde, wenden sie sich der Romantik zu. Und wieder ist es bezeichnend für die Eigenschaften des Romans, daß er in dieser Literaturepoche nicht erblühen konnte, weil sie zu weltfremd war. Zwar versuchte Novalis in seinem Romanfragment „Heinrich von Ofterdingen" die Bildungsgeschichte eines Dichters wiederzugeben, aber er läßt sich dabei nicht

Digitized by Google

von den realen, sondern von den poetischen Weltgesetzen leiten. Die Zeit ist reich an Novellen, Märchen und wundersamen Geschichten, aber arm, blutarm an Romanen.

Der Zeitabschnitt zwischen 1830 und 1848 gehört den „Jungdeutschen". Die französische Revolution von 1830 warf damals ihre Wellen bis nach Deutschland herüber, und eine junge freiheitsdurstige Schar bemächtigte sich ihrer Ideen auch in Deutschland. Und diese Ideen zwangen die Literaten, das alte, romantische Land zu verlassen und in's reale, wogende Leben zurückzukehren. In dieser Epoche wurde der Roman sozusagen als Kampfmittel benützt, er wurde ein politischer, er wurde Tendenzroman. Die Romane jener Zeit haben wenig literarischen Wert. Darum wollen wir auf ihn nicht näher eingehen. Erwähnt sei nur noch, daß aus jener Zeit die Anfänge des Frauenromans, des Emanzipationsromans datieren. Die Aufregung der Zeit, die die Männer zu politischen Romanen trieb, trieb die Frauen zu sozialen. Die beiden Fragen, 1) die psychologische Ergründung der weiblichen Veranlagung nach ihren sittlichen, wie geistigen Kräften und Fähigkeiten und daran anschließend: 2) der konkrete Nachweis der unzulänglichen Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft, bildeten auch damals den Gegenstand der Erörterung in den Frauenromanen, zwei Fragen, über die die kämpfenden Frauenrechtlerinnen unserer Zeit auch noch nicht hinausgekommen sind, und über die weder damals, noch heute die emanzipierten Damen, wenigstens was das angestrebte Ziel anbelangt, einig sind.

Nachdem in Deutschland wieder einigermaßen Ruhe und Frieden eingezogen sind, erblüht in den Jahren 1850—1870 die deutsche Geschichtsschreibung. Die Form und die Auffassung der Geschichtsschreibung ändert sich, man befleißigt sich, weniger gelehrt zu sein, um einen verständlichen, leichten und auch leicht faßlichen Stil zu schreiben. Kein Wunder, daß der Roman unter dem Einfluß dieser neuen Wissenschaft historisch wird. Kein Wunder, daß diese Zeit eine Blütezeit deutschen Romans bedeutet. Kein Wunder aber auch, daß gleichzeitig mit dem historischen Roman der Aufschwung des modernen Zeitromans Hand in Hand geht. Hier ein Bild deutscher Vergangenheit, dort ein Bild deutscher Zeitgeschichte; beide mit sicherer Hand und in guter, feiner, klassischer Sprache geschrieben. Leute wie Öttinger, Emil Brachvogel, Hesekiel, W. Riehl, Scheffel, Georg Ebers, Felix Dahn, Gustav Freitag, Friedrich Spielhagen, Giseke, Gottfried Keller bringen den Roman der Deutschen wieder zu Ehren.

Gustav Freitag, ein echtes Kind dieser Zeit, schreibt den ersten historischen Roman aus der deutschen Vergangenheit, an den sich dann eine ganze Serie anschließt, und findet für den Zeitroman in „Soll und Haben" die richtige Formel. Von ihm stammt jenes für die spätere Romanliteratur grundlegende Wort: „Der Roman soll das Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist: nämlich bei der Arbeit."

Digitized by Google

Und auf diese Weise sind die beiden Romane Freitag's „Soll und Haben" und „Die verlorene Handschrift" für die moderne Romanliteratur grundlegend geworden. Freitag zeigt zum ersten Mal dem Leser, der nach des Tages Arbeit seine Romane zur Hand nimmt, daß auch in seinem arbeitsreichen Alltag Poesie verborgen sei. Ein eben so großes Verdienst hat er sich aber durch seine „Ahnen" um die Romanliteratur erworben. „Eine annähernd lückenlose Reihe von objektiven Zeugnissen über das seelische Leben typischer Einzelfiguren vom Anfang unserer Geschichte bis auf die Gegenwart" nennt Professor Richard Meyer seine Bilder aus der Vergangenheit.

Schöpfte Freitag aus seiner Zeit und aus sich selbst heraus, so knüpft Friedrich Spielhagen mehr an den jung-deutschen Roman an, seine Romane sind noch phantastisch, stark durchsetzt mit Reflexionen und voll von Tendenzen. Er singt überall, von seinem Erstlingswerk an, das hohe Lied des Liberalismus, der eben nach dem Jahre 1848 aufzublühen begann. Er bringt in seinen Romanen mit Vorliebe unmotivierte Reden, Toaste an, und ist bis zur Lächerlichkeit tendenziös, wo es gilt, zu charakterisieren. Der Held ist eine so leuchtende Lufterscheinung, der alle Tugenden besitzt, alle Künste versteht, und dessen Feind ist ein solcher Bösewicht, ein solcher Dunkelmann, daß es nichts „Böseres" und Dunkleres geben kann. Kein Wunder daher, daß Spielhagen's Schaffen heute kaum mehr bemerkt wird, wenn er auch Jahr für Jahr einen Roman auf den Büchertisch legt. Es gab eine Zeit, da er zu den Ersten gezählt hat und auch zu ihnen gehört hat, weil seine Romane, wenn auch Tendenzromane, so doch aus der Zeitströmung hervorwuchsen. Er führt eine glänzende Feder und ist ein Charakter von fester Selbständigkeit, aber seine Tendenzen und seine Romane sind veraltet, weil sie eben nicht aus der Zeit selbst, sondern aus einer Strömung dieser Zeit geboren. Zwei Romandichter aber gibt es, die, wenn sie auch aus jener Zeit stammen und nicht mehr zu den Lebenden gehören, doch nie veralten werden, das ist Gottfried Keller und Theodor Fontane.

Gottfried Keller ist vielleicht der größte Romanschriftsteller nach Goethe, weil er, wie kein anderer, eine schöpferische Kraft besaß, Welten und Leben aufzubauen, weil er ferner ein unübertrefflicher Schilderer ist, und weil er eine seltene Beobachtungsgabe gerade für die kleinen Alltäglichkeiten hat. Er kann uns alles anschaulich und zugleich interessant schildern, er ist unerschöpflich im Fühlen und Empfinden. Er besitzt aber auch eine große Gabe des echten Epikers; es ist wie Meyer sagt: „Die Kunst, seinen Schöpfungen bei allen Mannigfaltigkeiten eine innere Einheit zu leihen." Was Keller's Sprache anbelangt, so ist sie, wenn nicht überall einwandfrei, so doch immer kräftig, eigen und der Stimmung angepaßt.

Theodor Fontane ist eigentlich der entgegengesetzte Pol Keller's. Beide arbeiten mit anderen Mitteln und erstreben auch andere Ziele. Keller ist der schöpferische, Fontane der beobachtende Teil; Keller sieht in der Poesie

Digitized by Google

ein Lehr-, Fontane ein Lernobjekt. Anders gesagt, Keller will, wie er selbst sagt, die Leute unterrichten, Fontane will zunächst selbst an der Poesie durch seine Beobachtungsgabe lernen. Er sieht die Welt, wie sie ist, und will sie mit der Feder skizzieren. Er läßt die Menschen reden, wie sie wirklich reden, abgehackt, unbeholfen, er schildert mit Vorliebe harte, feste, kurze Leute, Leute, die in die Welt taugen, keine Schwärmer und Träumer. Er ist der erste, der durch seine Art und seine Vorliebe für Berlin den Grundstock zum „Großstadtroman" legt. Er ist der unbewußte Begründer des deutschen Naturalismus. Die Jungen der achtziger und neunziger Jahre nennen ihn gerne einen der Ihren.

Auch hier wieder spricht die Politik für die Entwickelung des Romans mit. Berlin war Reichshauptstadt geworden und das Augenmerk von ganz Deutschland auf diese Stadt gerichtet. Darum mußte sie auch literarisch entdeckt werden. Dies konnte nur dem Zeitgeist entsprechend auf realistischem Wege geschehen. Paul Lindau schrieb auch zur damaligen Zeit einen Romancyklus „Berlin", in dem er die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens der Reichshauptstadt in den letzten fünfzehn Jahren schildert. Fritz Mauthner hat ebenfalls im Jahre 1886 einen Romancyklus „Berlin W" begonnen. Wenn Paul Lindau und Fritz Mauthner mehr das Leben der oberen Zehntausend schilderten, so schilderte Fritz Dernburg das der unteren Stände. Durch den Einfluß der Franzosen kam auch der Naturalismus im Roman zu uns nach Deutschland, konnte sich aber bei dieser Dichtungsart nicht lange bei uns erhalten. Conrad, Bleibtreu, Alberti und Kretzer waren die nahmhaftesten dieser Naturalisten, die gar bald abwirtschafteten, weil der Spielraum für den Naturalismus im Roman zu groß ist, die breiten, allzu breiten Schilderungen ermüdeten die Leser, weil all' diesen Deutschen jene Wissenschaftlichkeit, die den Zola'schen Naturalismus auszeichnete, fehlte, jene Wissenschaftlichkeit, die durch die Belebung gewisser toter Dinge bei Zola erträglich wird.

Nach ihnen kommen jene Realisten, die die Psychologie besonders berücksichtigen. Unter ihnen als erster Sudermann, mit ihm eine ganze Schar junger Talente.

Diese haben sich, ohne Naturalisten zu sein, die Vorzüge des Naturalismus angeeignet, die in einer sachlichen Schilderung des Milieus, in einer den Situationen angepaßten Sprache bestehen.

Wir haben nun damit die Hauptetappen, die der deutsche Roman im neunzehnten Jahrhundert durchgemacht hat, in großen Zügen besprochen. Näher auf einzelne Zeitepochen, auf einzelne hervorragende Autoren, deren wir besonders in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine gute Anzahl besitzen, einzugehen, liegt weder in der Absicht und im Zwecke dieser orientierenden Worte, noch erlaubt es die karg bemessene Zeit.

Zum Schlusse wollen wir nur noch kurz die Eigenschaften durchgehen, die

Digitized by Google

einem guten Roman zukommen, und zwar speziell diejenigen, die einem modernen Roman, der aus unserer Zeitepoche geboren ist, eigen sein müssen.

Ein guter Roman muß erstens nicht nur ein bloßes Spiegelbild des Lebens sein, nicht nur Worte, Thaten, Gefühle der Menschen bringen, wie sie sich im Leben finden, sondern er muß von einer großen Idee getragen sein und aus einer gleichmäßigen Weltanschauung hervorgehen.

Ein guter Roman muß in gewisser Beziehung erschöpfend sein, er muß die Personen, die darin vorkommen, ganz und klar enthalten. Die Handlung darf keine namhaften Lücken aufweisen.

Ein guter Roman muß, wie schon aus obigem hervorgeht, eine kräftige Handlung enthalten.

Ein guter Roman muß vor allem wahr sein, nicht erlebt, aber wahr. Er muß, wie jedes wahre Kunstwerk, auch ehrlich sein.

Leider ist das Urteil der Durchschnittsleser speziell dem Roman gegenüber ein sehr schlechtes. Selbst sonst gebildete Leute lesen Romane meist mit fieberhafter Hast und erblicken in dem Moment, ob sie sich „kriegen" oder nicht, die Hauptsache, das Um und Auf des Romans.

Und doch kann uns ein guter Roman tausendmal mehr sagen! Gerade im realistischen Roman finden wir prächtige Schilderungen, die des Autors Beobachtungsgabe zeigen.

Jene „Freude am Alltäglichen" müssen wir von feinen Romanciers, von Leuten, wie Keller, Fontane, Raabe lernen; wir müssen beobachten, wie da auf einmal alle Dinge, die kleinen Gegenstände des Hausrates, die kleinste Bewegung einer Person vergoldet wird von des Dichters göttlicher Poesie.

Dann wird das Leben uns auf einmal wie ein Fest erscheinen, bei dem jede Kleinigkeit Bedeutung hat, wir werden unsere großen Leiden übertünchen mit der Freude am Alltäglichen. Eine feine Lebenskunst muß sich aus der durch die Lektüre guter Dichter gestärkten Beobachtungsgabe herausbilden. Dann erst hat Poesie einen Wert, wenn durch sie alles, selbst der unscheinbare Alltag, vergoldet wird.

Der Roman soll ein Spiegelbild des Lebens sein, und wie wir uns an einem guten Landschaftsbild nach der schönen Natur erfreuen, wie wir ein Stück Paradies in Form der Abbildung einer wunderbaren Gegend in unser Zimmer hängen, so sollen wir uns an einem guten Roman des Lebens freuen und staunend alle jene Seelenstimmungen, alle jene letzten Gefühle in uns aufnehmen, die kein Gelehrter ergründen, die nur ein Dichter sehen, verstehen und deuten kann.

So gibt die Kunst neues Leben, und so hat auch der gute Roman eine andere Bedeutung, als nur flüchtig zu unterhalten und die Sensationssucht des Menschen anzuspannen. So wird der Roman zum Kunstwerk, so das Kunstwerk zum reinen Kunstgenuß.

Digitized by Google

Und erſt, wenn Leben und Kunſt in einander fließen, dann werden wir aus der Kunſt heraus den Sinn des Lebens ahnen und aus dem Leben den Zweck der Kunſt, der da iſt, den armen, haſtenden Menſchen den Alltag und die Arbeit zu vergolden, indem ſie ihnen die Wohlthaten der Schönheit ſpendet und vermittelt.

Digitized by Google

Ein deutsches Spiel.

Wenn wir die modernen Bühnenstücke mustern, wie sie in unseren Tagen schon die Übermacht an den Theatern zu gewinnen drohen, wenn wir die Schaustellungen betrachten, die dem Volke in den meisten größeren Städten durch Tingel-Tangels und allerlei Schmieren geboten werden, so können wir uns des Schmerzes nicht erwehren über den Rückgang alles idealen Lebens, über die Gewalt, die man der Kunst anthut, der Kunst, die doch über dem gemeinen Leben stehen sollte, zum mindesten aber nicht unter ihm. Da bemächtigt sich unser eine geheime Furcht um die großen Massen des Volkes, denen solche geistige Nahrung vorgesetzt wird, und unter denen so wenige sie verkosten können, ohne psychischen Schaden zu nehmen.

In diesen Zeiten des vielfach bemerkbaren ethischen und ästhetischen Verfalles in der Kunst, in diesen Tagen der Massen-, Schund- und Schandproduktion begrüßen wir mit Freuden das immer häufigere Wiederauftauchen echter Volksspiele, welche die Religon oder Vaterlandsliebe und Heimatkunst zum Prinzip haben.

Weltberühmt geworden sind ja die rein religiösen, vielbesprochenen Oberammergauer Passionsspiele.

Wir wollen uns heute einmal ein vaterländisches, ein historisches, ein rein „deutsches Spiel" ansehen. Fast jedes Kind in schwäbischen Gauen und wohl auch noch darüber hinaus kennt Wilhelm Hauff's romantische Sage „Lichtenstein", und jeder Erwachsene rechnet die Lektüre dieses deutschen Romans zu den lieblichsten Erinnerungen der Jugendzeit.

Es ist schon mehrmals versucht worden, die bewegte Handlung dieser Erzählung in dramatische Form zu bringen, doch stets mit geringem Erfolg.

Denn es war unmöglich, diese umfangreiche, bunte Sage für die Dramatisierung erschöpfend auszunützen, und beim Versuch mit Kürzungen ist Hauff stets zu kurz weggekommen; der echte poetische Zauber, den der jugendliche, phanthasiereiche Geist des leider zu früh dahingegangenen Dichters seinem Werke zu geben verstanden hatte, ging bei jenen Arbeiten meist zu sehr auf.

In neuester Zeit nun hat Rudolf Lorenz, Halle a. S., abermals einen Versuch der Dramatisierung gewagt. Sein Werk ist ein echtes Volksspiel. Er selbst nennt es ein „deutsches Spiel" und die einzelnen Akte „Vorgänge". Er hat es verstanden, die Hauptsache aus „Lichtenstein" herauszugreifen, ohne den weitschweifigen zweiten

Digitized by Google

Teil der Sage zu berücksichtigen, Handlung an Handlung natürlich und in gebotener Kürze zu fügen und so ein gut abgerundetes Ganzes zu schaffen, ohne Hauff zu beleidigen. Die schönsten Szenen der Erzählung finden wir im Spiel getreu wieder und hören, wo immer möglich, die liebliche Sprache des gewandten Autors des „Lichtenstein".

Das Spiel beginnt, wie die Sage, mit dem Vorgang im Besserer'schen Hause in Ulm. Der Einzug der Bündischen, das Fest im Rathaus, der Vorgang im Besserer'schen Garten, Sturmfeder vor dem Kriegsrat, das Lager bei Blaubeuren, Sturmfeder's Zug mit dem Pfeifer von Hardt, seine Verwundung, seine Verpflegung durch des Pfeifers Weib und Kind, der Vorgang im Hirsch zu Pfullingen, der Zweikampf mit dem Mann ohne Namen, der feierliche Akt in der Nebelhöhle, Wiedersehen Sturmfeder's und Mariens auf Lichtenstein, Tübinger Fall, des Herzogs Jammer, Ermutigung und Brautbewerbung für Sturmfeder — so ziehen die lieben, bekannten Bilder alle am Auge des Zuschauers vorüber, und hier folgt dann der Schluß, zwar etwas plötzlich, doch gerechtfertigt und auf den Zuschauer mächtig wirkend, in Form eines Huldigungsaktes getreuer Freunde und Unterthanen vor dem Herzog, wodurch dieser gerührt und neu aufgerichtet froher und hoffnungsvoller in die Zukunft blickt, zwar unglücklich, aber ein Mann voll Hoheit der Seele, der dulden und kämpfen kann.

Zu Honau im Echatzthale, am Fuße des jetzigen Schlößchens Lichtenstein — das alte stand nicht an dieser Stelle, sondern jenseits mehr gen Westen, wo die Nebelhöhle liegt — ist ein mächtiges Zeltdach errichtet über einen Raum, der fünfzehnhundert Sitzplätze hält und zweitausend Zuschauer faßt. Rechts und links genießt man einen lieblichen Ausblick auf die umliegenden Berge und das Schlößchen Lichtenstein. Hier wird dieses „deutsche Spiel" von Lorenz selbst geleitet, durch Bewohner der Umgegend, sowie von Pfullingen und Reutlingen aufgeführt. Das Ganze leitet ein schwungvoller Prolog ein. Man muß zugeben, die Leute zeigen zum größten Teile Feuereifer und ein gutes Rollenverständnis, doch lassen einzelne und leider gerade auch Hauptpersonen, wie Georg von Sturmfeder, Marie von Lichtenstein, der alte Lichtenstein, Auge und Ohr des Besuchers ziemlich unbefriedigt. Da aber an verschiedenen Spieltagen verschiedene Personen die gleiche Rolle versehen, so muß bemerkt werden, daß hier die Spielenden vom 16. Juni gemeint sind.

Aktuell und deklamatorisch meisterhaft erschien das Spiel des Herzogs Ulrich — dargestellt durch Lorenz selbst. Neben ihn möchten wir Bertha von Besserer stellen, dann Schweinsberg, den Pfeifer, die Pfeiferin, Bärbele u. s. w.

Drastisch und sehr wirkungsvoll angeordnet wurden die Gruppenbilder: das Mahl in Ulm, das Lager bei Blaubeuren, die Wirtshausszene im Hirsch zu Pfullingen, der Huldigungsakt am Schluß.

Wägen wir alles ab, so ist der Gesamteindruck, den das Spiel auf die Seele, speziell die Volksseele machen muß, nur ein vorteilhafter, ein erhebender, für Treue zu Fürst und Vaterland, für die schöne, schwäbische Heimat ein begeisternder.

Ehre darum allen denen, die ein solches Unternehmen in's Leben riefen und förderten, denn sie haben ein edles, ein patriotisches Werk gethan!

Tübingen. Max Kienningers.

Digitized by Google

Des heiligen Vaters Jahrhundert-Ode.*)

Vorbei die Zeit, die das Edle in Pflege nahm!
Der Erdensinn, die Genußsucht zur Geltung kam!
Erfindungen und Flackerlichter
Locken zu leichteren Liedern den Dichter.

Doch was als Gabe spendet die neue Zeit,
Mir weckt es Kummer und Bangigkeit:
Ringsum, soweit die Augen reichen,
Seh'n sie des Rückgangs traurige Zeichen.

Wem gilt mein erster Wehruf? Dem Mord am Thron?
Zerbroch'nen Zeptern? Schamlosem Frevelhohn?
Soll ich den Vatikan beklagen,
Daß er so schmachvoll in Fesseln geschlagen?

Ja, Rom, entrissen war dir das Prunkgeschmeid,
Das keine Knechtung je noch so tief entweiht,
Der Sitz des Papsttums war geschändet,
Dem die Jahrhunderte Ehre gespendet.

*) Daß der heilige Vater nicht nur ein Freund und Gönner der Poesie, sondern selber ein bedeutender Dichter ist, dürfte allen Lesern bekannt sein. Nach dem Vorbilde des Horaz, dessen Formvollendung seine Lyrik sich oft nähert, hat Leo XIII. zur Jahrhundertwende auch ein „Carmen saeculare" verfaßt, dessen deutsche Fassung, von unserm vaterländischen Dichter, Domherrn Julius Pohl, geprägt, wir hiemit oben unsern Lesern bieten. (A. d. R.)

Digitized by Google

Man schuf Gesetze — weh! die nach Gott nicht schau'n!
Wo bleibt der Sieg des Rechts da? wo Rechtsvertrau'n?
Ist's vom Altar erst losgerungen,
Wird jedes Recht von der Obmacht verschlungen.

Gelehrter Wahnsinn stellt — wer vernahm es nicht? —
Gottlose Sätze dar als das höchste Licht.
In's Inn're der Natur, der stumpfen,
Strebt er, die Gottheit frech zu versumpfen.

Daß wir aus höherm Stoffe geschaffen sind,
Verwirft er sinnlos, — grübelt und forscht und sinnt,
Ob nicht Getier und Mensch mitsammen
Ein und der nämlichen Wurzel entstammen.

So wälzt im Schlamme schamlos der Frevel sich.
O blinder Hochmut! Menschheit, erhebe dich:
Befolge treu des Herrn Gebote,
Der deinen Trotz mit der Hölle bedrohte.

Der gleicherweise Leben und Wahrheit ist,
Kann Glück uns geben einzig zu jeder Frist —
Wie sich auch unf're Wege wenden,
Keiner als er kann das Heil uns spenden.

O Trosteszeichen! Laßt uns denn hoffen doch!
In allen Reichen lebt ja der Glaube noch:
Wie bracht' mein Ruf zu Petri Hallen
Wieder die Völker so fromm in's Wallen!

O Jesu, der du künftig uns richten wirst,
Zeig' unf'rer Zeit dich gnädig als Friedensfürst
Und zwing trotz blinden Widerstrebens
Siegreich die Welt auf die Pfade des Lebens!

Laß überall die Saaten des Friedens blüh'n,
Den Aufruhr schwinden, lasse den Brand verglüh'n!
Ungläub'ger Menschen Trug und Ränke,
Heiland, zum Abgrund der Hölle versenke!

Digitized by Google

Die Völkerführer lenke dein heil'ger Geiſt,
Daß jeder thue, wie dein Gebot ihn heißt,
Und daß ein Hirt und eine Herde
Endlich der Segen der Menſchheit werde.

Vollbracht iſt nun mein Lauf. Deiner Huld verdank'
Ich neunzig Jahre. Gieb noch den Überſchwang:
Wofür er Lebenslang geſtritten —
Heiland, erfüll' deines Leo Bitten!

Julius Pohl.

Digitized by Google

• Das Hässliche in der Kunst. •

Von Joh. Ev. Schweiker.

Das Häßliche sowohl in physischer wie moralischer Hinsicht hat, ontologisch betrachtet, kein positives Sein; es bezeichnet einen Mangel an den Dingen, Vorgängen und freien Handlungen, also das Seinsollende, nicht ein wirklich Seiendes. Das Häßliche ist — im Gegensatz zum Schönen — keine positive, sondern eine negative Qualität (Accidenz) eines Objektes (Substanz). —

Obwohl nun das Häßliche kein eigentlich Wirkliches ist, so können wir doch wahre Ideen von demselben haben, und da nach unseren früheren Ausführungen (Februarheft 1901) jede wahre Idee, sofern sie überhaupt künstlerisch darstellbar ist, ein geeignetes Sujet für die menschliche Kunst bildet, so kann auch das Häßliche beiderlei Art — theoretisch betrachtet — Gegenstand der künstlerischen Behandlung sein. Echte Kunstwerke dieser Gattung rufen stets ästhetisches (künstlerisches) Wohlgefallen hervor, mag nun das Kunstprodukt z. B. ein garstiger Hund oder ein von glühender Rachgier erfüllter Mensch sein.

Allein — praktisch gesprochen — wird der Künstler nur selten nach Objekten des Moralisch-Häßlichen und noch seltener des Physisch-Häßlichen

Digitized by Google

behufs künstlerischer Behandlung greifen. Der Grund hievon liegt in den psychischen Wirkungen solcher Kunstwerke. Während dasjenige Kunstwerk, welches etwas dem Inhalt der Idee nach nicht Häßliches darstellt, die Möglichkeit bietet, neben dem ästhetischen Wohlgefallen auch noch natürliches, sinnliches oder religiöses Wohlgefallen zu erzeugen, ruft ein Kunstwerk von häßlichem Ideeninhalt möglicherweise natürliches, sinnliches, sittliches oder religiöses Mißfallen hervor — bei gleichzeitiger Erregung ästhetischen Wohlgefallens! —

Es erklärt sich hieraus die psychische Erfahrungsthatsache, daß Kunstwerke des Häßlichen weniger günstige Aufnahme und Beurteilung finden, wie andere Kunstschöpfungen.

Stellen wir uns beispielsweise ein echtes Kunstwerk vor, welches einen sehr häßlichen, anormalen Hund darstellt, so bewirkt dieses Produkt als Kunstwerk ästhetisches Wohlgefallen. Dagegen entsteht in uns infolge der Widernatürlichkeit der trefflich dargestellten Hundsfigur ein natürliches Mißfallen. Wir empfinden daher zwei, wenn auch gerade sich nicht bekämpfende, so doch entgegengesetzten Richtungen angehörige Gefühle, von denen das Mißfallen den günstigen Gesamteindruck mindert.

Oder wir stehen vor dem Kunstbilde, das uns einen von wilder Rachgier erfüllten Menschen zeigt. Die Übereinstimmung der Idee mit der körperlichen Darstellungsform erregt unser ästhetisches Wohlgefallen. Das Unsittliche aber, das uns aus dem von Rache entstellten Gesichte leuchtet, erweckt in uns sittliches und natürliches Mißfallen; daher eine ähnliche psychische Verfassung, wie beim vorher angeführten Beispiele. —

Über das Häßliche in der Kunst ist schon sehr viel gestritten und geschrieben worden. Daß die Anschauungen in dieser Sache so verschieden waren und sind, hat seinen Grund meistenteils in der Verschiedenheit der Auffassungen über die Aufgabe der Kunst.

Wer der Überzeugung ist, daß die Kunst lediglich die Forderung zu erfüllen hat, eine wahre Idee in eine entsprechende körperliche Form zu bannen, wird unseren oben dargelegten Erörterungen über das Häßliche in der Kunst beistimmen.

Wer aber die Aufgabe der Kunst darin erblickt, Werke zu schaffen, welche inhaltlich und formell ausschließlich Wohlgefallen hervorrufen sollen, kann die Kunstwerke des Häßlichen nicht billigen, weil sie eben keinen ungeminderten und ungetrübten Genuß, den er verlangt, gewähren. Unseres Erachtens ist es jedoch verfehlt, die Aufgabe der Kunst in die Erzeugung des Genusses zu setzen, sondern in die Verwirklichung des **objektiv Schönen**, dessen naturgemäße unmittelbare **Wirkung** auf den betreffenden Geist

Digitized by Google

des Menschen, das den verschiedenen, jeweils festgehaltenen Gesichtspunkten entsprechende Wohlgefallen bildet.

Um Verwechslungen vorzubeugen, sei noch bemerkt, daß man das Häßliche in der Kunst oder die Kunst des Häßlichen von den häßlichen Kunstwerken wohl unterscheiden muß. In letzterer Hinsicht verbreitet sich das jüngst vollständig erschienene Prachtwerk P. Albert Kuhn's: Allgemeine Kunst-Geschichte in faßlicher und orientierender Weise.

Digitized by Google

Kritische Umschau.

Romane und Erzählungen.

Aus dem Buche des Lebens. Novellen von M. Herbert. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Es mag gewiß nicht angenehm sein, wenn man, wie M. Herbert, am Höhepunkte des Ruhmes und des künstlerischen Schaffens angelangt ist, aus demselben Lager heraus, fast aus dem Kreise der Verehrer seiner Kunst, mahnende Stimmen zu hören, die von Jüngeren, Unbekannteren kommen, und die ihr und ihrer Art zu schaffen Vorwürfe und Ausstellungen machen. Aber wir sehen M. Herbert das Gold ihres Talentes nicht schätzen, wir sehen, wie sie in den letzten Büchern mit demselben ein böses Spiel treibt. Und um dieses zu retten, und aus dem egoistischen Grunde heraus, es uns zu erhalten, müssen wir sprechen, ruhig und maßvoll, wie man zu jemandem spricht, der einen arbeitsamen, an künstlerischen Erfolgen reichen Lebensabschnitt hinter sich hat, offen und ehrlich, wie man zu jemandem spricht, den man achtet, wie jemand sprechen muß, der es mit der Kunst ernst nimmt.

Der neue Novellenband „Aus dem Buche des Lebens" wird durch eine längere Erzählung „Nur Worte" eingeleitet. Dieselbe enthält einen guten Charakter, der auch bis zum Schlusse gut durchgeführt ist und lebenswahr wirkt, es ist der des Baron Lothar von Gutland. Der Konflikt, wie die Handlung, sind gut gewählt, aber wie das meiste in der letzten Zeit von M. Herbert, technisch schlecht durchgeführt. Diese technischen Mängel zeigen sich erstens in der Einführung und Charakterisierung der einzelnen Personen. Wir lernen dieselben im Anfange kennen, hören sie seitenlang sprechen, ohne aus ihren Reden, aus ihren Handlungen ihre charakteristischen Eigenschaften herauszumerken. Zwanzig Seiten später etwa wird uns die Person dann erst „seelisch" vorgestellt. Das ist ein großer Fehler, weil wir uns doch schon mühsam aus der gleichgiltigen ersten Einführung der Person, aus unserer Phantasie heraus, aus dem Schatze unserer Bekanntschaften vielleicht, einen Charakter konstruiert haben, der mit dem uns später von der Autorin vorgestellten nicht recht harmoniert. Dadurch werden dann die Charaktere wässerig und farblos. So ist es bei der Einführung des Charakters Lene's, so ergeht es uns mit Francis Holt, so mit Baron Max. Trotzdem kommt noch nach dem Baron Gutland seine Tochter Lene am klarsten und besten heraus. Francis Holt und Baron Max Zehren sind jene typischen Idealmenschen der älteren Erzählungsliteratur, wahre Engel, aber doch niemals ganze Menschen. Auch die schöne, böse, kokette Witwe Frau von Schweidnitz ist im besten und schlechtesten Sinn des Wortes eine Romanfigur, nur ein Typus, kein Charakter. Die Kraft Herberts reicht hier nicht

Digitized by Google

aus, alle Figuren plastisch und glaubhaft durchzuführen. Die Handlung ist gewiß interessant, der Konflikt gewiß packend, aber die Lichter und die Schatten sind unzureichend verteilt. Dennoch ist diese Erzählung die bedeutendste des Bandes, die auch M. Herberts Gabe, eine Handlung zu ersinnen, verrät. Unpsychologisch, vielleicht nicht so sehr im Sujet selbst, als in der Durchführung ist „das Sterbekleid der Madame Roland," eine Geschichte aus den Tagen der französischen Revolution. Die Einleitung ist gut und in einem fast historischen Stil geschrieben, aber die Handlung ist sehr schwach, sehr unglaublich, sehr unpsychologisch. Eine begeisterte, fanatische Revolutionärin findet doch andere Argumente, als jene Frau Roland. Die blutdürstige Bestie, die zuerst in diesem Weibe steckt, sollte sich durch die Erzählung einer alten Näherin über die schlechte Behandlung, die der kleine Dauphin erfährt, auf einmal in ein fühlendes, verstehendes, zu Thränen gerührtes Weib verwandeln, die vor der Näherin niederkniet, ihren Segen begehrt und ausruft: „Wir, die wir so viel Herz zu haben glaubten für das Vaterland, haben seinen heiligen Boden mit Blut getränkt, mit unnennbaren Greueln befleckt. Ich habe an diesem Irrtum teilgenommen und sühne ihn mit dem Tode." Und mag in dieser Erzählung auch ein historischer Kern stecken, so ist er sehr ungeschickt und unpsychologisch mit Poesie umgeben. Besser ist die Legende „Die Weberin," die eine geheime Spitze gegen die Frauenarbeit und Emanzipation in sich trägt. Man kann über gewisse Ansichten nicht streiten, weil die Sache eben zu legendenhaft dargestellt ist, also nicht auf fester Basis steht, sondern gewissermaßen mehr „schwebt." Sehr schwach erscheint mir die Novelle „Teuer erkauft," da happert es wohl sehr stark mit der Psychologie. Herbert will uns zeigen, wie eine junge Frau, der ihr Gatte, ein Wunder an Gelehrsamkeit, er war Philosoph, Chemiker, Mathematiker, Essaist und Universitätsprofessor (konnte schon mit sechs Jahren lateinische Schriftsteller übersetzen) nach und nach ihren Glauben weggespöttelt hat, nach dessen Tod durch ihr Kind, durch den Tod dieses Kindes, zum Glauben zurückgeführt wird. Haben Sie jemals gehört, daß ein fünfjähriges Kind durch allzu viel Studium schwürige Füße bekommt? Haben Sie jemals gehört, daß man einem kranken Kind von fünf Jahren sagt, daß ihm die Füße amputiert werden müssen? Haben Sie jemals gehört, daß darauf ein Kind sagt: „Mama, ich will dem lieben Christkindchen meine Füße schenken." Die Überweisheit und Klugheit der Kinder bei M. Herbert, hat vor wenigen Monaten schon ein anderer Kritiker ganz richtig hervorgehoben.

Sehr nett hingegen sind die beiden Skizzen „Wie ich meinen Bruder kennen lernte" und „Der Ball," da zeigt sich wieder die liebenswürdige Kleinkunst, nichts ist konstruiert und gequält, wie in den anderen Novellen. Die beiden letzten „D'Wabi" und „Seine letzte Novelle" stehen wieder nicht ganz auf der Höhe, besonders die „Letzte Novelle" ist ein bischen sensationell.

Wir haben in diesen Zeilen uns bemüht, dem neuen Buche der Herbert gerecht zu werden. Wir haben die Mängel desselben nicht verschwiegen, an Beispielen sie zu zeigen gesucht, wir haben die Vorzüge anerkannt. Die Enge des Raumes zwang uns, nicht detailierter auf alles einzugehen, die Enge des Raumes einerseits und der Gedanke andererseits, der Leser dürfe durch diese Kritik nicht mehr als orientiert werden. Ihm sei es überlassen, nach Goldkörnern in den Novellen der Herbert zu suchen. So wird die Lektüre des Buches ihn mehr erquicken, als jenen, der berufen ist, zu messen, zu proben und sich dabei Notizen zu machen. Darum zweifle ich nicht, daß viele, die das Buch lesen, daran eine Freude haben werden, der Kritiker kann dies nicht.

München. Carl Conte Scapinelli.

Digitized by Google

Otto Julius Bierbaum, Die Schlangendame. Mit 38 Zeichnungen von Felix Vallotton. Dritte Auflage. Berlin, Schuster und Löffler. M. 2.—.

Zum Entsetzen des einen oder anderen Lesers muß ich offen und frei gestehen, daß mir die Schlangendame gut gefallen hat. Weniger wegen des Stoffes; denn die Geschichte von dem dicken, körperliche Nahrung und langsame geistige Verdauung liebenden Studenten ist nicht gerade neu, — aber ausnehmend gemütlich und zugespitzt ist die Bierbaum'sche Art des Vortrags. Vortrag ist allerdings hier ein häßliches Wort und das undeutsche causerie wäre viel treffender. Aber ich meine: so muß etwas erzählt werden, wenn man interessierte Zuhörer haben will. Wenn auch das eine oder andere Mal der Faden abreißt, weil die Lachthränen aus den Augen gewischt sein wollen, das gehört eigentlich mit zur Sache. Sage man gegen den Stoff die schwersten Bedenken: die Form ist vorzüglich.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Ehepaar Orlow. Ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorki. Deutsch von A. Scholz. I. Band. M. G. bei Bruno und Paul Cassirer, Berlin, 1901.

Kaum eben an der Schwelle männlichen Alters angelangt, schaut M. G. auf trübe Jugendschicksale hinter sich zurück. Er mag sich selbst ein Wunder sein: Den Baldgefeierten hat glückliches Talent über niedere Geburt, materielle Not und ihre Begleiterscheinungen hinausgehoben.

Wir verstehen den interessanten und edelgearteten Dichter aus diesem seinem Jugendleben. Nichts erstickt in der Künstlernatur den Drang nach Daseins-Harmonie, blühendem Gedeihen und seinen Bedingungen. Im Kontrast mit einer schlechteren Wirklichkeit erweckt das glänzende Ideal in einer sensitiven Seele die träumerischen Schauer romantischer Sehnsucht. Der Fühlende und Mitfühlend-Hilfsbereite empfindet die Ohnmacht des eignen Willens gegenüber der Brutalität drückender Zustände, gegenüber der nicht- oder übelwollenden Scheinheiligkeit der Mächtigen. Gramvoller Pessimismus — für Schwermut ist G. wohl schon als Slave empfänglich! — und bitter-ironischer Cynismus werden für ihn mindestens ein notwendiges Durchgangsstadium.

Gorki's Milieu ist das des Naturalisten. Wir glauben einen unermeßlichen schmutzigen Ozean zu sehen, momentan scheint sich an einer Stelle eine Welle höher zu heben, ein Strahl — so seltsam es ist — spiegelt sich leuchtend in ihr ab, sie verschwindet, es ist, als sei sie nicht gewesen — das sind Gorki's Skizzen. Seine Menschen — Verkommene, Freudenmädchen, Gauner.

Es sind Gestalten, leibhaft individuelle Figuren, seine Natascha, seine Semka, seine Mischka, seine Teresa. Sie erfreuen uns als Zeugnisse jener freien objektiven künstlerischen Auffassung, die nicht bloß mit dem Auge auch berechtigter Tendenz sieht, sondern das Wirkliche in seiner Ganzheit liebevoll umarmt. Sie wurden für G. lebendig, weil und wo er sie als Verkörperungen von Allgemein-Menschlichem empfand — echt menschlicher Barmherzigkeit, Gerechtigkeitssinnes, innigen Liebesbedürfnisses, des religiösen Triebes, über den Alltag erhaben zu werden. — „Bei uns im Dorfe war ein Soldat . . der las dir den Psalter nur so herunter . . Sehr schön hörte sich's an, wenn man's auch nicht verstand. Aber es sind doch immer solche Worte . . auf der Straße hört man dergleichen nicht." — G. sieht das Allgemeine im Besondern strikt im Goethe'schen Sinn. Und seine Objekte spiegeln ihm seine persönliche Seele zurück: das Hohe, Edle, Gesunde hervorbrechend aus unwürdigen Zuständen. — Dem hohen Lob, das wir G. hiemit zollen, den ungewöhnlichen Fähigkeiten, die wir ihm zuerkennen, müssen wir einige Ein-

Digitized by Google

schränkungen folgen lassen. Gorki's Vorzüge treten nicht rein heraus, er zeigt da etwas Unfertiges und da wieder . . es fehlt eine Nuance, die gerade die Anschauung erst wirklich geschlossen werden ließe, er vergewaltigt ein wenig seine Menschen, läßt sie nicht genug ihre Sprache reden, legt ihnen seine eigenen Reflexionen so direkt in den Mund, tritt überhaupt selbst da und dort etwas zu viel in den Vordergrund.

Unsere ersten Worte über G. mußten wir schon so wählen, daß uns der Hauch einer zarten, empfindungsvollen Natur anwehte, mehr das, was man bei dem Wort „Dichter" empfindet. Mit dem „Dichter" teilt es G., daß er die Natur als Reflex seiner Stimmungen benutzt. Seine Naturschilderungen haben alle etwas Originelles, ihre Züge sind wirklich Selbstgeschautem abgelauscht, aber — sie sind nur zum Teil glücklich gelungen und dann hocherfreulich; zum Teil hat gerade an ihnen die Kraft des Dichters empfindlich versagt.

Das „Ehepaar Orlow," die größere Novelle, nach der das von Scholz zusammengestellte Bändchen genannt ist, hat glänzende, hinreißende Partieen. Da sind die Formen groß, klar, abgerundet; die Bilder sind plastisch und eindrucksvoll; was ein anderer schildern würde, verdichtet sich zur bestimmten, lebendigen Figur; die Wirkung eines Ereignisses wird lebhaft und natürlich an einem anschaulichen Reflex klar gemacht. Die Schwermut des Grischka Orlow findet ergreifend-einfache Accente. Das Betragen der zwei besonderen, tief aufgefaßten Menschenkinder wird typisch. Die weiten Regionen des menschlichen Herzens erhellen sich vor uns. Hat man sich aber das Ganze klar gemacht, so empfindet man in allen Teilen etwas Dissonierendes. Es ist im großen etwas Ähnliches, wie wenn im kleinen Unwesentliches zu stark herausgehoben, Wesentliches vernachlässigt wird. Die Dichtung ist weder das reine Bild einer einseitig überwuchernden Leidenschaft, noch eines gerade nun einmal so beschaffenen Menschen (Grischka), noch des Einflusses von Zuständen und und ihrem Wechsel auf zwei individuelle und dabei typische Menschen. Alles geht durcheinander, das Ganze so tief schädigend, daß man nicht ignorieren kann. Hier empfindet man es nun gegenüber einem eignen, intensiven, unerquicklichen Ärger wesentlich als Pflicht, den Autor dennoch hochzuhalten als bedeutend und interessant.

Hat G. in seinen Grischka zu viel Persönliches gelegt, das er nicht mehr ganz als für sich verbindlich darstellen konnte, ohne andererseits ganz darüber weg zu sein? Oder konnte er bei seiner Natur von dem, was er erlebte, hin und hergerüttelt, sich noch nicht zur vollen Ruhe und Strenge künstlerischer Auffassung durcharbeiten?

Nichts ist grausamer als die ästhetische Kritik. Mit Blut vom eigenen Herzen soll der Poet seine Wesen nähren, aber wehe, wenn er sein Herz nicht auch vollkommen überwunden hat. — Möge der Leser, der sonst Lust hätte, das Werkchen sich anzuschaffen, mitleidiger sein.

K. Volk.

Lyrik.

Heinrich Schoene, Der Bayern Ruhmesthaten, Balladen und Lieder. II. Der Krieg gegen Frankreich 1870/71. Fünfzigste Auflage. Hannover, A. Weichelt, 32 Seiten.

Unsere patriotischen Feste sind um dichterische Stoffe nicht verlegen. Ich kann das wissen; denn ich habe mich in dieser Art Literatur umgesehen und selbst vor einigen Jahren ein paar Festspiele für solche Zwecke geschrieben. Es muß anerkannt werden, daß die Verse von Heinrich Schoene, der einmal mit Recht den besonderen Anteil bayerischer Krieger an den Erfolgen des

Digitized by Google

letzten großen Krieges besingt, in ihrer natürlichen und wenig gekünstelten Art von ganz guter Wirkung sein müssen. Besonders gefiel mir, daß er auch der französischen Tapferkeit, wo es am Platze war, gerecht wird. Kriegervereine werden mit Nutzen diese Dichtung gebrauchen können; die unvermeidlichen lebenden Bilder ergeben sich von selbst und einige prägnante Sachen hat Aug. Oertel vertont. Einen literarischen Wert beanspruchen die Verse — auch meine oben erwähnten Spiele — natürlich durchaus nicht.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Literaturgeschichte.

Hassel, Streiflichter auf die Unterhaltungsliteratur der letzten 20 Jahre. Stuttgart. 1901. Druck und Verlag der Belser'schen Verlagshandlung. 50 Seiten. 80 Pfennig.

Im protestantischen Lager Deutschlands sieht es rücksichtlich der Stellungnahme zur Literatur ziemlich ähnlich aus wie im katholischen. Wie wir Katholiken der ausgesprochenen Tendenzliteratur einerseits und der Kinderstubenbelletristik andererseits allmählich immer überdrüssiger zu werden beginnen, so hat sich auch innerhalb des gläubigen Protestantismus seit längerer Zeit eine Reaktion sowohl gegen die Fadaisen des „Gartenlaube"-Romans als auch gegen den protestantischen Tendenzroman strenger Observanz geltend gemacht. Auf beiden Seiten will man jetzt auf christlicher Basis und Weltanschauung eine Literatur haben, die künstlerische Qualitäten zeigt und im Rahmen der deutschen Nationalliteratur etwas wert ist. Auf protestantischer Seite ist es vor allem der „Türmer," der für diese gesunden und zeitgemäßen Bestrebungen eintritt, während katholischerseits unsere „Literarische Warte" diese Aufgabe übernommen hat. — Aus solchen Intentionen heraus ist auch vorliegende, für Protestanten berechnete Broschüre geschrieben. Sie setzt sich aus den Kapiteln: „Die Jüngstdeutschen und Modernen" — „Unabhängige und Neutrale" — und „Christliche Unterhaltungsliteratur" zusammen und orientiert den Nichtkundigen so leidlich über die belletristische Produktion der zwei letzten Jahrzehnte. Psychologische Analyse der einzelnen literarischen Richtungen und Erscheinungen vermissen wir dabei allerdings; aber wahrscheinlich hat das der Verfasser gar nicht beabsichtigt, sondern nur darauf sein Augenmerk gerichtet, seine Leser vor sittenlosen und irreligiösen Autoren zu warnen. Trotz der scharfen und größtenteils berechtigten Ausfälle gegen die „Jüngstdeutschen" erkennt Hassel aber doch an, daß durch die Letzteren „die von der Wirklichkeit sich entfernende Dichtung dem Leben wieder näher geführt, Mannhaftigkeit und Tapferkeit in der Poesie und in der Kritik wieder zu Ehren gebracht" wurden. Im letzten Kapitel: „Christliche Unterhaltungsliteratur" ist sodann das Bestreben des Verfassers anzuerkennen, allzu tendenziös-protestantische Autoren in gemäßigtere Schranken zurückzuweisen, und literarische Qualitäten von Produkten der schönen Literatur zu verlangen. Von katholischen Autoren führt er Hansjakob an, dem er gerecht zu werden sucht, und über den er die Diskussion mit den Worten schließt: „Hansjakob, wenn auch Katholik, steht uns Evangelischen jedenfalls näher als zahllose „protestantische" oder jüdische „Moderne;" mit ihm fühlen wir uns doch eins in wichtigen und entscheidenden Fragen des christlichen Glaubens, während uns von jenen so ziemlich alles trennt."

L. v. Roth.

Digitized by Google

Literatur des Auslandes.

Japanische Dramen. Terakoya und Asagao, übertragen von Karl Florenz. 2. Auflage. C. F. Amelang, Leipzig, 1901. Mk. 6.—.

Trotzdem viele fleißige Hände sich regen, uns mehr und mehr die japanische Literatur zu erschließen, ist unsere Kenntnis des japanischen Schrifttums doch eigentlich immer noch recht gering. Aber gleichwohl ist uns offenbar, daß auch die Literatur Japans den gleichen Einflüssen unterworfen war wie die sonstige Entwickelung des Landes: zuerst Einwirkung chinesischer Bildungselemente, dann das Sprossen buddhistisch-indischer Religionsanschauungen. Eine orientierende Darstellung über japanische Literatur findet sich erst seit 1899 in der „Geschichte der japanischen Nationalliteratur" von Tomitsu Okasaki. (Leipzig, Brockhaus). Erzeugnisse dieser schönen Literatur waren in Europa um die Mitte des Jahrhunderts bekannt geworden, zumeist Romane und Volkserzählungen. Mitford macht in seinen Tales of Old Japan, die 1875 in Leipzig auch deutsch erschienen, den Anfang einer eifrigeren Beobachtung dieser Volkserzählungen, bald folgte David Brauns mit „Japanischen Märchen und Sagen" Leipzig, 1885. Den meist gelesenen japanischen Gesellschaftsroman: Uki yo gata roku mai biyau bu von Ruyetei—Tanehiko (1780—1842) hatte 1848 August Pfizmaier in Wien unter dem Titel: „Sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Welt" in's Deutsche übertragen. Die Lyrik oder besser gesagt „bessere alte Volkslieder," in der „Sammlung der zehntausend Blätter Man-yo-zu" vereinigt, sind nach Pfizmaier, der 1852 darüber schrieb, uns noch nicht weiter als aus wenig Bruchteilen bekannt geworden. Karl Florenz hat uns aus der japanischen Lyrik Mehreres mitgeteilt in den „Dichtergrüßen aus dem Osten" (Leipzig 1894), deren meiste aus Man-yo-zu entnommen sind.

Lyrik und Drama (von der Existenz eines Nationalepos ist uns nichts bekannt) spiegeln viel weiche Stimmung, und in hohem Maße die heroische Romantik, welche dem japanischen Charakter eignet.

Florenz' Übertragung der Dramen „Terakoya" und „Asagao" eröffnet einen Blick in zwei Literaturwerke, welche, wie das japanische Drama überhaupt, zum Gegenstand haben: aufopfernde Treue, duldende Liebe, thätiges Mitleid, Heldenmut, Helden- und Opfertod. Es sind die beiden Stücke jedoch nicht selbständige Dramen, sondern Teile größerer Werke, so Terakoya, „Die Dorfschule," der Hauptakt des historischen Trauerspiels: „Spiegel der vom Kanzler Pugawara überlieferten Schönschreibkunst," an dem vier Verfasser gearbeitet haben, und „Asagao" der Hauptakt aus der „lebenswahren Geschichte der Asagao." Terakoya behandelt die Treue zum Herrscherhaus. Der Sohn eines Vasallen, der zwar äußerlich seinem legitimen Herrscher untreu zu sein scheint, stirbt als Kind freudig den Tod als unterschobener, fälschlich gezeigter Erbe des Thrones. Die Szene spielt in einer Dorfschule. Asagao singt das alte Lied vom Satz: „sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief," das schließlich aber doch allemal glücklich endet.

Die Übersetzung lehnt sich oft wörtlich an das Original an, ist oft auch frei gestaltet, besonders in der Behandlung der Rezitationspartieen, die teilweise in die Reden der sprechenden Personen verarbeitet sind. — Das Buch, das eine treffliche Bereicherung unserer Kenntnisse bedeutet, ist bei Hasegawa in Tokyo auf japanischem Papier gedruckt, und mit prächtigen japanischen Illustrationen geschmückt. Es ist in dieser Ausstattung ein Prunkstück jedes Büchertisches.

Maximilian Pfeiffer.

Digitized by Google

Prachtwerke.

Walhall. Die Götterwelt der Germanen.
Von E. Döpler d. J. und Dr. W. Ranisch.
Verlag von Martin Oldenbourg, Berlin.
Preis in vornehmem Leinenband Mk. 20.—.

„Ein böses Geschick hat uns deutscher Götterlieder und Göttergeschichten beraubt; machen wir daher die nordischen, die auf gleichem Baume gewachsen sind, wie die deutschen, uns zu dauerndem geistigen Eigentum!" mahnt der Verfasser des Werkes, und er benutzt die Woluspa, eine nordische Dichtung, die entstanden ist, als bereits christliche Priester in skandinavischen Landen ihren Glauben predigten, um uns ein grandioses und dichterisch schönes Bild der germanischen Götterwelt zu entrollen. Keiner, der in dem großen Bilderbuch der Weltgeschichte zu lesen liebt, wird das Blatt überschlagen, das von den kühnen, überirdischen Träumen des jugendlichen Germanenvolkes erzählt.

Zu einem Prachtwerke erster Güte wurde das vorliegende Buch durch die herrlichen Originalbilder E. Döplers, d. J. Vornehm in der Farbe, genial in Zeichnung und Komposition, bringen diese Meisterbilder, die durch stilgerechte ornamentale Verzierungen gehoben werden, die Göttergestalten der Germanen, so ich möchte sagen, lebenswahr vors Auge, daß man sie nicht mehr vergißt, daß man sie nicht oft genug sehen und bewundern kann. Nur die Bilder Seite 26 und 37 werden nicht den Beifall finden wie die übrigen, bei denen auch oft die Landschaft recht wirkungsvoll zur Geltung kommt.

Die Firma W. Büxenstein in Berlin, in deren Händen die technische Herstellung des Buches gelegt war, hat in der farbigen Wiedergabe dieser Bilder das Höchste geleistet, was in Deutschland bisher auf diesem Gebiete geboten wurde, sie hat in Bezug auf Reproduktion, Papier, Druck und Einband das Buch zu einem geradezu vorbildlichen gemacht, auf das wir mit Recht stolz sein dürfen.

Hans Eschelbach.

Mitteilungen.

2. Vortragsabend der „Deutschen Literatur-Gesellschaft" am 13. Juli 1901. Der 2. Vortragsabend war ein Tag des Glanzes und der Ehre für die „Deutsche Literatur-Gesellschaft". Der nämliche Saal, der am 10. April noch da und dort Lücken aufgewiesen hatte, war diesmal vollgefüllt, und trotz der dumpfen Schwüle des Sommerabends lauschte das gewählte Publikum mit einer Hingabe und Begeisterung den Darbietungen auf dem Rednerpulte, die einerseits das wachsende Verständnis der Zuhörerschaft für die Aufgaben und Bestrebungen der „D. L.-G." bewiesen und auf der anderen Seite für die Leistungen der Vortragenden und Autoren bei der bekannten Blasiertheit des Münchener Publikums, das auch in Genüssen feinerer und feinster Art verwöhnt ist, sehr schmeichelhaft waren.

Punkt 8½ Uhr ergriff der Vorsitzende, Herr Max Pfeiffer, Schriftführer der „D. L.-G.", die Präsidentenglocke. Er begrüßte die Anwesenden und drückte seine Befriedigung über das zahlreiche Erscheinen aus. Sodann gab er das von ihm zusammengestellte Programm kund; dabei hatte er augenscheinlich die Intention, vorzüglich die Münchner Autoren zu Wort kommen zu lassen.

Zuerst kamen die belletristischen Darbietungen. Vier an der Zahl. In erster Linie der „Herzensbrecher" von M. v. Ekensteen, sodann „Pygmalion" und „Eines neuen Lebens Pforte ist der Tod," von M. Pfeiffer; schließlich die humorvollen „Freunde" von C. C. Scapinelli. Herr Pfeiffer wußte bei seinem Vortrage das individuelle, moderne cachet der Novellen und Skizzen bei seiner großen oratorischen Begabung gut zum Ausdrucke zu bringen, und das Publikum lohnte ihm und den Autoren mit reichem Beifall.

Digitized by Google

Nach einer längeren Pause bestieg dann Schriftsteller C. Conte Scapinelli das Rednerpult und sprach vom „Romane". Das Publikum brachte seinen sachkundigen Ausführungen großes Interesse entgegen. — Im vorliegenden Hefte ist der Vortrag bereits wiedergegeben.

Der dritte Abschnitt gehörte der Lyrik. Hier kam die Modulationsfähigkeit Pfeiffers besonders zur Geltung. Er wußte alles nachzuempfinden und wohlklingend zum Ausdruck zu bringen: Freude und Leid, Resignation und Begeisterung, alle Vibrationen der dichterischen Psyche. Nur der poetischen Originalität und Tiefe Ph. Witkops, die sehr schwer nachzufühlen ist, schien er nicht ganz tongerecht zu werden. Es gelangten noch Gedichte zum Vortrag von M. Pfeiffer, der sich mit einem Male als echt moderner Lyriker dem freudig erstaunten Zuhörerkreis enthüllte, ferner Poesieen von L. Kiesgen, M. v. Ekensteen, A. Dreyer, G. Berg, F. Eichert und Th. Singolt.

Mit einem begeisterten Schlußworte schloß der Vorsitzende den glänzend verlaufenen Abend. Das langte wieder für viele kommende Alltagsstunden! Der „D. L.-G." aber kann man nur zurufen: „Vivant sequentes!" A. L.

Eingelaufene Bücher,

welche sich zur Besprechung in der „L. W." nicht eignen.

1. **Die Deutsche Flotte,** ihre Entwickelung und Organisation von Graf Reventlow, Kaptlt. a. D. 8° Format in feinem, flexibeln Ganzleinenband mit künstlerischem, farbigem Deckbild. 19 Bogen Text mit 142 Textillustrationen, welche hervorragende Persönlichkeiten, geschichtliche Momente und Szenen aus dem Marineleben darstellen. 2 Lichtdrucke und 51 kolorierte Tafeln mit 290 Figuren. Preis Mk. 3.—. Verlag von Fr. Lehmann's Buchhandlung, Zweibrücken.
2. Wallfahrtsbüchlein zum Gnadenbildchen U. L. Frau bei Bianden unter dem Titel **„Heil der Kranken".** Selbstverlag des Verfassers. Luxemburg. Druck der „St. Paulus-Gesellschaft." 1901.
3. **Naturwissenschaftl. Jugend- u. Volksbibliothek.** Bändchen I: **Der Weltbau und sein Meister** von Joseph Rießen. Mit 10 Illustrationen. Kl. 8°. (VIII und 160 S.) Preis eleg. broch. Mk. 1.50, in Originalband Mk. 2.—. Regensburg. 1901. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Zur Beachtung!

Um verschiedene Anfragen generell zu beantworten sei den verehrlichen Mitgliedern mitgeteilt, daß der Beschluß der Generalversammlung vom 5. Mai betr. Bezug mehrerer Exemplare der „Literarischen Warte" zu ermäßigtem Preise, sich nur auf Vereine und Korporationen bezog, die als solche Mitglieder der „Deutschen Literatur-Gesellschaft" sind. Soll von dieser Bestimmung Gebrauch gemacht werden, so müssen die betreffenden Exemplare, die im Ganzen 3 nicht übersteigen können, bei dem Schriftführer der Gesellschaft bestellt werden. Direkte Bestellung bei dem Verlag ist unstatthaft. Es sind für jedes Exemplar 10 Pfg. pro Heft als Porto beizufügen, so daß also für jedes Exemplar im Ganzen Mk. 5.70 einzusenden sind.

Die Vorstandschaft der „D. L.-G."
Der Schriftführer:
Maximilian Pfeiffer.

Herausgeberin: „Deutsche Literatur-Gesellschaft" in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstr. 5. — Verlag: „Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H." in München, Prinzregentenstr. 28. — Druck von H. Mühlberger in Augsburg.

Digitized by Google

1901.

II. Jahrgang. Heft 11.

Nachdruck aller Beiträge verboten.

Literarhistorische Streifzüge.

Von Dr. Heinr. Hub. Houben.

Es giebt eine Reihe von Biographieen, die ihre Existenzberechtigung weniger dem Interesse an den Persönlichkeiten verdanken, deren Namen sie tragen. Letztere bilden vielmehr nur den Mittelpunkt, um den der Forscher ein Kulturgemälde der Zeit ausbreitet und so die Aufgabe erfüllt, die das Ziel auch jeder anderen Biographie ist. Um eine solche Arbeit handelt es sich bei einem Buche, das Ludwig Geiger, der fleißige, ungemein fruchtbare Berliner Literarhistoriker, jüngst über Therese Huber (Stuttgart, J. G. Cotta) veröffentlicht hat. Diese Frau wurzelt in einem Zeitalter, das durch unsere klassische Literaturperiode, die französische Aufklärung, die Revolution und die Anfänge der deutschen Romantik genügend bezeichnet ist. Sie nimmt schon deshalb ein besonderes Interesse in Anspruch, weil sie in den Jahren 1816—1824 die Redaktion des für jene Zeit hochwichtigen Stuttgarter „Morgenblattes" führte, allerdings ohne daß ihr Name genannt wurde, und ohne daß sie durch die Selbstherrlichkeit des Verlegers Cotta auf die Tendenzen des Blattes einen tieferen Einfluß ausüben konnte. Eine große Reihe von Romanen und Übersetzungen tragen den Namen Therese Huber's oder zum Teil den ihres zweiten Gatten; denn 12 Jahre lang, seit dem Jahre 1794, verkehrten ihre Arbeiten unter dieser bekannteren Flagge.

Eine Persönlichkeit aber vor allen trat mit Therese in eine engere Verbindung, der Naturforscher und vielseitige Schriftsteller Georg Forster, dessen Ruhm, erhöht durch den Nimbus des Weltumseglers, in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts auf der Höhe stand. Die Freundschaft

Digitized by Google

mit dem Altertumsforscher Ch. G. Heyne führte ihn nach Göttingen, und dort lernte er Therese kennen, die die Tochter dieses Gelehrten war.

Die Kindheit Theresens bietet manches psychologische Interesse und fordert die Analyse des Dichters heraus. Ein unerquickliches Milieu, in dem sie aufwuchs: der Vater ein unter der Last seiner Thätigkeit seufzender Frohnarbeiter, die Mutter eine leichtsinnige, unordentliche, mit zahlreichen sittlichen Defekten belastete Person. Nur Therese entging ihrem schlechten Einfluß, denn sie war nicht der Liebling ihrer Mutter; die Kritik, die sich zeitig bei dem Kinde gegenüber den Handlungen ihrer Mutter entwickelte, hatte die heilsame Folge, daß sie alles das vermied, was durch das Beispiel dieser Frau und der übrigen Geschwister als nachahmungswert ihr erscheinen konnte. Aus dem Wirrwarr, der Unordnung und dem Schmutz des übrigen Hauses flüchtete das kleine Mädchen bald in die Studierstube und die Bibliothek ihres Vaters und atmete in dieser gelehrten Atmosphäre eine Fülle von Einzelkenntnissen ein, die die Grundlage einer, wenn auch fragmentarischen, dennoch sehr vielseitigen Bildung wurden. Schon mit 4 Jahren las und schrieb die kleine Therese, mit sechs Jahren schon verfaßte sie Briefe und Aufsätze, und noch ehe sie zehn Jahre alt war, schwelgte sie schon in der Lektüre englischer Schriftsteller, natürlich in deutschen Übersetzungen; die Vorliebe für englische Literatur, die sie später durch zahlreiche Übertragungen dem deutschen Lesepublikum selbst vermitteln sollte, hat sie immer beibehalten. Daneben waren es aber Reisebeschreibungen und Werke der Geschichte, für die sie ein nie versagendes Interesse bekundete.

Diese unerquickliche Situation zwischen der nicht geliebten abstoßenden Mutter und dem keine Zeit erübrigenden Vater konnte für die Gemütsbildung des jungen Wesens natürlich nur nachteilige Folgen haben. Ein Glück war es noch zu nennen, daß ihre Mutter frühzeitig starb und eine junge freundliche Stiefmutter an ihre Stelle trat, die alles daran setzte, im letzten Augenblick noch die Verbitterung des Kindes soweit wie möglich zu mildern. Eine Herbheit des Gemütes, eine Abneigung gegen weibliche Freundschaften, eine Schärfe des Urteils und eine Spürkraft für die Schwächen des Nebenmenschen bildeten dennoch das bedenkliche Erbe der freudlosen Kindheit.

Ihre wissenschaftliche Ausbildung regulierte Therese durchaus selbst. Sie verbrachte die Jahre in einer wahllosen Lektüre, deren Gefahr ein frühreifes weibliches Taktgefühl und ein natürlicher Instinkt abwandte. Bald galt sie als die gelehrte Tochter ihres Vaters, und bei den zahlreichen Besuchen von Kollegen und durchreisenden Berühmtheiten, die ihres Vaters Haus nicht übergingen, wurde sie gern als gewissermaßen Gleichberechtigte aufgenommen, die für alle wissenschaftlichen Interessen Teilnahme bekundete, ohne jedoch als junger Blaustrumpf ihre häuslichen Pflichten zu vernachlässigen. Der fast ausschließlich männliche Verkehr mit Studenten und Gelehrten mußte im Laufe der Jahre auch das Weib in Therese wecken. Auch sie entging

Digitized by Google

nicht den ersten Herzensstürmen, wenn auch der Biograph sie mit keinem Namen zu belegen vermag. Ehe sie aber noch selbst infolge einer tieferen Neigung ihr Schicksal bestimmte, hatte ihr Vater schon ihre Zukunft geregelt. Eine enthusiastische Neigung verband ihn mit Georg Forster, und 1784 erfolgte dessen Verlobung mit der 20jährigen Tochter des Göttinger Professors. Ihre Zukunft war aber damit keineswegs geklärt. Forster's Thätigkeit als Dozent in Wilna war eine durchaus widerwillige; seinem genialen Geiste entsprachen die kleinen Verhältnisse dieser Universitätsstadt sehr wenig, und sein unverbesserlicher Optimismus, seine Sorglosigkeit in den materiellen Lebensverhältnissen hatten schon damals eine finanzielle Verwirrung herbeigeführt, die in den folgenden Jahren nur immer zunahm.

Zwei grundverschiedene Charaktere waren hier zusammengekommen, zwei scharfe Individualitäten, die sich zusammenschließen sollten und doch sich stets bekämpfen und aneinander reiben mußten. Therese liebte Forster keineswegs, aber die Berühmtheit des Bewerbers schmeichelte ihr, und der Wunsch beseelte sie, ihrem Vater nicht länger zur Last zu fallen; der Trieb nach Selbständigkeit mag auch das Seine zu ihrem Jawort beigetragen haben. So wurde sie Forster's Frau und folgte ihm 1785 nach seinem Wohnort Wilna. Zuerst ließ sich alles gut an; Therese begann an der Arbeit ihres Gatten teilzunehmen, die Häuslichkeit gewann durch die Geburt einer Tochter festeren Bestand, und wenn auch kein aufjubelndes Glück, empfand sie doch Zufriedenheit in ihrer äußerlich sehr einsamen Lage; denn die polnische Wirtschaft, die sie umgab, konnte ihr wenig Sympathie erwecken.

Aber schon vor ihrer Verheiratung war der Keim gelegt, der schließlich diese Ehe auseinandersprengen mußte. Forster's Fahrigkeit und Leichtsinn, sein Verzicht, Geist und Gemüt seiner Frau, wenn auch herrisch, an sich zu fesseln, hatten geduldet, daß sie während ihrer Brautzeit eine Verbindung mit einem Manne schloß, dessen Name in der Theatergeschichte bekannt ist; er hieß F. L. W. Meyer und war der erste Biograph des großen Tragöden Friedrich Ludwig Schröder. Er war weder von bedeutender Intelligenz, noch von einer ausgeprägten Sittlichkeit; gegenüber den Frauen hatte er den bedenklichen Grundsatz, daß er es nie über's Herz gebracht habe, um einer Einzelnen willen dem ganzen Geschlecht treulos zu werden. Aber seine schrankenlose Individualität, wie Geiger es sehr glücklich nennt, wußte überall, selbst bei Goethe und Schiller Interesse zu erwecken und machte ihn besonders bei der Frauenwelt zu einem sehr brauchbaren Gegenstande interessanter Erlebnisse. Zwischen ihm und Therese entwickelte sich ein Verhältnis, das aus der Siegwart- Werther-Stimmung heraus zu erklären ist und, wenn es auch Forsters Vorrechte respektierte, doch der Einheit der jungen Ehe gefährlich werden mußte. Forster hatte von dieser Beziehung nicht nur Kenntnis, er begünstigte sie sogar, und als er nach Göttingen kam, um seine Braut heim-

Digitized by Google

zuführen, spielte er mit in dieser widerlichen Empfindsamkeitskomödie und fühlte sich sehr wohl in diesem dreieckigen Verhältnis.

Ein anderer Mann aber sollte die Ehe vollends auseinandersprengen. Forster war 1787 nach Göttingen zurückgekehrt. Er wurde zunächst Bibliothekar in Mainz, aber die geringe Besoldung konnte trotz aller literarischen Überproduktion seinen finanziellen Ruin nicht aufhalten, und völlig verwirrt wurde die Lage, als sich Forster im Jahre 1793 der französischen Revolution anschloß. In Mainz war er dem württembergischen Beamten L. F. Huber begegnet: rasch im Vertrauen und leichtsinnig im Schließen von Freundschaften, hatte er diesen 1790 sogar in sein Haus aufgenommen und dem freiesten Verkehr seiner Frau mit diesem Gaste Thür und Thor geöffnet. Schon in Göttingen hatte sich ein ehelicher Konflikt herausgestellt; die geistige Unmündigkeit, in der Forster seine Frau hielt, die unbegreifliche Sucht, ihr seine materiellen Bedrängnisse zu verheimlichen, hatten jede Annäherung ausgeschlossen, und wenn es erst durch die äußere Katastrophe 1793 zum Bruche kam, so war nur die Neuheit des Wohnortes, der Reiz der Umgebung, die Abwechslung, die mehrere Reisen und viele Besuche Durchreisender, wie Goethe's, Alexander v. Humboldt's u. a. brachten, an der Verlängerung des Friedens schuld. Mit Alexander v. Humboldt, seinem begeisterten Schüler und Bewunderer, machte Forster auch in jenen Jahren seine bekannte Reise an den Niederrhein, die in den „Ansichten" beschrieben ist.

Als 1793 die Franzosen in Mainz einrückten, flüchtete Therese auf Forster's Wunsch nach Straßburg und von da nach Neufchâtel; Huber folgte ihr, und Forster war froh, seine Frau dem Schutze des Freundes übergeben zu können. Bei einer persönlichen Zusammenkunft an der französischen Grenze fand diese Übergabe gewissermaßen in einem feierlichen Akt statt, und die peinliche Empfindung, welche die Situation erregt, wird vermehrt durch Forster's hier ausgesprochene Absicht, später bei dem neuen Ehepaare zu wohnen. Sein plötzlicher Tod am 12. Januar 1794, noch bevor die Scheidung seiner Frau ausgesprochen war, machte diesen Plänen ein Ende.

Es war in der That Liebe, was Huber mit Therese verband. Auch er war nicht frei, als er sie kennen lernte; er war verlobt mit der Schwägerin Körner's, des Freundes Schiller's, und die Lösung dieses Verlöbnisses hat Huber's Andenken in diesem Kreise zu einem wenig erfreulichen gemacht. Schiller's Urteil, daß ihm Theresens Verhältnisse ekelhaft seien, hat sich an ihr Andenken geheftet und ist auch kaum überwunden worden durch die zweite Hälfte ihres Lebens, durch ihre Ehe mit Huber und durch die Kraft, mit der sie sich später nach ihres Mannes Tode eine eigene Existenz schuf. Huber war weder ein großes Talent, noch besaß er eine Sicherheit für die Zukunft, dennoch gab er seine Beamtenstelle auf, um als freier Schriftsteller zu leben und einen Hausstand mit Therese zu gründen. Schwere Jahre des

Digitized by Google

Kampfes begannen; beide waren so gut wie mittellos, mit Verwandten und Freunden zerfallen.

In dieser Lage nun griff auch Therese zur Feder, um die Thätigkeit ihres Mannes zu unterstützen. Jetzt produzierte sie zuerst Belletristisches, Huber bearbeitete es, und unter seinem Namen ging es in die Welt hinaus. So kamen sie langsam vorwärts, das Glück ihres Zusammenseins, Theresens Mildthätigkeit, Armen- und Krankenpflege machten das Ehepaar in ihren Wohnorten Neufchâtel, später Bôle, allgemein beliebt und zum Gegenstande uneingeschränkter Bewunderung. 1798 kehrten Glück und Ruhe in ihr Leben ein; Huber wurde von Cotta nach Stuttgart berufen als Mitarbeiter der „Neuesten Weltkunde"; als diese einging, wurde er Redakteur der „Allgemeinen Zeitung" und siedelte mit ihr 1803 auch nach Ulm über, wo er außerdem noch das Amt eines bayerischen Landesdirektionsrats übernahm. In Stuttgart war auch der Sohn Viktor Aimé geboren worden, eine Tochter aus erster Ehe verheiratete sich in günstiger Weise. Zwischen Huber und dem Vater Heyne fand nach langer Abneigung eine Versöhnung statt, und so schien alles auf eine gesicherte und glückliche Zukunft hinzudeuten; da machte der Tod Huber's am 24. Dezember 1804 allen Träumen von Glück ein Ende.

Die nächsten zwölf Jahre lebte Therese meist auf dem Gute ihres Schwiegersohnes in Günzburg, teils auf Reisen nach der Schweiz, nach Holland und in ihre Vaterstadt Göttingen. Mannigfache Schicksale mit ihren Kindern und ihre Stellung im Hause ihrer verheirateten Tochter mußten bei ihrer ausgeprägten Herrschsucht oft zu peinlichen Reibereien führen. Ihre starke Arbeitsfähigkeit sehnte sich nach einem weiteren Wirkungskreise. Sie schwankte zwischen Erzieherin und Schriftstellerin. Huber hatte sie in einer Biographie ein Denkmal gesetzt; und vielfache literarische Thätigkeit und der Verkehr mit literarischen Freunden, Usteri, Böttiger, Reinhold, Jacobi, Uxküll, Frau v. Stael, befriedigten sie nicht. 1812 starb ihr Vater. Sein Testament bewies ihr, daß der alte Groll gegen Huber's Frau noch nicht gewichen war. Die Schwere der Zeit, die zahlreichen Kriegssteuern, die Erziehungskosten ihres Sohnes zwangen zu anstrengendster Thätigkeit. So siedelte sie 1816 nach Stuttgart über und übernahm die Leitung des Cotta'schen „Morgenblattes". Ohne durch einen Kontrakt gesichert zu sein, vielfach bedrückt durch die Unduldsamkeit des launischen Verlegers, leidend unter den zahlreichen Ärgernissen, die jede solche Stellung mit sich bringt, harrte sie 8 Jahre hier aus und wurde 1824 infolge eines Mißverständnisses von Cotta kurzweg an die Luft gesetzt.

Ziemlich vereinsamt lebte sie dann noch 5 Jahre, zum Teil zusammen mit einer unverheirateten Tochter in Augsburg, wo sie am 15. Juli 1829 starb.

Das zahlreiche Briefmaterial, das den wesentlichen Bestandteil dieses Buches bildet, giebt uns eine interessante Übersicht über zahlreiche Persönlichkeiten, die in Stuttgart, Ulm und dann wieder in Stuttgart in Theresens

Digitized by Google

Gesichtskreis traten: Matthisson, J. H. Voß, Maler Müller, Jacobi, der französische Philosoph Constant, Frau v. Stael, Minister Wangenheim, Rückert, Uhland, Kerner, Schwab, Charlotte v. Schiller, Jean Paul, Varnhagen, Börne — das sind nur so die Spitzen der großen Reihen, die uns Theresens Briefwechsel vorführt. An Thatsachen ist diese Korrespondenz weniger reich, wohl aber an Meinungen, und diese sind durchweg sehr unerfreulicher Natur. Ihre von Kindheit auf geschärfte Kritik, eine Neigung zum Klatsche und ein Stich in's Frivole beeinflussen ihre Urteile in einer oft peinlichen Weise; das sichtliche Behagen am Tadel, der ihrer bedeutenden Gabe zu Witz und Ironie freiesten Spielraum gewährt, und die Sucht zur Verkleinerung bedeutender Persönlichkeiten drängen sich gar zu sehr vor, als daß ihre Briefe einen objektiven Urteilswert beanspruchen könnten. Die Zusammenstellung an sich aber ist interessant, vor allen Dingen auch, soweit sie literarischer Art ist und sich über Lektüre verbreitet. Diejenigen Männer, mit denen sie selbst freundschaftlich verkehrte, sind durchweg kleinere Leute; mit irgend einer bedeutenden Erscheinung ist ihr Name als der einer Freundin nicht verknüpft.

Vor allem beeinflußt sind ihre Urteile durch ihre politische Überzeugung. Sie war von jeher eine Demokratin; in einer französischen Atmosphäre hatte sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verlebt, Huber selbst war halber Franzose; an der Revolution hatte sie innigen Anteil genommen. An Deutschland fesselte sie kein Gefühlsereignis. Preußen vor allem war ihr verhaßt; sympathischer war ihr noch Bayern, wo sie und ihr Gatte einst einen Halt gefunden hatten. Für die deutsche nationale Bewegung der Kämpfe gegen Napoleon und der Befreiungskriege hatte sie nicht das geringste Verständnis. „Studentendespotismus" — mit diesem Worte glaubte sie diese Epoche abgethan zu haben, und der, dem sie ihre Verehrung entgegenbrachte, war der große Widersacher Preußens: Napoleon. Geiger feiert ihre politischen Ansichten als kosmopolitisch und geht einer Kritik ihrer zahlreichen, höchst unreifen Urteile aus dem Wege; er begnügt sich mit der Zusammenstellung. Wie aber gerade dieser Abschnitt des Buches es rechtfertigt, Therese auf dem Titelblatt zu einer „deutschen Frau" par excellence zu erheben, scheint zum Mindesten wunderlich.

Wie ihr Zeitalter wurzelt Therese Huber hauptsächlich in der englischen Literatur, der sie selbst, wie schon gesagt, manche Übersetzungsarbeit widmete. Für Goethe hatte sie Anerkennung; ihr Urteil über Schiller ist von Huber persönlich beeinflußt; Grillparzer schätzte sie, was zu ihrer Zeit eine durchaus seltene Erscheinung ist; für Platen, Heine hatte sie kein Organ.

Theresens Lieblingsbeschäftigung war das Studium der Geschichte, und hier findet sie über Männer wie Gibbon, Johannes v. Müller manch' treffliche Worte. Über ihre eigene Romanschriftstellerei dachte sie selbst sehr skeptisch, ihre Kolleginnen in diesem Fache waren ihr stark zuwider, und was sie selbst über die ephemere Bedeutung ihrer belletristischen Produktionen äußerte,

Digitized by Google

ist völlig eingetroffen: seit fünfzig Jahren schon weiß kein Mensch mehr etwas von den zahlreichen Bändchen ihrer Romane und Novellen. Das Einzige, was von ihr eine bleibende Bedeutung beanspruchen kann, ist ihre Biographie und der von ihr herausgegebene Briefwechsel Georg Forster's, und auch dies nicht Theresens, sondern des großen Naturforschers wegen.

Das Geiger'sche Buch ist mit einem Behagen am Stoff geschrieben und trotz manches trockenen Details lesbarer als viele ähnliche Werke. Die Fülle an vorliegendem Material jedoch hat das Buch mehr anschwellen lassen, als die Bedeutung Theresens rechtfertigt.

Im übrigen sind umfassende Werke über das klassische Zeitalter nicht erschienen, dagegen aber eine Reihe von Spezialforschungen, die hier nur genannt werden können. Goethe steht natürlich in erster Linie; seit sein Name vom „Index" geschwunden, werden auch manche früher protestierende Stimmen gegen die Goethe-Philologie verstummt sein. Es ist wahr, ein Menschenleben reicht heute nicht mehr aus, die ganze Goetheliteratur zu studieren, und doch erscheint Band auf Band, und zwar in erschreckender Ausdehnung. Jakob Minor in Wien veröffentlichte bei Cotta ein großes 3bändiges Werk über Goethe's „Faust", er giebt die Entstehungsgeschichte und eine Erklärung; ein Seitenstück dazu ist Hermann Türck's „Neue Fausterklärung", die bereits in 2. Auflage vorliegt. Der Berliner Privatdozent Max Herrmann schrieb gar ein umfangreiches Werk über die Entstehungs- und Bühnengeschichte des „Jahrmarktfestes zu Plundersweilern" (Berlin, Weidmann), und wenn man noch dazu nimmt, daß im Verlag des „Bibliographischen Instituts" unter Leitung von Karl Heinemann und Ernst Elster eine 15bändige neue Goetheausgabe zu erscheinen beginnt, wenn man die Zahl der kleinen Schriften (Wilh. Bode „Goethe's Lebenskunst", A. Matthes „Mignon, Goethe's Herz", Jenny v. Gerstenberg „Ottilie Goethe und ihre Söhne" 2c.), zu denen noch das Sammelwerk von H. G. Gräf „Äußerungen Goethe's über seine Dichtungen" (I. Teil. Epen) als wichtige Ergänzung hinzutritt, überschaut, so wird man zugestehen, daß Schritt für Schritt wenigstens eine bedeutende Arbeit geliefert wird, deren Einzelwert hier natürlich nicht festgelegt werden kann. — Zur Schiller-Literatur verdient nur eine kleine Veröffentlichung von Briefen der Karoline v. Schiller Erwähnung.

Am eifrigsten war man auf dem Gebiet der neuen Literaturgeschichte. Friedrich Hebbel hat hier alles geschlagen. Es ist nicht nur eine Nachlese zu seinen Briefen erschienen, auch eine neue große, historisch-kritische Ausgabe seiner sämtlichen Werke ist in bisher drei Bänden an's Licht getreten, alles im Verlag von B. Behr (E. Bock) Berlin, und herausgegeben von Richard Maria Werner in Lemberg. Zwölf Bände soll diese Ausgabe umfassen, zum ersten Male den ganzen Hebbel zeigen und dabei doch zu einem billigen Preise (Mk. 2.50 pro Band bei schöner Ausstattung) in weite Kreise dringen. Wenn das Unternehmen die erwartete, durch Sub-

Digitized by Google

skription teilweise gesicherte Unterstützung findet, sollen in weiteren Bänden der Neudruck des ganzen Briefwechsels und der Tagebücher folgen. Die Ausgabe verteilt sich in 5 Bände Dramen und dramatische Fragmente, 2 Bände Gedichte, je 1 Band Erzählungen und historische Schriften — darunter die von Hebbel selbst verleugnete „Jungfrau von Orleans“ — und 2 Bände kritische Aufsätze. Jedes einzelne Stück erhält eine kritisch-historische Einleitung und einen umständlichen Apparat von Anmerkungen, Lesarten ꝛc.

Der erste Band vereinigt drei Dramen, „Judith“, „Genovefa“ und „Diamant“. Eine ausführliche Vorrede des Herausgebers unterrichtet über die Entstehung und Schicksale dieser drei ersten dramatischen Versuche; sie gehören den Jahren 1839—41 an, die Hebbel in Hamburg verlebte. Das größte Aufsehen machte bekanntlich die biblische Tragödie. Schon am 6. Juli 1840 wurde sie auf der Berliner Hofbühne aufgeführt, mit entsprechenden Milderungen und Änderungen der Censur, denen der Dichter selbst nicht ganz fremd war, wenn er sie auch später heftig verleugnete und mit scharfem Urteil abfertigte; die Hauptveränderung jedoch wurde ohne sein Wissen von fremder Hand getroffen. Worin sie bestand, ist auch Werner unbekannt geblieben. Auch Hebbel's Äußerungen über diese Bearbeitung giebt er nicht vollständig. Schon an dieser Stelle wurde ein „Nachtrag“ aus einem der wichtigsten Aufsätze Hebbel's nötig, was für die Sorgfalt der Arbeit nicht gerade Zeugnis ablegt. Die Literaturfassung der „Judith“ hat erst 1896 der Oberregisseur Max Grube in Berlin durchgesetzt. Die Einleitung zum „Diamant“ leidet an einer starken Überschätzung dieses in der Idee peinlichen, in der Ausführung zum Schluß völlig zerfahrenen und im Humor vielfach gequälten Lustspiels. — Der zweite Band umfaßt „Maria Magdalena“, „Ein Trauerspiel in Sizilien“, „Julia“ und „Herodes und Mariamne“, also Hebbel's dramatische Produktion in den Jahren 1844—51. Das bürgerliche Trauerspiel reicht mit seinem Problem und seinen Motiven in Hebbel's qualvollste Münchener Zeit zurück; niedergeschrieben wurde es 1844 in Paris; das gedruckte Buch begleitete den Dichter nach Italien. In den Einleitungen zu den Dramen verwendet Werner eine Reihe von ungedruckten Tagebuchstellen und sonstigen Notizen aus dem Nachlaß, die hier und da auch einmal ein neues Streiflicht auf die Entstehung des monumentalen bürgerlichen Trauerspiels werfen. Der Herausgeber hat sich, wie das immer geht und gehen muß, in Hebbel's Auffassung und Absicht eingebohrt und klammert sich bei deren Auslegung nach meinem Gefühl etwas zu ängstlich an gelegentliche Äußerungen des Dichters, die doch manchen Treppenwitz bergen, und deren Wiedergabe fast des Interpreten eignen Stil verdrängt. Die Einleitung zu „Herodes und Mariamne“ ist die schwächste und von einer ästhetischen Würdigung weit entfernt. War „Julia“ ein Übergangsprodukt aus der Zeit, wo die Dämmerung in Hebbel's Leben endlich dem Lichte wich, so war diese biblische Tragödie eine Schöpfung eben dieses Lichtes und das Echo eines innerlichen Glücks-

Digitized by Google

jubels, den auch die Stürme der Revolution nicht übertäuben konnten; der 5. Akt wurde während der Wiener Schreckenstage im Oktober 1848 zum großen Teil auf der Straße gedichtet. Mariamne ist Christine Enghaus, Hebbel's Gattin. Werner nimmt diese beiden Dramen gegen alle kritischen Ausstellungen in Schutz, während er „Julia" und das „Trauerspiel in Sizilien" mit Recht preisgiebt. Doch kann auch seine Beredtsamkeit uns nicht überzeugen, daß in „Maria Magdalena" der eine tote Punkt nicht besteht, die psychologisch ausgeklügelte Hingabe der Heldin Klara an den ungeliebten Bräutigam; was er als motivierende Momente anführt, gälte für den Fall einer Leidenschaft zwischen beiden; darüber kann auch heute „kein Mann weg". Der von früheren Kritikern erwähnte Einfluß des Sturm- und Drangdichters H. L. Wagner mit seiner „Kindesmörderin" auf Hebbel sollte meiner Ansicht nach nicht so achselzuckend abgewiesen werden, weil man nicht weiß, ob Hebbel jenes Drama kannte; eine Spezialuntersuchung, die sich in Milieu und Motivierung vertieft, dürfte manch' Gemeinsames herausfinden.

Ein abschließendes Urteil über die Ausgabe wird natürlich erst nach ihrer Vollendung möglich sein. Anders steht es mit der von Werner redigierten „Nachlese in zwei Bänden"; auf sie muß ich ausführlicher eingehen, denn sie ist unstreitig die bedeutendste Erscheinung der diesjährigen literarhistorischen Forschung. Ich benutze dabei die Gelegenheit, einen Überblick über Hebbel's Entwickelung zu geben; seine Wirkung auf das deutsche Volk beginnt erst jetzt, nachdem die Schutzfrist für seine Werke abgelaufen ist. Überall regt sich das Interesse für ihn, und es ist heute schon die Vorbedingung jeder allgemeinen Bildung, über seine Lebensschicksale Bescheid zu wissen. Moralisierende Betrachtungen, zu denen sie manchen Anlaß geben, muß ich in diesem Zusammenhang vermeiden, um nicht zu weitschweifig zu werden.

Selten hat es einen Dichter gegeben, der mit größerer Siegeszuversicht auf die Unsterblichkeit hinaus geschaffen und gearbeitet hat wie Friedrich Hebbel. Schon in seiner Jugend trug er sich mit dem Bewußtsein seiner zukünftigen Bedeutung und überwachte scharfen Auges seinen Entwickelungsgang, er lebte förmlich sub specie aeterni. So hat er auch die Herausgabe seiner Briefe und Tagebücher nach seinem Tode selbst gewünscht. Dieser Nachlaß, schrieb er an den Hamburger Buchhändler Julius Campe am 28. Mai 1863, würde nicht bloß sehr bedeutend sein, sondern werde auch rasch und allgemein wirken, denn er umfasse die ganze soziale und politische Welt. Hebbel's Freund, Felix Bamberg, hat sich dieser Aufgabe später unterzogen. Seit zehn Jahren besitzen wir vier Quartbände, die auf über 2000 Seiten den umfangreichen Briefwechsel und die Tagebücher enthalten. Die Ausgabe genügt unseren heutigen Ansprüchen nicht mehr; sie wimmelt von Irrtümern und Ungenauigkeiten, und ihre Lückenhaftigkeit hat sich längst erwiesen. Werner's, unter Mitwirkung Fritz Lemmermayer's veranstaltete Nachlese nun enthält nur Briefe von Hebbel selbst, während Bamberg's Ausgabe auch die Antworten der

Digitized by Google

Adressaten hinzufügte. Sie unterscheidet sich von dieser auch durch philologische Genauigkeit, die wir nun einmal bei solchen Unternehmungen nicht entbehren können, durch möglichste Vollständigkeit der einzelnen Briefe, und durch ein dankenswertes chronologisches Verzeichnis. Gemeinsam haben beide Ausgaben einen großen Mangel, der Hebbel's Hoffnung auf schnelle Wirkung seines Nachlasses fast aussichtslos macht: es fehlt ihnen nämlich ein genauer Index nach Personen und Stoffen; ohne diesen ist eine kritische Prüfung der Briefe sehr erschwert und die Möglichkeit, ihren reichen Inhalt mühelos in jede Debatte zu ziehen, so gut wie abgeschnitten. Der Zwang zur aufmerksamen Lektüre wird gewiß dadurch erzeugt, aber diese List der Herausgeber wird bei dem Umfang des Briefwechsels nur in wenigen Fällen ihr Ziel erreichen.

Die Frage nach der Wahrheit in Hebbel's Briefen muß beantwortet werden, bevor der Biograph sich ihrer Resultate bemächtigt. Hebbel schrieb einmal an Elise Lensing: „Ich bin nicht gegen viele Menschen wahr, ich kann's nicht sein, denn sie würden mich nicht verstehen und (was das Schlimmste wäre) doch zu verstehen glauben. Aber, gegen Dich bin ich wahr, so wahr, wie gegen mich selbst, man kann es sein gegen einen umfassenden Geist, man muß es sein gegen ein umfassendes Gemüt". Setzt man diese Worte als Motto vor Hebbel's Briefwechsel, so lösen sich manche Widersprüche, die sonst unbedingt auffallen müssen. So berichtet er seinen Beschützern in Hamburg und der Heimat vielfach Unrichtiges über sein Studium und seine Zukunftspläne. Mit dem Doktortitel hat er diesen allerdings beschränkten Leuten gegenüber ein fast befremdendes Spiel getrieben, er legte sich ihn seit 1839 bei, obgleich er erst nach seiner Verheiratung die Mittel besaß, ihn rechtmäßig zu erwerben. Er rechtfertigt diese Täuschung zunächst dadurch, daß er längst für einen Doktor gelte, „indem die Leute sich gar nicht denken können, daß ein Mensch, der studiert und außerdem noch Bücher geschrieben hat, nicht wenigstens ein Doktor sei, anfangs habe ich immer schamhaft protestiert, aber das half nichts, ich habe mich also darein ergeben müssen". Das Peinliche dieser Unrichtigkeit hat er dann später nicht mehr empfunden, selbst auf den Adressen, die er für Elise angab, nannte er sich stets so. Eine ähnliche Schwäche spielte auch in dem Verhältnis zu Elise eine Rolle. Hamburger Freunde verurteilten Hebbel 1844, weil er das Mädchen nicht heiratete, sie ahnten nicht, wie gering seine und ihre Mittel waren, denn sie galt für vermögend, und dieser Irrtum wurde von den Beteiligten aus Stolz aufrecht erhalten. Das führte dann plötzlich zu dem Punkt, „wo jede Lüge, nicht bloß die von dem Menschen selbst ausgegangene, sondern auch diejenige, der er nur nicht widerspricht, sich rächt", und schließlich mußten sie dann „die Börse bloß stellen, damit der Charakter nicht leide". Viele andere Widersprüche, wie in den Nachrichten über die Erfolge und Darstellungen der verschiedenen Stücke, besonders der „Agnes Bernauerin", in vielfach schwankenden Urteilen über Dingelstedt, Willibald Alexis, Otto Ludwig, den er stets seinen Nach-

Digitized by Google

ahmer nannte, über Gutzkow und Rötscher lassen sich nur durch genaue Vergleiche feststellen, die wiederum der Mangel eines Registers arg erschwert. —

Nur die wichtigsten Gruppen und die charakteristischsten Einzelschreiben kann ich hier mit Namen erwähnen. Der literarische Briefwechsel ist durch die Korrespondenz mit Emil Palleske und Adolf Strodtmann, der freundschaftliche durch die Briefe an den Maler Ludwig Gurlitt und den Pfarrer Kolbenheyer vermehrt. Den schon früher veröffentlichten religiösen Bekenntnissen Hebbel's an Friedrich Üchtritz stellt sich hier eine ähnliche Abrechnung mit einem Pfarrer Luck an die Seite. Von Briefen an Jugendbekannte ragen die an den Kirchspielschreiber Voß hervor. An Verlegerkorrespondenz fesselt am meisten die mit Julius Campe gepflogene. Für die Theatergeschichte von hohem Interesse sind die Briefe an Heinrich Laube.

Ein vor allem merkwürdiges Aktenstück enthält diese Nachlese: Hebbel's Abrechnung mit Amalie Schoppe, der Hamburger Schriftstellerin, welcher der Ruhm gebührt, den Schreiber in Wesselburen aus seiner unwürdigen Gefangenschaft befreit zu haben. Auf ihre Veranlassung kam er nach Hamburg, um dort den Verlust seiner Jugend, eine zum Studium berechtigende Schulbildung, einzuholen, und fast zwei Jahre fristete ihre Bemühung ihm die Existenz. Dieses Verdienst ist nicht so gering anzuschlagen, im Gegenteil, es war eine entscheidende That, und man darf zu ihrer Auslegung nicht diese dreißig Druckseiten füllende Abrechnung Hebbel's zu Grunde legen. Er rechnet ihr hier auf Heller und Pfennig ihre Unterstützung vor, ohne zuzugeben, daß in seiner Lage die kleinste Summe ein großes Kapital darstellte; er schränkt ihre Hilfe auf ein Minimum ein, um es durch ihre persönlichen Ungerechtigkeiten und kränkenden Zumutungen wett zu machen, und zeigt sich dabei von einer solchen Empfindlichkeit, daß nur die lebhafte Vorstellung von der an Verzweiflung grenzenden Lage des Dichters ihn vor einer Verurteilung schützen kann. „Es ist ein fatales Ding, das Betteln", hatte er 1835 an seinen Freund Schacht geschrieben, und Amalie Schoppe war es, in der sein Seufzer „O Gott, wollte es endlich doch einmal gelingen!" ein Echo fand. Uhland hatte ihn kühl und verständig in seine enge Welt zurückgewiesen, und ein Versuch bei Öhlenschläger auch nichts gefruchtet. Hebbel war zweiundzwanzig Jahre alt, als die Schoppe ihn entdeckte. Ihr Hauptfehler war der: Sie ahnte nicht, daß sie statt des Staaren, den sie abzurichten gedachte, einen jungen Adler aus dem Staube aufgelesen. „Ich weiß", schrieb Hebbel am 12. Mai 1837 aus München, „die Schoppe denkt sich in mir einen talent-, etwa gar genievollen Menschen, der nebenbei erstaunlich fleißig ist, mit Glanz ein Examen bestehen und dann in Staat und Literatur auf eine jeden Wohlthäter und Gönner befriedigende Weise seine Carrière machen wird. Von allen diesem bin ich aber Nichts und wird, was wenigstens die eine Hälfte anlangt, Nichts eintreffen". Dieses besondere Maß, mit dem der junge Dichter von vornherein gemessen sein wollte, hatte die alte Dame noch nicht zur Hand,

Digitized by Google

und auch heute gilt durchweg eine Wohlthat im Sinne des Gebers, nicht des Beschenkten. Einmal war ihr Hebbel nicht Dichter, nicht produktiv genug, dann aber gingen seine eifrigen wissenschaftlichen Studien, die zuerst auf die Rechtswissenschaft hinauslaufen sollten, nicht den gewohnten Weg. Die Rauheit und Schonungslosigkeit seines Wesens kontrastierten scharf mit einem empfindlichen Zartgefühl; nirgends tritt dieser Gegensatz schärfer zu Tage als in jener Abrechnung vom 25. Mai 1840, die selbst die Nachsicht vermissen läßt, die er bei Anknüpfung dieser Beziehung empfand, wie ein Brief an Schacht beweist, der ein halbes Jahr nach seiner Übersiedlung nach Hamburg geschrieben ist. „Es ist ein schlimmes Ding, wenn man auf Weiber gestellt ist", heißt es schon da, „sie stehen dem Mann zu fremdartig gegenüber, um ihn je beurteilen zu können, und er wird sich selten wohl befinden, wenn sie Einfluß auf ihn haben". Dieses psychologische Problem, das sich täglich wiederholt, entwickelt sich hier mit einer grausamen Konsequenz. Hebbel's Fähigkeit, es gewaltsam zu lösen, mußte eine Katastrophe zeitigen. Aber er war gerecht und edel genug, später alle seine voreiligen Worte zurückzunehmen; als ein persönliches Unglück sie traf, richtete er am 1. Mai 1848 ein Versöhnungsschreiben an sie, worin er sein Vorgehen wie einen dramatischen Konflikt in die Formel auflöste: „Der Mensch verwandelt ein kleines Recht dadurch, daß er es zu eifrig verfolgt, sehr oft in ein großes Unrecht. Das ist der Fluch des Geschlechts, dem auch verfallen zu sein, kein Einzelner schamrot zu werden braucht. Die ganze Weltgeschichte predigt uns diese Wahrheit und ist nur darum eine Tragödie, deren Lösung nicht in unseren Gesichtskreis fällt". Späterhin hat er dann nie gezögert zuzugestehen, daß sich an die Hilfeleistung der Amalie Schoppe die Krisis seines Lebens knüpfte. Wir können uns aus Hebbel's Leben diese vielleicht eigensinnige und selbstsüchtige Frau nicht hinwegdenken, durch sie kam er nach Hamburg, wie durch den Vater seines Freundes Rousseau nach Kopenhagen, durch Öhlenschläger nach Paris und Rom, durch Gurlitt's Unterstützung nach Wien in sein Glück hinein, und es ist eine menschliche Schwäche, die Dankesforderung nach den Zinsen zu berechnen, die der Schuldner mit dem Darlehen erwuchert hat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das grosse Schweigen.

Phantasie.

In heiliger Ruhe lag Eden, und überall war ein großes Schweigen. Die göttliche Weihe des Schöpfungsmorgens umhüllte noch den Garten, der zu des Menschen Entzücken geschaffen war. In ehrfürchtigem Schweigen durchwandelte Adam dessen weite Auen und freute sich dem Kinde gleich, dem seine Mutter ein glänzend Spielzeug gegeben, an seiner Herrschaft über die Tiere der Erde und die Vögel in der Luft.

Und eine große Majestät ging von ihm aus, als er hochgehobenen Hauptes hinschritt über die Blumenbeete des Paradieses, die nie verwelkten, so daß die erdgeneigten Tiere noch tiefer sich beugten . . . .

Und Adam setzte sich nieder nach einer Weile am Rande einer sanftrieselnden Quelle, die einen Teil des Gartens bewässerte, und lauschte dem Singen der Vögel, dem Murmeln des Quells und erfreute sich am Spiel der Fische im durchsichtigen Naß.

Sinnend sah er in's klare Gewässer, aus dem sein eigen Bild ihm entgegenschaute. Aber bald beunruhigte ihn das Ding, denn aus diesen Augen und Zügen strahlte etwas heraus, das ihm wie ein Gefühl des Wunsches wachrief nach einem Wesen, das dem seinen gleich sei und doch wieder anders, mit dem er sich besser verstehen könnte, als mit den Tieren seiner Umgebung.

Und dieses Etwas, das er sah, verwirrte ihn und entfremdete ihm mit einem Male die Vierfüßler, die er geliebt. Denn aus diesen Augen schaute nicht die Klugheit eines Tieres, sondern die Seele eines Menschen . . . .

Digitized by Google

Heute spielte er nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, mit den Geschöpfen an seiner Seite, sondern stieß den Löwen weg, der ihn umschmeichelte, und ging allein und nachdenklich einher. Auf den Bäumen und Sträuchern rings um ihn sangen munter die Vöglein, ihn zu entzücken, aber ihre Melodien tönten heute nicht wieder in seinem Innern.

Lange irrte er so umher, bis er schließlich in den Teil des Gartens kam, der nicht bewachsen war mit Bäumen oder glutatmenden Sträuchern, noch auch mit bunten, lieblichen Blumen, sondern der sandig und verlassen dalag und von Niemand bewohnt war, außer den Schlangen. Und Adam saß nieder an diesem einsamen Orte und arbeitete aus dem verhärteten Sande ein großes Bildnis heraus. Seine Gestalt war die eines Tieres, und es lag niedergekauert auf der Erde mit ausgestreckten Tatzen; aber sein Antlitz war wie das Antlitz, das er gesehen hatte im frischsprudelnden Quell, jedoch mit einem gewissen Unterschiede, den Adam nicht verstand bis zu dem Tage, an dem er von dem tiefen Schlafe aufstand, den Gott über ihn gelegt hatte, und dann in strahlender Schöne seine Gehilfin Eva neben sich fand. Dieses Gebilde, das er geformt hatte, war groß und stattlich unter den Dingen der Erde, und eben, als er es vollendete, kam auch Leben darein und ein Teil der Seele des Menschen und ein Teil der Seele des Tieres, und es ward dadurch ähnlicher einem Menschen als einem Tiere. Nur die Gabe der Sprache blieb ihm versagt, denn da es weder ganz Mensch noch Tier war, hatte es die Sprache von Keinem. Und Adam verkehrte mit ihm in Schweigen, und weil er sein Schöpfer war, liebte es ihn und wollte mit ihm liebreich umherwandeln im Garten und war in seiner Stummheit eifersüchtig auf die Tiere, die alle auch ihren Herrn liebten. Aber das Geschöpf nahm sehr rasch zu an Weisheit, denn es aß vom Baume der Erkenntnis, da es wohl sah, daß dem Menschen allein das Gebot gegeben war, sich dessen zu enthalten, und deshalb wurde es weiser als Alles, was Atem hatte auf Erden, und seines Wissens war kein Ende. Und sein Name war Weisheit und Schweigen. —

Aber als eine Gehilfin aus der Seite Adams geboren war zu seiner Freude und zu seinem Unglück, da hörte das Schweigen, das er geschaffen, sie in Liebe mit einander sprechen und umherwandern mit freudelichten Blicken auf den Wegen des Paradieses. Und es wurde voll von Ärger, daß sie eine Sprache besaßen, und kalt vor Eifersucht, daß ihre Sprache eine Sprache der Liebe war. Unwillig kehrte es sich um

Digitized by Google

und ging hinaus aus dem Garten Eden, wo es sich niederlegte in dem Schweigen der Wüste, von der es einst ausgegangen war. Aber Adam, der eine große Freude hatte an seinem Weibe, wußte nicht einmal, daß es fortgezogen war. — —

Und das Schweigen lag ruhig in der Wüste mit ausgestreckten Tatzen, und mit seinen Augen, die alles sehen, sah es den Mann und sein Weib vertrieben aus dem Paradiesesgarten fliehen, den ein Cherub bewachte mit flammendem Schwerte; und weil sie sprechen konnten, war es froh über ihr Unglück, denn die ihm mangelnde Sprache war dasjenige, das es nicht verzeihen konnte . . .

Ostwärts blickte es stets und schaute jeden Morgen das Aufgehen der Sonne, und bei Nacht den Mond und die Sterne, die sich erhoben, ihre Bahn am Himmel wandelten und dann wieder untergingen . . Jahre gingen so vorüber, und die Jahre wurden zu Jahrhunderten, und die rollenden Jahrhunderte waren ihm wie der Schatten eines Geiers, der rasch über eine Wiese hinfliegt und vorüber ist, und wie der Klang des rinnenden Wassers einem Tauben, oder wie blinden Augen der Aufgang des Mondes und sein Untergang. Sein Herz haßte alle geschaffenen, lebendigen Dinge, denn die Tiere des Feldes konnten brüllen und blöcken, und die Vögel des Himmels sangen, und die Bäume der Ebene rauschten mit einander, wenn der Hauch des Windes ihre Blätter bewegte, und in der Luft heulte die Windsbraut oder weinte wie ein schluchzendes Kind . . .

Die Sonne nur und die Gestirne des nächtlichen Himmels wandelten schweigend, in stummer Majestät, ihre ewige Bahn, und deshalb blickte auch das Schweigen nie zur Erde, sondern stets zu den Lichtern des Firmamentes . .

Starr lag es so da und unbeweglich wie der Nordstern, bis eines Tages, als die Welt noch jung war, König Mena von Ägypten kam und das Schweigen erblickte. Lange und ernst betrachtete er es und kam oft zu ihm zurück, um es zu bewundern, aber niemals sagte er ein Wort. Und zuletzt hoffte die Seele des Schweigens und dachte, daß er vielleicht verstände, was ihr Geheimnis sei. Sie wandte ihr Haupt und blickte herab auf ihn mit den Augen, die alles sehen. Aber als der König dies wahrnahm, fiel er voll Schrecken und Ehrfurcht auf seine Kniee und schrie: „Wahrlich, das ist der Vater und die Mutter der Welt; hier, Herr, will ich Dir einen Tempel bauen!“

Und er errichtete einen Tempel aus Riesenblöcken von Granit;

Digitized by Google

weil er jedoch den Namen des Gottes nicht wußte, ließ er auch keine Aufschrift und keine Widmung darauf meißeln. Aber weil er gesprochen, war das Schweigen erzürnt und nahm die Gaben nicht an, die ihm dargebracht wurden, noch auch die Opfer und Gebete, sondern blickte empor, standhaft und unentwegt, zu den Sternen des Himmels, die nicht sprachen; denn es war das Schweigen. —

Und Tag um Tag, Jahr um Jahr, und Menschenalter um Menschenalter lag es hingestreckt am Rande der Wüste in Einsamkeit und Haß, denn es haßte die Wesen, die rings herum lebten und atmeten, und es war allein, weil derjenige, der es geschaffen hatte, tot war, und den Schöpfer der Menschen kannte es nicht, welcher da ist der Herr des Himmels und der Erde. — Auf einmal aber regte es sich um das Schweigen. Einem mächtigen König, welcher der Stolz war seines Landes und der Schrecken seiner Feinde, fiel es schwer auf's Herz, daß auch er dem allgemeinen Menschenlose anheimfallen sollte und daß auch sein Name vergehen würde wie ein verhallender Ton, ein ersterbendes Lied, eine verklingende Melodie, und er beschloß daher, sich ein Grabdenkmal zu erbauen, von dem die Menschen aller Zeiten reden würden und das selbst Trotz bieten könnte dem Ansturm der Ewigkeit. Und es entstand die erste Pyramide. Die Herrscher der späteren Generationen aber ahmten ihren ehrgeizigen Vorgänger nach, und noch viele solch' himmelanragender Steinkolosse sah das Schweigen ringsum emporwachsen in die Lüfte im Laufe der Jahrhunderte. In ruhevoller Stille lagen sie da im Glanze der Sonne und beim Schimmer der Sterne; aber das Schweigen liebte sie dennoch nicht, weil sie von unrastvollen Menschenhänden gemacht waren, sondern blickte unentwegt zum Himmel empor. — Als aber endlich ihre Bücher beschrieben waren und keine Könige mehr kamen, da rückte die Wüste ein wenig vorwärts, und Staub und Sand legte sich auf das Schweigen und seine ausgestreckten Tatzen. —

Dann, nach einer kleinen Weile — es mag eine Stunde gewesen sein oder vielleicht auch tausend Jahre — gab es keine mehr von den Erdgeborenen, die auf und ab gingen im Lande über dem Schweigen. Und als das Schweigen nichts mehr hörte von den Söhnen der Menschen, da dachte es, daß vielleicht die Menschen verschwunden seien vom Angesicht der Erde. Aber die Welt hatte sich nur geändert. Von Nazareth aus hatte die Religion der Liebe und Wahrheit ihren Siegeslauf angetreten über die Völker der Erde und war nach drei Jahrhunderten des Kampfes und der Leiden die herrschende geworden; dann kam der

Digitized by Google

starre, fanatische Muhammedanismus und breitete weithin seine dunklen Schwingen aus. Auch das Land des Schweigens hatte er sich erobert und in jahrhundertelanger Erstarrung fast zur Einöde gemacht. Aus alten Büchern aber war der Ruf des Schweigens über die ganze Erde gedrungen, und nach Jahren kam vieles Volk von Norden, und sie suchten das Schweigen auf in der Einsamkeit der Wüste. Und als sie es gefunden hatten, thaten sie den Sand weg vom Schweigen und dachten, sie vollbrächten ein großes Werk. —

Und sie stritten mit einander, wer dieses Bildnis in den Sand gelegt habe, dieser König oder ein anderer, und sie waren uneins unter sich. Und sie stritten wie thörichte Kinder um das, was sie nicht wissen konnten, und stritten, wie um die Königreiche der Welt, ob es unter dieser Dynastie gemacht worden war oder nicht. —

Sie kümmerten sich weder, darauf zu schauen, daß das Ding wundervoll war unter den Werken von Menschenhand, noch daß die Antwort auf das Geheimnis dieses Antlitzes und die ewige Ruhe dieser Augen etwas war, das niemals besprochen werden konnte. Aber Andere, die gedankenvoller waren als diejenigen, deren Geschäft es war, über alte Dinge zu reden, erkannten wohl, daß sie auf Etwas blickten, das sie nicht verstanden und niemals verstehen würden; und da dieses Wesen ihnen ein Rätsel war und staunende Bewunderung zugleich erregte, so wollten sie im Schweigen auf dasselbe schauen .... Und die unergründliche Ruhe, die ihnen hier entgegenblickte, warf ihren tröstenden Schatten in ihr menschliches, unrastiges, ruheloses Herz ...

Und wieder rauschten Jahrhunderte um Jahrhunderte an der Sphinx vorbei, wie die Menschen das Schweigen nannten, und veränderten sie nicht. Die Welt aber war alt geworden und die Menschheit mit ihr, und das Geschlecht der Erdgebornen nahte sich seinem Aussterben. Nur ein Mensch lebte noch, ein Mädchen von vielleicht sechzehn Jahren. Sieben Winter erst hatte sie gesehen, als ihre beiden Eltern rasch nach einander in's Grab sanken. Und dann war sie allein auf der Welt. Feldfrüchte, die allenthalben wild wuchsen, bildeten ihre Nahrung, und wenn es sie nach einem Trunk gelüstete, so trat sie zum breiten Flusse; ihre Lagerstätte aber hatte sie aus Moos bereitet im öden Hause ihrer Eltern. Oft jedoch ging sie hinaus in die Wüste, setzte sich dort vor dem Bilde des Schweigens in den Sand und schaute es lange und schweigend an. Und dann kehrte es wieder langsam zurück zum Ufer des Flusses, wo seine Wohnung war. Eines Tages aber, als das junge

Digitized by Google

Menschenkind wieder vor das Schweigen trat, war es außerordentlich bleich und Fieberschauer schüttelten seine schlanke Gestalt. Und kaum hatte es sich auf den Boden niedergelassen, da blickte es wie hilfesuchend aus seinen dunklen, wundervollen Augen zum Schweigen empor und seine weißen, schmalen Hände in herzbewegendem Flehen emporrichtend, entrangen sich den bebenden Lippen die bittenden Worte: „Willst Du nicht zu mir reden? Dein Antlitz ist ja das Antlitz eines Menschen!“ Das Schweigen aber blieb stumm und freute sich nur innerlich über die Blässe des Menschenkindes, denn so hatten ja die Erdgebornen alle ausgesehen, bevor sie in's Grab gesunken waren. Und auch dieses Mädchen warf nur noch einen letzten, brechenden Blick auf das ewig-starre Antlitz des Schweigens, dann sank es mit einem Seufzer zu dessen Füßen nieder. Es war tot. Das Schweigen aber dachte bei sich: Ich werde wieder glückliche Tage sehen wie damals, als ich mit Adam im Paradiesesgarten lustwandelte. Und es verließ seinen Ort und wanderte über die Erde hin, nach Norden und Süden, nach Osten und Westen. Und überallhin, wo es ging, fand es sich selbst und nur sich selbst, und es erfüllte die Erde. —

Und es war zufrieden, denn wieder lag über allem das große Schweigen. —

Nach einem Motiv E. F. Benson's von
A. Lohr.

Digitized by Google

Poesien

von

M. v. Ekensteen.

Unraſt.

Arme Seele,
Du liebeſt dein Leben,
Und wucherſt und ringeſt
Um's tägliche Daſein,
Um Kinder und Gattin,
Um Habe und Reichtum,
Und rechneſt die Tage
Und ſtöreſt die Nächte
Mit quälender Sorge,
Die mit dir aufſteht
Und ſich zur Ruhe legt
Raſtlos untrennbar. — —
Stillflutend Sonnglaſten
Spinnt um die Erde;
Draußen im Felde
Freudſingt die Lerche;
Herbſtſchöne Lilien dorten am Raine
Blühen, erfreu'n und verwelken.
Wehender Herbſtwind
Brauſt um die Mauern,
Singet von Freiheit ſauſend ein Lied.
Du aber wucherſt und klügelſt und rechneſt,
Bis dich die Sorge weinet in's Grab.

Digitized by Google

Die Keuschheit.

Oh, öffnet mir die Pforte!
Gönnt eine Heimstatt mir,
Dass ich nicht länger irren muss auf lauten Gassen!

Lasst rasten mich in eurer Mitte,
Scheucht mich nicht fort!
Ich bringe euch des Friedens lichte Gaben, —
Flieht' nicht vor mir!

Seht mich doch an; mein Kleid ist hell,
Gesponnen hat's die Reinheit;
Wie Lilien ist's so weiss,
Und Himmelstau löscht von ihm jedes Stäubchen.

Seht meine Hände; im Bergquell wusch ich sie,
Und um die Stirne schlangen Engel mir
Den Kranz der Unschuld,
Gemischt mit duft'gen Blumen, rosig wie die Scham.

Horcht auf den Herzschlag mir,
Blickt in die Seele tief;
Ich glüh' in Liebe, ich möchte euch umfangen;
Bei Euch zu weilen, ist mein ganzes Sehnen.

Oh, lasst mich ein! Lasst mich kein Fremdling bleiben! —
Wer öffnet mir die Pforte?
Mir, der Verlachten und Verlass'nen,
Die wund sich läuft die Füsse,
Eh' sie die Heimstatt findet? — — —

Nach Namen, Rang und Titel fragt ihr mich? — — —
Ich bin ein Bettelkind; — mein Titel ist Versagen;
Die Keuschheit heisse ich; — —
Oh, lasst mich ein!

Digitized by Google

Stimmungsbild.

Märchenstille
Durchträumt die Natur . . .
Sonnenhell
Über Bäume und Sträucher,
Spiegelnde Flüsse,
Grünende Felder,
Wälder und Triften,
Häuser und Menschen,
Liegt Maiglanz gebreitet.
Selige Weisen
Lustfroher Sänger
Singen mich an.
Glühen und Glühen,
Leben und Lust
Seh' staunend ich rings . . . .
Da faßt eine Hand
Ganz sachte die meine:
Mein Frühling, mein Glück!

Sabbatsegen.

Groß geht die Sonne weit im Westen nieder,
Rotgold'ne Lichter spielen in den Zweigen,
Im Flusse schwingen sie den Strahlenreigen,
Und alle Gräser glitzern wie in Glutgefieder.
Als Sieger rüstet sich der Tag zum Scheiden
Und grüßt mit Rosenwolken Hang und Haiden.

Digitized by Google

Nun naht die Nacht im Schleppgewand der Träume,
Umschlingt ihr Haupt mit hellen Flimmersternen,
Haucht ihren frischen Atem in die Fernen
Und webt den Nebelmantel um die Bäume,
Bis tauend träuft ein linder Rieselregen
Auf Feld und Flur, wie satter Sabbatsegen.

Wehmütiges Mahnen.

Ich höre aus ferner Kinderzeit
Ein jubelndes Lachen und Singen
In meine schweigende Einsamkeit
Wie Feierglocken klingen.

Ein Blumengarten dehnt sich aus
Mit blühenden Hecken und Ranken,
Glycinengewinde am Gartenhaus
Und Gaisblatt um Gitter und Planken.

Ich fühle auf mein Lockenhaar
Ein Händepaar kosend sich legen,
Das Mutterauge seh' ich klar
Mich streifen wie betender Segen ....

Was willst Du, längst verrauschte Zeit,
Mit Deinem wehmütigen Mahnen? — —
Jäh pocht mein Herz in Reu' und Leid —
Durch die Seele zuckt Todesahnen! —

Digitized by Google

• • Neue Dramen. • •

Besprochen von Ferd. Gruner.

(Judas Ischariot — Hosianna — König Saul — Rast — Der Spielmann — Frau Ute — Kunigunde Kirchner — Die Wegmüden — Am Hochzeitsmorgen — Pflicht und Liebe.)

Unzählige Male haben Lyriker sich mit dem Judas-Problem beschäftigt und den Treulosen in mehr oder minder interessantem Licht gezeigt. Gewöhnlich wurde der Verrat, den Judas geübt, auf verletztes Ehrgefühl, auf erlittene Kränkung und Zurücksetzung durch die Jünger zurückgeführt. Der Zufall will es, daß mir zwei Bücher vorliegen, die sich (das eine allerdings nur nebensächlich) mit diesem Problem beschäftigen. Im dritten Teile des „Hosianna", Bühnendichtung in drei Szenen von H. Gonschorowski (Dresden und Leipzig, E. Pierson 1900) giebt der Dicher die von mir angeführte Erklärung. Wesentlich anders und vielleicht mehr aus dem Gefühl der damaligen Zeit heraus, sucht Carl Sternheim in seiner Tragödie vom Verrat, „Judas Ischariot" (ebenfalls bei E. Pierson erschienen), eine Lösung der dichterischen Streitfrage zu geben. In diesem Buche, das in edler Sprache und mit großem sittlichen Ernst jene ernste, gährende Zeit behandelt, wird Judas als ein glühender Anhänger der neuen Lehre geschildert, so lange er meinte, daß Jesus ein irdisches Reich gründen und das römische Joch von den Schultern der Juden abschütteln werde. Als aber der Messias das Wort gesprochen, daß sein Reich nicht von dieser Welt, da stößt Judas nach Sternheim „ein fürchterliches, verzweifeltes Lachen" aus und stürzt mit einem entsetzten und entsetzlichen Blick auf Jesus davon. Da reift in seiner Brust

Digitized by Google

der Plan, Jesus den Römern auszuliefern. Im Gespräche mit der Mutter spricht es der abtrünnig Gewordene im vierten Akte also aus: „. . . Es ist nur Einer gekommen, der alles mit schönen Reden *trunken* machen wollte, den *gilt es, aus dem Weg zu schaffen* . . .“ Sternheim, der sein ganzes Buch als Vorrede zu diesem Ende gestaltet, führt den bekannten, historischen Schluß dann ohne weiteres herbei. Der Anhang der letzten Seite, der die Seelenstimmung Judas' *nach* seiner Verräterthat darthut, soll zur weiteren Erklärung des Abtrünnigen dienen, ist aber an dieser Stelle überflüssig; abgesehen davon, daß eine solche reflektierende Betrachtung im äußersten Grade undramatisch ist. Das hätte alles der Unthat *vorausgesetzt* werden müssen. Dadurch wäre das Charakterbild des Unglücklichen um einige Linien reicher geworden. — Gonschorowski hat wiederum das *Volk* mit jenen Erwartungen ausgestattet, die Sternheim *Judas* zu eigen gemacht. Beide sind von denselben Ideen beseelt, derselbe Gedanke spricht aus beiden Werken. Sternheim hat auch mit viel Geschick und Feinheit Christus redend eingeführt, und es ist ihm die feierliche Ausdrucksform der Bibel ganz gut gelungen. Manche Stellen sind besonders schwungvoll. Die Subtilitäten der Sprache muß man durch eine mehrmalige Lektüre genießen. Ein ruhiger, hoheitsvoller Ton liegt über dem Werk. Dieser Judas Ischariot wirkt nicht abstoßend, er ist eine Gestalt, die Bedauern wach ruft. Es ist möglich — ich habe darüber nicht zu urteilen —, daß *diese* Darstellung der *historischen* Wahrheit nicht am nächsten kommt. *Dichterisch* genommen begrüße ich sie. Denn es entspricht meinem Empfinden als Mensch mehr, einer schlechten That wenigstens Motive unterzulegen, die schnöde Absichten ausschließen.

Auch Gonschorowski's Bühnendichtung verrät poetisches Talent. Dramatisch im eigentlichen Sinne sind die Schilderungen freilich nicht. Dazu enthalten sie zu viel Reflektierendes, Episches. Voll Feinheit im Ausdrucke und Wärme in der Überzeugung ist insbesondere die zweite Szene, der „Todbezwinger“; aber auch der erste Teil weist charakteristische Szenen auf, die deutlich den schwankenden Gemütszustand des jüdischen Volkes erkennen lassen.

In der dritten Szene „Das Liebesmahl“, die den Abschied der Apostel schildert, bevor sie, gehorsam dem Gebote ihres Meisters, hinausziehen in alle Welt, um das Evangelium zu predigen, ist besonders die Gestalt des *Johannes* liebevoll gezeichnet. Dasselbe gilt von Simon: „der Fels“. Die Stimmung dieses Bildes ist prächtig getroffen.

Sowohl von Sternheim als auch von Gonschorowski kann man Tüchtiges erwarten, besonders, wenn sie auch der dramatischen Form etwas mehr Aufmerksamkeit zuwenden. Ihr Stil macht nirgends den Eindruck des Gequälten oder Geschraubten, eher des Überquellens. Wenn gelegentlich etwas Überschwang unterläuft, so mag man das gern entschuldigen; besser dies als Mangel an Gedanken.

Nicht in dieselbe Reihe kann ich das Buch „*König Saul*“, Schauspiel

Digitized by Google

in fünf Aufzügen von Wilhelm Kirsch (Oskar Seßheim, Breslau), stellen. Wie aus dem Titel zu ersehen, hat Kirsch seinen Stoff ebenfalls der Bibel entnommen. Auch jene Zeit war voll gährenden Dranges; Wichtiges, Neues knüpfte sich an. Um aber heute für jene Epoche ein starkes Interesse wachzurufen, dazu gehörte ein Größerer. Kirsch hat mit löblichem Eifer sich über den Stoff hergemacht. Er kennt das Historische jedenfalls recht genau. Doch ist die Sache trotz alledem trocken ausgefallen. Man sieht recht kühl diesem Ringen Sauls mit Samuel und dem Stammältesten und schließlich seinen Intriguen gegen David zu. Zu wenig hat es Kirsch verstanden, uns diesen König menschlich nahe zu bringen. Nirgends bemerken wir an ihm eine Eigenschaft, die ihn uns entweder sympathisch oder doch interessant machen würde. Und man muß nun einmal — ich wiederhole — den „Helden" entweder lieben oder hassen können! Da erregt zum Beispiel Samuel weit mehr Interesse. Dessen Gestalt ist fest umrissen, von diesem Manne weiß man, daß er einen bestimmten Willen und ein sicheres Ziel im Auge hat. Saul ist mehr ein Schemen. Der unbeholfene dramatische Aufbau, der ohne daß man es gehörig wahrnimmt das Szenarium verändert (besonders im Schlußakte), trägt das Seine zur Verwirrung bei. Wenn Kirsch jemals die Möglichkeit der Aufführung seines Schauspieles im Auge gehabt hätte, so hätte er für eine klare Disposition Sorge tragen müssen. In den Schlußszenen wird man immer nur vor Thatsachen gestellt, eine Motivierung derselben fehlt. Es ist der alte Fehler in dramatischen Dingen unerfahrener Schriftsteller: Der erste und zweite Akt werden durch Gespräche und wenig Handlung ausgefüllt. Dafür wird alle Handlung für den Schluß aufgespart, dann aber auch gewiß die notwendige Begründung unterlassen, so daß es auch da zu keiner rechten Wirkung kommt, denn diese kann nur durch eine regelmäßige, im Effekte steigende Handlung erzielt werden. Wie viele der Stoffwahl nach interessante Dramen werden nicht durch ihre ungenügende und fehlerhafte Entwickelung um jede Wirkung gebracht!

Ich gehe zu einer sogenannten symbolischen Dichtung über: „Rast", Drama in drei Aufzügen von Eberhard Buchner (Hermann Walther, Berlin, 1900). Personen mit Namensbezeichnungen giebt es in dem Buche nicht. Es sind einfach: der Mann, das Weib ꝛc. Die beiden Genannten wandern. Das Weib wird dieses ewigen Wanderns überdrüssig. Es fragt, warum dies sein müsse, und der Mann antwortet wie das delphische Orakel: „Wenn Du mich nicht mehr fragen wirst, werde ich Dir's sagen, denn nur dann wirst Du's verstehen" und ein andermal: „ . . Nur die müssen wandern, die glücklich werden wollen, die etwas verloren haben oder die etwas finden müssen, und das sind wenige. Das sind nur die Könige oder die Sklaven. . ." Die Beiden kehren dann doch in die Heimat zurück, in die „Knechtschaft", aus welcher der Mann sich einst jubelnd befreit. Der Vater will ihn nicht aufnehmen, doch die Mutter thut es im Geheimen. Der Mann

Digitized by Google

hat einen Bruder. Dieser hat ein Buch, in das er die Wirklichkeit hineinschreiben wollte. „ . . Wenn ich dann darüber sinne, so erscheint mir alles so unbedeutend, zu nichtig und alltäglich". — Und das Buch blieb leer, bis das „Weib", des Bruders Frau, kam. Da erklärte er: „Ich werde am Abend in's leere Buch schreiben, daß Du gekommen bist. Ich werde die Worte immer wieder lesen, und Goldsand werde ich darüber streuen, denn sie sollen leuchten und hell glänzen — ich danke Dir, daß du gekommen bist, so werde ich schreiben". . . Man ahnt, da geht es aus dem Mystischen in's Menschliche hinein! . . . . Der Vater will dem „Manne" verzeihen. Das Weib will ihn rufen gehen. Da heißt es in dem Buche:

Das Weib (herzlich)

Vater! (Dann geht sie mit leichtem Schritt aus dem Zimmer. Es ist eine Weile still, man weiß nicht, ob es Augenblicke oder Stunden sind — es liegt eine schwüle Erwartung über der Stille.)

Diese kleine Stelle deutet die Stimmung des ganzen Buches sehr gut an. Etwas Traumhaftes, Nachdenkliches, dem jedes laute Wort abhold ist, liegt über dem Werkchen. Das sind keine Menschen mit der Leidenschaft der Jugend: Ästhetische Wesen, die immer nur in Gedanken leben, die den feinsten Nervenregungen folgen! Die Sprache ist durchaus keine banale. Ganz im Gegenteile. Es sind Sätze voll dichterischer Feinheit darin, wie man sie so glatt und elfenbeinzierlich kaum so bald findet. Der Belgier Maeterlinck hat dem Buche mit seinem Geiste Pathe gestanden. Buchner hat dabei übrigens seine Eigenart bewahrt und ein bischen in's mehr Menschliche ist er mit dem Weiterspinnen der mehr als losen Handlung doch getreten. Denn der Mann will fort, er ahnt, daß das Weib dem Bruder nicht gleichgiltig sei und da regt sich in ihm ein echt menschliches Empfinden, die Eifersucht. Das ist nun wiederum sehr fein angedeutet. Ganz klar hingegen die Liebe des Bruders. Das ist eine Szene, die voll Leidenschaft ist und wobei Maeterlinck in der Ferne verschwindet. Sie scheint mir nicht recht in dies stille Buch der Mohnrosen-Luft zu taugen. Allerdings wurzelt sie am festesten im Leben. Das Weib bleibt rein; es zieht mit dem Manne wieder fort. Als der Gatte sie fragt, spricht sie merkwürdige Worte, die mir einen ernsten Sinn zu haben scheinen, wenn ich auch mit den Voraussetzungen nicht übereinstimme. Die Frau sagt nämlich:

„Ja, ich bin rein, nicht pure Begriffe von Reinheit aus Sitte, aus Pflicht, nicht die sind es, die mich erdrücken und verdammen. Ich habe sie nicht verletzt, sie können mich nicht verdammen. Aber ein Gesetz der Liebe — weißt Du, es giebt ein Gesetz der Liebe. Das habe ich gebrochen. Dagegen habe ich gesündigt. Ich habe unsere Liebe geopfert — die unnatürliche Mutter, die ihr Kind im Mutterleib erstickt, die Mörderin — das ist dein Weib!"

Das mit dem Gesetz der Liebe meine ich.

Digitized by Google

Alles in allem ist Buchner's Werk kein Drama; auch meinem Empfinden in seiner Gesamtheit nicht ohne weiteres entsprechend, aber es ist ein interessantes Buch!

In das Land der Romantik, in die Zeit der Minnesänger und Raubritter führt uns das Büchlein „Der Spielmann", Drama in einem Aufzug von Hildegard Stradal (Kassel, Th. G. Fischer & Co., 1901). Knappe 34 Seiten umfaßt das Werkchen. Sonne und poetischer Zauber liegt über ihm. Dieser Spielmann ist der fahrende Troubadour, wie wir ihn alle zwischen vierzehn und sechzehn Jahren geträumt haben. Ein Künstler, den ein fröhliches (hier freilich trauriges) Los nötigte, durch die Lande zu ziehen und in den Prunkräumen trutziglicher Burgen oder in blühenden Städten aufzuspielen, daß süße, minnigliche Gedanken in der Brust erwuchsen. Und diesem Spielmann begegnet im Walde Elisabeth, des Ritters von Hoheneck rosiges Töchterlein, das einem ungeliebten Manne die Hand reichen soll. Der Töne Gewalt bindet die Herzen. Nun aber will es ein finsteres Verhängnis, daß der Bräutigam Elisabeths in eben diesem Walde erschlagen wird. Den Spielmann greift man als den Mörder auf. Er flieht und erklimmt den Söller zu seiner Liebsten Gemach. Sie verbirgt ihn, aber der Vater tritt in ihre Stube, ehe Walther entflohen, und nun ist es selbstverständlich, daß der Ritter meint, der Spielmann habe Ullrich, den Bräutigam Elisabeths, getötet. Als er Walther mit einem Schusse niederstrecken will, wirft sich das Burgfräulein dazwischen und empfängt das tötliche Blei. . . Eine romantische Geschichte; das Sujet ist nicht eben neu. . . Die Sprache ist indessen eine anmutige und das Viertelstündchen kein verlorenes, das einem die Lektüre kostet. Stradal kommt nicht auf Stelzen daher, ist nicht prätentiös, das macht das Werkchen so hübsch.

Weit, viel weiter liegt, chronologisch genommen, „Frau Ute", Schauspiel in fünf Aufzügen von George Paul Sylvester Cabanis (E. Pierson, Dresden und Leipzig 1901), zurück. Zu Beginn des zweiten Jahrhunderts spielt es an der nordischen Küste, allwo die germanischen Recken mit den weißen Gesichtern und den rotblonden Bärten hausten, getreue Unterthanen des „Walvater Woutan" und der Asen. Frau Ute's einziger Sohn, Ausgar wurde in zarter Jugend von Atli, dem Todfeinde des Hauses Ute, geraubt, in die römische Sklaverei verkauft und schließlich von einem christlichen Greise angekauft und in die neue Heilslehre, deren Signum das Kreuz ist, eingeweiht. Nach Hause zurückgekehrt, verficht er nun sein mildddenkendes Christentum gegen das starrköpfige Heidentum. Ich muß gestehen, daß der junge Ausgar dies in einer Form thut, die durchaus ungeeignet ist, einen Erfolg zu erzielen. Sein Christentum entbehrt jener kraftvollen Stärke, die allein dem knorrigen Reckenvolk, das mit dem Schwerte in der Hand Recht und Unrecht entschied, imponieren konnte. Er macht allzu sehr den Eindruck eines Schwächlings, dem Friede aus Feigheit der bessere Teil dünkt. Die

Digitized by Google

Art zum Beispiel, wie er die Macht des Christengottes an der dem Walvater geweihten Eiche beweisen will, verstärkt diesen Eindruck. Denn kindlich war es, zu meinen, daß seine schwache Hand im stande sein würde, den Riesenstamm durch einen Beilhieb zu erschüttern. Der Stil bricht ab, und Ausgar stürzt ohnmächtig zusammen, natürlich zum Gelächter der Woutan-Gläubigen. Wenn Ausgar schließlich dem Christengotte untreu wird, so hat man durchaus nicht den Eindruck, daß ihm dies große Seelenpein gemacht hätte. Cabanis scheint übrigens doch an den schließlichen Sieg des Christentums in Ausgar zu glauben, da er ihn den kleinen Cherd, des Todfeindes Atli Sohn, nicht töten, sondern nach Hause bringen läßt, damit er dort bei den Seinen aufgezogen werde. In diesem Sinne fassen es auch Ausgar's Waffengenossen auf, denn sie töten ihn deshalb. Ich habe indessen das Gefühl, daß Ausgar's Charakter nichts Heldenhaftes an sich hat, er vielmehr recht schwankend ist, und nicht weiß, wo das Rechte zu suchen ist. Prächtig ist hingegen Frau Ute. Das ist ein Charakter von plastischer Artung, eine Frau mit einer tiefgründigen Überzeugung, eine Mutter voll rührender Größe, ohne jeden Zug in's Sentimentale, der übrigens überhaupt vollständig unseren Altvorderen abging, dazu waren sie zu kernig, standen sie zu sehr in einer rauhen, kämpfereichen Welt. An dieser Gestalt kann man seine Freude haben. Das Milieu ist von Cabanis mit Verständnis behandelt; man begreift, wie verwundert diese Leute Ausgar's Erzählungen von einer neuen Lehre zuhörten, die ihrer Gefühlswelt so ferne lag. Ich gebe dem Buche gerne ein freundliches Geleitwort auf den Weg, wenn auch, wie in leider recht vielen auf den Büchermarkt gebrachten Bühnenwerken, die dramatische Disposition eine schwache ist.

Gleichfalls in der Vergangenheit, wenn auch viel näher gerückt, spielt „Kunigunde Kirchner", Schauspiel in fünf Handlungen von M. J. Blum (E. Pierson, Dresden und Leipzig, 1901, 2. Auflage). Der Schauplatz ist Neustadt in der Pfalz, das im Jahre 1688 von den Franzosen belagert und eingenommen wurde. Dem Schicksale, wie so manche andere blühende Stadt durch Brand in einen Schutthaufen gelegt zu werden, entging es nur dadurch, daß Kunigunde Kirchner, die dem Stück den Namen gegeben, einwilligte, des französischen Generals de Werth Frau zu werden. Sie that dies mit blutendem Herzen, denn ihre Liebe hatte sie Kurt Armstrand, einem jungen, begeisterten Sohne Neustadts geschenkt. Sie war in ihrer Art eine Heldin, opferte sie doch ihr Lebensglück der Heimat. Das mag man ihr in der Pfalz wohl nicht vergessen; wenigstens hoffe ich es. Denn solcher Patriotismus ist selten.

Das Schauspiel hat einen straff geführten Dialog, der reich an Pointen ist. Er beleuchtet klar und knapp die düstere Lage und die verzweiflungsvolle Stimmung in der Stadt, als der Feind eingezogen und mit dem Übermute des Siegers seine Forderungen stellte. Viel Liebe hat der Verfasser an die Gestalt des kleinen Heinrich, des Bruders der Kunigunde, verwendet. Man

Digitized by Google

muß den Burschen, in dessen Brust ein solch' begeistertes Herz schlägt, lieb haben. Auch Vater Kirchner ist eine scharf charakterisierte Gestalt, ein braver Mann, den all' der Kummer nicht beugen kann, und der eher die ihm an's Herz gewachsene Stadt mit seinem Hab und Gut in Flammen aufgehen sehen wollte, als daß er seine Tochter zu einer Heirat mit dem feindlichen Truppenführer nötigte. Im Gegenteile will er Kunigunde davon abhalten. Man muß sich jene Zeit mit all' ihren wilden Stürmen und dem glühenden Haß, der Deutsche von Franzosen trennte, vor Augen halten, um das Opfer, das dieses Mädchen brachte, voll zu würdigen. Es würde die Wirkung verstärkt haben, wenn Kunigunde etwas mehr handelnd vorgeführt würde. In Person lernt man sie erst zu Ende der zweiten „Handlung" kennen. Ich weiß nicht, wie weit General de Werth historisch aufgefaßt ist. Seine Rolle in diesem Stücke ist etwas viel mit Edelmut gesättigt. Er macht weder den Eindruck eines Wüterichs noch eines Schwerenöters. Er hätte ein paar stärkere Striche noch vertragen. Bei einem General jener Zeiten setzte man besondere Zartheit oder Galanterie nicht voraus. Natürlich gab es damals, wie heute, noch verliebte Leute, und der bunte Rock hat das niemals verhindert, wohl eher befördert. Die Sache hat daher nichts Unmögliches oder Unnatürliches an sich. Mein Einwurf gilt nur der dramatischen Seite. Denn die Wirkung vermindert sich etwas und das Opfer der Kunigunde Kirchner erscheint weniger groß, wenn der Mann, dem sie, die Vaterstadt errettend, die Hand reicht, ein freundlicher Gentleman ist, von dem man nicht annehmen kann, daß er seinem ehelichen Gemahl jemals anders als mit lächelndem Wort begegnen wird. — In dem Schauspiel ist ein tüchtiges Stück Arbeit niedergelegt. Blum hat ein Gefühl für das Bühnenwirksame; die Handlung steigert sich bis zum Schlusse.

Der Gegenwart gehören die drei Werke an, die ich nun noch besprechen will. Zwei hat der Realismus geboren, das dritte und hier zuletzt zu besprechende ist ein hausbackenes Theaterstück der alten Schule. Da ist zunächst das vieraktige Schauspiel „Die Wegmüden" von Otto Meider (E. Pierson, Dresden und Leipzig, 1901). Schon der Titel ist modern; ist eine neue Wortbildung: Leute, die des Weges, den alle gehen, der breiten Heeresstraße des Alltages müde sind, die eigene Pfaden suchen wollen. Sie hassen die Tradition, das Altüberlieferte, die starre Form; sie sind Menschen, die sich ausleben wollen, just wie es ihnen paßt, ob auch andere mit scheelen Blicken auf sie sehen! Meider's Stück hat eine wenig bedeutende Handlung. Robert, der Sohn des Fabrikbesitzers Dorsen, soll eine reiche Braut (welche, weiß man nicht) heiraten, er will aber von Tini Braun nicht lassen. Das ist die eigentliche Geschichte, daneben läuft eine zweite, die gar keine innere Verbindung mit der ersten hat. Robert's Freund, Dr. Fritz Taller, liebt Olga Dorsen; er duelliert sich, man erfährt nicht recht weshalb, mit Tauber, einem Kohlenwerksbesitzer, der Robert zu einer reichen Braut verhelfen sollte.

Digitized by Google

Der Doktor fällt. Olga ist darüber natürlich unglücklich, desgleichen Robert. Der alte Dorsen will seinen Sohn wieder aufrichten und erscheint sogar in der Wohnung der Tini Braun, um ihr zu sagen, daß er einverstanden sei, wenn sein Sohn sie ihm als Tochter zuführe. Aber Tini will nicht.

Tini:

Nein, Robert, ich will Dich nicht durch Gesetze an mich binden, frei mußt Du sein, kommen und gehen dürfen, wann du willst. Die Liebe soll das einzige Band sein, das uns aneinander knüpft.

Robert:

Ja, meine Tine, durch das heiligste Gesetz sind wir ja verbunden. Ein anderes brauchen wir ja nicht . . . Du siehst, Vater, es sind zwei verschiedene Welten, die sich hier begegnen. Du — die Welt der guten Sitte, die sich vor den gesellschaftlichen Lügen beugt, wir — die Welt der Empfindung, der inneren Wahrheit, die von Herzen kommt. Welche die bessere ist, das wissen wir in unserem Herzen und — Gott da droben!

In diesem schwülstigen Tone ist das Buch geschrieben. Verworren, ohne Führung die Handlung; schiefe, falsche Vorstellungen allenthalben. Mißverstandene Philosophie und unverdauter Nietzsche. Viel Wollen, aber ein ungenügendes Können. Nichts als Reflektion, große Worte, für Titanen vielleicht passend, denen man einen Schritt vom Wege wohl verzeihen mag, weil sie auf den rechten Pfad sicher zurückkehren werden. Es sind aber die für die Handlung in Betracht kommenden Personen eher alles denn Helden. Das sind Leute, die nicht recht wissen, was sie thun, nervöse Menschlein, die unter Lachen weinen, nie sich im klaren sind, ob sie etwas thun oder lassen sollen, obgleich sie brunnentiefe Weisheiten stets auf der Zunge haben. Es geht diesen „Wegmüden" die gesunde, klare Logik ab, die bestimmt den Weg weist, den man zu gehen hat. — Als Robert von Täuber belehrt wurde, wie die Welt sein Verhältnis zu Tini Braun nenne, geht er zu dieser und erzählt alles unter „krampfhaftem Schluchzen!" Ein Mann! Unter „grenzenlosem Schmerz" erklärt er: „Wir müssen scheiden!" Zwei Seiten später ist er jedoch schon wieder der Überzeugung: „Wir wollen von nun an nur uns leben! Mit einander und für einander!" So geht es weiter, so handeln alle Personen in diesem Stücke, in dem sehr viel gesprochen und losgezogen wird gegen das Herkömmliche, das diese Leute als ihrer unwürdig weit von sich weisen. Ich bin gewiß kein fanatischer Anhänger aller heutigen Sitten, Gebräuche und Anschauungen. Sicher kann auch manchmal der beste Mensch mit ihnen in Zwiespalt kommen. Wenn jedoch jeder seinen eigenen Weg gehen wollte, und es wären solch' unvollkommene, zwiespaltige Charaktere wie in Meider's Stück, so würde alle Ordnung bald aufgehoben sein und wilde Zügellosigkeit regieren. Sich selbst besiegen, war noch immer die schwerste That. Das stürzen all' die egoistischen Phrasen nicht, mit denen man dagegen wettert. Gewiß soll jeder in sich das Gefühl tragen für Gut und

Digitized by Google

Böse, der inneren Stimme mehr als äußeren Einflüssen gehorchen; damit ist aber noch immer nicht gesagt, daß man sich dadurch in den schroffsten Widerspruch zu den Anschauungen setzt, die unter gebildeten Leuten Geltung haben. Wenn jeder Wicht so groß von sich dächte, daß er seine eigenen Gesetze sich schaffen wollte, so würden wir bald ganz merkwürdige Zustände erleben. Sicher ist im Leben nicht dem Einen recht, was dem Anderen billig ist; noch immer galt der Satz: Quod licet Jovi, non licet bovi! Dabei braucht jedoch nicht jeder zu denken, daß er ein — Jupiter sei! Meider hat seinem Stücke nicht einmal eine Bühneneinteilung gegeben. Die Szenen sind nicht abgesondert, es läuft alles in einem fort. Dem Augenscheine nach ein Erstlingswerk mit viel Emphase und viel fremden Gedanken. Wenn Meider einmal diesen Ballast abgeworfen haben wird — jeder trägt ihn mehr oder weniger lange mit sich herum — wird er, glaube ich, Besseres leisten. Dann wird er auch seinem Stile mehr Aufmerksamkeit zuwenden und wohl nicht mehr, wenn er eine Amsel singen hört, von einem Schwanenlied reden. Das ist mehr, als einem Dichter erlaubt ist.

Mathias Blank hat in dem Werke „Am Hochzeitsmorgen" ein „Familienereignis in drei Zeiten" (E. Pierson, Dresden und Leipzig, 1901) behandelt. Der Untertitel ist seltsam. Ich hoffe, daß derartige subtile Bezeichnungen nicht allgemein üblich werden, denn sonst hätte man allerlei Erbauliches zu gewärtigen, vielleicht ein „humoristisches Ereignis in zwei Stockwerken" oder eine „Tragödie in vier Orten". Es ist möglich, daß Blank damit die Intimität seines Stückes hervorheben wollte. Zur Sache muß ich bemerken, daß, wiewohl Frau Marie Bartels augenscheinlich den Tod gesucht hat, ich doch nichts Tragisches in dem Werke empfunden habe. Vielleicht liegt mir der Stoff zu fern. Ich habe nicht die zwingende Notwendigkeit der geschilderten Situationen erkennen können. Ich halte sie vielmehr für eine willkürliche Kombination. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß ich etwa der Anschauung bin, es wäre unmöglich, daß ein Mann eine Ehe mit einer ungeliebten Frau eingeht und dann die wiederkehrende Geliebte das Verhängnis dieses Bundes wird. Derartiges kommt sicherlich im Leben vor. Mir erscheint nur im höchsten Grade das Verhalten Fritz Bartels unwahrscheinlich. Denn als er nach zehn Jahren Selma Sarsky, die ihn seinerzeit verlassen, wieder sieht, wirft er sich ihr sofort an den Hals. Diese nimmt seine Liebe als ganz selbstverständlich hin, trotzdem Fritzen's Frau sie als Freundin aufgenommen hat. Doch damit sind die Unwahrscheinlichkeiten noch nicht zu Ende. Fritz, der Selma durch zehn Jahre die Treue gehalten haben soll — und da spricht man, daß es derartiges nicht mehr gebe (?) —, wird durch seinen Freund Gutman ernstlich in's Gebet genommen. (Frau Marie ahnt nämlich alles und hat es Gutman angedeutet). Fritz Bartels sieht ein, daß er auf unrichtigen Wegen geht, und er versöhnt sich mit seiner Frau. Am nächsten Morgen ist diese aber verschwunden; sie weiß, daß sich die beiden

Digitized by Google

(Fritz und Selma) lieben, und will ihnen nicht im Wege sein. Nach der Versöhnung ist ein solcher Schritt einer liebenden Frau ganz unwahrscheinlich. Das Tragische soll nun vielleicht noch verstärkt werden, daß auch Selma, die sich ihrerseits durch Fritz vernachlässigt fühlt, fortgeht. Nun ist der Bedauernswerte allein! — Wieder einmal ist mit ungenügendem Können an ein sehr ernstes Problem herangetreten worden, an dem manch' Großer seine Kraft versucht hat. Die Motivierung der schwerwiegenden Änderungen in den Anschauungen ist nicht einmal angedeutet. Das geschieht alles so plötzlich, ohne jede Erwägung. Jetzt denken die handelnden Personen so und im Nu wieder anders! Den Mitgliedern dieses „Familien-Ereignisses" kann man allerdings keine besondere Gedankenfülle nachsagen. Sie versuchen nicht einmal geistreich zu reden wie die „Wegmüden", die immerhin noch größeren Ernst verraten. Die Hauptakteure sind die schattenhafte Verkörperung einer unbestimmten Idee; die Nebenpersonen sind nicht weniger bedeutungslos. Rosa Koch, die doch in den nächsten Tagen ihre Verlobung feiern soll, ist ein Backfisch bekannter Güte. Ihr Herr Bräutigam, Karl Sandor, ‚Kunstmaler' ist augenscheinlich von ähnlicher Artung. Charakteristisches hat er gar nichts an sich, er könnte ebensogut Zimmermaler sein. Blank's Geberde ist feierlich; das „Ereignis", das er damit ankündigt, jedoch in seiner Behandlung nicht einmal interessant.

Grundverschiedene Pfade wandelt K. Schauermann mit seinem dreiaktigen Schauspiel „Pflicht und Liebe". Es ist kein neuer Weg, den er geht. Das alte Volksstück mit seiner geschickten, wenn auch abgenützten Gegenüberstellung von Herz und Verstand schwebte Schauermann vor. Es giebt in seinem Werkchen (Verlag von Bernhard Kleine, Paderborn) manche gute und gutbeobachtete Szene. Natürlich fehlt es nicht an Rührung, die gehört nun einmal zum Rüstzeug. Das gute Prinzip vertritt Anna, des Bürgermeisters Brunner Tochter, welche den faulen und hinterlistigen Knecht Reinhold heiraten soll. Denn Brunner glaubt sich in den Händen dieses Burschen, da er meint, den alten Gamsjepp beim Wildern erschossen zu haben, während dies, wie sich natürlich erst zum Schlusse herausstellt, Reinhold, (der den Irrtum des Bauern schlau ausnützt), selbst gethan hat. Das Werk ist stark auf das Theatralische zugearbeitet. Ich begreife beispielsweise nicht recht, warum man den Gamsjepp, den man anfangs nur angeschossen glaubte, nicht in sein Haus, sondern in jenes des Bürgermeisters schaffte! — Das Interesse wird natürlich dadurch erhöht, daß Anna Brunner den Anton, des Gamsjepp Sohn liebt. Dieser Punkt, der psychologisch interessant ist, wurde von Schauermann nur leicht gestreift. Reflektierendem geht er überhaupt aus dem Wege. Die Art, wie er das Drama zu einem erbaulichen Ende führt, ist wohl etwas primitiv. Der Abschluß entspricht den Forderungen des Volksstückes, wie sie das Publikum stellt. Reinhold bekennt seine Schuld und stirbt eines reuigen Todes. Beim Wildern hatte ihn Anton, der Forstgehilfe

Digitized by Google

ertappt und dessen Kugel bringt ihm den Tod. Natürlich wird Anna nun ihren Anton heiraten und alles Böse wird wieder gut! Schauermann hat die Sache mit einem gewissen Geschick behandelt. Ein andermal fügt er hoffentlich dem äußerlich glatten Verlauf etwas mehr innere Wärme hinzu. Auch wird er gut thun, Szenen, wie jene im Schlußakte, zu vermeiden, wo Spitz, der alte Dorfpolizist, seiner langjährigen auserwählten Gretel angesichts der Leiche Reinhold's eine Liebeserklärung macht und die Lächerlichkeit soweit treibt, vor der ehrsamen Jungfer auf die Kniee zu fallen, die Hand zum Schwur zu erheben und „Ewige Liebe" zu flüstern! Solche rührselige Mätzchen sind ebenso überflüssig wie sie auf einen gebildeten Menschen abstoßend wirken.

Digitized by Google

Die Freunde.

Novellette von Carl Conte Scapinelli.

Der baumlange Fritz Schützinger war jetzt ausgerechnet achtzehn Jahre alt und Schüler der achten Gymnasialklasse in Morowitz. Durch diese beiden Eigenschaften gehörte er natürlich in dieser kleinen Stadt bereits zur Gesellschaft, und zwar zur guten. Doch auch damit ist seine gesellschaftliche Stellung in Morowitz noch nicht genau charakterisiert. Denn die gute Gesellschaft Morowitz's zerfällt in zwei Teile. Die erste ist die der Protze und die zweite die der Antiprotze. Der Protz erfreut sich eines gewissen Wohlstandes, ist der Sohn eines Weinhändlers oder eines gewerbetreibenden Bürgers, der z. B. ausgedehnte Gänsezüchtereien hat oder einen großen Filzschuhhandel treibt. Der Antiprotz hingegen ist ein armer, gebildeter Teufel, der sich sein Brot, und fast nur das, als kleiner Beamter, Schreiber, Verwalter ꝛc. verdient, und dessen einzige Erholung in der unausgesetzten Klage und Schilderung seines Elendes besteht.

Zu Ehren Fritz Schützinger's sei es gesagt, daß er nur in der Gesellschaft und in den Häusern der Antiprotze verkehrte. Doch, wenn auch die Väter und Mütter ewig klagen und von den Sorgen des „kleinen" Beamten sprechen, die Töchter sind doch guter Dinge und haben Kränzchen und Feste gerne. Und bei diesen Gelegenheiten stellte Fritz seinen Mann. Unermüdlich kreiste da seine große, hagere Gestalt mit den Riesenfüßen und Riesenhänden, die die Anzeichen des noch nicht beendeten Wachstums sind, durch den Tanzsaal; und wenn er auch nicht

Digitized by Google

sehr kurzsichtig war, bei Kränzchen hatte Fritz immer einen Zwicker auf. Denn er hat einmal gehört, wie die kleine Frida ihre Freundin zum Besuch eines Kränzchens mit den Worten zu überreden suchte: „Komm doch hin, Ella, es wird ein sehr feines Kränzchen, es kommen sogar Herren mit Zwicker!“

Also Fritz tanzte bei solchen Gelegenheiten flott d'rauf los, etwas linkisch und unbeholfen, etwas zu stark eingeengt durch seinen knappen Gehrock, aus dem die Manschetten immer allzuweit hervorsahen, und mit den ausgewaschenen weißen Lederhandschuhen, die an Fritzens Arm wie wuchtige Fechthandschuhe aussahen.

Doch auf einmal, ganz auf einmal wollten die Morowitzer bemerkt haben, daß Fritz nicht mehr so wahllos mit allen jungen Dämchen tanzte, sondern des Kanzlisten Wallner Sophie bevorzugte, ja, ja ganz entschieden bevorzugte. Diese Entdeckung hatte zuerst Mama Brachner gemacht, und ehe sich Fritz der Sachlage bewußt war, war die ganze Stadt darüber einig:

Fritz Schützinger und Sophie Wallner brachten sich gegenseitig ein lebhaftes Interesse entgegen, ein Interesse, das sich deutlich auf den Tanzkarten der anderen Damen zeigte.

So wurde Fritz Schützinger, ein braver Tänzer, ein guter Schüler, aber sonst ein sehr schüchterner Jüngling, sozusagen auf die Wallungen seines jungen Herzens aufmerksam gemacht und diese von nun ab von ganz Morowitz kontrolliert.

Und ehrlich gestanden, weder Fritz, noch die kleine Sophie fühlten sich in ihren neuen Rollen recht wohl. Es war ja wahr, man sah sich gerne, es war ja wahr, Fritz schickte oder brachte ihr manchmal Blumen, es war ja wahr, Fritz machte Gedichte, die an Weltschmerz nichts zu wünschen übrig ließen! Aber beide, auf einmal sozusagen von der Morowitzer Gesellschaft gezwungen sich zu lieben, fanden sich nicht recht in die Situation.

Fritz war noch eher getröstet. Ihm war es gelungen, für seine Liebe eine gute Formel zu finden.

„Ich weiß nicht, was Ihr habt“, hatte er einmal hochfahrend zu seinen neckenden Kameraden gesagt: „Sophie und ich sind eben Freunde; oder glaubt Ihr nicht an die Freundschaft zwischen Mann und Weib?“

Und damit hatte er auch Sophiechen getröstet, und sie selbst war ganz glücklich darüber gewesen und hatte darauf dem gescheidten Fritz geantwortet:

Digitized by Google

„Na natürlich! Freunde sind wir, gute Freunde!“

Seine Gedichte trugen von da ab den Titel „An meine Freundin“. Es war ihnen beiden ein Stein vom Herzen gefallen, und seit jener Zeit verkehrten sie viel harmloser mit einander, und beide thaten das Ihre, um die Morowitzer Gesellschaft von ihrer Freundschaft zu überzeugen. Ja, es wurde sogar ein direkter Freundschaftsbund geschlossen, Schwüre gab es dabei, heilige Eide, Versicherungen und Ehrenworte! — — —

Ich weiß nicht, war sich unser Fritzchen über den vollen Sinn der Freundschaft noch immer trotz allen Satzungen des Bundes nicht ganz klar, oder waren es nur müssige Fragen, Thatsache war, daß er sofort in Sophie drang, ihm folgende Fragen zu beantworten: ob er ihr einziger Freund sei, ob man einen Freund mehr liebe, als einen Bräutigam, was sie thun würde, wann er stürbe u. s. f.

Und er war merkwürdig befriedigt über Sophiens Ansichten und Antworten, und doch erschien ihm die Stelle des Freundes ein wenig gar bescheiden, ja sie machte ihn melancholisch. Und oft wenn er an Sophiens Seite saß, wurde er elegisch und erzählte Märchen, Märchen, die er selbst gedichtet, und Sophie saß dabei und hörte andächtig zu, und sie hielten sich bei den Händen. Und so erzählte er einmal:

„Es war einmal ein junges Prinzeßchen, Sophie mit Namen, die ein junger Page sehr liebte und verehrte. Aber er war noch sehr jung und sehr schüchtern, und eigentlich waren die beiden nur Freunde!“

„Wie wir“, sagte die kleine Zuhörerin leise.

„Wie wir“, antwortete der lange Fritz feierlich.

„Und da der Page älter wurde und an einen anderen Hof kam, da kam ein bärtiger Ritter daher, der der Prinzessin gefiel, und Sophie und der Ritter feierten Hochzeit. Und als der Page das erfuhr, da litt es ihn nicht mehr am neuen Hofe, und er ließ sich vom Ritter, der jetzt Sophiens Gemahl war, anwerben, und so war er immer um die Prinzessin, und das war ihm genug, denn er war nur ihr Freund gewesen. Sie aber achtete ihn kaum eines Blickes.“

„So reden Sie doch keinen Unsinn!“ sagte Sophie auf einmal ganz verstimmt und kleinlaut. Und dann wandte sie sich ab und fing zu weinen an, bitterlich zu weinen, und dazwischen lachte sie ganz verlegen.

Ganz ängstlich fragte Fritz:

„Fräulein Sophie, ja was weinen Sie denn?“

Digitized by Google

„Wenn Sie ſo einen Unſinn erzählen!“ ſagte ſie kleinlaut.
„Unſinn? Fräulein Sophie, wir ſind doch nur Freunde!“
„Na eben“, ſagte Sophie ganz taurig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und ſo blieben ſie Freunde.

Digitized by Google

Gedichte

von

Maximilian Pfeiffer.

Sommerabend.

Einer um den andern stirbt —
Auch der Mohn,
Die Blume des Schlafes,
Entblättert.
Und die roten Blüten
Fallen auseinander — —
Die Sonne sinkt,
Die Nacht zieht auf,
Ich höre das Kleid des Todes schleppen,
Der mit tastender Knochenhand
Zum Kranze windet
Den roten Mohn,
Die Blume des Bruders.
Wem schmückt er die Locken?
Und küsset den Mund,
Und nimmt ihm den Atem
Mit seinem Kuss?? . . .
Einer um den andern stirbt.

Digitized by Google

Auf dem Ball.

Blutrote Rosen trug sie im Haar,
Bleich war ihr Antlitz,
Bleich wie der Mond.
Wie Dolche blitzten die Augen,
Als ich sie sah.
Sie dachte daran:
Noch hör' ich in den Lorbeerbäumen,
Wo der Springbrunn' leise plätschert,
Ihrer Liebe kosend Wort.
Noch träum' ich jenen Traum — — —
Dann seh' ich sie, die Schultern leuchtend weiß,
Im Garten gehen
Zwischen den Rosenbüschen . . . .
Ich suche sie.
An ihrer Seite schritt ein fremder Mann,
Sie redeten von Liebe und von Küssen . . . .
Ein irres, gelles Lachen schrillte durch die Nacht.
. . . . Wie Dolche blitzten die Augen,
Als ich sie sah.
Sie dachte daran.

Im Dunkel der Nacht.

Wenn heiliges Dunkel
Verschlingt der Sonne Licht,
Aus meiner Seele
Erklingt tief ein Gedicht. — —
Warum kann ich nicht sagen,
Was mich bewegt,
Wenn in Sonnentagen
Die Seele sich regt??
Düstere Trauer hält mich gebannt,
Türmende Mauer umschließt das Land,
In dem das Schäumen goldener Jugend
Köstlicher Tugend sehnsüchtig Träumen
Wirklich erfand.

Digitized by Google

Des Lebens Wanderschaft.

Des Lebens Wanderschaft
Führt mich in einen düstern Wald,
In dem das Schweigen wohnt.

Ein dunkler Brunnen,
Von hohem Marmorrand umsäumt,
Rauscht unter schattenkühlen Eichen.
Und kalt sind seine Wasser
Und sein Spiegel tief . . . . .

Die Sonne stehet fern und hoch,
Und keines Lichtes Schein dringt hellend durch die Nacht.

So einsam war's . . . .
Da kam die Furcht . . . . . ich rief . . . . .
Das große Schweigen fraß das Echo meiner Stimme.

Nachtvögel streichen durch's Gebüsch,
Duftweiße Schleier wallen wie von Feengewändern.

Dann glänzt ein großer See,
Weißleuchtend ziehen Schwäne ihre Kreise,
Und durch die Luft erzittert Aeolsharfenklang.

Am Rande wandert unter grünen Tannen eine Straße,
Die führt hinaus aus diesem Wald — —

. . . . . Ich stehe in der Nacht,
Die Hände hoch emporgehoben.
Der Mond verkündet mir,
Daß früh am Tage doch die Sonne kommt —

Mitternacht.

Die Mitternacht schwillt schon zu mir herauf.
Ein banges Schluchzen tönet rings, ...
Ein seltsam Klagen haucht um mich
So stöhnend tief . . . .
Ach alle Schmerzen, die das Licht gebannt,
Die Tages Lärmen abgewandt,
Die Stille rief — —

Digitized by Google

Ich fand das Wort nicht.....

Du folgst mir nach, wo ich auch geh' und stehe.
Und wenn ich in der stillen Waldkapelle
Um endliche Erlösung flehe,
Da find' ich dich vor der geweihten Schwelle.

Will ich im Festestaumel mich berauschen,
Mit Menschen schwärmend in dem reichen Saal,
Da muß ich deinem Schritte lauschen,
Du sitzest still zur Seite mir beim Mahl.

Schwermüt'ger Nächte Angst und bange Qualen,
Ruhloser Schlummer, dumpfes, schwüles Träumen
Muß meiner Thorheit Schuld bezahlen,
Du forderst rastlos, ohne Frist und Säumen.

Da stehst du vor mir, starrst mich fragend an
Mit deinen großen, dunkeltiefen Augen . .
Dein heißer Blick gemahnt mich dann,
Als sähe ich dein Herzblut strömend rauchen.

Was hab' ich denn gethan, daß ich so leide?
Warum verfolgst du mich bei Nacht und Tag?
Im Schlaf, im Wachen mir zur Seite?
Und horchst auf jeden leisen Herzensschlag? —

Ich fand das Wort nicht in der rechten Stunde,
Ich konnt' nicht deuten deines Auges Blick. —
Daß mir das Wort nicht kam vom Munde,
Ist meines Lebens unheilvoll Geschick.

Ich konnt' der Augen Sprache nicht verstehen . . .
Was du mir gabst, gab ich dir nicht zurück. —
Drum mußt du mir zur Seite gehen,
Weil ich verscherzt für dich und mich das Glück.

Digitized by Google

Gräber im Sande.

Wo ſich die Dünen höher heben,
Dehnt ſich im Sand ein Friedhof hin.
Die weißen Möven drüber ſchweben,
Schmuckloſe Gräber ſind darin.

Die Kreuze künden keinen Namen,
Nur einen Monat, Tag und Jahr.
Die hier im Tod zuſammenkamen,
Sind eine namenloſe Schar.

Das Meer hat ſie hinabgezogen
Und warf ſie wieder an den Strand.
Die Todesfahrt auf Meereswogen
Begrub ſie hier im Dünenſand.

Wie mancher, den das Meer des Lebens
Verſchlungen, ob er noch ſo groß,
Schläft, an dem Wagnis ſeines Strebens
Geſcheitert ſtrandend, namenlos!

Digitized by Google

Die literarische Kritik.

Von Walther Eggert.

Journalisten sind solche, die ihren Beruf verfehlt haben. So sagte Bismarck einmal, und in der That hat dieser Satz bei einer sehr großen Zahl unserer Zeitungsschreiber höheren und niederen Grades seine Geltung. Zahllos beinahe sind die, welche nach einer umgeworfenen Universitäts- oder Künstlerlaufbahn mit einigem Formtalent zur Feder greifen, zahllos sind auch die begabten Journalisten, die ihren ernsten Beruf verkennen; ja zahllos sind diese halben Gelehrten und Künstler, die als Zeitungskritiker über die ganzen, schaffenden öffentlich richten.

Ein Kritiker oder Rezensent ist ein öffentlicher Buchbeurteiler, ein Bücherrichter, ein Theaterrichter. Er müßte also als Richter über dem Schriftsteller stehen. Das läßt sich wohl denken, wofern dessen Werk sich mit exakten Wissenschaften befaßt, bei denen ganz bestimmte Regeln und Gesetze, Erfahrungen und Begriffe den Maßstab bilden — etwa wie der Jurist über den Verbrecher urteilen kann, ohne notwendig selbst moralisch über ihm zu stehen, urteilen kann nach den Paragraphen. Wenn aber der Schriftsteller nicht nur auf dem bereits anerkannten Wissensgebiete arbeitet, sondern auch auf solchen Strecken, die noch neue Entdeckungen zulassen, so giebt es für ihn einen a priori kompetenten Richter überhaupt nicht mehr, — wenn man nur das eine bedenkt, daß der Schriftsteller auf seine Forschungen mehr Fleiß, Zeit und Geist verwenden kann, als der Rezensent, der ja durch diese Arbeit erst in das neue Gebiet eingeführt, erst durch diese Arbeit zur Forschung angeregt wird.

Digitized by Google

Ich will aber nur von der Kritik der Belletristik reden — von ihr gilt, was der letzte Satz aussagt: es ist vermessen, daß der Rezensent über die ästhetischen, sittlichen, religiösen Anschauungen des Schriftstellers, aus denen ja ein Werk besteht, ein allgemein maßgebendes Urteil fällen will, denn das sind Dinge, die den Menschen subjektiv berühren. Darum lassen sich ästhetische, sittliche, religiöse Gedanken, eben als Subjektiva, nie direkt bekämpfen oder begründen.

Der menschliche Geschmack ist beim Genusse verschieden, namentlich beim idealen, beim Kunstgenusse, und da wiederum ganz besonders bei der Dichtkunst, denn sie ist die unmittelbarste Kunst in dem Sinne, als bei ihr viel weniger ästhetische und technische Regeln Geltung haben, als in jeder anderen Kunst. Kein anderer Künstler schafft so aus sich und für sich heraus als der Dichter. Zu seiner Arbeit können wir nur Stellung nehmen, wenn wir den Seelenzustand nacherleben, aus dem er sein Werk geboren. Wer kann's? Dazu gehört so manches, z. B. ein guter Wille, ein beweglicher Geist, Stimmung und Zeit. Man kann sich in die Lebensanschauung, in die Grundanschauung von Gott und Welt, die sich einer durch lebenslangen Erfahrungskampf errungen hat, nicht so in Eile, durch ein bloßes: „ich will" hineinversetzen. Und wenn, so ist dort als schöpferische Kraft die Wirklichkeit und Dauer der Erfahrung, hier ist es die Phantasie, die auch bei ernstestem Wollen doch nur Möglichkeiten erzeugen kann.

Auch wird ein Rezensent seine Feinheit und Reinheit der Empfindung sich selten lange bewahren und dafür bald einer nüchternen, matten Gleichgültigkeit, einer gewissen Sprödigkeit, die sich keinem Eindrucke mehr hingeben kann, Raum geben. Das aber ist eine Eigenschaft, die ein Kritiker zu allerletzt besitzen sollte. Nach all dem ist also die Dichtkunst die subjektivste Kunst und ihre Kritik die subjektivste aller kritischen Formen.

Ist also diese Kritik nicht immer und jedesmal die mehr oder minder beeinflußte, die mehr oder minder richtige Ansicht eines Einzelnen? Und zudem sind es nur wenige, die sich überhaupt bestreben, gerecht zu entscheiden, die ein künstlerisches Gewissen und damit ein unbefangenes, aber doch mehr oder minder richtiges Urteil haben; wer will überhaupt entscheiden, ob es richtig ist oder nicht? Wohl kann der Kritiker an der Form, am Sichtbaren manchen Mangel entdecken, manche Nachlässigkeit, — wollte er aber danach allein sein Urteil bilden, so verstände er — sein Handwerk und sonst nichts. Gewiß ist darauf zu achten und zu beurteilen möglich, ob der Dichter seine Idee in die richtige Form gekleidet hat, in die bestimmte Form, die der bestimmte Gedanke erheischt, wofern seine Arbeit nicht nur eine reine Stilübung, Formkunst ist. Ebenso wird darauf zu sehen sein, ob die Lebenswahrheit immer innegehalten ist, ob nicht aus unkünstlerischen Gründen mit der Wirklichkeit wie mit einem Hampelmann umgesprungen wird.

Digitized by Google

Für einen Richter, einen Kritiker ist das allererste Prinzip: Unparteilichkeit. Parteiisch ist er ja in gewissem Sinne jedesmal, weil er subjektiv ist; ich meine aber die absolute Parteilichkeit: wenn z. B. zufällige persönliche Sympathien oder Antipathien seine Stimmung schwankend machen, — er ist ja auch nur ein Mensch — was soll er dann thun? Wenn er irgend kann, soll er in diesem Falle zurücktreten. Also sollte nur der bloße Zuschauer rezensieren und niemals der Mitlebende? Und oben sagten wir doch, daß nur der Mitlebende über die Ereignisse des Geistes- und Gefühlslebens, wie sie sich in Büchern wiederspiegeln, wirklich urteilen kann, und nun sagen wir, er sei Partei und damit der Befangenheit verdächtig, — wie löst sich dieser Widerspruch?

Nun, darum kümmern sich die Kritiker nicht, sie denken an keine Lösung, sie denken nicht einmal an den Widerspruch selbst. Ich will zeigen, wie man in der That rezensiert, dann gibt sich uns die Lösung von selbst.

Es gibt nämlich — wie ich schon sagte — sehr wenige Kritiker, die sich der Verantwortlichkeit ihres Berufes bewußt, die eingedenk sind, welche Wirkung ihr Richterspruch auf das Publikum und damit auf die Kunst thatsächlich ausübt; darum steht es schlimm um unsere Kritik, es steht schlimm um unsere Journalistik überhaupt; man sehe nur zu.

Die heutige Presse ist beinahe vollständig in den Händen der Juden. — Nein, man braucht kein radikaler Antisemit zu sein, um zu ermessen, was dies bedeutet; wir können genau das sehen, wenn wir die jüdische Literatur betrachten, denn Literatur und literarische Kritik stehen in enger Wechselwirkung.

Echte Dichtung ist religiös (ich sage nicht: konfessionell) und national, sie muß aus der Empfindungsart des Volkes herausgeboren werden. Dem Juden fehlt aber die christliche Unterlage zum sittlichen Charakter, ihm fehlt die Nationalität. In diesem Mangel liegt auch der Wesensunterschied zwischen unserer (christlichen) und der jüdischen Literatur begründet, die in ihrer Wirkung immer und überall eine zersetzende bleibt. Es ist bezeichnend, daß die ersten Vorkämpfer Jungdeutschlands, jener literarischen Richtung, die bemüht war, Christentum, Staat und Sittlichkeit zu zerstören, jüdischer Abkunft waren: Börne und Heine. Sie, deren Werk das sittliche und nationale Bewußtsein nur schädigen kann, haben der jüdischen Literatur für alle Zeiten den Stempel ihrer Rasse aufgeprägt. — Was ist die heutige jüdische Literatur? — „Nichts Gehaltvolles, lauter verlogenes, nervöses, pikantes und unmännliches Machwerk einer handwerksmäßigen Unselbständigkeit", antwortet Karl Muth. Wer dafür einen Beweis verlangt — mit Zahlen kann ich ihn nicht geben, — aber der Deutsche muß ihn doch fühlen, diesen Unterschied zwischen gesund und krank, bescheiden und anmaßend, sittlich und gemein, den großen Unterschied zwischen deutsch und undeutsch. Was deutsch

Digitized by Google

sein heißt, hat der große Maler Kornelius einmal ausgedrückt: „Wahrhaft, tüchtig, ernst und treu sein, das heißt man deutsch sein!“ Und das haben die Juden nie von uns gelernt und werden es auch niemals lernen, denn: Jude *gewesen*, giebt es nicht. Das sind die heiligen Kritiker heiliger Kunst. Und ihre Zahl wächst; der Generation der Lindau, Nordau (Südfeld), L. Alberti (Sittenfeld), Brahm (Abrahamsohn), Held (Heyfeld), H. Bahr, Heinz Tovote, L'Arronge (Aron), Rodenberg (Jul. Levi), Mauthner, Sacher-Masoch, Hirsch, Brandes (Cohn) u. v. a. — dieser älteren Generation ist schon eine jüngere und jüngste von großer Überstärke gefolgt und durch die Reklame und Cliquenwirtschaft der schon großgeschrieenen Vorgänger mehr und mehr in den Vordergrund geschoben worden. Schon damals, als sich die Freie Bühne in Berlin konstituierte, waren unter zehn dabei beteiligten Literaten sechs Juden! Und heute stehen an der Spitze fast sämtlicher Berliner Theater Juden, als Leiter der Bretter, die — wie man sagt — die Welt bedeuten.

Man kann hier einen schönen Rückschluß machen: In den poesiegewaltigsten Zeiten der christlichen Völkergeschichte zog der Jude nur schachernd in der Welt umher — und nun zeigt er sich auf einmal in unserer Kunst, in der Dichtung — und er zeigt sich ja immer nur dort, wo das öffentliche Marktleben und der große Welt- und Geldverkehr blühen: die Kunst ist ihm *Geschäft*.

Karl Muth charakterisiert einmal die jüdische Literatur und Presse, die ja mit jener immer Hand in Hand geht, so: „Kalte Berechnung, schlaues Beobachten, verschlagenes Combinieren, verstandesmäßiges, grausamkritisches Zersetzen — das ist der Wesenszug jüdischer Geistesarbeit; er ist stets derselbe geblieben. Die Kritik der Judenpresse ist eine müde, sie reißt nieder, ohne einen Ersatz zu wissen, nur krittelnd und räsonnierend zieht der heimatlose, ewige Jude durch unsere Kunst“. Er fährt an anderer Stelle fort: „Die meisten periodischen Zeitschriften im Stile von Nord und Süd, Deutsche Rundschau — von der Tagespresse abgesehen — haben die Juden in der Hand, andere überschwemmen sie mit ihren geschwätzigen Räsonnierartikeln. Daß sie in den von den Theatern abhängigen Ressorts, Agenturen, *Censorenstellen* überall festsitzen, ist bei der solidarischen Assekuranztaktik ihrer Rasse erklärlich“.

Aber nicht allein die Juden tragen die Schuld an der verheerenden Krankheit der Kritik, es können ja auch andere sein, die sich durch folgendes getroffen fühlen müssen. Einer Zeitung entnehme ich wörtlich: „Geschäftsspekulation hat in Berlin eine Zeitungsartikelfabrik größeren Stiles eingerichtet, welche an Redaktionen ihr „Neues Monatsmaterial“ versendet und Leitartikel, Festlieder, Wochensprüche, Novellen, Stoffe zu kirchlichen und patriotischen Festtagen in bunter Mannigfaltigkeit anbietet. Das „Monatsmaterial“ ist für die verehrlichen Redaktionen als Manuskript gedruckt“.

Digitized by Google

In dem beigefügten Prospekt heißt es: „Es ist für einen gedeihlichen Geschäftsabschluß (!) fördernd, wenn mir bei Einsendung des Auftrages das gewünschte Genre vorher bezeichnet wird, z. B. ob fromm, religiös, katholisch oder evangelisch, ethisch, humoristisch, patriotisch, sozialfrei, bezw. freisinnig, demokratisch, nationalliberal. Unästhetische Literatur führe (!) ich nicht, ebensowenig antisemitische (also doch?). — Das nennt man dann öffentliche Meinung".

Zu dieser „Geschäftsempfehlung" äußert sich ein hervorragender Schriftsteller, wie folgt: „Millionen deutscher Leser und Leserinnen werden mit „Artikeln" gefüttert, die aus dem literarischen Bazar bezogen sind. Der Fabrikbesitzer und sein „Personal" verzichten natürlich auf jede selbständige Regung. Sie „arbeiten" nach Maß und bitten zwecks „gedeihlichen Geschäftsabschlusses sehr ergebenst" um Angabe der Façon — ob fromm, religiös, katholisch oder evangelisch, ethisch, humoristisch u. s. f.! „Immer heran, meine Herrschaften, großer Ausverkauf meines wohlassortierten Lagers sämtlicher politischer, religiöser und literarischer Überzeugungen!"

„So weit hat sich das „Volk der Dichter und Denker" geistig heruntergewirtschaftet! Der Mann mit der Fabrik ist keineswegs eine auffallende oder vereinzelte Erscheinung. Er ist nur um einen Grad offenherziger, als seine zahlreichen Kollegen. Jeder Kenner literarischer Verhältnisse kann solche ohne Mühe zu Dutzenden aufzählen."

„Es versteht sich von selbst, daß derartige Fabrikate aufs genaueste nach der politischen oder religiösen Schablone gefertigt werden, daß jeder individuelle Seitensprung, jede Kundgebung eines irgendwie gearteten selbständigen Denkens und Fühlens aufs strengste verpönt ist. Möglichst laute Theaterdonner gegen die feindliche Richtung, deren Vertreter sämtlich heuchlerische Kreaturen oder bornierte Hohlköpfe sind, — das ist „Schneidigkeit" und „Charakter". Kriechende Lobhudelei vor dem eigenen Lager, plumpe Schmeicheleien an die „Autoritäten" und „Größen" der Partei: — das ist „Gesinnungstüchtigkeit". Das ganze aber nennt man öffentliche Meinung!" So weit Grotthuß in seinen „Problemen". In der That, das ist ein hoher Typus der Presse und Kritik; ich glaube nicht, daß den einzig und allein die Juden geschaffen haben. Den allgemeinen Schaden entdecken wir auch bei der Frage, aus welchem Grunde die Zeitungen wohl Kritiken schreiben. Warum wohl? — Um der Kunst zu dienen? Wohl kaum. — Das Publikum verlangt es. Richtig, denn es sagt mit Recht, daß man nicht alles Neuerscheinende selbst lesen kann. — Ja ist denn das nötig? frage ich. Wenn ein neues Buch von wirklichem Werte ist, so müßt ihr es, um ein Urteil darüber zu haben, doch selbst lesen, oder sollte euch wirklich das Urteil des nächsten besten Schmierfinken genügen, um auch euer Urteil danach zu bilden? Aber so ist es eben: das Publikum verlangt die Kritik; das ist der eine Existenz-

Digitized by Google

grund, und der andere ist der: die verehrliche Redaktion verlangt für die Besprechung mindestens ein Exemplar des betreffenden Buches, oft auch ein zweites für den Rezensenten. Deshalb werden meist nur wertvollere Bücher rezensiert; mit der Zeit begründet sich die Redaktion auf diese Weise eine ganz wertvolle, pekuniär wertvolle Bibliothek.

Vor kurzem kam ich zu einem Antiquar, der mir ganze Berge moderner Belletristik zur Auswahl zeigte, meist tadellose neue Bücher. Ich mußte wiederholt fragen, ob sie wirklich antiquarisch seien, bis mir der Buchhändler lächelnd erklärte, er habe diese Berge aus Redaktionsstuben gekauft. In der That, der geringe Gelderlös, den die Redaktionen aus diesen Büchern gewonnen haben, wäre für eine wahrhaft sorgfältige, gewissenhafte Rezension viel zu gering, und dieser Ansicht sind auch die Redaktionen, bezw. die Rezensenten, das bewiesen mir auch gerade diese Bücher, von denen die meisten nur an den ersten und letzten Seiten, viele gar nicht aufgeschnitten waren. Danach wurde dann geurteilt, zur Erleichterung wurde vielleicht auch der Waschzettel verbraucht. Nicht um die Kunst, nein um's Geld. Geschäfte sind's, und die Handelsartikel sind einerseits klingende Münze und Lorbeer, andererseits Überzeugung und Charakter! Aber solche Geschäfte sind nur möglich, wenn beide Kontrahenten vorhanden und einig sind, Verkäufer und Abnehmer, Schreiber und geneigter Leser; sie sind nur möglich, weil das liebe Publikum der Presse nachbetet, weil ihm die eigene, gesunde Individualität fehlt oder wenigstens der Glaube an sie.

Auf Bücherrezensionen in Zeitungen gebe ich nicht allzu viel, auf Theaterkritiken gar nichts, ich verdamme sie absolut. Warum? — Weil diese sublimste, vollendetste Kunstform noch subjektiver wirkt und noch viel mehr Ansprüche an den literarischen Magen stellt, als jene bücherne, und der Rezensent hier noch viel weniger Zeit zur Verdauung hat, als dort. Heute Abend sieht er ein Drama zum erstenmale — er hat es vielleicht schon oberflächlich gelesen — und muß morgen früh um neun Uhr sein umumstößliches Urteil, das eine allgemeine Geltung verlangt und findet, in der Druckerei abliefern, denn das liebe Publikum brennt zu erfahren, ob es gestern Abend richtig empfunden hat oder nicht, um sich danach korrigieren zu können. Mancher Kritiker hat mir schon gestanden, daß er sein Urteil über ein Bühnenwerk schon am nächsten Tage, bei ruhiger Überlegung, bei richtiger Stimmung, oder nach einer zweiten Vorstellung ganz geändert habe, dies Urteil, das er dem unselbständigen Publikum aufgedrängt hat.

Dann aber ist, wie wir gesehen haben, die ganze Bühne, ihre Vertretung in allen Formen, fast vollständig in Judenhänden; bei keiner anderen Kunst ist die Presse so parteiisch, oder wird es, wie gerade hier. Vom Stoffe des Werkes abgesehen, ist es für die Würdigung und Beurteilung des Autors von großer Wichtigkeit, ob er Protestant, Katholik, Jude, Freimaurer, ob

Digitized by Google

er Sozialdemokrat oder Konservativer ist, — man sieht den Mann an, nicht den Künstler, oder bedenkt nicht, daß man ein poetisches Kunstwerk erst nach Emanzipation von seinen — kurz tendenziösen Substanzen beurteilen kann, — Kunst ist Kunst! — auf seinen reinen Kunstwert nämlich.

Ich kenne viele Fälle, in denen sich die Kritik in dieser Weise an der Kunst versündigt hat. So wird die Kritik der Kunst zum Fluche.

Nun habe ich gezeigt, wie man thatsächlich rezensiert, wie diese Kritik auf die Kunst einwirkt, und wie sie das Publikum unselbständig macht — diese Kritik, die sich den Anschein einer unmöglichen Objektivität giebt. Damit haben wir die Lösung jenes Widerspruchs gefunden:

Wir brauchen keine absolut wertbestimmende Kritik! Wenigstens in den Tageszeitungen nicht, bei denen es ja weniger auf rein literarisch-künstlerische Wertschätzung ankommt! Und da soll eben darauf hingewirkt werden, daß der Rezensent sich nicht so als Richter fühlt und als solchen sich giebt, er soll vielmehr einzig, was die Tagesliteratur betrifft, die bedeutsame Aufgabe zugeteilt erhalten, zwischen dem Dichter und dem Leser zu vermitteln. Er soll darum nicht sagen: Dies Buch ist schön und gut, oder es ist abscheulich und miserabel, sondern er soll etwa sagen: ich habe dieses Buch gelesen, sein Inhalt ist kurz der und der, das hat mir gut daran gefallen, das weniger, aus dem und dem Grunde, das ist meine persönliche Ansicht und Empfindung. Oder er soll sagen: ich habe jüngst das neue Drama gesehen, das und das ist seine Fabel, mir schien das weniger gelungen, darum und darum, aber ich scheine da nicht richtig empfunden zu haben, denn das Publikum — natürlich nicht das Berliner Cliquenpublikum — hat seinen lebhaften Beifall gespendet, und da sind doch manche darunter, die alle zusammen auch so viel verstehen wie ich, und vielleicht noch etwas mehr.

Kurz und ernst: Der Rezensent soll sich damit begnügen, dem Leser mitzuteilen, was der Autor sagt, was der will, was seine Voraussetzung, Frage und Ziel ist, von welchen Bedingungen das Verständnis des Werkes abhängt — dann kann man schon einigermaßen beurteilen, ob es sich verlohnt, dem Werke näher zu treten. Der Rezensent soll das Publikum nur vor die Frage stellen, ob es die so besprochene Schrift lesen will oder nicht.

Was das Buch will, könnte der Autor selbst am besten sagen, aber nicht jeder ist gerne sein eigener Herold, ein anderer ist es wieder zu gerne — ein dritter, der Rezensent, wird die Interessen des Autors und Lesers zugleich besser und gleichmäßiger vertreten können; er soll für den Autor reden und für den Leser lesen, mit offenen Sinnen und in ruhiger Stimmung, und in der Stimmung, die das Lesen in ihm erregte, über dieses kurzen Bericht erstatten. Der Kritiker sei also nicht Richter, sondern Vermittler, denn die einzige mögliche Form der Objektivität ist die offene Subjektivität.

Digitized by Google

Die literarische Zeitschrift freilich, der es nur um die Kunst zu thun ist, wird auch den ästhetischen und künstlerischen Wert einer Neuerscheinung genauer festzustellen suchen, und die Literaturgeschichte als Wissenschaft wird dann die Aufgabe haben, jedes literarische Werk in und mit seiner Zeit als Glied einer historischen Entwickelungskette zu verstehen und dessen relativen und wohl auch absoluten Kunstwert zu bestimmen. —

Digitized by Google

Ein Roman aus der Revolutionszeit.

Von Dr. Heinr. Hub. Houben.

Ein guter Stoff ist schon ein halber Roman, das wissen die Schriftsteller zu würdigen, die die Geschichte als die bekannte „melkende“ Kuh in ihren Stall gesperrt haben und von ihrer Fruchtbarkeit herrlich und in Freuden leben. Die Hälfte der katholischen Belletristik mindestens besteht aus historischen Novellen und Romanen; sie wollen Tendenzromane sein, und mit dem historischen Pomp des Glaubens, mit der früheren weltlichen Machtstellung der Kirche läßt sich natürlich leichter operieren als mit der flüssigen, schwer faßbaren Gegenwart; wir treten in ein altes Heiligtum, in einen zwar zerfallenen, aber immer noch imposanten Klostergang; hier reden die Steine und ersetzen dem Schriftsteller vor allem die Phantasie. Dem wirklichen Dichter aber bleibt noch eine gigantische Aufgabe: die gewaltige Masse der geschichtlichen Entwickelung, die wie eine Lava aus einem Vulkan strömt, in eine künstlerische Form zu bringen, den Zufall, der von der Geschichte unzertrennlich, in eine knappe Fessel zu legen, mit dem Spürsinn des dichtenden Psychologen die großen Gesetze jener Entwickelung aufzufinden und sie mit der Unerbittlichkeit des Schicksals durchzusetzen. Diese Fähigkeit reiht Conrad Ferdinand Meyer unsern Klassikern an; so dichtete Friedrich Hebbel, wenn er seine Nibelungentrilogie mit dem Siege des Christentums „im Namen dessen, der am Kreuz erblich“ schließen ließ.

Der katholische Tendenzschriftsteller jedoch arbeitet anders. Von einem gewissen Zeitpunkte ab ist für ihn die Geschichte auf Abwege geraten. Wo es sich um den Sieg des Christentumes handelt, da glaubt er noch an eine organisch-notwendige Entwickelung und nimmt das Bestehende als das Wahre und Gute. Ist aber das Christentum unterlegen, da hat die Geschichte einen

Digitized by Google

Bruch, da ging es nicht mit rechten Dingen zu, da ist jede Entwickelung aufgehoben, und die Parole heißt: zurückschrauben auf den status ante und dann aufs neue durch die Jahrhunderte!

Ein solcher Bruch in der Geschichte ist die französische Revolution, und dem Tendenzschriftsteller schwellen die Zornesadern auf der Stirne, wenn jener blutigen Zeit gedacht wird, als ob die Knechtung des Volkes, die Sittenlosigkeit von oben, die Verlotterung des ganzen Staatswesens nichts gewesen wäre! —

Dieser Entrüstung verdanken wir das neueste Werk von Joseph Spillmann S. J. „Um das Leben einer Königin". Es ist die Fortsetzung des älteren Buches „Tapfer und Treu"; das habe ich nicht gelesen und werde es auch nicht lesen; jenes neue Werk wirkt abschreckend genug. „Tapfer und Treu" erzählt uns die Geschichte eines Offiziers der Schweizergarde Ludwigs des XVI., die vor der Gefangennahme der königlichen Familie zum größten Teil hingeopfert wurde. Leutnant Muos, so heißt der Held, ist aber entkommen und seine weiteren Schicksale, für die es historische Anhaltspunkte in Memoiren ꝛc. giebt, bilden die Grundlage der zwei neuen Bände, die Spillmann hat drucken lassen. Muos hat sich in einem Schweizerstädtchen gut bürgerlich verlobt und soll sich hier zum soliden Stadtschreiber und Ehemann bequemen. Seine abenteuerliche Vergangenheit aber spukt noch in seinem Blute und will sich unter dem Philisterdach nicht heimisch fühlen; eines schönen Tages beschließt er, sich mit einer Reihe französischer Emigranten nach Paris zu begeben, um die königliche Familie aus den Händen ihrer Henker zu befreien und so der Revolution ein Schnippchen zu schlagen. Diese löbliche Absicht giebt Spillmann erwünschte Gelegenheit, uns die damaligen französischen Zustände in ihrer ganzen Scheußlichkeit zu schildern.

Die Revolution ist für Spillmann natürlich das widerlichste Blutgeschwür an der Geschichte der Menschheit — man kann nicht oft genug wiederholen, als ob es nicht die notwendige Folge der von oben seit Jahrhunderten am Volke begangenen Verbrechen gewesen wäre! Ludwig der XVI. und die Königin Marie Antoinette stehen in diesem Blutmeer wie zwei einsame Säulenheilige, vom Glanz des Martyriums umstrahlt. Mögen sie! Aber daß sie für die Sünden ihrer Väter büßten, daß die Reihe der katholischen Ludwige das französische Volk in die Revolution hineingetrieben, daß von ihr eine soziale Epoche datiert, eine neue Zeitrechnung, davon weiß Spillmann nichts, will er nichts wissen. Die Revolution ist nichts anderes, als ein plötzlicher Ausbruch der Bestie im Menschen, eine Auflehnung vor allem gegen die Kirche, und die Greuel jener Umwälzung sind das Strafgericht für die Saat Voltaire's und Genossen. Gegen diese fanatische Auffassung anzukämpfen ist nutzlos; wer nicht begreift, daß die französische Revolution mit ihren durchaus verurteilungswerten Greueln nur eine Form war für eine soziale Bewegung, die kommen mußte, aber vielleicht erst Jahrhunderte

Digitized by Google

später, und anders hätte ausfallen können, wenn nicht gerade die Ausartungen des Königtumes diese Form emporgetrieben, mit dem ist nicht ernsthaft zu streiten. Es kommt im Grunde alles auf das eine Gesetz der Entwickelung hinaus; wer diesem seine vorhergefaßte Meinung gegenüberstellt, tritt aus der Geschichte aus. Wie weit er dann zum literarischen Historienmaler geschaffen ist, die Frage beantwortet sich von selbst. Spillmann's künstlerische Auffassung der Geschichte ist damit genügend gekennzeichnet.

Ein anderes ist die künstlerische Form der Begebenheit, die als Staffage für das blutrünstige Revolutionsgemälde dient. Leutnant Muos läßt Mutter und „Bräutchen" — anders heißt es bei Spillmann nie! — im Stich, und begleitet von einem alten Faktotum Brünnerli, einem spaßhaften Gewohnheitssäufer, zieht er los. Auch unser Autor fühlte dunkel, daß man nicht so im Vorbeigehen einen König und eine Königin aus der Umklammerung eines halbrasenden Volkes forteskamotiert, er hat wohl, gleich dem Leser selber, ein wenig den Kopf geschüttelt über die Kourage seines Helden, der das zermalmende Rad der Geschichte aufzuhalten wagt, und die Notwendigkeit empfunden, diesen Heldenmut tiefer zu begründen, als in einer kecken romantischen Veranlagung. Der Verfasser suchte also nach einer Art Motivierung und diese Voraussetzung allein ist genügend charakteristisch für die künstlerische Unbeholfenheit des Ganzen. Muos verehrt nämlich die Königin nicht nur, er ist ihr auch zur Dankbarkeit verpflichtet, denn sie hat den früheren Schweizergardisten einmal recht freundlich behandelt und ihn „königlich beschenkt", weil er ihr zu einem Fluchtversuch seine Hilfe leihen wollte; der 10. August vereitelte diesen Plan; „königlich" ist natürlich nur verhältnismäßig zu nehmen, denn Muos ist und blieb ein armer Teufel, der sich der Mitgift wegen von Braut und Schwiegervater wie ein dummer Junge behandeln läßt. Daß diese Motivierung wohl nicht ganz hinreichend sei, fühlte Spillmann selbst; aber er sagte sich: wenn du es recht eindringlich immer wieder hervorhebst, so glauben es schließlich die Leute, die Masse muß es bringen, und so lesen wir denn bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit von dem schattenartigen Motive der gegenstandslosen Dankbarkeit, die Muos verpflichtet, für die Königin sich aufzuopfern. Man vergleiche im ersten Bande einmal die Seiten 37, 43, 46, 53, 70, 73 ꝛc. — überall fast mit denselben Worten die Phrase von der Dankbarkeit, zu der der Leutnant, seine Mutter, und Gott weiß wer noch alles, für ein freundliches Wort, einen huldvollen Blick und ein — angeblich — königliches Geschenk verurteilt sind. Spillmann hat sich zu sehr in die Zeit der französischen Ludwige verlesen; er müßte sonst wissen, daß wir über jene geistige Leibeigenschaft, die sich vor jedem Königslächeln auf den Bauch wirft, hinüber sind. Hatte der Autor mit jener systematischen Motivangabe eine musikalische Wirkung à la Wagner im Kopf? Die verblüffende Ungeschicklichkeit, mit der er das Unglaubliche seiner Voraussetzungen zu motivieren versucht, scheint auf ein nachträgliches Einschieben jener Stellen

Digitized by Google

zu deuten, was dann über Spillmann's künstlerische Intentionen jedes weitere Wort überflüssig macht.

Der Rettungsversuche werden nun von Muos und seinen Genossen zirka ein halbes Dutzend gemacht; natürlich schlagen sie alle fehl. Wie ermüdend das wirken muß, wie unkünstlerisch schon der Gedanke ist, die Reihe der historisch verbürgten Fluchtversuche hintereinander aufzuzählen und immer dieselbe Person als Anstifter oder Helfer in den Mittelpunkt zu schieben, ist selbstverständlich. So schreibt man Indianergeschichten.

Einige Ähnlichkeiten mit dieser Wonne unserer Jugend hat übrigens das vorliegende Buch auch. Die Lorbeeren Karl May's haben unseren Autor nicht schlafen lassen. Denn die revolutionären Franzosen sind nicht nur eine von Feuerwasser berauschte Indianerhorde, die durch Blut zum Wahnsinn gereizt ihre frischen Skalpe schwingen, nicht nur bestialische Teufel, kurz, der Abschaum der Menschheit; sie sind auch mit einer ungeheuern Last Dummheit geschlagen, und wo diese nicht ausreicht, ist immer ein Fenster zur Stelle, durch das Herr Muos flüchten, ein dunkler Hof und eine Seitengasse, durch die Herr Muos unbemerkbar für Jakobineraugen verschwinden kann. Aus jener ungeschickten Idee, alle die tausend Gefahren von einem einzigen bestehen zu lassen, resultiert die Unglaublichkeit all dieser Ereignisse, die man schlechterdings nicht ernsthaft schildern kann. Muos kommt natürlich noch mit einem blauen Auge davon, er landet glücklich wieder in seiner Heimat und — nun, jetzt geht eigentlich die Geschichte wieder von vorn an.

Sonderbar ist die Rolle, die die Frauenwelt in Spillmann's Roman einnimmt. Eine der weiblichen Helden wird liebestoll, wahrhaftig! ein keckes Stück! und sie und Muos, der Angebetete, können von Glück sagen, daß die Guillotine ihr den Kopf zurechtsetzt. Die Braut des Leutnants aber, das „Vreneli", ist eine ganz unglaubliche Gans; sie wirft u. a. ihrem Verlobten den Ring vor die Füße; den aber stört das nicht in seiner kindischen Schwärmerei, er bleibt seinem „Bräutchen" treu und und kriegt sie dann auch schließlich, und hoffentlich ist sie ein ordentliches Hauskreuz geworden. Eines ist für Spillmann's und manches anderen katholischen Tendenzschriftstellers Lebensauffassung charakteristisch: sie nehmen die Frau nicht ernst, und am wenigsten ahnen sie etwas von der Bedeutung und der Wirkung des erotischen Problems auf das Denken und Handeln des Mannes. —

Spuren von Charakteristik finden sich übrigens in dem Buche. Der alte Brünnerli, der das Trinken auch im Anblicke der Guillotine nicht lassen kann, dreiviertel des Tages bezecht und nur stets dann nüchtern ist oder wird, wenn auf seine Intelligenz gerechnet wird, trägt wenigstens Spuren eines humorvoll und — für Spillmann — keck aufgefaßten Charakters an sich, und in der Idee ist auch der Baron Batz nicht übel, der nach jedem mißglückten Rettungsversuche seine phantastische, prahlerische Hoffnung nicht aufgibt. — Über Spillmann's Stil läßt sich gar nichts sagen, höchstens könnte man eine

Digitized by Google

Reihe von Stellen aufführen, wie „das poetische Dichten und Träumen“ oder „er will mich Beichte hören“, die eine hübsche Sammlung von Stilblüten ergeben würden. Über die Brauchbarkeit des Schweizerdialektes mag persönliche Vorliebe entscheiden. —

Der ganze Eindruck des Spillmann'schen Werkes ist ein peinlicher; unter der flammenden Entrüstung glaubt man Schadenfreude über soviel Schlechtigkeit der Menschen vorschimmern zu sehen. Von der hohen Weisheit, daß auch im Sturm der Elemente die Hand des Herrn sichtbar ist und es zum Guten leitet, verrät es nichts. Der Gott, den Spillmann zitiert, ist der Judengott Jehovah, der Rache nimmt bis ins vierte Geschlecht. Zeigen hätte Spillmann sollen, wie in dieser allgemeinen Auflösung das Bedürfnis für Religion sich wieder sammelt, das doch wahrlich heute nicht erstorben ist, und so mit dem milden Worte der christlichen Versöhnung Öl in die Wogen gießen. Statt dessen giebt er Frankreich völlig preis, alles wird hingemordet; schließlich siegt die Gegenrevolution, was aber nachfolgt, die Frage läßt Spillmann unbeantwortet und ist zufrieden, wenn er seinen tapfern und treuen Leutnant Muos glücklich zurück in die Arme seiner Braut führt. Denn jetzt setzt der Korse seinen Fuß auf die gebeugten Nacken, und wolle Gott verhüten, daß Spillmann seine poetische Ungerechtigkeit auch an ihm ausläßt. —

Ich fürchte, Spillmann geht es wie seinem Helden: seine Rettungsversuche schlagen fehl! Das wäre dann der Humor von der Sache!

Digitized by Google

Für's Vaterland.

Es grollt wie der Zorn durch die bebende Nacht
Die männermordende blutige Schlacht
Fernab auf Italiens Auen.

Die spanischen Heere, sie rücken heran,
Erdrücken die Deutschen, ach! Mann für Mann,
Schon Hunderte decken den Rasen.

„Zurück!" so gellet der Führer Ruf —
Es knattert und dröhnt — der Rosse Huf
Zerstampft manch' sterbenden Streiter.

Schnell stürzet hervor aus gelichteter Reih'
Der Tapfersten einer: „Die Bahn mir frei!
Entweder Sieg oder Sterben!"

Ein Blick nach oben, ein Wink mit der Hand:
„Lebt wohl, meine Lieben, mein Vaterland!
Ich sterbe den Tod der Ehre!"

Und keiner, keiner jetzt rückwärts weicht,
Der Tod dünkt jedem so süß und leicht,
Der Tod im Felde der Ehre.

Und keinem zittert die kämpfende Hand,
Sie stehen und schießen — eine eiserne Wand
Vor der brandenden Woge des Meeres.

Doch wie auch der Donner dröhnet und droht,
Ein Schrei durchdringet des Kampfes Not —
— Der Tapferste senket die Waffe.

Digitized by Google

Er lugt in die Nacht — von neuem erklingt
Ein Ruf, ein Ruf, der die Seele durchdringt,
Ein Ruf des Weibes und Kindes!

Da stürmt er zurück — er findet sie bald —
Und ob es rings knittert und krachet und knallt —
Er ruht in den Armen des Weibes.

Er drückt sie an's Herz, heiß küßt er das Kind
Und streichelt die Löckchen ihm weich und lind —
Und fort ist er — fort wie der Schrecken!

Und die Treue ihm nach über Leichen und Tod,
Ihm nach in des Kampfes Gewoge und Not,
Ihm nach mit dem weinenden Kinde.

Sie hat ihn erreicht — sie klammert sich fest,
Und mit der Kräfte schwindendem Rest
Hält hoch empor sie den Knaben.

Noch einmal küßt er ihn glüh und heiß —
Da blitzet es hell — des Kampfes Preis
Bohrt tief sich ihm in den Busen.

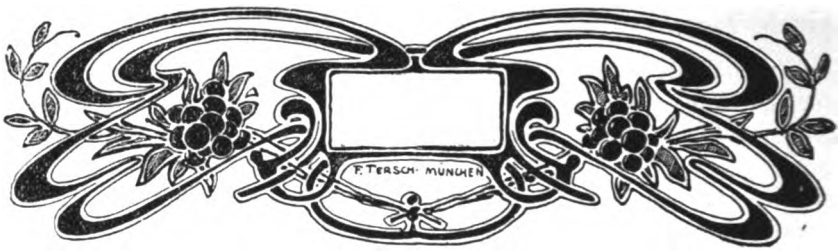
„Mein Jesus!" kreischt das bleiche Weib —
Auch sie — getroffen! — Und beider Leib
Begräbt im Falle den Kleinen! — —

Die Schlacht ist aus, der Plan voll Blut,
Bei Bitonto schlummern fest und gut
Drei Helden entgegen dem Siege!

Anton Ilseke.

Vorstehende Begebenheit trug sich zu in der für die Deutschen unglücklichen Schlacht bei Bitonto 1734, nur mit dem Unterschiede, daß die ihrem Manne folgende Deutsche das Kind in Oria ließ, wo es von Verwandten erzogen wurde.
(L. Stolberg's Reisen.)

Digitized by Google



Dr. Fr. W. Helle

(† am 4. August früh).

Nennt's trivial, wenn ihr wollt; ich kann es nicht verwehren. Aber des guten alten Wandsbecker Boten schlichtes Wort ist wieder einmal zur Wahrheit geworden:

„Sie haben
Einen guten Mann begraben;
Und uns war er mehr".

Des Gefühles ganze Innigkeit in so schlichte Worte zu gießen, ist uns Menschen des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts vielleicht nicht mehr möglich; darum reden wir immer wieder gerne in des ehrlichen Asmus einfachen Lauten.

Ja, es war ein guter Mann, den sie am Tage der Verklärung Christi auf dem Moosacher Friedhofe in München in die Erde senkten. Ein guter Mann, — wißt ihr, was alles drinnen liegt in diesem einfachen Lobe? „Einer ist gut, — Gott", hat der Heiland gesagt. Je näher, je ähnlicher der Mensch seinem Gott ist, um so mehr verdient er, gut zu heißen.

Seinem Gott nahe stand Fr. W. Helle wie wenige Menschen. Freilich brachte er seine Frömmigkeit, sein Christentum nicht einem jeden auf dem Präsentierteller entgegen. Wer aber das Glück hatte, näher mit ihm verkehren zu können, der mußte bald erkennen, wie sehr all' sein Leben, von seinem christlichen Geiste getragen, so recht ein Leben aus dem Glauben war.

Es war nicht ein leichtes Leben, das ihm beschieden wurde. Wer seinem Heilande nahe steht, dem bleibt das Kreuz nicht erspart. Auch unser verewigter Freund hat es seinen Schultern aufladen müssen. Als Redakteur in des Kulturkampfes heißen Tagen hat er gefühlt, was es heißt, ein Streiter

Digitized by Google

für Christi Kreuz zu sein. Mehr als einmal, und teilweise für Monate, nahm ihn das Gefängnis auf; und schließlich mußte er außer Landes flüchten, heimatlos. Ja, mehr noch: er, der wackere Streiter Christi, mußte sich vom preußischen Staatsanwalte verfolgen lassen wegen Vergehens — wider die Religion! Er hatte nämlich den Altkatholiken etwas unsanft auf die Hühneraugen getreten; und das sollte durch juristische Spitzfindigkeit zum Religionsvergehen gestempelt werden, um die Auslieferung von Österreich zu erzwingen, die bei bloßem Preßvergehen nicht möglich war. Aber man hatte offene Augen in Österreich, und so blieb dem preußischen Staate die Schmach erspart, seiner besten Christen einen wegen Religionsvergehen hinter Schloß und Riegel zu setzen.

Die Jahre geistiger und leiblicher Sorgen und Mühen ließen ihre Spuren zurück. Lange schon zehrte die Krankheit an dem kräftigen Körper. Aber je mehr das Leiden wuchs, um so mehr wuchs auch die Geduld. Und wer ihn sah in seines Lebens letzten Monden, dem mußte der stille Dulder immer teurer werden. All' die Rauhheiten, die vielleicht des Zeitungsmenschen aufregende und aufreibende Thätigkeit dem Charakter auch des mildesten und sanftesten Mannes anwachsen lassen, schwanden immer mehr und mehr, und nur der stille gottergebene Dulder blieb übrig, und so wird er allen in der Erinnerung bleiben, die in diesen letzten Wochen den Weg zu seinem einsamen Krankenbette fanden.

„Jesus, der für uns das schwere Kreuz getragen", — so beteten die Seinen: da schlossen sich seine Augen für immer — —

Fürwahr einen guten Mann haben sie mit ihm begraben am Feste der Verklärung Christi auf Tabor. Dünkt euch dieser Beerdigungstag, mit dem letzten Gebete bei seinem Scheiden zusammengehalten, nicht wie eine Vorbedeutung? Kreuz und Krone hienieden und in der Ewigkeit, sie bedingen sich gegenseitig. Doch — Gott ist Richter! Wir beten, aber mit trostvollem Herzen: Herr, gib ihm die ewige Ruhe!

Einen guten Mann haben sie begraben, — und uns war er mehr.

Einen Dichter von Gottes Gnaden haben sie eingesenkt mit ihm in das stille, sommertrockene Erdreich da draußen. Wenn auch unsere flüchtige Zeit, die nur pikante Würze aus ihrer Blasiertheit aufzukitzeln vermag, sein Werk noch nicht zu werten vermochte, die Thatsache kann sie nicht leugnen, daß sein „Jesus Messias", die gewaltige christologische Epopöe, monumental wie die Pyramide von Gizeh zwischen den ewig sich wandelnden Sandhügeln der Wüste über fast alle neuere Epik emporragt. Ist die Zeit, sind die Menschen zu klein, sich zu ihr emporzuschwingen, — das Werk wird diese Zeit, diese Menschen überdauern.

Vierzig Jahre ernster Arbeit, vierzig Jahre wechselnden Glückes und steter Sorge hat dies sein Hauptwerk den Dichter begleitet, es ist sein Lebenswerk geworden, aber nicht sein einziges Werk geblieben. Wohl aber hat es

Digitized by Google

seinen Namen für immer mit dem Namen des Erlösers in Verbindung gebracht. Möge sich droben erfüllen, was hienieden vorgedeutet wurde!

Des „Jesus Messias“ erste Verse waren seine ersten Schritte auf der Bahn der Dichtung; die letzten zu thun, war ihm nicht mehr vergönnt. Der „Antichrist“, an dem er arbeitete, ist Torso geblieben. Und ob sich der congeniale Mann findet, der nicht nur an dichterischer Begabung, sondern auch an eisernem Fleiße in der vollen Aneignung des Stoffes dem teuren Toten gleichkommt und somit fähig wäre, das begonnene Werk zu vollenden, — wir wagen es nicht zu hoffen.

Aber freuen sollen wir, dürfen wir uns dessen, was er uns geschenkt. Die ganze künstlerische Würdigung des Dichters Helle muß einer späteren Zeit vorbehalten werden. Hier führte nur die Freundschaft die Feder, um einen schlichten Totenkranz auf das frische Grab niederzulegen, das einen guten Menschen und echten Dichter birgt.

Als Mensch und als Dichter sei er uns ein Vorbild. Als Mensch und Christ zeigt er uns den ungebrochenen Mut, der aus dem Glauben hervorwächst und Charaktere bildet, die in des Lebens Streit und noch mehr im Dulden ihre Probe bestehen. Als Dichter zeigt er uns den ganzen hohen künstlerischen Ernst des reifen Mannes, der mit allem Aufgebote seiner Kraft Ewiges zu schaffen bestrebt ist.

Der gute Mensch und echte Dichter, — er ruhe im Frieden, uns aber sei heilig sein Gedächtnis; denn wir haben nicht viele, die innerlich groß sind wie er.

A. Lignis.

Digitized by Google

Kritische Umschau.

Romane und Novellen.

Kaiser, Isabelle, **Wenn die Sonne untergeht.** Novellen. Stuttgart, 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. G. m. b. H. 236 Seiten. 2.50 Mk.

Isabelle Kaiser hat sich bisher durch einige französische Romane dem Lesepublikum vorgestellt. Sie weiß zu packen durch ihren frischen, hübschen Stil, und wird nicht leicht langweilig oder trivial. Was anschauliche plastische Darstellung, Heraushebung des Wesentlichen an einem Stoffe und klare, fließende Diktion anlangt, läßt die Autorin nicht viel zu wünschen übrig. Leider leiden fast alle ihre Sujets an einer starken innern Unwahrscheinlichkeit. Auch das vorliegende Novellenbuch: „Wenn die Sonne untergeht" zeigt das Bestreben, durch Vorführung selbstloser und aufopferungsfreudiger Menschen mehr die Welt zu zeichnen, wie sie sein sollte, als wie sie wirklich ist. Daher wäre vom künstlerischen Standpunkte aus etwas mehr Erdgeruch und Lebenswahrheit zu wünschen. Dadurch würde Alles glaubhafter werden und stärker wirken. Die Helden und Gestalten Isabelle Kaiser's sind alle so gut, so vollkommen, so aufopfernd, daß es selbst mit der bekannten Diogeneslaterne nicht allzu leicht wäre, besonders viele Exemplare von dieser vorzüglichen Art zu entdecken. Zum Beweise des Gesagten will ich den Inhalt einiger der neunzehn Novellen kurz skizzieren. Die erste ist betitelt „Sein letzter Wille" und schildert einen kranken Lord, der sich davor graut, allein und ungeliebt zu sterben. Aus purem Mitleid heuchelt seine Krankenwärterin, ein junges, hübsches Mädchen, nun wirkliche Liebe zu ihm. Der arme Lord ist darob ganz selig, scheint wieder aufzuleben und verlobt sich schleunigst mit ihr. Die freudige Aufregung beschleunigt aber nur sein Ende. Sanft, ohne es recht zu wissen, schlummert er in die Ewigkeit hinüber. Bei der Testamentseröffnung zeigt es sich nun, daß er noch am Vorabend seines Todes sein früheres Testament umgestoßen und Mary Sullivan, seine Wärterin und nunmehrige Braut, auf dem Sterbebette zur Universalerbin seiner ungeheueren Reichtümer eingesetzt hat. Staunen malt sich bei dieser Erklärung des Notars auf allen Gesichtern und Alle sind begierig, was Mary nun thun wird. Die aber reißt das Testament entzwei mit den Worten: „Das erste Testament von Lord Lindsay ist einzig gültig. In seinem letzten Willen stand geschrieben: „Ich vermache mein Vermögen dem Weibe, das mich liebt." Er ist gestorben als Glücklicher, ich bin belohnt . . . aber ich habe ihn nie geliebt". — Die zweite Novelle heißt „Der Herr Marquis". Eine Schauspielerin möchte einen adeligen Namen haben. Zu diesem Zwecke gewinnt sie einen verhungernden Marquis. Gegen eine jährliche Rente von zwölfhundert Livres läßt sich der Marquis in einer Kirche mit

Digitized by Google

ihr trauen — und damit ist die Komödie fertig. Die Beiden haben sich dabei kaum gesehen. Ein paar Jahre darauf kommt aber die französische Revolution, und die Schauspielerin wird als Marquise auf's Schaffot geschleppt. Nichts scheint die Verzweifelnde mehr retten zu können. Als aber der Name der Marquise von den Lippen des Henkers kommt, schreit ein Mann aus der Zuschauermenge „hier!" Es ist der Marquis. Er will zum Tode geführt werden, und verleugnet die Schauspielerin als seine „Gemahlin". Nachdem sie ein Bühnenlied gesungen, erkennt auch das Volk in ihr die Theaterdame und sie ist gerettet. Als aber ein kecker Garde sich ihr vertraulich nähert, um sie einem unwürdigen Leben zuzuführen und der Marquis sich hochmütig von ihr abwendet, da schlägt sie plötzlich in's Gegenteil um. Sie hat keine Todesangst mehr und will mit ihm sterben. Sie schreit: „Hoch lebe der König!", während der Marquis verbeugend zur Seite tritt, um ihr im Angesichte des Todes das Vorrecht zuzuerkennen: „Nach Ihnen, Madame la Marquise!" — In der dritten Novelle will ein sterbender Soldat in der Schlacht das letzte Brieflein seiner Braut lesen. Er ist aber zu schwach dazu und bittet eine barmherzige Schwester, es ihm vorzulesen. Die aber weigert sich, es zu thun, nachdem sie gesehen, daß es ein Absagebrief ist mit der Nachricht, die ungetreue Braut habe einen Andern genommen. In ihrer Ratlosigkeit ersinnt die Schwester nun urplötzlich selber einen rührenden Liebesbrief, den sie dem Sterbenden vorspricht. Der ist davon ganz befriedigt, und glaubt in seinem Fieber in der Schwester seine Braut vor sich zu haben. „Odette, küsse mich!" flüstert er ihr zu. Die barmherzige Schwester erbebte und zittert in ihrer Keuschheit, aber „vom Wunsche des Verscheidenden gezwungen" beugt sie sich über ihn und küßt ihn auf die Lippen. Mit seligem Lächeln verscheidet er dann; die barmherzige Schwester aber „ist stolz auf die Lüge, die sie ausgesprochen, und den Kuß, den sie gegeben." — Eine andere Novelle handelt weiterhin von dem Galeerensträfling, der entflohen ist, sich aber selbst wieder stellt, um durch den Preis, der auf seinen Kopf gesetzt ist, eine arme Familie vom Elend zu retten. — An einer anderen Stelle kommt die Koketterie der Evastochter zum Vorschein; es ist das die Skizze: „Wie ich Herzogin wurde". Die Verfasserin weilte einmal auf einem bayerischen Schlosse zu Besuch. Bei einem Ausritte mit dem Stallmeister wurde sie da überall ehrfurchtsvoll gegrüßt, weil man sie für die junge Herzogin hielt. Als nun bei der Heimkehr der Stallmeister fragt, ob sie sich durch die Verwechslung nicht geschmeichelt fühle, antwortet sie: „Wieso?" Auf seine erstaunte Antwort verneint sie nochmals mit dem Hinzufügen: „Heute war ich doch „bloß" Herzogin!" „Bloß?" erwidert er in einem Tone, als ob er sie für größenwahnsinnig halte. „Ja, Herr Stallmeister", entgegnet sie, „daß Ihr es nur wißt, mein Vater war kein Herzog, nein, sondern ein — — — — Kaiser!" Doch halten wir diesen Kalauer Fräulein Isabelle Kaiser zu Gute und schließen wir jetzt unser Referat mit dem Urteil, daß wir im Ganzen und Großen eine hübsche belletristische Leistung in dem vorliegenden Novellenbuch vor uns haben.

München. L. v. Roth.

Stave, Ludwig, **Verratene Liebe.** Zwei Novellen. Kollektion „Brillant". Leipzig, 1901. C. F. Tiefenbach.

Das Büchlein enthält die beiden Novellen „La pauvrette" und „Siegfrieds Tod". Die erste schildert die Verführung einer armen kleinen Französin durch einen deutschen gewissenlosen Lüstling. Ein sehr aktuelles Thema — leider! — wenn auch die Beiden, auf die es ankommt, nicht zwei

Digitized by Google

verschiedenen Nationen anzugehören brauchen. Das Thema ist von Stave geschickt und rücksichtsvoll behandelt, und deshalb halten wir seine Novelle für lesenswert: denn Unwissenheit giebt keine Bürgschaft für Unschuld und eine gewisse Harmlosigkeit ist im modernen Großstadtleben die gefährlichste Eigenschaft junger Mädchen.

Die zweite Novelle „Siegfrieds Tod" enthält starke Effekte, die ihr aber nicht den Charakter der Wahrheit rauben. Sie liefert den Beweis, daß ein schwacher Mann oft größeres Unheil anrichten kann, als ein gemeiner.

W. v. Heidenberg.

Lyrik.

Benz, Friedrich, **Ausgewählte Gedichte.** München und Leipzig, 1901. Verlag des Literatur-Magazins S. Schroeder.

Herr Friedrich Benz hat bereits zehn Gedichtsammlungen in die Welt gesandt, nun fühlt er den Drang, uns mit einer Auslese zu beglücken. Daß man bei einer solchen Gelegenheit immer das Beste auswählt, ist natürlich; daher kann man einen direkten Schluß auf die Inhaltsgüte der vorangegangenen Gedichtbücher eigentlich nicht ziehen. Und doch wird uns dies einigermaßen beim Durchblättern des hübsch ausgestatteten Büchleins ermöglicht, wenn wir die vielen sprachlichen und metrischen Ungeheuerlichkeiten darin erblicken. Wenn man die unheimliche Anzahl grammatischer Fehler, schlechter Satzstellungen, Deklinationsfehler, schlechter Schreibarten der Wörter (die der Herr Verfasser wahrscheinlich für Neubildungen hält) wahrnimmt, überkommt einen ein gelindes Gruseln. — Dies geht alles weit, sehr weit über die Grenzen „dichterischer Freiheit" hinaus.

Gedankenarmut wird hier durch Gedankenstriche und dunkle, unklare Wendungen zu verschleiern gesucht, überhaupt macht der Verfasser sichtliche Anstrengungen „modern" zu scheinen. Bevor ich auf einige interessante Einzelheiten der mir vorliegenden Auswahl selbst übergehe, will ich noch bemerken, daß von den zehn bereits im gleichen Verlage erschienenen Gedichtsammlungen eine sogar in 2. Auflage erschienen ist und von Ludwig Schiedermaier komponiert wurde. — Vorliegende Auswahl ist dem Komponisten Hermann Bischoff freundschaftlich und in großer Verehrung zugeeignet! — Musikalisch-rhytmisches Empfinden scheint dem Autor fremd zu sein; oft werden in einem und demselben Gedichte die Versarten gewechselt, viele schlechte Satzwendungen gebraucht, die auch öfters natürlich keinen Sinn geben — — und dies alles des lieben Reimes wegen. Ich darf übrigens mit einigen Vers- und Reimproben nicht zurückhalten.

Aus „Lento" Seite 41:

„Oh, daß ich's nie aus deinem Mund vernehme
Eines solchen Wortes Ton,
Müßte mich zu Tode grämen
Und stürbe morgen, ja vielleicht heute schon."

Hieran will ich nicht böse Wünsche knüpfen, sondern zum Schlusse noch einige neue Reime auftischen: gebraust — gelauscht; Hände — Sünde, bleiben — greifen, wert — zusammengeschwört, Glück — mich, Blicken — dritten, horchen — gestorben bestäubt — Rosenkleid, stand — sank, getrennt — gehängt, im Mondenlicht — deines Angesicht, Rose — koste, kam — umschlang, keusches — reiches. — Doch genug des grausamen Spieles mit den wenigen Proben. — Mehr will ich den Lesern der „Literarischen Warte" nicht zumuten.

Gruna in Sachsen.

Rud. Jul. Lehner.

Digitized by Google

Koulen, Josef, **Frühlingsfahrten durch Italien.** Dichtungen. Köln, 1901. Kommissionsverlag von J. P. Bachem.

Wohl sieht jeder Italien mit seinen eigenen Augen, aber setzt man die Empfindungen in Worte um, so klingen überall traditionelle Akkorde durch, die gestimmt sind auf den Grundton: ‚Roma aeterna'. Wenn daher ein Italienfahrer so viel Eigenes in seine Lieder legt, wie dies Koulen gelungen ist, so ist das für Begabung und Formgewandtheit des Dichters, dessen Erstlingsgabe wir hier begrüßen, ein gutes Zeugnis. Es liegt in den Gedichten viel Stimmung, und einige formschöne Verse sind prächtig gelungen, z. B. die Lieder S. 45—50: Karfreitag in Capri, Karsamstag und Ostern in Rom. Es finden sich freilich auch Mängel, besonders in der Anwendung der klassischen Metren und einzelne weniger ansprechende Bilder, wie z. B. S. 62 das „Fleisch der Seele", in das sich „Wunden wühlen". Aber im Ganzen genommen: Das Büchlein erfreut und bringt besonders dem, der die Wege selber gegangen, auf denen Koulen seine Frühlingsfahrt gemacht, eine Flut erhebender Erinnerungen.

M. Pfeiffer.

Mitteilung.

M. Herbert beanstandet in einer an die Redaktion gerichteten Zuschrift die von Carl Conte Scapinelli in seiner Kritik über M. Herbert's „Aus dem Buche des Lebens" auf Seite 634, Spalte 2, oben, gebrauchte Wendung: „Haben Sie jemals gehört, daß ein fünfjähriges Kind durch allzu viel Studium schwürige Füße bekommt?" als unzutreffend.

Auf unsere diesbezügliche Anfrage beim Kritiker, stellt uns derselbe folgende Zitate aus dem Buche M. Herbert's zu, die ihn zu dem obigen Satze veranlaßten:

„Sie hatte ihn zu eng gehalten, ihn selbst unterrichtet, sie hatte sein kleines Gehirn überlastet. Es war ihr Stolz, daß er mit fünf Jahren so viel wußte, wie ein anderes Kind mit zwölf".

Dann weiter unten:

„Soweit war Georgie (das Kind) freilich nicht gediehen. Marianne hatte es sich oft zum Vorwurfe gemacht. Dennoch war es zu viel, sein Körper hatte fast keine Widerstandskraft. Es entstand eine bösartige Eiterung an seinen Füßen".

Zur Beachtung!

Mit dem nächsten Hefte schließt der 2. Jahrgang der „Literarischen Warte". Wir ersuchen unsere verehrten Abonnenten, namentlich die Postabonnenten, schon heute freundlichst, ihre Abonnements rechtzeitig zu erneuern, damit in der Zustellung keine Störung eintritt.

Der Verlag.

Herausgeberin: „Deutsche Literatur-Gesellschaft" in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstr. 5. — Verlag: „Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H." in München, Prinzregentenstr. 26. — Druck von H. Mühlberger in Augsburg.

Digitized by Google

1901.

II. Jahrgang. Heft 12.

Nachdruck aller Beiträge verboten.

Das 19. Jahrhundert in der Literatur.

Ein Umblick und Ausblick von L. v. Roth.

Fortschritt! Empfänglichkeit, Liebe, Begeisterung für den Fortschritt! Das ist die Signatur des 19. Jahrhunderts gewesen. Fragt nur die Naturwissenschaften! Physik, Chemie, Naturgeschichte, sie alle gehören dem verflossenen Jahrhundert an, das ihr wahrer Schöpfer ist. Unsere Väter und wir sahen sie immer vollständiger herausgehen aus den Laboratorien und Studierstuben der Gelehrten, sich anpassen den menschlichen Bedürfnissen und Wünschen, die Entfernungen aufheben, all' die tausendfältigen Wunder der Industrie hervorbringen und das Antlitz der Erde erneuern. Weniger handgreiflich und unzweifelhaft war dagegen der Fortschritt auf dem Gebiete der Kunst und speziell der Literatur. Ganz begreiflich. Denn hier giebt es keine Erfindungen und Entdeckungen, die stets von neuem umgestalten und frische Bahnen weisen dem forschenden Geiste. Der Fortschritt im Sinne der technischen Wissenschaften existiert für die schönen Künste nicht. Aber der Einfluß, der starke Einfluß der naturwissenschaftlichen Studien ist vorhanden und gestaltet die Literatur in durchgreifender Weise um.

Vor allem sind einige Literaturgattungen so gut wie verschwunden; so z. B. das Epos, das früher als nobelste Gattung an der Spitze sämtlicher Poetiken figurierte. Wo ist es hingekommen? In Frankreich, Italien und England ganz verschwunden, führt es noch da und dort in Deutschland,

Digitized by Google

speziell im katholischen, ein von Kompromissen aller Art getrübtes Scheindasein. Es braucht eben bei uns immer etwas länger, bis wir die Zeichen der Zeit verstehen und ein Genre aufgeben, das der Gegenwart und ihren komplizierten Problemen in seiner herben einfachen Größe nicht mehr entspricht. „Jesus Messias", „Der ewige Jude", „Der letzte Prophet" — gut! Wenn schon, denn schon! Aber in unserer Epoche der brennenden sozialen, ethischen, religiösen und politischen Probleme süßlich-schwärmende, romantisch-mittelalterliche Ritterepen à la „Ritter von Hohenrode" zu produzieren — halte ich für den Gipfel von Abgeschmacktheit.

Also lassen wir das Epos in Frieden vollends entschlafen: kein noch so genialer Dichtergeist wird ihm mehr wahres Leben in die dürren Glieder gießen können. Es fehlt uns unrastigen Modernen eben die stille Einfalt und erhabene Größe der Völker im Wiegenalter, die eine Ilias, ein Nibelungenlied und ein Rolandslied geboren.

Aber noch ein paar andere Genres sind fast verschwunden, die allerdings in Deutschland von weniger Bedeutung waren. Ich meine die didaktische und deskriptive Poesie, die uns zu langweilig geworden ist. Die hohe Tragödie mit Prinzen und Prinzessinnen hat sich in's bürgerliche oder soziale Trauerspiel gewandelt mit Erdgeruch und genauer Wirklichkeitszeichnung, — alles hat sich demokratisiert. Die Literaturgattung par excellence unserer Zeit ist der Roman geworden, der nämliche Roman, der im 17. Jahrhundert kaum noch gekannt war und erst von Goethe eigentlich popularisiert und zu Ehren gebracht wurde.

Er entspricht auch dem Geiste unserer Zeit am besten. Die tausenderlei Strömungen, Ansichten und Kämpfe auf epischem, sozialem, religiösem, politischem und einigen anderen Gebieten, die die Gegenwart erregen, können auf dem Gebiete der Literatur nur im Roman ihren Ausdruck finden, weil dessen freiere Konstruktion allen Biegungen und Nuancen des Gedankens zu folgen vermag, während das die anderen Literaturgattungen, die teils sich mit dem Vers herumplagen müssen, teils eine größere Einheit, Harmonie und einen strengeren Aufbau verlangen, nicht in dem gleichen Maße vermögen.

Eines schickt sich nicht für Alle. Es ist doch klar, daß meinetwegen das altgriechische Kulturleben einen anderen entsprechenden Ausdruck in der Poesie finden mußte, als die Gegenwart ihn sich schafft. Ich muß es deshalb fast als Fieberparoxismus bezeichnen, wenn von dem einen oder anderen ästhetisierenden Essayisten dem Roman seine künstlerische Qualität als Literaturgattung aberkannt und er einfach unter die Handwerke gerechnet wird, wie das Schneidern und Schustern. Freilich machen sich viele Leute an den Roman, und gerade auch auf katholischer Seite, die die erforderlichen dichterischen Qualitäten nicht mitbringen, — aber diese Herren und Damen machen das Wesen des Romans so wenig aus, wie die unzähligen Reimer, die zwei Jahre vor ihrer Familiengründung ihre Erkorne anzusingen beginnen

Digitized by Google

und oft ganze Bände zusammen „dichten", weil unsere neuhochdeutsche Muttersprache so liebenswürdig ist, für sie zu „dichten und zu denken", die Lyrik ausmachen, und keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen, die letztere nach den Leistungen der genannten Herren zu beurteilen. Auf Grund der Leistungen der besten Vertreter einer Literaturgattung fällt man ein Urteil über sie.

Damit fällt auch das Verlangen jener, die unsere Literatur zu heben vermeinen, wenn sie Homer, Dante und Calderon zur Nachahmung empfehlen, in sich zusammen. Abgesehen davon, daß Nachahmung immer nur Epigonen schafft, können wir die Kinder und Vertreter ganz anderer Kulturepochen schon deshalb nicht kopieren, weil sie uns zu fernstehen und ihre Seele mit der unseren nur verhältnismäßig wenig Berührungspunkte hat. Aber wie sie in ihrer, müssen wir in unserer Zeit wurzeln, der Gegenwart Probleme, Ideen und Geist verkörpern, ihr adäquaten Ausdruck geben, ohne zu ihrem Sklaven herabzusinken; die Art, das alles zu schildern, aber können wir, wenn wir nun einmal Vorbilder brauchen, nur von den Modernen lernen, von Sudermann, Hauptmann, Dostojewski, Sienkiewicz, Coloma u. a., von Calderon und Dante nicht, denn dann würde uns der moderne Mensch nicht verstehen. Von diesen letzteren können wir nur lernen, wie sie für alles Große und Schöne uns zu begeistern und namentlich den Grund und Boden, die katholische Weltanschauung, nie unter den Füßen zu verlieren.

Was ferner die Lyrik betrifft, so hat dieses Genre namentlich seit Klopstock und Goethe einen großartigen Aufschwung genommen. Das 19. Jahrhundert begann mit gewaltigen Fortschritten auf allen Gebieten, deren Anstoß ihm die französische Revolution in den Schoß als Morgengabe legte durch die Befreiung der europäischen Menschheit aus den Fesseln des Feudalsystems. Es sollte keine Unfreien, Leibeigenen und Geknechteten mehr geben, und wie vor Gott, so sollten jetzt alle Menschen auch vor dem Gesetze gleich sein. Dadurch waren die im Volke noch schlummernden Kräfte vielfach frei geworden, Persönlichkeiten und Charaktere entwickelten sich im Wettstreit auf allen Gebieten. Und dieses fortschrittliche 19. Jahrhundert hat nun eine neue Lyrik geschaffen, eine individuelle, persönliche, subjektive Lyrik, eine tiefe, leidenschaftliche, zum Herzen dringende Liedkunst.

Unsere Lyrik ist unsere modernste Literaturgattung. Wenn einer aus uns ein Echo suchen will seiner geheimen Sehnsucht, seiner Träumereien, seiner Leiden, seiner Freuden, seiner Naturgenüsse, — greift er weiter zurück, als höchstens zu Goethe oder Schiller?

Und wenn ich beginne bei Bürger, Körner, Rückert, weitergehe zu Uhland, Heine, Lenau, Eichendorff, Hoffmann von Fallersleben, Graf Platen, Annette Droste und aufhöre bei Martin Greif, Hans Eschelbach, Anna Ritter, Detlev von Liliencron, Karl Busse und so vielen anderen, — welch' glanzvolle Namen, welche Menge von lyrischen Talenten, wie sie kaum eine Liter-

Digitized by Google

aturepoche so zahlreich und so bedeutend gesehen! Wahrlich, das 19. Jahrhundert ist nicht nur das Jahrhundert des Romans, es ist insbesondere auch das der Lyrik! Noch niemals hat eine lyrische Epoche so tief in die Geheimnisse der menschlichen Seele geblickt, noch niemals war ihr Horizont ein so weiter und noch nie war die Sprache ihres Schmerzes, ihrer Klage und ihrer Wünsche eine so beredte. Das hat alles das demokratisierende, den Individualitäten freien Spielraum gewährende, sich von allen möglichen Jochen und Vorurteilen losgerungene 19. Jahrhundert gethan.

Was wird das 20. der Literatur bringen? — Vor allem eine Hebung des Romans. Er war so vielfach zur Mache, zur Ware, zum bloßen Produkt der Fingerfertigkeit herabgesunken. Ein erfreulicher Umschwung zur Hebung des Romanes in künstlicher Beziehung macht sich bereits allenthalben geltend. — Insbesondere aber wird aller Voraussicht nach das 20. Säkulum dem Drama gehören. Schon künden unsere Hauptmann und Sudermann die große Periode an, und zahlreiche jüngere Talente eifern ihnen nach; auch auf katholischer Seite fängt es mächtig in dieser Beziehung sich zu regen an. Nur frisch weiter auf der betretenen Bahn, dann braucht man uns Carlyle's Wort nicht zuzurufen:

„Es ist heraufgezogen ein neuer blauer Tag.
Bist du's, der ungenützt ihn schwinden lassen mag?"

Digitized by Google

Literarhistorische Streifzüge.

Von Dr. Heinr. Hub. Houben.

(Schluß.)

Den breiteſten Raum in dieſen Nachtragsbänden nehmen Hebbel's Briefe an ſeine Gattin Chriſtine, geb. Enghaus, ein; auf ſie durfte man am meiſten geſpannt ſein. Frau Hebbel lebt noch, es war daher ein Akt großer Selbſtverleugnung, durch Veröffentlichung dieſer für den Biographen wertvollen, tagebuchartigen Aufzeichnungen eine Frage auf's neue anzuregen, in deren Beantwortung man aus dem gleichen Grunde ſich noch Zurückhaltung auferlegen muß. Hebbel's Verhältnis zu Chriſtine fordert den Vergleich dieſer Frau mit Eliſe Lenſing heraus, der Hamburger Näherin, die zehn Jahre hindurch das unbedingte Vertrauen des um die notdürftigſte Exiſtenz ringenden Dichters in einem Grade genoß, deſſen ſich niemand rühmen kann. Nicht um die Wertung der Perſönlichkeiten handelt es ſich, ſondern um die Einflüſſe, die von ihnen in Hebbel's Dichtung übergingen. Allein nach den Briefen zu urteilen, ſteht Eliſe hier durchaus im Vorteil. Gewiß bilden die Briefe an Chriſtine, wie der Herausgeber in der Vorrede verkündigt, „einen erfreulichen, wohlthuenden Gegenſatz“ zu den Briefen an Eliſe, die Bamberg veröffentlicht hat. „Man fühlt in jedem Worte, das Hebbel an ſeine Gattin gerichtet, das gefeſtigte Glück, die Beſeligung ſeiner Ehe, man ſieht, wie ihn der Bund mit Chriſtine aus dem Dunſt und Nebel ſeiner Jugend zur Klarheit, zur inneren Befriedigung führte. Wir können nun den allmählichen Umſchwung verfolgen, der ſich in Hebbel's Anſichten über die Ehe vollzog, weil er den Segen eines ſolchen Bandes an ſich ſelbſt erlebt hatte, ſehen aber

Digitized by Google

auch, wie sich dadurch seine Stellung zur Gesellschaft und sein dichterisches Ideal klärte. Als Thatsache ist dies Geleitwort Werner's richtig, nur giebt es keine Erklärung. Schade, daß der Dichter nicht selbst aus seinem späteren sonnigen Dasein einen Strahl des Lichtes auf jene Jugendepoche gelenkt hat, die von seinen Biographen Kuh und Bamberg als ein Abgrund von Not, Jammer und Erniedrigung empfunden wurde. Hebbel allein wäre der Mann gewesen, daraus eine dichterische That zu formen, wie Goethe aus seinem Sesenheimer Abenteuer, und er allein hätte uns wohl zur Genüge die Goldfäden aufweisen können, die sich auch durch dieses Nessusgewand ziehen. Es giebt keine tiefer erschütternde Lektüre, als die Briefe Hebbel's an Elise aus München, Kopenhagen, Paris und Rom; psychologisch halten die Briefe an Christine nicht den geringsten Vergleich mit ihnen aus. An Tiefe des Inhalts, an Aufschlüssen über Hebbel's Entwickelungsgang, das Entstehen und Wachsen seiner Probleme sind sie einzig, und als Zeugnis einer innigsten geistigen Gemeinschaft zwischen Mann und Weib dürften sich nur Goethe's Briefe an Frau von Stein ihnen an die Seite stellen.

„Das Heiligste und Wahrste", schreibt Hebbel Elisen am 17. Januar 1837 aus München, „was an Verehrung, an Liebe in meiner Brust liegt, ist Dir zugewandt, ist Dein auf immer. Dein hab' ich in der Weihnachts-, in der Neujahrsnacht gedacht, Dein gedenk' ich stets, wenn ich meiner selbst am würdigsten bin, und unter allem Wünschenswerten, was ich von der Zukunft erwarte, ist mir das Wünschenswerteste, wieder mit Dir zusammen zu leben und, was die Stunde bringt, in Gemeinschaft mit Dir zu genießen oder zu verscheuchen". Viele dieser Briefe atmen eine wunderbare Poesie, Goldblitze aus dem tiefsten Schacht der Seele blenden fast, hier spricht der Dichter zu seinem zweiten Ich. Hebbel hat die Geliebte als kongeniale Natur oft genug gefeiert, die „stammelnde Poesie" in ihren Briefen entzückte ihn, und von ihr allein hat er zahlreiche Gedanken und Motive in seine Dichtungen übernommen, was er, wie er versicherte, bewußt nie von einem anderen Geiste thun würde. Ihr gehörten, wie er selbst gestand, in „Judith", „Genovefa" „Maria Magdalena" einige der schönsten Stellen. An sie sind auch viele seiner herrlichsten Gedichte gerichtet, wie das wunderbare Gebet „Die du über die Sterne weg". Die zartesten Blüten seines Gefühls sind gerade in jenen Jahren aufgebrochen, als das einfache Mädchen die Einzige war, die unbedingt an ihn glaubte, und er bedurfte eines solchen Wesens, wie jeder Künstler in dieser Epoche, um nicht unterzugehen. „Dein Brief ist so schön, so außerordentlich schön, daß ich Zeile für Zeile küssen möchte; besonders was Du von dem werdenden kleinen Wesen sagst, daß Dir sei, als ob es schon bitten könne. O, hätte ich Worte, lind wie Rosenblätter, an denen der Morgentau hängt, um Deine Seele zu kühlen und zu erfrischen". Solche Worte, die er noch 1843 nach dem Tode seines ersten Kindes an die verzweifelnde Mutter richtete, und viele ähnliche spotten des Versuchs, den Bam-

Digitized by Google

berg in dem Vorwort zu seiner Briefausgabe angestellt, das ganze Verhältnis auf eine „Freundschaft" zurückzuführen, während doch jede Erfahrung beweist, daß Freundschaften zwischen Mann und Weib, die zu solcher Innigkeit gediehen, wenigstens einmal durch das Stadium der Liebe hindurchgegangen sind. 1843 natürlich, als die Krisis begann, sein Kind starb und er im ersten Moment des überströmenden Gefühls sofort heiraten wollte, war jene Wallung längst vorüber, und der nachprüfende Verstand mußte die Unmöglichkeit einer solchen Verbindung erkennen. Nur die kalte Pflicht mahnte noch, und die Rosenketten, mit denen er seine Liebe umkränzt, verwandelten sich in dornige Fesseln. Elise hatte sich mehrfach, mit seiner Erlaubnis, als seine Frau ausgegeben; er konnte 1845 nicht nach Hamburg zurückkehren, ohne sie zu heiraten, wollte er sie nicht dem öffentlichen Gespött preisgeben. Und nie war seine Zukunft dunkler, als bei seiner Rückkehr aus Italien. Ein glücklicher Zufall führte ihn nach Wien und hielt ihn dort fest. Was er selbst dann später in den Briefen an Bamberg und Gurlitt, die teilweise, ebenso mehrere Briefe an Elise, in dieser Nachlese zum ersten Mal gedruckt sind, an Aufklärungen gab, forderte den Tadel der Undankbarkeit heraus, wäre es nicht eine menschliche Schwäche, über dem beseligenden Moment die Vergangenheit zu vergessen. Ungerecht war es, wenn Hebbel an Gurlitt von dem „Todesschleier" schreibt, der durch Elise über zehn Jahre seines Lebens geruht habe, während in Wahrheit der Gedanke an sie ihm unzählige Male in verzweifelnder Finsternis sein einziger Stern gewesen war.

Viele Umstände wirkten mit, den Bruch zwischen Hebbel und Elise 1845 so plötzlich herbeizuführen. Elise war zehn Jahre älter als Hebbel, das darf nicht vergessen werden, und ebensowenig ein anderes Motiv, das er selb einem Brief an sie in die Worte kleidet: „Der Dichter muß eine behagliche Existenz haben, ehe er arbeiten kann". In Hebbel's damaligen Zustand passen diese Worte, eine allgemeine Bedeutung können sie nicht beanspruchen. Er war müde geworden von dem erschöpfenden Kampf um die Sorge des Alltags, seine Entwickelung war abgeschlossen, und mit der Reife mußte die Möglichkeit der Ernte kommen. Er hatte ein Recht, zu verlangen, daß seine Aussaat wenigstens einige Frucht bringe. Indem er Christine Enghaus, eine hervorragende Schauspielerin am Wiener Burgtheater heiratete, gewann er neben einer Frau, die er liebte, die Freiheit von der Sorge des morgigen Tages, die Behaglichkeit, die im Laufe der Entwickelung zu seinem weiteren Schaffen erforderlich war, die Möglichkeit, sein Leben, das bisher gleichsam nur spärlich geflossen, zu einem Strome anzuschwellen, der anderen ein Führer und Träger war, ein Leben aus dem Vollen und Großen heraus auf eine breite Wirksamkeit hin, zu der sich bei ihm nach Abschluß seiner persönlichen Entwickelung das Bedürfnis immer energischer herausstellte.

Die Briefe an Christine geben uns mehr ein Bild dieser Wirksamkeit für das Allgemeine, als eine persönliche Charakteristik. Die zarten Töne

Digitized by Google

bleiben sich durchweg gleich; künstlerisch betrachtet ist diese Korrespondenz etwas eintönig, sie interessiert nur im Zusammenhang mit der Biographie, während die Briefe an Elise für sich als menschliche Dokumente Bedeutung haben und als solche gelesen zu werden verdienen. Hebbel's Gemütsleben jedoch zeigt sich in der ehelichen Korrespondenz von seiner liebenswürdigsten Seite. Er war bekanntlich ein großer Tierfreund, und die Schilderungen seiner Häuslichkeit zeichnen uns oft hübsche Idyllen aus dem Leben der Eichkätzchen, für die Hebbel eine besondere Vorliebe besaß, und deren er fast immer eins um sich hatte.

An Thatsachen sind diese Briefe natürlich besonders reich, wertvollen Aufschluß geben sie über Hebbel's spätere Reisen, seine mehrfachen Besuche am Weimarer Fürstenhof, besonders seine „Nibelungenfahrt", sein ländliches Leben auf dem kleinen Besitztum bei Gmunden und manche andere Episode des Glücks und des Erfolges. Mit einer erwärmenden Naivetät freut er sich seiner Fortschritte, der Ehren, die ihm allseits zu teil werden, und ärgert sich wohl auch ein wenig, wenn sie ihm vorenthalten werden. „Auf dem dritten Platz", klagt er einmal 1851 — er fuhr prinzipiell dritter Klasse auf der Eisenbahn — „erhebt sich nie ein Fremder, sieht einem forschend in's Gesicht, fragt mit Begierde: »Sind Sie nicht Herr Dr. H. aus W.?« und zitiert, wenn man bejahend nickt, eine Stelle aus der „Judith" oder begehrt Auskunft, wo Ambrosio (im Trauerspiel in Sizilien) seinen ersten Mord begangen hat". Solche Details erinnern an Auerbach's liebenswürdigste Eitelkeiten und spiegeln in naivster Form die Freude an der Wirksamkeit im Großen, an dem Zusammenhang mit der Masse des Volks wieder.

Dieses Bewußtsein hat noch eine andere psychologisch interessante Erscheinung zur Folge. Nie wohl hat ein Dichter die sittliche Forderung des Ibsen'schen „Alles oder nichts!" so rücksichtslos gestellt, wie Hebbel in seiner Jugend und im ersten Jahrzehnt seines literarischen Auftretens. Als aber der Erfolg sich später zu seinen Füßen schmiegte, als die Lust an der Wirksamkeit in's allgemeine ihn ergriff, da mäßigte er seine Ansprüche, that manchen Schritt zurück und verstand sich zu Konzessionen, die er früher nicht für möglich gehalten. Am charakterischsten zeigt sich das in seiner Stellung zu den Schriftstellern des jungen Deutschland, vor allem zu Laube und Gutzkow. In der Thätigkeit dieser Männer liegt ein gut Stück von dem Drang, praktisch in das Leben einzugreifen und alle Regungen des Volksgeistes zu der Literatur in eine Beziehung zu bringen. Als Hebbel's Entwickelung abgeschlossen war, ergriff auch ihn dieser jungdeutsche Eifer. „Jetzt bedarf ich der Berührung mit Menschen, auf die ich wirke, in denen ich meine Ideen Fleisch und Blut werden sehe", schrieb er 1845 an Gurlitt. Politische Gedichte konnten ihn früher außer sich bringen; die Bewegung des Jahres 1848 begeisterte auch ihn dazu, er beteiligte sich sogar kurze Zeit an einem politischen Blatt, der „Österreichischen Reichszeitung"; das Programm, das er

Digitized by Google

für sie aufsetzte, findet sich ebenfalls in dieser Nachlese; ja er übernahm in diesem stürmischen Jahr eine politische Mission und hatte Lust zu kandidieren. Gegen alle Journalistik hatte er in der Zeit seines Ringens den einseitigsten Haß gehegt. Als ihm aber die Fühlung mit der Öffentlichkeit Bedürfnis wurde, söhnte er sich auch mit der Tagesschriftstellerei aus. 1847 schrieb er an den Lehrer Eggers in Hamburg: „In der jetzigen Zeit kann niemand der Mitwirkung der Journalistik entbehren, wie mich eine lange und schmerzliche Erfahrung überzeugend gelehrt hat. Das Niederträchtige kann sich durch sie keineswegs auf die Länge oben halten, aber das Vortreffliche kommt ohne sie auch nicht in die Höhe. Es ist daher ein ganz von sich selbst ergebendes Gesetz, das ich treu nach beiden Seiten befolge, daß man nicht pfuschen, sondern immer das Mögliche leisten, dann aber auch die Mittel, die das Geleistete allein in Verbindung mit der Welt setzen, nicht verschmähen soll". Später sehen wir dann aus dem literarischen Briefwechsel, wie er durch seine jungen Freunde Kuh, Bamberg und Karl Werner den Nachrichtendienst über sich selbst förmlich organisiert hat. Verzweifelte er im Anfang, je mit der realen Bühne vertraut zu werden, verurteilte er schroff jede Rücksicht auf die Gesetze, die das Theater dem Dichter auferlegt, so machte ihn später der Erfolg nachgiebiger. Er sträubte sich nicht mehr gegen Umänderungen seiner Stücke und ließ Dingelstedt, der seine „Nibelungen" zuerst in Weimar in Szene setzte, völlig freie Hand. An den Klassikern spielte er selbst den Dramaturgen und plante die Herausgabe einer Dramaturgie. Sogar ein Stück in der französischen Technik wollte er schreiben und verfaßte Operntexte, deren Abfassung er früher dem Dichter ausdrücklich verboten hatte. So reguliert sich das Leben selbst. Dieses Streben nach Versöhnung mit der Welt übte auch auf seine Dichtung, auf die Lösung seiner Konflikte einen wohlthätigen Einfluß aus. Das Eigensinnige, Herbe und Unerbittliche wich allmählich zurück, und er war sich dieser innerlichen Veränderung wohl bewußt. Er liebte es später, auf den versöhnlichen Ausgang seiner Stücke hinzuweisen, er nahm sogar Änderungen in dieser Richtung vor. Eine bemerkenswerte Äußerung that er 1852 über diese Erscheinung an Brockhaus: „Zunächst sind in meiner Dichterlaufbahn zwei Perioden wohl zu unterscheiden, die erste geht von der Judith bis zum Herodes; in ihr habe ich das Licht gewiß auch gemalt, aber allerdings meistens durch den Schatten, und man kann die Werke derselben versöhnungslos finden, wenn man, freilich mit Unrecht, durchaus verlangt, daß die Versöhnung unmittelbar in den Kreis des Dramas hineinfallen soll. Die zweite beginnt mit dem Herodes und umfaßt alles Spätere, mit Ausschluß des Trauerspiels in Sizilien, welches als ein Unikum, wenn es auch zu gewagt sein mag, sein eigenes Gesetz hat. Den hieher gehörigen Werken wird niemand die Versöhnung absprechen können, wenn er anders mit der in der Tragödie überhaupt möglichen zufrieden ist und nicht fordert, daß die Konflikte, die im allgemeinen zur Ausgleichung gebracht werden, auch in den

Digitized by Google

Individuen, welche sie vertreten, zur Ausgleichung kommen sollen; dies hieße natürlich die Individuen umbringen und auflösen, also den Grund des Dramas zerstören". Ein wichtiges Entwickelungsgesetz findet durch diese kurze Übersicht seine Bestätigung: gerade die stark ausgebildete Individualität wächst in ihren Anfängen am meisten über sich selbst hinaus, aber die Zweige des Baumes, die erst so keck ihre Blüten gen Himmel reckten, neigen sich, wenn sie reife Früchte tragen.

Man hat sich gewöhnt, die traurigen Lebensumstände Hebbel's, besonders die Bedrückung seiner Jugendtage, weit über ihre Bedeutung zu erhöhen. Schon Bamberg warnte in seinem „Epilog zu Hebbel's literarischem Nachlaß" davor: „Die Wahrheit ist vielmehr die", sagt er dort, „daß das Schicksal Hebbel zu den ernstesten Elementen des Lebens die Organe verliehen hat, sie ganz in sich aufzunehmen, und daß dadurch sowohl diese wie jene geschärft wurden. Gerade die Armut war es, die ihn bereicherte". Er beruft sich dabei auf eine Äußerung Hebbel's in dessen Aufsatz über Schiller's Briefwechsel mit Körner, wo es heißt: „Man legt der Armut zu viel Gewicht bei, wenn man meint, sie könne Talente erdrücken, die nicht auch unter den günstigsten Verhältnissen unbedeutend geblieben wären; das kann sie nicht. Sie hat nur auf die Richtung Einfluß, die die Talente später nehmen; dieser Einfluß ist aber freilich so groß, daß der Mensch, wenn er zum vollen Bewußtsein gelangt, seine ganze sittliche Kraft aufbieten muß, um ihn wieder zu beseitigen, wenn er nicht zeitlebens Unerquickliches hervorbringen will". Auch in dieser Nachlese begegnen wir ähnlichen Aussprüchen. Hebbel liebte Leute wie G. Kinkel nicht, die „ihr Schicksal mit zu ihren Verdiensten rechnen", und er war der Letzte, der seine Jugend für seine Fehler verantwortlich machte; im Gegenteil, eine an F. A. Brockhaus gerichtete autobiographische Skizze enthält ein Bekenntnis, das hier Beachtung verdient. Er erzählt da von der Mühe, mit der er sich in Wesselburen die Lektüre des „Faust" verschaffte. „Eine solche Abgeschlossenheit von der ganzen Welt", fährt er fort, „hat, so schwer sie auch zu ertragen ist, nichtsdestoweniger auch ihre Vorteile, und wahrlich, ich möchte jetzt, wo ich die Dressieranstalten des Staates aus eigener Anschauung kenne, meinen einsamen und allerdings etwas mühseligen Entwickelungsgang nicht mit dem gewöhnlichen vertauschen. Es schadet an und für sich gar nichts, wenn die Säfte in der Wurzel ziemlich lange zurückgehalten werden; das giebt hinterher nur einen um so kräftigeren Schuß. Und dann ist es unglaublich, was der Mensch, der gezwungen ist, sich der Welt unmittelbar gegenüber zu stellen, ihr mit eigenen Kräften abzugewinnen vermag. Ich habe seit meinem zweiundzwanzigsten Jahre, wo ich den gelehrten Weg einschlug und alle bis dahin versäumten Stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue Idee gewonnen. Alles, was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden". Geht Hebbel in dieser letzteren Be-

Digitized by Google

hauptung vielleicht etwas zu weit, so ist doch dieser Gesichtspunkt bei Beurteilung seiner Jugend der ausschlaggebende; von ihm aus darf man auch die Mißhandlung, die der Kirchspielvogt Mohr seinem Schreiber angedeihen ließ, nur als ein menschliches Vergehen verurteilen, nicht als eine Versündigung an einem Genius, für den Mohr kein Auge besaß. Die Ansprüche, die eines Mannes Bedeutung nach seiner Vollendung zu stellen berechtigt ist, darf man nicht auf seine Jugend übertragen. Uhland und Öhlenschläger, die den jungen Dichter in seine enge Welt zurückwiesen, würden dann auch dem Tadel nicht entgehen. Hebbel selbst hat später einem jungen Verwandten gegenüber sich ebenso zurückhaltend gezeigt. Wäre Hebbel's Jugend so sonnig gewesen, wie die Goethe's, vielleicht wäre gerade das Charakteristische an ihm, die Vertiefung und die knorrige, kernige, und darum so überwältigende Art seiner Schöpfungen, verloren gegangen, ein Stück wie „Maria Magdalena" sicher nie geschrieben worden.

Auch ein zweites Mißverständnis ist vielfach mit Fleiß verbreitet worden. Hebbel's Laufbahn wird allzu gern als ein typisches Beispiel dafür angeführt, wie wenig der Prophet in seinem Vaterlande gilt, und wie schwer es gerade dem großen Genius gemacht werde, sich durchzuringen. Gerade in dieser Nachlese finden sich zahlreiche Äußerungen Hebbel's über diesen Punkt, und sie laufen alle übereinstimmend darauf hinaus, daß, wie er an Strodtmann und früher schon an Elise schrieb, „mit Sachen nie jemand rascher durchgedrungen, wie er, nicht Goethe und nicht Schiller". Hebbel selbst hat die Märtyrerkrone des Verkanntseins auf diese Weise abgelehnt. Die sogenannte „Popularität" hat damit nichts zu schaffen, für sie bleibt bei Hebbel noch Manches zu thun übrig. —

In pünktlicher Reihenfolge ist auch der dritte*) Band der Werke erschienen. Er umfaßt Hebbel's dramatische Produktion aus den Jahren 1851 bis 58. Das feingegliederte Lustspiel „Der Rubin" eröffnet ihn, „Michel Angelo", eine poetische Abfertigung des Dichters an seine Kritiker, schließt sich an. Das Werk, das vielleicht am meisten Anspruch auf Popularität hat und bei seinen Aufführungen auf dem Berliner Schauspielhause im letzten Winter sich glänzend behauptete, ferner die gigantische antike und doch so moderne Tragödie „Gyges und sein Ring" machen auch diesen Band reichhaltig. Die philologische Vollständigkeit fügte ihnen noch zwei Schöpfungen hinzu, den Operntext „Ein Steinwurf", den Hebbel für Rubinstein verfaßte, und einen Familienscherz „Verkleidungen", den er für sein Töchterchen zu einer häuslichen Aufführung dichtete. Der Herausgeber wird in den Vorreden mehr und mehr zum Apologeten Hebbel's; gehört zur Inangriffnahme einer so großen Arbeit, wie Werner sie unternommen, von vornherein ein starker Fanatismus, so steht

*) Dieser Abschnitt über den soeben erschienenen dritten Band der Werke Hebbel's ging uns erst zu, als Heft 11 schon zusammengestellt war. Er ist logisch auf S. 649, Z. 16 einzuschalten. D. R.

Digitized by Google

seine objektive Geltung schon in Frage; bei Hebbel alles, was uns an anderen Schriftstellern als übergroße Empfindlichkeit, als begreifliche Schwäche ꝛc. erscheint, nicht nur als berechtigte Eigentümlichkeit, sondern gar als Vorzüge zu deuten, wird dem Gegenstand der Apotheose am wenigsten nützen. In der Beurteilung der Dramen, in den Vorreden kommt Werner vor lauter Referaten nicht zu dem, was man von dieser Ausgabe erwarten durfte, zu einer objektiven Wertung, und, was mich am meisten wundert, er scheint nur aus dem Buche heraus zu urteilen; man möchte fast glauben, daß er nie eines der Stücke, deren dramatische Lebensfähigkeit er so energisch verteidigt, je auf der Bühne gesehen hat. Es könnte gar nicht schaden, wenn unsere Literaturhistoriker sich ab und zu in's Parterre setzten und von dort aus unbefangen das Dichtwerk auf sich wirken ließen, unbefangen insofern, als nur die gesunde Vernunft und das naive ästhetische Gefühl, nicht die durch die Kenntnis des Details eingeklemmte Kritik und das optimistische Vorurteil maßgebend seien.

Der starren Kraft des Nibelungen-Dichters gegenüber, dem allerdings im gefährlichen Augenblick das Glück hilfreich an die Seite trat, steht das Schicksal eines verschollenen Zeitgenossen, der sich nicht aus der Niederung des Lebens herauszuretten vermochte und so mit seinen nicht gewöhnlichen Fähigkeiten spurlos zu Grunde ging.

„Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten". In diesem oft zitierten Ausspruch gipfelt die Charakteristik, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit" dem schlesischen Dichter Johann Christian Günther widmete.

Das neunzehnte Jahrhundert besitzt eine ähnliche Erscheinung.

Sein Träger spukt nur noch in der Erinnerung alter Leute aus der Gegend von Naumburg und Schulpforta als verkommener Landstreicher: Ernst Ortlepp. Er hatte nicht wie Günther wenigstens das Glück eines frühen Todes, vierundsechzig Jahre sollte er leben, bis er in einem Chausséegraben, in den er betrunken stürzte, sein Ende fand, nachdem er zwanzig Jahre als Bettler und Vagabund sein Dasein kümmerlich gefristet. Sein Leben ist eine einzige absteigende Linie, ein Kampf gegen die Zerstörungswut des Alltags und gegen die Gewalten der eigenen Brust; für ihn endete er mit einer Niederlage.

Über Ernst Ortlepp ist jüngst ein Buch von F. Walther Ilges erschienen: „Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen", zum hundertsten Geburtstag von Ernst Ortlepp" (München, Deutsche Buchhandlung), das den Versuch macht, in die unklaren Lebensdaten Ortlepp's einiges Licht zu bringen und auf Grund unveröffentlichter Handschriften und seltener Drucke uns ein Bild seines Dichtens und Strebens zu zeichnen. Die wichtigste Quelle für Ortlepp's Leben sind seine Werke; wo er als Schriftsteller aus seinem Leben schöpft, zeigt er sich jedesmal als ein voller Dichter. Das giebt uns einen Maßstab für seine Kraft, ist es doch die vornehmste

Digitized by Google

Eigenschaft des Dichters, aus seinem Erleben heraus Neues zu gestalten, ohne sklavischer Abschreiber zu sein. Wo diese Fähigkeit vorhanden ist, haben wir gewissermaßen den ursprünglichen Dichter; was der Entfaltung dieser Kraft hemmend im Wege steht, muß uns das Leben des Menschen lehren. Ortlepp's Jugend tritt uns am klarsten vor Augen; wie jeder Dichter verdankt er ihr die tiefsten Eindrücke, und aus dem Elend seines Alters flüchtete er oft hilfesuchend auf das kleine sonnige Fleckchen, das seine Kindheit war. Als Sohn eines Propstes wurde er am 1. August 1800 in Droyssig bei Zeitz geboren. Sein Vater war ein guter, ehrlicher und frommer Mann, der Typus des praktischen und sparsamen Hausvaters; aber ihm fehlte jede tiefere Gemütsanlage, jede heitere Auffassung des Lebens und geistige Beweglichkeit; sein ernstes, schweigsames Phlegma, seine automatische Pflichterfüllung waren die drückenden Gesetze des Hauses. Wie ihn Ortlepp in ungedruckten Erinnerungen schildert, erscheint er in seiner langen knochigen Gestalt wie eine Zola'sche Figur. Ganz anders die Mutter: weichlich milde, mit einer Neigung zur Poesie, der sie sich aber nur in Briefen hingeben konnte und durfte, auch hier noch von der Stumpfheit des Gatten beaufsichtigt. Lebhaft und mitteilsam, hat sie die Lust zu fabulieren auf ihren Sohn vererbt, der zu der rauhen Starrheit des Vaters nie ein Verhältnis gewann.

Das Pfarrhaus in Droyssig und später in Schkölen war dürftig genug, die Unruhe der Zeitereignisse erweckte das Verlangen, früh in ein gesichertes Nest unterzuschlüpfen. Als Ernst zwölf Jahre alt war, brachte ihn sein Vater auf den freien Posten eines Organisten in der Fürstenschule zu Pforta. Die erste Trennung von dem Vaterhause war auch der Abschied von dem Traum der Jugend. Denn die „herrlichen Thorheiten" der Kindheit machten in Schulpforta einer regelmäßigen Zucht und einem anstrengenden Studium Platz. Die Disziplin wurde noch teilweise unter den Schülern selbst ausgeübt; jeder Studiertisch vereinigte vier Schüler, Obergesellen, Mittelgesellen, Lichtputzer und Untergesellen; die jüngeren hatten den älteren widerspruchslos zu gehorchen. Ernst Ortlepp's Vorbildung war gering, er war zunächst der jüngsten und letzten einer, und dazu überlieferte ihn das Odium der Organisten-Freistelle während der ersten Jahre schutzlos der Willkür seiner vorgesetzten Mitschüler. Mit der Zeit stieg aber auch er in die Höhe, und so hat er auch von diesen in Pforta verbrachten Schuljahren eine durch den wehmütigen Reiz des unwiederbringlich Dahingegangenen verklärte Erinnerung bewahrt. Nur einmal verweilte er während dieser Epoche längere Zeit im Vaterhause. Als der Durchmarsch der Franzosen 1813 Gefahr und Hungersnot in das Land brachte, holte der Pastor in Schkölen seinen Sohn heim. Auch in den weiteren Jahren bildete die Gegend um Pforta den Schauplatz von Heeresdurchzügen aller Nationen, die Schule selbst wurde zum Bivouak. Ortlepp hat jene bänglichen, aber für die jugendlichen Gemüter reizvollen Tage später mehrfach mit Humor geschildert. 1815 kam Schulpforta an Preußen.

Digitized by Google

In diesen sechs Jahren rückte der junge Pfarrerssohn vom schlechtesten und faulsten Schüler zum tüchtigsten und begabtesten Maturus auf. Er verdankte seine Auszeichnung wesentlich seiner überraschenden Geschicklichkeit in Anfertigung griechischer und lateinischer Verse. Die damaligen Schulen und vor allen Pforta setzten noch ihren Hauptehrgeiz darin, daß jeder ihrer Zöglinge seinen anständigen Vers machen konnte, lateinisch oder griechisch. Ortlepp selbst hat später erzählt, daß er in Pforta mehr als sechstausend griechische Verse gemacht habe. Gegenüber dieser Bevorzugung der alten Sprachen wurde die deutsche in unglaublicher Weise vernachlässigt, nicht einmal die Schüler der höheren Klassen konnten orthographisch richtig schreiben. Die Lektüre der deutschen Dichter war strenge verboten, mit Ausnahme von Klopstock's Werken. Nur der Zweck der Übersetzung spielte den Schülern auch andere Werke in die Hände. So hat Ortlepp Goethe's „Iphigenie" in griechische Verse gebracht; das Machwerk hat sogar dem Weimarer Geheimrat vorgelegen, der darüber urteilte: „Nun ja, so etwas kann ja durch Fleiß wohl erreicht werden". Dieses Wort wirkte umgestaltend auf das Studium des jungen Versemachers. Er begann zu ahnen, daß Goethe's und Schiller's Gedichte noch etwas Höheres seien als seine griechischen und lateinischen Verse. Kurz vor seinem Abgange nach Pforta las er die Meisterwerke der deutschen Literatur und machte noch als Schüler seine ersten deutschen Gedichte. Eins hat er aber durch diese geistigen Turnübungen ausgebildet: einen außerordentlichen Sinn für regelmäßige Versform.

Schulpforta verließ Ortlepp 1818 mit der besten Censur. Der Wille seines Vaters bestimmte ihn zum theologischen Studium, und bis 1825 lebte er zu diesem Zwecke in Leipzig, ohne aber das Ziel zu erreichen. Nach dem Klosterleben in Pforta überwältigte den Studenten zunächst die neue ungebundene Freiheit und die bunte Realität des Lebens, wenn auch der väterliche Monatswechsel ihm nur sehr dürftig gestattete, davon zu kosten. Theater und Musik nahmen ihn zunächst in Beschlag. Literarisch war er ungemein fleißig, in diesen Jahren trat er zuerst in Zeitschriften und Taschenbüchern auf, doch stets anonym oder unter fremden Namen. So gab er 1824 eine Broschüre heraus: „Donnerkeil, in die Zeit geschleudert von Omikron". Noch schwankte er aber zwischen dem Schriftsteller und Musiker. Ein Fehler, der ihm verhängnisvoll werden sollte, bildete sich schon in diesen Jahren heraus. Das Bewußtsein seiner schnellen Fassungsgabe, einer bestechenden Form und einer großen poetischen Fruchtbarkeit verführte ihn zum hastigen Hinausschleudern seiner Produktionen. Selten nur konnte er sich zu einer Durcharbeitung aufraffen, und so zeigen schon seine ersten Gedichte jenen Mangel, der später in's Kraut schoß: tief ergreifende, in Idee und Form vollendete Strophen wechseln wahllos mit den leersten Reimereien, seine Prosa gefällt sich in den willkürlichsten Abschweifungen — es fehlt ihm der Sinn für die innere Gestaltung eines Kunstwerkes. Sonderbar genug sticht davon die

Digitized by Google

Regelmäßigkeit der äußeren Form ab. Und noch ein anderer Fehler verband sich mit diesem ersten. Es verschlug ihm nichts, fremde Vorbilder zu gebrauchen und Verse aus anderen Gedichten in seine eigenen aufzunehmen, so daß diese manchmal wie aus Reminiszenzen zusammengesetzt erscheinen.

Ein Besuch bei Ludwig Tieck in Dresden, der dem Namenlosen von jeder Beschäftigung mit der Poesie abriet, hatte ihn aus seinem Schwanken nicht herausgerettet. Bemerkenswert ist in Ortlepp's jugendlichem Ringen der Gegensatz, in den er sich von vornherein zu jedem Brotschriftstellertum und zur Wissenschaft stellte: er verlangte für die Dichtung die volle ungeteilte Persönlichkeit, er faßte von vornherein seinen Dichterberuf so hoch wie nur möglich auf. „Wie es Gott drang", äußerte er einmal, „das unermeßliche Kunstwerk, das All zu schaffen, mit seinen Welten, Sonnen, Sternen und Himmeln, so drängt's auch den Künstler zu schaffen, und seine Welten sind Bilder, seine Sonnen Ideale, seine Himmel Phantasien". Er hat diese Überzeugung von einem Gottesgnadentum des Dichters auch da festgehalten, wo seine Existenz eine grausame Satire auf diese ideale Anschauung geworden war.

Das Jahr 1825 brachte für Ortlepp eine erste Entscheidung. Sein Vater mußte ihm jede weitere Unterstützung versagen, da mittlerweile noch zwei Brüder die Universität bezogen hatten. Die Mutter war gestorben, der Vater altersschwach geworden. In Leipzig konnte sich Ortlepp daher nicht mehr halten; er kehrte nach Schkölen zurück, um sich dort in fünf stillen Jahren auf seinen Dichterberuf vorzubereiten. Einen schönen Abschluß seiner Studienjahre bildeten noch zwei denkwürdige Ereignisse: ein Besuch in Weimar und eine Audienz bei Goethe; dann eine vierwöchentliche Rheinreise zu Fuß, die mit fünfundvierzig Thalern bestritten wurde. Mit seiner Vorbereitung auf seine schriftstellerische Laufbahn in Schkölen oder Dunkelstaedt, wie er es in einem späteren Romane nennt, nahm er es ernst. Er entwarf ein Programm für umfassende Studien und verfolgte es mit der Pünktlichkeit und Unerbittlichkeit seiner Schuljahre. „Ein Dichter", schreibt er, „muß die Schönheit der Erde kennen lernen und andere Länder sehen; er muß aus dem engen Kreise heraustreten und das große Ganze, Welt und Menschheit in seinen verschiedensten Gestalten anschauen, und dabei muß er ein freies und sorgenloses Leben führen und alles genießen dürfen, was ihm die günstige Zeit entgegenbringt. Ist dies vorüber, so muß er ein Plätzchen haben, wo er ruhig und frei von allen äußeren Eindrücken schaffen und nur sich selbst leben kann". An Goethe, dem Günstling der Musen, ist dieses sybaritische Dichterideal gebildet; die gefährlichen Momente desselben wurden Ortlepp verhängnisvoll, die „Mäßigung", die allein zu diesem Ideale führen kann, hat er nicht gleich Goethe errungen. Den Schüler Goethe's aber verrät es, wenn er in diesen Jahren stiller Arbeit sich besonders mit der Natur vertraut zu machen suchte und sie in zahlreichen Gedichten verherrlichte. Voll Einfluß auf seine Produktion war in diesen Jahren die Liebe zu einem Mädchen

Digitized by Google

seines Heimatsdorfes; die Abweisung, die er erfuhr, hat für seine Schätzung der Frauenwelt und damit für seinen Lebensgang die unseligsten Folgen gehabt. Was er in diesen und den folgenden Jahrzehnten alles veröffentlicht hat — über hundert Bändchen! — verlohnt nicht aufgezählt zu werden, das Meiste ist verschollen und war selbst dem Biographen unauffindbar. 1830 that er dann den entscheidenden Schritt: er wollte seine Kräfte erproben und siedelte wieder nach Leipzig über; gewiß trennte er sich nicht in Freundschaft von seinem Vater, der am 18. Februar 1831 am Gallenfieber starb.

Mit dem stolzesten Bewußtsein, das er naiv in die Worte kleidete „Mein Name wird unsterblich sein", und voll hoher Hoffnungen begann Ortlepp jetzt eine fieberhafte Thätigkeit. Eine Reihe von politischen Gedichten, die er als Flugschriften hinausgehen ließ, erwarb ihm Beifall; ihre Gedanken waren nicht neu, die allgemeinen liberalen Forderungen der damaligen politischen Dichter erfuhren durch Ortlepp keine wesentliche Bereicherung, aber er griff besonders in seinen Polenliedern die in der Luft liegenden und der allgemeinen Sympathie sicheren Stoffe auf, seine Form war gut, seine Bilder oft glänzend, seine Diktion oft schwungvoll. So spendete man ihm Beifall und übersah über dem Stofflichen die künstlerischen Schwächen seiner Schöpfungen. Als er aber diese Stoffe aufgab und unpolitische Gedichte veröffentlichte, fiel der Schwarm seiner Verehrer schnell von ihm ab. Die Mängel seiner Kunst, Nachlässigkeit und Wahllosigkeit, griff die Kritik auf, und während sich Ortlepp noch an seinen ersten Erfolgen berauschte, war er schon ein toter Mann. Die Masse seiner Produktion — 1832 erschienen neben den Flugschriften allein zehn Bändchen — konnte das Schicksal nicht aufhalten, Sorge und Not stellten sich ein, er mußte sich zur journalistischen Thätigkeit, zu Übersetzungen und Privatstunden, zum Klavierstimmen und zu Gelegenheitsgedichten bequemen, nur um sein Leben zu fristen. Zuweilen riß ihn wohl noch der Glaube an seinen Dichterberuf aus der beginnenden Verzweiflung, mit einer von Begeisterung und Angst gepeitschten Hast wurde schnell ein neues Werk vollendet, von dem er den ersehnten Erfolg und eine Änderung seiner Lage erwartete. Das Bedeutendste, was er damals schuf, ist eine phantastische Charakteristik „Beethoven". Wie er hier die einzelnen Instrumente in der neunten Symphonie des Meisters durch Wortmalerei zu charakterisieren versucht, ist für jene Zeit außerordentlich überraschend. Die Enttäuschung seines Dichterberufes hat er schon 1832 in dem grandiosen Bilde symbolisiert:

„Und einer Lyra ungeheurer Bogen
War ausgespannt bis an das Himmelszelt,
Mit Saiten, wie die Cedern stark bezogen —
Ich wähnte mich zum kühnen Spiel bestellt,
Ich schlug sie an und ließ Akkorde wogen,

Digitized by Google

Die langhindonnernd hallten durch die Welt,
Und Meer und Sturmwind schienen mitzuwühlen
In meinem Meer und Sturme von Gefühlen."

1836 verstummte Ortlepp's Muse plötzlich auf 7 Jahre. Aus Sachsen ausgewiesen, wandte er sich zunächst nach Stuttgart und lebte hier von der Herausgabe von Anthologien und von Übersetzungen. Was er hierin der Masse nach geleistet hat, grenzt an das Unglaubliche. In einem einzigen Jahre übersetzte er den ganzen Shakspere. Byron, Smollet, Moore, Bulwer, Boccaccio folgten. Eigenes schrieb Ortlepp in diesen Jahren fast gar nicht, nur die Vorreden und Zueignungen zu seinen zahlreichen Anthologien, von denen die Schiller-, Goethe- und Napoleon-Lieder bekannter geworden sind. Aber trotz dieses eisernen Fleißes, trotz dieser erschreckenden Frohnarbeit kam er nicht weiter, ja seine Not wurde von Jahr zu Jahr verzweifelter. Er hatte noch Humor genug, in dem Gedicht „Vögleins Klage" seinen Zustand sehr niedlich zu besingen:

„Ich saß so manchen Tag
Schon auf so manchem Sträuchlein;
Doch der Zweig, wo ich Ruhe pflag,
Es war kein Nahrungszweiglein.

So manches Bäumlein erlas
Ich mir im Lauf des Geschickes,
Doch das Bäumlein, wo ich saß,
Es war kein Baum des Glückes.

Ich flog landaus, landein,
Um mir ein Nestlein zu gründen;
Doch flog ich in's Haus auch hinein,
Brotkämmerlein konnt' ich nicht finden".

Über diese Epoche seines Lebens schwebt eine Art von Geheimnis; was eigentlich die Ursache zu seinem Elend war, konnte sein Biograph nicht ermitteln. Eine Krankheit zwang ihn, Cannstatt zu besuchen, die folgenden Jahre über, bis 1848, lebte er in Berg. 1843 war seine Muse wie aus einer Betäubung wieder aufgewacht, es erschienen seine „Lieder eines politischen Tagwächters" als Gegenstück zu Dingelstedt's „kosmopolitischem Nachtwächter" (1840). Was der Biograph von ihnen abdruckt, verdient stellenweise das Prädikat gewaltig. Auch einige tiefempfundene Liebesgedichte entstammen dieser Zeit. 1844 erschien sein Roman „Leben, Abenteuer und Meinungen des deutschen Michels", im folgenden Jahre eine Sammlung seiner Werke. Die Perle derselben ist das „Vaterunser des neunzehnten Jahrhunderts", eine

Digitized by Google

verzweiflungsvolle, fast blasphemische Anklage eines im Innersten frommen Menschen. Dabei blieb seine elende Lage unverändert, und 1844 begann er auf andere Weise sich des Lebens Notdurft zu erwerben. Er verfaßte Bettelgedichte an Fürsten. Von da an ging es reißend mit ihm abwärts. Er wurde zum Schmeichler und Speichellecker; den gekrönten Häuptern folgten reiche Privatpersonen, schließlich fiel jeder Rangunterschied fort, und er dichtete Bauern um Unterstützung an. Ende der vierziger Jahre siedelte er nach Stuttgart über und schlug sich als dichtender Bettler bis 1853 durch. 1853 wurde er auch aus Stuttgart ausgewiesen, und die äußerste Not zwang ihn, einen Nahrungsberuf zu suchen. Er machte mit dreiundfünfzig Jahren sein Lehrerexamen und zwar mit Erfolg. Aber seine Vergangenheit und seine heruntergekommene Existenz ließen ihn nicht geeignet zum Erzieher erscheinen, und so brach auch diese letzte Brücke zu einem geordneten Dasein zusammen. Seit 1855 lebte er in der Gegend seiner Heimat Schkölen als Landstreicher, oft ohne Obdach, meist zu Gast bei Bauern, deren Gastfreundschaft er mit Hochzeits- und Taufgedichten bezahlte. Die kargen Einnahmen, die ihm seine Bettelgedichte einbrachten, vertrank er, nicht mehr wählerisch, in Branntwein. Unter denen, die ihm für seine poetischen Huldigungen in der beabsichtigten Weise dankten, war auch der damalige Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser. Von ihm erhielt er eine kleine jährliche Pension, deren Betrag er sich täglich in Höhe von zwei und einem halben Silbergroschen bei dem Postmeister holte.

Aus jener Zeit sind noch manche Erinnerungen an ihn lebendig. Wenn er plötzlich in Schkölen auftauchte, sah man ihn zuerst auf dem Grabe seiner Eltern weinen und beten. Seine Kleidung war bis zur letzten Zeit halbwegs sorgfältig. Sein wunderliches Wesen machte ihn dennoch zum Spott der Jugend und trug ihm einmal sogar vier Wochen Gefängnis wegen Störung des Gottesdienstes ein. In Schulpforta war er ein bekannter Gast und bei den Schülern nicht unbeliebt. Dort stand er oft unter dem offenen Fenster und lauschte dem Unterricht im Homer, und bei den Festen der Schüler war er unter ihnen und trug ihnen seine Gedichte vor. In der Nähe von Pforta fand er am 14. Juni 1864 einen jämmerlichen Tod im Chausséegraben.

Der Biograph wirft die Frage auf: „Hätte er ein anderer werden können unter anderen Verhältnissen?“ Die Frage ist müßig, Ilges selbst verneint sie; er hat auch in anerkennenswerter Objektivität seinen Schützling nicht als verkommenes Genie vorgeführt. Der Gedanke, eine Auswahl aus Ortlepp's Dichtungen dem Literaturfreund zu bieten, wäre zu billigen, aber auch diese Auswahl würde uns nur ein großes Wollen, keine nachhaltige Kraft und keine künstlerische Individualität zeigen. —

Dieser literarhistorische Streifzug hat uns durch mehr als ein halbes Jahr der Wissenschaft geführt. Seit Dezember des vorigen Jahres dürfte

Digitized by Google

uns keine bedeutendere Erſcheinung entgangen ſein. Eine neue Literaturgeſchichte iſt noch erſchienen von Adolf Bartels in Weimar; er gruppiert die ganze deutſche Literatur bis Goethe inkluſive in den 1. Band; das 19. Jahrhundert ſoll den 2. Band füllen, dieſer wird erſt im Herbſt erſcheinen und dann erſt die Zeit gekommen ſein, über das ganze auf Hebbel'ſcher Grundlage gebaute Werk ein Wort zu ſagen. Daß die Jubiläumsausgabe (25ſte) der Vilmar'ſchen Literaturgeſchichte von der 4. Auflage ihrer Fortſetzung „die deutſche Nationalliteratur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart" von Adolf Stern begleitet wurde, dürfte bei der Beliebtheit dieſes Büchleins ſchon bekannt ſein.

Digitized by Google

• Die weissen Rosen. *

Die weißen Rosen lieb' ich sehr,
Die ihre üpp'gen Dolden neigen,
Von allem Duft des Sommers schwer,
Auf schwanken, langen Dornenzweigen.

Mir ist's zu Mut, als hätten sie
Des Leides und der Liebe Wogen,
Die tief im Schoß der Erde ruh'n,
In ihre Kelche aufgesogen.

All' jene Lieb', die schönheitskrank
Und rein und süß in Jugendtagen
In einer stillen Mädchenbrust
Zum Kirchhof ward hinausgetragen.

All' jenen Schmerz, der wandernd zog,
Ein gottversproch'nes Glück zu suchen, —
Mit einem Lächeln unterging,
Weil er zu heilig war zu fluchen.

Was stark und heiß in Menschenbrust,
Begraben war im ew'gen Schweigen, —
Die weißen Rosen lieb ich sehr,
Die ihre üpp'gen Dolden neigen.

M. Herbert.

Digitized by Google

Ein Erntelied.

Nun sind die letzten Knospen aufgesprungen,
Nun ist die Stunde der Erfüllung da!
Was unsre Sehnsucht nur in Träumen sah,
Hat sich geheimnisvoll zum Licht gerungen.

Aufflammt die Welt in Licht und Duft und Farben,
Die tiefste Schlucht durchloht ein gold'ner Schein.
Und Sensen klingen, — alles Glück ist mein,
Und mein sind alle segenschweren Garben!

Die ihr dem Leben niemals Glauben zolltet,
Kleingläubige ihr, was steht ihr nun und starrt?
Denkt ihr, daß eurer eine Ernte harrt,
Wo ihr doch nie das Saatkorn wagen wolltet?

Mit Schweiß und Blut sollt ihr die Erde nähren,
Sie giebt die Saaten hundertfach zurück. —
Seht, um mein Haupt, das heiß von Licht und Glück,
Schling' ich den Siegerkranz aus reifen Ähren!

Im Süden.

Umschauert von Veronas dunkeln Pinien,
Von südlich schwülen Gluten übersonnt,
Späht meine Sehnsucht nach den trotzigen Linien
Der Alpenketten fern am Horizont.

Des Südens üppige, thatenleere Weichheit,
Wie sie den Geist ermüdet und erschlafft!
Ach, dieser schläfrige Genuß ist Feigheit, —
Und meine Seele schreit nach Kraft.

Wir sind ein schwach' Geschlecht voll Weh und Wunden,
Und unsre Nerven sind zermürbt, zerquält.
Ein ewiges Kämpfen nur läßt uns gesunden,
Das täglich neu die Kraft erprobt und stählt.

So wie die Alpen, die sich drüben recken,
So hart und groß zu sein, — das ist das Ziel.
Wie sehnsuchtsstark sich meine Arme strecken!
Mich überbraust ein stolzes Kraftgefühl.

Digitized by Google

Noch pulst die Jugend heiß durch meine Adern,
Noch ist ein Drang in mir, — der rauscht und stürmt,
Und meine Seele träumt von Felsenquadern,
Die sie an nie besiegte Himmel türmt!

Gelsenkirchen. Philipp Witkop.

Noch liegt die Nacht.

Noch liegt die Nacht auf dem Gefilde,
Nicht monddurchhellt, — nein, schwarz und kalt.
Bei einem Muttergottesbilde
Lieg' ich im finstern Tannenwald.

Im Osten keimt schon fern ein Dämmern,
Bei der Gebirge grauem Kranz.
Schon hör' ich leis ein Spechtehämmern.
Nun loh'n im keuschen Morgenglanz

Baumwipfel auf. — Es ist verschwunden
Die düst're Nacht, die auf mir lag,
Und neue Lebensmorgenstunden
Verkünden einen lichten Tag.

Klosterneuburg. Rudolf Lehner.

Klage.

Ach, ich kann ja selber kaum
All' mein Leid ertragen —
Und soll meinen Brüdern doch
Noch ein Trostwort sagen.

Ach, ich kann ja selber kaum
Meine Thränen hindern —
Und soll doch mit heiterm Blick
Fremdes Elend lindern.

Hartes Los! — Das eig'ne Herz
Wund und schmerzzerrissen —
Und dabei im Liebesdienst
Lächeln noch zu müssen.

J. Pfeneberger.

Digitized by Google

Schönheit.

Ich kam — ein Kind — vorbei am grauen Meer,
Da schwamm das Wunderschiff der Nacht vorüber,
Drin sass die Schönheit still und bleich und her.

Ich breitete die Arme sehnsuchtsschwer, —
Doch immer trüber ward die Nacht und trüber.
Und weiter glitt das Schiff im dumpfen Meer.

Nun tast' ich ewig, ewig wirr umher
Und möchte über's graue Meer hinüber,
Und meine Sehnsucht ringt die Hand so sehr.

Doch nur die Nacht liegt auf den Wellen schwer,
Und Stürme zieh'n in roten Höh'n darüber, —
Und Schiff und Schönheit schau ich wohl nicht mehr.

Bamberg. Lorenz Krapp.

Einst.

Mein nannt' ich einst ein friedlich Haus,
Wo rosenfrisch die Tage flossen,
Das Glück ging heimlich ein und aus,
— Still! Still! — die Pforten sind verschlossen.

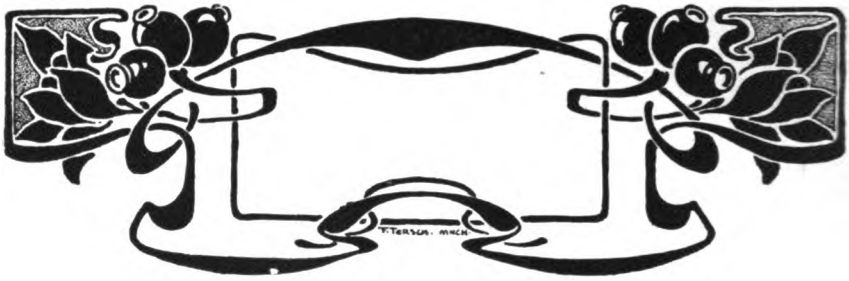
Mein nannt' ich einst den tiefen Wald;
Die Elfen woben bunte Träume,
Da klang die Axt, wie bald, wie bald
— Still! Still! — gefällt sind alle Bäume.

Mein nannt' ich einst die Nachtigall;
Sie schwebte über Busch und Wogen
Und sang mein Lied im Heimatthal,
— Still! Still! — sie ist mir fortgeflogen!

Mein nannt' ich einst ein treues Herz,
Wo ich geruht im sel'gen Frieden,
Es war mein Hort in Kampf und Schmerz,
— Still! Still! — es schlägt nicht mehr hienieden!

Beckenried am Vierwaldstätterse. Isabella Kaiser.

Digitized by Google



Annuntiata.

Von Anton Müller (Br. Willram).

Hart über den Grüften von „San Calliſto“, unweit der Appiſchen Straße, ſteht inmitten einer kleinen „vigna“, von Lorbeergebüſch umfriedet, das ſchmuckloſe, aber freundliche Eldorado, dem dieſe Zeilen gelten ſollen. Und jetzt, wo ich ſie, das Scheideweh im Herzen, flüchtig auf dieſe Blätter werfe, flattern draußen an der Appiſchen Straße die weiſſen Tauben um's einſame Gehöfte im Abendglanz, und die Nachtigall flötet ihr ſchwermütig Lied im Dunkel der Epheulaube, drin ich ſo oft als einſamer Gaſt geſeſſen und einſame Stunden verträumt habe.

Halbe Tage lang irrte ich allein durch die Nacht der Katakomben, und nur das ſchwere Raſſeln der Wagen auf der Appiſchen Straße ſcholl — wie dumpfer, ſchwacher Donner — zu mir hinab in das Reich des Todes. Mit meinem Kerzenlichtlein ſtand ich vor eingefallenen Niſchengräbern und ſuchte an den Wänden herum, um mir von den Marmorinſchriften „calchi“ zu nehmen; aufleuchtenden Auges fand ich mich vor verblichenen Wandgemälden, und die ſchlichte Kunſtſprache der erſten chriſtlichen Jahrhunderte legte ihren warmen, anheimelnden Zauber um meine Seele; dann weilte ich wieder an der Schwelle geheiligter Altäre, wo die Gebete und Sänge der Vorzeit ſchollen; der feuchte Odem der Grüfte fächelte um die glühende Stirne, und oft genug vernahm ich in der ewigen Grabesſtille, die mich umgab, das ungeſtüme Klopfen des eigenen Herzens; wenn dann meine Schritte in den engen Gängen wiederhallten und jedes Sandkorn herunterbröckelnden Tuffes einen geheimnisvollen Schauer durch meine Glieder rieſeln ließ; wenn ich mit dem Finger an noch unerbrochene „loculi“ pochte, als wollte ich Antwort von dem Toten haben, deren Gebeine hinter der Thon- oder Marmorplatte moderten, — und nur das Echo mir unheimlich Antwort gab; und wenn das bleiche, mit Kalk vermengte Gebein offener Gräber im unſicheren Schimmer meines

Digitized by Google

Lichtes auf Sekunden zu leuchten und sich scheinbar zu rühren begann: dann atmete ich immer um so freier und fröhlicher auf, sowie mich wieder das helle Tageslicht der Oberwelt umfing und die Campagna in den Gluten der sinkenden Sonne badete. Dann sehnten sich Hände und Füße nach Ruhe, und die Kehle lechzte nach einem Tropfen kühlenden Rebensaftes; lange, lange flog ich daher hinaus zur „Osteria Archäologica" bei „San Sebastiano", weil ich eben in der Nähe keinen besseren Gesundbrunnen wußte, bis ich endlich durch Zufall die mir viel bequemere Heilquelle, das oben angedeutete Gehöfte, — mein Eldorado — fand.

Es ging gerade ein veilchenblauer, krystallheller Frühlingstag zur Neige, als mein malender Kollega und ich — er mit einem hübschen Aquarell von „Cäcilia Metella" und ich mit einer von Lenzes- und Liederlust erfüllten Seele — die Appische Straße heimwärts zogen. Eine ewig durstige Künstlerkehle und ein lechzendes Dichterherz! — Was lag näher, als kurzweg bei passender Gelegenheit seitwärts abzuschwenken und auf gut Glück nach einem trinkbaren Naß zu fahnden? Und siehe! Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten; sie kam in Gestalt eines großen Schäferhundes, der uns sein milchweißes Gebiß zornig entgegenfletschte; ratlos standen wir vor dem Eingangsthore einer lauschigen „vigna", unschlüssig, was wir beginnen sollten, als plötzlich eine helle, schmetternde Kinderstimme das drohende Gebell und Gebelfer der zottigen Bestie übertönte.

„Biancone, Biancone!" scholl und lockte es so süß und schmeichelnd durch die Gebüsche, bis plötzlich die schelmische Ruferin selbst, eine hochaufgeschossene Huris, im Rahmen des üppigen Laubwerks stand und zwei große erschrockene Mädchenaugen uns wie fragend entgegensprühten. Und Biancone, so hieß der Cerberus an der Schwelle des Paradieses, wich nun schweifwedelnd zur Seite und folgte uns knurrend durch die buxumhegte Einfahrt auf die Freiung vor dem Gehöfte.

In lichten Wölkchen zog der Rauch aus dem Schornsteine, und zwitschernde Schwalben segelten kreuz und quer im sonnigen Äther; gelber Veigel wiegte auf grauem Fensterfimse, und auf dem Brette unter dem Dachfirst schnäbelten sich zwei junge Turteltauben. Rings um uns das frische Grün der Reben, an getrocknetes Schilfrohr gebunden, dessen goldgelbe, hohe Stengel wie eine Schutzwehr funkelnder Partisanen den Hof umfrieden; antike Funde, Marmorkapitäle und Inschriften-Fragmente sind in die Gartenmauer eingelassen, und der Haushahn steht würdevoll auf einer heidnischen Grabstele. Eine vierjährige Kleine, man nannte sie Maria, herzt ein junges Kätzchen, von dem sie sich lächelnd die Händlein blutig kratzen läßt, während ein neunjähriger Krausekopf, dem die Munterkeit nur so aus den Augen sprüht, sich mit einem alten Kater zu schaffen macht. Soeben hetzt er ihn einer gackernden Henne nach, da ruft eine laute Frauenstimme ihm ein strafendes „Umberto" zu, worauf sich der Junge verschmitzt blinzelnd hinter die alte

Digitized by Google

Traubenkelter links vom Hofe zurückzieht, um dort auf neue Bosheiten zu sinnen. Das Mägdlein aber steht inmitten der Freiung und starrt uns, den Finger im Munde, noch immer wortlos an; jetzt ein grelles, plötzliches Auflachen, — ein paar federleichte Sprünge, und der Wildfang war im Dunkel des Hauses verschwunden. Dafür trat ein in den mittleren Jahren stehendes Weib aus der Thüre, mit frischen Eiern, einem Laib weissen Brotes und reinlichem Tischtuch versehen, und deckte uns im Freien die Tafel.

Bald auch perlte der „Marino" in den Gläsern, und Durst und Hunger kamen zu ihren Rechten.

Doch der Maler wollte die Abendstimmung benützen, nahm sein Skizzenbuch und trat auf die Straße, um noch rasch einen jener feurigen Naturmomente auf's Papier zu werfen, die die letzten Sonnenbrände so verschwenderisch auf die Campagna schütten.

So blieb ich denn allein, nahm meine Notizen zur Hand und blätterte darin, von Langeweile gefoltert, eine Weile, bis ich, einmal zufällig aufblickend, die hübsche Hexe vor mir auf der Bank sitzen und mich mit ihren schwermütigen, verträumten Augen unstet mustern sah. Nun war's an mir zu lachen, und ich lachte ihr so herzfröhlich in's Gesicht, daß sie auch leise zu lächeln begann und dabei unbewußt das schöne Email ihrer Elfenbeinzähne zeigte. „Wie heißest Du?" fragte ich, und nachdem sie mich verstohlen von der Seite her ein längeres angeglotzt hatte, hauchten die feinen, kirschroten Lippen verschämt und schüchtern das Wort: „Annuntiata!" Dann stemmte sie den Kopf zwischen die Hände; nachtschwarze Locken ringelten sich wie Schlangen darüber, und die zwei Kohlenaugen brannten so heiß unter ihren seidenen Wimpern hervor, als wollten sie das Blatt versengen, das in meinen Fingern knisterte. „Kannst Du schreiben?" that ich eine weitere Frage und schob ihr mein Büchlein hin mit dem Bemerken, sie möge ihren Tauf- und Zunamen hineinkritzeln. Und sie schrieb mit leichter Hand in fließenden Zügen die Worte: „Annuntiata Bugheri!" „Kannst Du auch beten?" fragte ich wieder. Da faltete sie die Hände und sprach das Vaterunser, aber beim englischen Gruße kam sie in's Stocken. Dann erfuhr ich, daß sie zwölf Jahre alt sei und vier Geschwister habe; Elisa, die älteste, bereitete sich in „St. Pasquale" auf die heilige Erstkommunion vor, sie aber hätte noch warten müssen, weil es ihr der „Signor Antonio" heuer nicht erlaubt hätte. Dabei verzog sie den Mund zu einem bitteren Schmollen, und in den Augen hub es feucht und flüchtig zu schimmern an.

Nun wollte ich wissen, wer dieser „Signor Antonio" wäre. Und sie beschrieb ihn: ein großer Mann mit einem großen, roten Barte, der immer in den Katakomben herumgehe und dann herüber komme mit dem großen Buche unter dem Arme. Er hätte sie und die Elisa auf die Erstkommunion vorbereitet, aber — und wieder kam das Schmollen um die Lippen und das feuchte Glänzen im Auge zum Vorschein. Mir genügte diese Beschreibung,

Digitized by Google

denn ich wußte nun genau, daß dieser „Signor Antonio“ kein anderer wäre, als mein Freund, der liebe deutsche Professor, mit dem ich so herrliche Tage am Gestade Anzios verlebte.

Doch da kam auch schon der Maler gegangen, der mit seiner Stentorstimme flugs die ganze Romantik dieser Schäferstunde zerstörte. Denn wie ein aufgescheuchtes Reh flog mein Wildfang in kurzen Sätzen dem Hause zu. Wir tranken noch einen Scheidetrunk und fuhren heiter scherzend die Appische Straße entlang der ewigen Stadt zu. Die scheue, flüchtige Sylphe aber erinnerte mich an eine ähnliche, gazellenschlanke Mädchenerscheinung aus meiner Jugendzeit; allein längst schon hat der Tod jene prächtige Blume gebrochen und jenes liebe, brombeerschwarze Auge für immer geschlossen! —

* * *

Nun aber war's an einem lichtblauen Aprilabend; die rote Mohnblüte schaukelte auf den Einfassungsmauern der Via Appia, und auf dem Epheu und Immergrün der Wände zitterten tausende von Diamanten, — die funkelnden Überbleibsel des kurzen Sonnenregens, der wolkenbruchartig vor einer Stunde die dürstende Landschaft erfrischte.

Wir waren soeben, der „Signor Antonio“ und ich, aus dem Cömeterium des heiligen Prätextatus gekommen; es birgt jene geheiligte Stätte, an der Papst Sixtus II. (Xystus) mit seinen beiden Diakonen Felicissimus und Agapitus von den Häschern Valerians bei gottesdienstlicher Handlung ertappt und augenblicklich ermordet wurde. Die Christen übertrugen darauf die Leiche des römischen Martyrerbischofs samt dessen blutüberströmter cathedra in die Katakomben von „San Callisto“.

In mir regte sich ein leiser Durst, noch mehr aber die Neugierde, wieder einmal die wilde Wetterhexe von damals, Annuntiata, zu sehen. — Nun, meinen Durst brauchte ich dem deutschen Gelehrten nicht erst klar zu machen, denn er meinte in seiner ihm eigenen pathetischen Weise: „Folgen Sie mir!“ — und bog nach kurzer Weile in die mir freilich schon längst bekannte „vigna“ ein. Um so größer war daher sein Erstaunen und um so verdutzter der Ausdruck seines Gesichtes, als mich die Bewohner des Hauses fast wie einen alten Bekannten begrüßten.

„Signor Antonio“, scherzte ich und zupfte ihn dabei an seinem Barte — „Signor Antonio, ich bin auch ein wenig Romantiker wie Sie und habe mir schon längst dies liebe, lauschige Idyll zum Nachdenken gewählt, weil es hier so vortreffliche Menschen — pah! — wollte sagen: vortrefflichen Wein giebt“. Da lachte der Rotbart sein feines, sarkastisches Lächeln und rief: „Also bloß zum Nachdenken kommen Sie hieher? — Und welches, wenn ich bitten darf, welches sind denn die schönen Gedanken, die sich im Zauberkreise dieses Gehöftes in ihre Dichterseele senken?“ Ich fühlte den leisen Spott in seiner Rede und wollte ihm die Antwort nicht schuldig bleiben. D'rum erwiderte

Digitized by Google

ich: „Ja, Guteſter, ich denke bald dieſes, bald jenes; aber meine ſchönſten Gedanken nehmen immer die Geſtalt eines bildhübſchen Mädchens an, das ſeine heißen, unruhig flackernden Kohlenaugen in die viel ſanfteren eines ernſten, gereiften Mannes bohrt, der bei all' ſeinen gelehrten Forſchungen noch immerhin ſo viel Zeit erübrigt, um der wilden, ungeberdigen Kleinen als Privatlehrer zu dienen". Da klopfte er mir herzlich auflachend die Schulter und drohte: „Sie Spötter, der Sie immer ſind! — Nun, es ſchadet ja nichts, daß auch Sie mein intereſſantes Geheimnis wiſſen". —

Wir ſaßen ſchon längſt bei vollen Gläſern, und die vierjährige Maria balgte ſich mit dem Zottelhunde auf der Erde herum, während der muntere Umberto auf einem zwiſchen zwei blühenden Pfirſichbäumen befeſtigten Seile ſchaukelte. „Wo bleibt denn nur Annuntiata heute?" meinte nach langer Pauſe der Profeſſor.

Ich jedoch hatte ſie ſchon längſt entdeckt. Ihr ſchwarzer Lockenkopf wurde auf Augenblicke hinter dem grünen Vorhange der Epheulaube ſichtbar, verſchwand aber ſofort wieder im Blätterdickicht, ſo oft mein Freund ſeine Blicke beiläufig nach jener Richtung ſchweifen ließ. Dieſer erkundigte ſich ſoeben bei der „padrona" nach Eliſa, und ob ſie ſchon von der Stadt zurückgekommen ſei. — Doch kaum war der Name der Schweſter genannt, da rauſchte es ſchon in den Zweigen, und finſter mit bleichen Wangen ſtand die ſchlanke Geſtalt des Mädchens im Eingang der Laube.

Der Profeſſor lud ſie freundlich ein, herbeizukommen, und ſtreckte ihr leicht die Hand zum Gruße entgegen.

Doch währte es eine geraume Zeit, bis der anmutige Trotzkopf ſich endlich langſam unſerem Tiſche genähert hatte.

Und mein Freund erzählte mir, daß Eliſa heute in St. Peter die heilige Firmung empfangen und wohl bald mit ihrem Vater aus der Stadt heimkehren müſſe. Annuntiata ſaß uns abgewandt und ſchweigend am unteren Ende des Tiſches; die Abendſonne wob in glänzenden Goldfäden um ihren Scheitel, und das feingeſchnittene Profil hob ſich in ſcharfen Umriſſen vom glühenden Hintergrund des Himmels. Sie war nicht bloß hübſch, ſie war ſchön zu nennen, dieſe regungsloſe, ſchwermütig vor ſich hinträumende Menſchenblume.

„Sie ſchmollt mir", — ſagte der Herr Profeſſor — „weil ich ſie nicht zur Erſtkommunion gehen ließ; ſie iſt eiferſüchtig auf ihre Schweſter Eliſa und beneidet ſie darum, daß nur ſie allein Oſtern machen und jetzt auch das Sakrament der Firmung empfangen durfte". Wir ſprachen deutſch, und das Mädchen konnte unſere Rede nicht verſtehen. Doch bei Nennung des Namens Eliſa ging ein leiſes flüchtiges Zittern durch den geſchmeidigen Körper; der Kopf fuhr blitzſchnell dem Sprecher zu; ein heißes, grelles Wetterleuchten zuckte, einen Augenblick aufflammend, durch's dunkle Auge. Und als ſchämte ſie ſich ihrer Erregung, trat ſie nun ſchüchtern an meinen Freund heran, legte zu-

Digitized by Google

traulich den Arm auf seine Schulter und begann in den vor ihm liegenden Zeichnungen der „Roma sotteranea“ von De Rossi zu blättern. Wir aber redeten ihr freundlich zu: sie brauche sich vor Elisa nicht zu schämen; diese sei ja die ältere — und über kurzem könne auch sie Ostern machen u. s. w. —

Ich gab ihr einen schönen „Santino“, und sie küßte ihn herzhaft; dann sprang sie trillernd in's Haus, um ihn ihren übrigen Geschenken beizulegen. Nach kurzer Weile tobte sie in ungebundener Freude mit Umberto durch den Garten; das Gewand flog nur so um die schlanken Glieder, und die Füße schienen kaum den Boden zu berühren. Sie war wieder der alte, ausgelassene, allerliebste Wildfang, als den ich sie kennen gelernt hatte. Der Professor aber sagte: „Sehen Sie, so ist sie, — die Annuntiata!“ Wir standen schon zum Aufbruch bereit, als soeben der Wagen mit Elisa von der Appischen Straße in die „vigna“ einbog. Vom Bocke sprang ein finsterer, bärtiger Mann, dem die Kinder laut ein freudiges „papa“ zuriefen. Dann hüpfte, sich leicht auf die Hand des Vaters stützend, eine weißgekleidete Else vom Sitze und stürzte leuchtenden Auges meinem Freund entgegen, ihm den ersten Gruß zu bieten. Ich hatte mich seitwärts gedrückt, um die Szene desto gemächlicher und ungenierter beobachten zu können.

Elisa hat vollere, lieblichere Züge als Annuntiata; ihr Auge ist rehbraun, wie ihr Haar, und blickt sanft und sinnend; ihr ganzes Wesen ist ernst und ruhig, und über das rosige Oval ihres Gesichtes ist der bestechende Zauber kindlicher Naivetät und Seelenreinheit gebreitet; ein lichter Schleier flutet über das wollige Haupt und umflattert, wie ein weißes Taubenflügelpaar, die süße Gestalt. Die grüne Myrthe ist das einzig würdige Diadem, diese jungfräuliche Stirne zu umrahmen.

Wo hab' ich nur dieses holde Bildnis schon gesehen? War es in Wirklichkeit? Nein! Aber in der Phantasie? Ja wohl! Wenn ich in „San Callisto“ auf einsamer Wanderung an jenem rührenden „graffito“ vorüberkam und, in den Kalk der Wand geritzt, die Worte las:

„Sophronia dulcis semper vivas Deo!“

„Süße Sophronia, immerdar wirst du leben in Gott!“

dann verwob sich der süße Name mit diesem jungfräulichen Bilde. In schneeigen Kleidern, die Myrthe im Haar und das Lächeln der Unschuld auf den Lippen, trat die Tote vor mich hin, und ich glaubte das Wehen und Duften paradiesischer Lenze zu spüren mitten im Staube und Moder eingesunkener Grüfte. Beinahe dasselbe Empfinden beschlich mich jetzt, wo ich mich im Spiegel dieses reinen, klaren Kinderauges sonnen durfte. Unwillkürlich stellte ich einen Vergleich zwischen den beiden Schwestern an, und die Wage neigte sich wahrlich nicht zu Gunsten Annuntiatas. Auch der Professor mochte Ähnliches denken, denn sein Blick hing wie trunken an dieser keuschen, unentweihten Knospe Elisa. — Doch wie! Hat die wilde Hexe dort seine Gedanken erraten?

Digitized by Google

Sie lehnt finster und trotzig an der Gartenmauer und kaut wütend an ihrem Schürzenband, indes zeitweise ein zorniger Blick gleich einem vergifteten Pfeile auf meinen Freund und ihre reizende Schwester stößt. Umberto, der Schalk, will sie necken und mit Gewalt wieder lustig machen; er zupft sie am Kleide, sie achtet's nicht; er zerrt sie an den Händen — sie ringt sich gewaltsam los und starrt finster wie früher; er ruft ihr Schmeichelnamen zu — er tuschelt ihr Liebkosungen und kindliche Scherze in's Ohr — umsonst —; das bleiche, verschlossene Antlitz will heute kein Lächeln mehr überstrahlen. Immer wieder streift sie den zudringlichen Plaggeist ab, und als er ihr schließlich zu lästig wird, fährt ihm jählings ihre Hand in den Krausekopf und zaust ihn so lange, bis das Gekreische und Gezetter des armen Jungen meinen Freund zum zornigen Rufe veranlaßt: „Aber Annuntiata, so schäme Dich doch!"

Und sie schämt sich nun wirklich — und schämt sich so sehr, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen rollen. Still schleicht sie davon und wendet sich dem Hause zu, wo das Brüderlein weinend am Steine sitzt; sie legt ihm mit aufwallender Zärtlichkeit den Arm um den Hals; — er wehrt unwirsch ab, sie aber schlingt den Arm nur noch fester um ihn, preßt ihn nur noch enger an sich und küßt ihn, den Widerstrebenden, so leidenschaftlich-wild auf den Mund, bis er durch Thränen lachend ihre Küsse erwidert.

Unter dem Dachfirst aber schnäbeln sich die beiden Turteltauben, und der Flieder duftet, und das Blinken des Abends flirrt blendend durch das Geäste der Bäume, und im satten Abendpurpur liegt die Landschaft, liegen die fernen Berge, liegt das einsame Gehöfte auf der Appischen Straße. — —

* * *

Es war ein heller Junimorgen, der letzte, den ich in der römischen Campagna verbrachte.

Nochmals ging ich allein die antike Gräberstraße entlang, bis nach „Casale rotondo" hinaus; nochmals ließ ich das Grabmal der Meteller, Senecas Grab und die Monumente all der andern vor meinen Blicken erstehen; nochmals ließ ich die Pracht der alten Kaiservilla, den Prunk des Commodus-Palastes vor meinem Auge gleißen; nochmals pflückte ich mir die Blumen der Campagna zum Strauße und trank das duftige Farbenspiel der Berge Latiums; nochmals grüßte ich hinüber zum rebenumschlungenen Frascati und nach Castell Gandolfo, wo im myrthenumschatteten Grunde der Albanersee seine träumerischen Wasser kreiselt; nochmals kniete ich am schmucklosen Martyrergrab von „San Sebastiano"; „Sebastiano, Christi militi et martyri, ecclesiæ defensori — —" steht auf dem Sarkophag geschrieben, unter dem die Marmorstatue des Heiligen (nach Bernini) mehr durch die makellose Pracht der Glieder als durch ihren idealen Gehalt das Auge der Andächtigen entzückt; nochmals sollten diese schlichten, schönen Worte mein Herz er-

Digitized by Google

wärmen, es mit Weihe und Begeisterung für Gottes Sache erfüllen; nochmals küßte ich den Boden, unter dem einst die Leiber der Apostelfürsten zur Zeit der Verfolgung geruht hatten; — und nochmals — zum letztenmale — lenkte ich die Schritte meinem Eldorado, dem einsamen Gehöfte an der Appischen Straße zu, wo der Flieder duftet und die Turtel girrt und die beiden mir lieb gewordenen ungleichen Schwestern wohnten.

Es war schon die zweite Stunde nach Mittag, und die Sonne brannte empfindlich heiß über den Rebengeländen und den Baumkronen.

Aus dem Dunkel der Epheulaube grüßte mich auch schon die liebe Stimme des Professors, den ich zu einem Abschiedstrunke herausbestellt — und mit dem ich für den Abend einen letzten Besuch in den Katakomben der heiligen Domitilla*) verabredet hatte. Bald saßen wir in anregendem Gespräche bei einem dürftigen Mahle, als soeben Annuntiata und Umberto, von Elisa gefolgt, lärmend und jauchzend aus der Schule kamen. Die wilde Hexe hatte sich eine große Ranke üppigen Epheu's um die Stirne gewunden und schleifte die zarten, hellblätterigen Schossen wie grüne Schlangen hinter sich her, während sie den Arm schlaff und müde wie eine trunkene, taumelnde Bachantin an die Schulter des Bruders legte. Doch kaum, daß sie uns sahen, sprangen sie gleich herzu und begrüßten uns; ja Umberto schwang sich sofort auf die Kniee meines Freundes und lachte ihm mit dem sonnigsten Lächeln in's Gesicht. Der fragte nun Annuntiata nach der Schule, und was sie heute gelernt hätte; — da wurde sie rot — über und über; — erst suchte sie nach Ausflüchten und stotterte verlegen, bis endlich Elisa mit naiver Geschwätzigkeit erzählte, daß die Schwester ihre Aufgabe nicht gekonnt — und zur Buße eine kleine Viertelstunde hätte auf dem Boden knieen müssen. — Doch Annuntiata?

Bleich bis an die Lippen stand sie da, zitternd vor Zorn und Wut; die Kohlenaugen rollten wie feurige Kugeln im Kopfe und schossen der Anklägerin verhängnisvolle Wetterblitze zu. Mein Freund nahm seine gewichtigste Amtsmiene an, und mit der behäbigen Ruhe des Schulmannes hielt er dem Mädchen dessen Nachlässigkeit und Unaufrichtigkeit vor, lobte dann den Fleiß der Schwester und stellte diese Annuntiata als nachahmungswürdiges Beispiel vor.

Das war nun dem wilden Trotzkopf zu viel; stumpf und starr sah sie eine Weile zu Boden; dann ein heiserer Aufschrei, und ehe wir uns versahen, biß sie Elisa die Zähne so fest in den Oberarm und ließ so lange nicht los, bis sie gleich uns das Blut durch den Ärmel der Bluse und hellrot über die weißen Finger laufen sah. —

*) Domitilla, die Nichte des Kaisers Vespasian, ist unter dem Einfluß ihrer Sklavin Christin geworden. Diese interessante historische Begebenheit hat der berühmte Katakombenforscher A. de Waal seinem bekannten Roman „Juda's Ende" zu Grunde gelegt. Die Red.

Digitized by Google

Das war denn nun doch zu stark. Elisa schrie auf vor Weh; sodann weinte sie still vor sich hin; Umberto lief zetternd dem Hause zu, der Mutter die neueste Schandthat unseres Wildfangs zu berichten. Und Annuntiata? Sie warf einen seltsamen, gehässigen Blick auf die mißhandelte Schwester und dann einen noch seltsameren auf den Professor; darauf stierte sie phlegmatisch, als ob nichts geschehen wäre, in's Blaue.

Und die Mutter kam, und das Hochgericht kam, und die Strafe ging unter einer Flut von Scheltworten und einem Hagel von Schlägen über Annuntiata nieder. Diese aber weinte nicht, und keine Fiber verriet, wie empfindlich sie die wohlverdiente Züchtigung traf.

Doch — als die Kinder in's Haus gejagt wurden, fiel mir abermals der seltsame Blick auf, den das Mädchen im Vorübergehen meinem Freunde zuwarf. Es lag wie eine demütige Abbitte in diesem Blicke und doch wieder wie jäh aufflammendes, flatterndes Nachtgewölk, wie Groll und Gram, wie Rachgier und Schadenfreude, wie Zorn und Haß. Oder wollte dies unheimliche Aufglimmen vielleicht etwas Anderes bedeuten? Nun, ich sollte auch darüber belehrt werden.

Den Professor hatte der Vorfall sichtlich verstimmt, und unsere Unterhaltung kam in's Stocken. Wir verlangten den Conto und rüsteten uns zum Gehen. Die uns dann die Rechnung brachte, das war Annuntiata. Schüchtern stellte sie sich vor meinem Freunde hin und sah ihm zweifelnd und fragend in's Auge; der aber würdigte sie keines Blickes. Ich legte das Geld auf den Teller und erhob mich vom Sitze.

Nun stieß ihn das Mädchen sanft am Arme; er that, als ob er es nicht gemerkt hätte, und wollte gerade aufbrechen. Da faßte sie ihn an der Hand, blickte zärtlich und hingebend zu ihm auf und sagte kurz: „Verzeih, — ich thu's nicht mehr!" Stumm und streng stand der Professor vor ihr, sah sie lange wortlos an und fragte dann ebenso kurz und abgebrochen: „Annuntiata, warum hast Du's gethan?" Und die Kleine wird rot und bleich in einem; ihr Atem geht heftig, und hörbar schlägt der junge Busen unter dem verschlissenen Kamisol. Als ob ein Alp sie drückte, als ob eine unsichtbare Faust sie würgte, so ringt, so kämpft sie, wie es scheint, nach Worten; das Auge, noch vor Sekunden klar und offen, ist nun verschleiert und blickt scheu und schüchtern. Wie lange wird das Mägdlein noch schweigen auf die Frage des Freundes, der schon ungeduldig wird und sich zum Gehen wendet? Endlich kommt es heiß und leidenschaftlich, stoßweise und von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen, wie ein Geständnis, über ihre Lippen:

„Weil Du Elisa mehr lieb hast als mich!"

Und wie wenn ein erlösender Zauber den bösen, schmerzlichen Bann nun gebrochen hätte, thaten sich gewaltsam die Schleusen des Herzens auf, und aus dem umdüsterten Nachthimmel dieser Kinderaugen stürzte ein Schauer von Thränen. Wild schlugen seine Tropfen auf den glühenden Rosenbrand

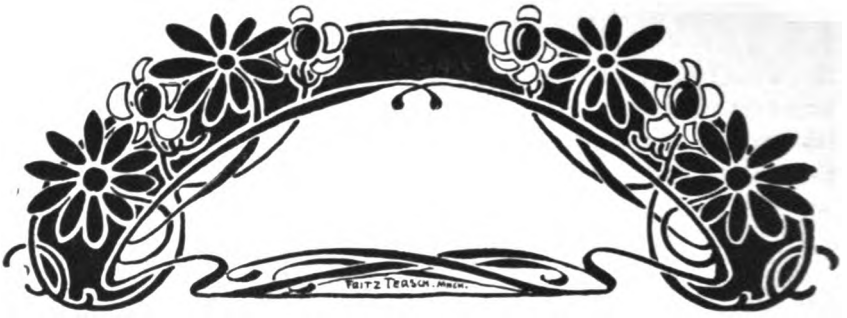
Digitized by Google

der Wangen, die sich, von brennender Scham übergossen, ängstlich hinter den vor's Gesicht geschlagenen Händen versteckten. Und zwischen den zarten Fingern sprangen sie wie Perlen heraus, rein und glänzend, so daß man sie hätte in Gold fassen und als Stirnreif um diesen reizenden Mädchenkopf schlingen mögen.

Wir stehen sprachlos und sehen uns verwundert an.

Ist in dem Kinde die Jungfrau erwacht? Brachen in diesem jungen, unerfahrenen Herzen bereits die ersten Knospen jenes fremden Gefühles auf, vor dem die Seele in süßen, bangen Schauern steht, weil ihr neue Himmel sich öffnen und ein neues, schönes Geheimnis entschleiert wird, das schon lange unbewußt als unbestimmtes Ahnen und Sehnen im Busen lag, — jenes schöne Geheimnis, das errötet, das jauchzen und weinen macht? Wir beantworteten uns die Frage nicht mehr. Annuntiata saß still und regungslos mit abgewandtem Gesichte am Tische, und alle Farbe schien aus ihrem Antlitze gewichen; eine dreiste Locke, die sich zu weit vorgewagt, fiel schattend von der Stirne auf das weiße Linnen, und die reizende Büßerin hätte für meinen malenden Freund aus der Anima das beste Modell für dessen „Magdalena" gegeben. Wir gingen. Die Turtel girrte unter dem Dachfirst, und der würzige Duft der Buxhecken vermischte sich mit dem Hauch der Fliederbüsche zu einer schwülen, schweren Atmosphäre. Wohl lief Elisa herbei und wollte dem Professor zum Abschiede eine frischgebrochene weisse Iris überreichen; er aber winkte schweigend ab und ließ das Mädchen verblüfft und ratlos stehen. Ohne sich umzuwenden, schritt er ernst und gemessen dem Ausgange zu, während Biancone in lustigen Sätzen, liebkosend und schweifwedelnd, an ihm emporsprang. Ich folgte ihm schweigend, nachdem ich noch vorher Elisa zwei schöne Bilder für sie und Annuntiata eingehändigt hatte. Es war die Madonna „S. Maria ad nives" — jenes viel verehrte, alte Muttergottesbild der esquilinischen Basilika. Und so schied ich denn für immer von meinem Eldorado an der Appischen Straße mit dem Wunsche im Herzen, es möge die himmlische Schutzfrau ihren blauen Königsmantel immerzu hell und freundlich und schirmend über das einsame Gehöfte und seine lieben Bewohner breiten; es möge „Maria vom Schnee" Elisa, diese schöne, schneeige Campagnablüte, von jedem Fehl und jeder Makel rein bewahren und mit Mutterliebe auch über Annuntiata wachen, damit ihr die Dämonen ungebändigter Leidenschaft nicht den Frieden des jungen Herzens stören, — jenen süßen, heiligen Frieden, der dort draußen an der Appischen Straße aus dem Moder geheiligter Leiber, aus dem Schoß geweihter Grüfte aufatmet und einen Abglanz der Verklärung, einen unnennbar anheimelnden, bestrickenden Zauber über die blühende Erde und ihre stillen Bewohner breitet. —

Digitized by Google



August Strindberg als Lyriker.

Studie von Otto Hauser.

August Strindberg ist der unberechenbarste aller zeitgenössischen Schriftsteller, eine Proteusnatur, deren einzige bleibende Eigenschaft ihre stete Veränderlichkeit ist. Ein unaufhörlicher Oppositionsdrang zwingt ihn dazu, nicht nur gegen alles außer ihm, sondern gegen sein eigenes Ich, wie es zuletzt gewesen, sich zu richten, es zu negieren und wieder ein anderer zu werden; eine innere Notwendigkeit zwingt ihn hiezu, nicht einzig und allein Sensationslust, die zweifellos in seiner ersten Schaffensperiode ein mächtiger Faktor war. Die Welt erfährt genug von Strindberg; namentlich durch seine beiden unglücklichen Ehen, die bald wieder gelöst wurden, und deren Geschichte man in seinen Werken nichts weniger als parteilos niedergelegt findet, machte er viel von sich reden. Nun ist er eine dritte Ehe mit der schwedischen Schauspielerin Harriet Bosse eingegangen; einige Blätter nannten sogar die jüngst von ihrem Geliebten im Kaukasus ermordete Frau des polnischen Nervenromanciers Przybyszewski, eine exzentrische Dame, die im Berliner Skandinavierzirkel einst eine Hauptrolle spielte und da allerdings auch mit Strindberg zusammenkam, als jene Frau, von der sein Inferno berichtet, diese jedoch war eine Österreicherin und durchaus nicht so dämonisch wie Frau Przybyszewska, vielmehr fromm und streng kirchlich gesinnt, etwas mystisch und so mit ihrer Familie die Ursache von Strindberg's Hinneigung zum Katholizismus, die aber schon in viel frühere Zeiten zurückreicht. Während Strindberg's Name in

Digitized by Google

aller Leute Mund ist, lebt er sein stilles Leben dahin, ausschließlich seinem dichterischen Schaffen und seinen Forschungen sich widmend, ein einsamer Mann, der die Vielen scheut und sich nur im Kreise von Wenigen wohlfühlt, ein lebhafter Protest gegen die Sensationsgerüchte, die über ihn verbreitet werden.

Ich weiß nicht, ob man Strindberg's Werke so gut kennt wie sein Leben und von ihnen so viel spricht wie von ihm, jedenfalls verdienen sie die größte Aufmerksamkeit, wenn auch ihrer manche zu flüchtig verfaßt sind und vielleicht keines voll zu befriedigen vermag. Daran ist eben Strindberg's Eigenart schuld, der Zwiespalt ist die Seele seiner Kunst, der Zweifel sein Dämon im guten wie im bösen Sinne. Einen Überblick über Strindberg's gesamtes Schaffen habe ich in dem Berliner Prachtwerk „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen" zu geben versucht, hier will ich nur jenen Teil besprechen, der am wenigsten bekannt ist und, so lange nicht eine vollständige Übersetzung von Strindberg's Gedichten erscheint, dem deutschen Allgemeinpublikum unbekannt bleiben wird. Wie sehr auch der Lyriker Strindberg Beachtung verdient, wie seine wenigen Gedichte mit seinen größeren Werken zusammenhängen, sie vorbereiten, sie begleiten will, ich mich aufzuzeigen bemühen.

Strindberg hat nur eine Gedichtsammlung veröffentlicht (Dikter på vers och prosa, 1883), diese aber ist so gehaltvoll, daß ihr Wert jenen von dutzend anderen bei weitem übersteigt und Strindberg sofort eine Stelle unter den ersten Lyrikern Schwedens errang. Es ist ja oft so, daß ein Dichter umso mehr Interesse erweckt, je weniger er Gedichte macht, alle ganz großen Lyriker — ich nenne nur Dante, Shakspere, Goethe — haben nur dünne Lyrikbände hinterlassen, sie alle schrieben nur, wenn sie etwas zu sagen hatten, was ganz persönlich nur ihnen eigen war; ihr Dichten war wirkliches Verdichten, nicht ein unendliches Ausspinnen lyrischer Gefühlchen, worin alle kleineren Talente größere Meister sind.

Strindberg nahm auch Jugendgedichte in seine Sammlung auf, Gedichte, die zwischen 1869 und 1872 entstanden, deren Aufnahme er in der Einleitung folgendermaßen erklärt: „Daß ich die Gelegenheit benützte, die besondere Abteilung „Jugend und Ideal 1869—1873" drucken zu lassen, geschah nicht, um irgend welchen poetischen Genuß zu bereiten, sondern einzig, um einige Quellen zu meiner inneren Biographie zu hinterlassen, die längere Zeit hindurch erfüllt war mit schrecklichen wie mit anmutigen Mythen, lokalisierten alten Anekdoten, Tendenzlegenden und Martyrologien". Als Strindberg sie schrieb, war er wenig über zwanzig Jahre alt, er selbst bezeichnet sie in der Einleitung als minderwertig und gesteht, daß er sie hie und da formell „geputzt" habe. Es war eine Zeit steten Kampfes um das tägliche Brot für ihn. Achtzehnjährig kam er 1867 nach Upsala, um Philosophie zu studieren, aber schon im Frühling 1868 finden wir ihn gezwungen, eine Hilfslehrerstelle in Stockholm anzunehmen, im Herbst ist er eine Art Sekretär bei einem Stock-

Digitized by Google

holmer Arzt und bereitet sich auf das medicophiloſophiſche Examen vor, aber vergeblich. Nun will er zum Theater gehen, doch das Debüt im Herbſte 1869 unterbleibt. Zur ſelben Zeit aber reicht er der königlichen Theaterdirektion einige Jugendſtücke ein, die ihm mit freundlichem Lobe — zurückgegeben werden. Darauf ſtudiert er wieder in Upſala, diesmal Äſthetik und Sprachen, aber wieder hindert ihn ſeine Mittelloſigkeit an der Vollendung der Studien. In der nächſten Zeit ſchrieb Strindberg die drei kleinen Stücke „Hermione“, „J Rom“ und „Deu Fredlöse“; und nachdem die beiden erſten mit einigem Erfolg in Stockholm aufgeführt wurden, widmete er ſich ganz der Schriftſtellerei, 1873 erſchien ſein „Mäſter Olof“ und mit dieſem Drama ſchließt ſeine Jugendepoche. In dem erſten ſeiner Gedichte „Liebesſeufzer“ (Kärlekssjukan) ſehen wir Strindberg noch ganz im Banne der Epigonendichtung jener Zeit, ſelbſt ein Bernard Elis Malmſtröm ſchrieb nicht zahmere Diſtichen wie er; ich überſetze einige Zeilen:

Morgens im Mai einſt ſaß ich am Fenſter betrübt und gewahrte,
Wie auf die Blümchen herab Schneeflocken fielen ſo dicht:
Gramvoll ſchüttelten Hecken die ſchneeigen Locken im Winde,
Und vor dem eiſigen Hauch ſchloſſen die Tulpen den Kelch.
Herbſt mir ward es im Herzen, ich ſandte gen Himmel den Seufzer:
Send' uns, o Herr, deinen Lenz, zeig' uns dein Antlitz auf's neu!
Da in die grauenden Wolken empor ſteigt hoch eine Lerche,
Schmettert ihr klingendes Lied, jubelt von Sonne und Lenz.
Plötzlich erwacht da das Leben im Garten, im Park, auf dem Berge,
Hoffnung und Frühlingsluſt ſind mir im Herzen erwacht.
Du warſt, reizendes Mädchen, die Lerche, die kam, und der Frühling,
Den du mir brachteſt, es war jener der Liebe, o Kind!
Wieder zurück dann wandteſt du dich in den Kreis der Geſchwiſter,
Brachteſt nun ihnen die Luſt, ließeſt mir einzig den Schmerz.
Sag' mir, entlieh'n deine Augen die tiefblaue Farbe dem Sunde,
Lehrte in Buchwalds Nacht Nachtigall dich ihren Sang?
Grauſam im Herzen, wo Frieden gewohnt, mir entfachteſt du Flammen;
Löſche, o löſche ſie bald, ach, ſie verzehren mich ſonſt!

In ähnlichem Stile iſt ein anderes Gedicht „Am Teiche“ geſchrieben, das von einem Spukerlebnis in ſtiller Nacht erzählt und ſchon ganz leiſe Strindberg's künftige Anſchauung vom Weibe ahnen läßt. In einer Sommernacht verläßt er heimlich das Haus und geht an den Teich, wo böſe Geiſter wohnen ſollen. Unter einer Eſpe wartet er, bis dunkle Bilder in unbeſtimmten Formen auftauchen, unter denen er zuletzt ſeines „Herzens Braut, die er hier nicht beſitzen darf“, erkennt. Als ein welkes Blatt aus der Eſpe auf den Waſſerſpiegel fällt, verſchwindet die Erſcheinung, wie ſie dann wieder auftaucht, ſieht er

Digitized by Google

zu ihren Füßen
Einen Mann, der voll Entzücken
An die Lippen ihre Hand drückt,
Und sie lächelt und errötet. —

Weiter will ich nichts mehr schauen,
Laufe fort mit schwerem Herzen,
Hör' die alte Espe lachen.

Nimmer geh' ich mehr zum Teiche,
Denn da wohnen böse Geister!

Von größerer Bedeutung sind die mehr satirischen Gedichte jenes Teils. Wenn er das Atelier Nyström's, dem er für eine Bellmanstatue Modell stand, schildert, so sieht er das Künstlertreiben schon mit denselben Augen, wie später in dem Romane „Im roten Zimmer" (I röda rummet), mit dem er zehn Jahre darauf so großes Aufsehen erregte, und der der Grundstein zu seinem künftigen Ruhme ward. In anderen Versen schildert er sein eigenes Leben in jener Zeit:

War angestellt, um zu dressieren
Drei Knaben nicht vom ärgsten Schlag,
Doch mußte, ohne mich zu zieren,
Auch Blumen wässern jeden Tag,

Kanarienvögeln Futter geben,
Vorlesen, spielen für das Geld,
Und hatt' man Lust zum Zanken eben,
War ich auch dafür angestellt.

Gleichwohl interessieren alle diese Verse nur, weil Strindberg sie schrieb.

Mit „Mäster Olof" begann eine neue Periode in seinem Schaffen. Er selbst nennt dieses Werk die „Tragödie seines Lebens", und wer es aufmerksam liest, findet ein Wort darin, das Strindberg's damaliges Wesen in aller Schärfe kennzeichnet. Es ist dieses:

Olof: „Wie heißest Du?"

Gerelt: „Wenn ich es sagte, so würdet Ihr zittern! Ja, es ist wahr, Ihr müßt davor beben, aus Euerem Traume zu erwachen. Ich heiße der gefallene Engel, ich heiße der Befreier, der zu früh kam, ich heiße Satan, weil ich Euch mehr geliebt habe als mein eigenes Leben, ich habe Luther geheißen, ich habe Huß geheißen, jetzt heiße ich Anabaptista".

In die Fußstapfen Meister Olofs tritt nun Strindberg, er will den Staat, das Leben und vor allem die Kunst reformieren und bekennt offen, daß vorher das Alte fallen muß:

Digitized by Google

Es stand die alte Häuserreih'
Und raubte alles Licht den andern,
Da sah man Männer einst herbei
Mit Brechgeräten munter wandern.

Bald wallte Staub
Vor Hieb und Stoß,
Sie brachen rasch
Die Latten los.

Und, längst vermorscht,
Fiel von der Wand
Der Mörtel, der
Kaum widerstand.

Die Stange stieß,
Es hieb der Karst,
Bis endlich ganz
Die Mauer barst.

Die Zange griff,
Das Eisen brach,
Das Dach, es fiel,
Der Schornstein nach.

Von Haus zu Haus
Ging's weiter fort;
Was alt und morsch,
Man brach es dort.

Da geht vorbei ein alter Mann,
Der sieht das Treiben tief bekümmert;
Nun bleibt er steh'n, es ficht ihn an,
Daß man die Häuser hier zertrümmert.

„Hier werden Villen wohl ersteh'n?
Sagt an, mein Freund! Ich will es hoffen."
„Kein Bauwerk soll man hier mehr seh'n:
Der Platz bleibt unbebaut und offen!"

„Ihr reißt nur nieder, bauet nicht,
Ihr wollt nur brechen, wollt nur töten —!"
„Ja, meint Ihr etwa, Luft und Licht
Sind uns nicht ebenso von Nöten?!"

Digitized by Google

Prinzipiell bekannte sich Strindberg zu diesem „Esplanade-System" lange bevor er es bethätigte. Was in ihm gährte, hielt er noch zurück, wie der junge Jurist Arvid Falk im „Roten Zimmer", von dem er sagen läßt: „Falk ist ein politischer Fanatiker, der weiß, daß er aufbrausen würde, wenn er der Flamme Luft gäbe, und daher dämpft er sie mit strengen, dürren Studien; aber ich glaube nicht, daß es ihm glückt, denn wenn er auch Bänder um sein Herz legt, so fürchte ich doch einmal eine Explosion". Man erkennt leicht in den „dürren Studien" Strindberg's Beschäftigung mit dem Chinesischen in der kurzen Zeit, da er Amanuensis an der Stockholmer Königlichen Bibliothek war. Wer selbst Chinesisch getrieben hat, wird sich erinnern, in Cordier's großem bibliographischen Werk dem Stockholmer Bibliothekar einen besonderen Dank ausgesprochen gelesen zu haben. Aber nur bis 1882 blieb Strindberg in seiner Stellung, da kam die verhaltene Flamme zum Durchbruch. In dem berüchtigten Buche „Das neue Reich" (Det nya riket) mit dem Untertitel „Satirische Schilderungen aus dem Zeitalter der Attentate und Jubiläen" greift er alles und alle an, und nur die Juden kommen glimpflich weg, wohl weil das Werk bei einem jüdischen Verleger erschien; es machte ihn unmöglich. Strindberg verließ Stockholm und Schweden, um erst wieder dahin zurückzukehren, als er einer Stelle in Giftas (Heiraten, 1884) wegen der Gotteslästerung angeklagt ward; er sollte über das Abendmahl gespottet haben, leugnete dies jedoch, indem er sich dahin verteidigte, die Worte seien ganz ernst gemeint gewesen — darauf wurde er freigesprochen, weil man Schwedens berühmtesten Schriftsteller doch nicht wegen Blasphemie zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilen konnte. Bis in diese Zeit vollkommenster Negation alles Bestehenden reichen die Gedichte, gleichwohl finden wir in ihnen schon Keime für die spätere Entwickelung Strindberg's.

Sein künstlerisches Programm spricht er in den freien Versen seines an die Dichter gerichteten Weckrufs aus. Ich zitiere dieses Gedicht seiner Bedeutung wegen ganz:

Sänger!
Wie lange wollt ihr Wiegenlieder singen
Und Kinder mit Klappern unterhalten?
Warum verlangt ihr nach Flasche und Zulp noch?
Seht ihr nicht, daß unberührt die süße Milch bleibt
Und Zähne das Kind bekam?

Sänger!
Wie lange wollt ihr die Kleinen schrecken
Mit Popanzen noch, in vermodernde Lumpen gewickelt?
Und rostige Waffen und Harnische sammeln
Und sie zur letzten Besichtigung schicken
In's nord'sche Museum?

Digitized by Google

Sänger!
Warum klagt ihr um falsche Ideale?
Jede Zeit hat ihre Ideen von Dingen und Sachen,
Und die von der Wirklichkeit sind unsre.
Bleibt treu euern Ideen, wir werden
Nicht lassen die unsern!

Sänger!
Warum singt ihr nur in hohem Ton von dem Hohen?
Das Hohe, das das Leben uns giebt, ist uns das Höchste!
Warum setzt ihr noch den Schein des Schönen für's Wahre?
Das Wahre ist häßlich, so lange Schein das Schöne,
Das Häßliche Wahrheit!

Sänger!
Laßt schweigen die schmachtenden Mondscheinserenaden;
Obgleich im Fenster noch immer Licht brennt,
Schläft warmgebettet doch das Ideal schon.
Es altert sehr, das alte, das schöne,
Und hält auf Nachtruh!

Sänger!
Wenn die Nachtluft nicht eure schönen Stimmen sprödigt
Und ihr nicht neue Gesänge der Welt singt,
Wohlan, laßt schlafen das Ideal, das alte;
Wir aber singen ein Lied dem neuen Tage,
Der Sonne entgegen!

In einer ganzen Reihe von Gedichten, die jede Form, sei es Reim oder Rhythmus, verschmähen, bethätigt Strindberg seine revolutionäre Kunstanschauung. Er folgt darin freilich vielfach seinem größeren Vorgänger in der schwedischen Literatur, dem genialen Carl Jonas Love Almquist, der lange vor Whitman eine neue, von keinem Schema gebundene Lyrik verlangte, lange vor Maeterlinck außerzeitliche und außerweltliche Stimmungsdramen schuf und sich mit Strindberg, der seine Werke jedenfalls kennt, in vielen Punkten berührt. Der große Unterschied jedoch ist der, daß Almquist als letzter Romantiker und erster Neuromantiker ein Apostel des Schönen ist und auf dieses seine Methode anwendet, während Strindberg in schroffem Gegensatz zu seinen schwedischen Zeitgenossen, nicht unbeeinflußt von den großen Norwegern und in späterer Zeit namentlich von Zola, am liebsten das schildert, was bisher als häßlich und nicht literaturfähig galt. Allein man kann nicht verkennen, daß dieses „Häßliche" sich mehr für satirische Schilderungen und wildanklagende Einakter eignet als für Lyrik, die als solche ja ganz in das Reich des Schönen

Digitized by Google

gehört. In den achtziger Jahren, die als die Zeit der unbestrittenen Hegemonie des Naturalismus gelten können, entsagten darum auch viele treffliche Lyriker — ich nenne vor allem Ibsen — ganz der Versdichtung, andere neu auftretende Talente sind stolz darauf, keine Verse gemacht oder wenigstens keine veröffentlicht zu haben, so z. B. Alexander Kjelland, der treffliche norwegische Novellist. Die übrige Lyrik jener Tage war herzlich schlecht und bezeichnet den tiefsten Tiefstand der Poesie. Auch Strindberg's freie Verse wird man nicht ohne Befremden lesen, es ist willkürlich in Zeilen zerschnittene Prosa; hätte Strindberg diese auch noch nach der bekannten Mittellinie drucken lassen, würde Arno Holz nicht den Ruhm haben, zum erstenmale den poetischen Reiz der Mittellinie ganz erfaßt zu haben; — daß diese Art zu drucken durchaus nicht neu ist, weiß jeder, der sich mit älterer deutscher Literatur beschäftigt hat. Vielfach erinnern Strindberg's Verse an jene der Holzzunft, nur sind sie entschieden geistreicher, inhaltsvoller und von blitzenden satirischen Lichtern durchzuckt und belebt. Als ein sehr charakteristisches Beispiel führe ich den „Sonnenuntergang am Meer" — wie man sieht, ein dankbares Thema für höhere Töchter-Poesie — in getreuer Verdeutschung an:

Ich liege am Kabelgatt,
Rauche „Fünf blaue Brüder"
Und denke an nichts.

Das Meer ist grün,
So dunkel absinthgrün;
Es ist so bitter wie Chlormagnesium
Und salziger als Chlornatrium;
Es ist keusch wie Jodkalium;
Und Vergessen, Vergessen
Von großen Sünden und großen Schmerzen
Giebt einzig das Meer
Und Absinth!

O du grünes Absinthmeer,
O du stilles Absinthvergessen,
Betäube meine Sinne
Und laß mich schlafen in Ruh',
Wie einst ich schlummerte
Über einem Artikel in der
Revue des deux Mondes!

Schweden liegt wie ein Rauch,
Wie der Rauch einer Maduro-Havanna,
Und die Sonne sitzt darüber

Digitized by Google

Wie eine halberloschene Zigarre,
Doch rings um den Horizont
Steht der Bankrott so rot
Wie bengalische Feuer
Und leuchtet auf das Elend.

Als Politiker ist Strindberg in jener Zeit radikal, Revolutionär, Anarchist, Nihilist. Er preist darum Nobel, den Erfinder des Dynamits, das er — frei nach Almquist — weiß wie Schnee, „wie Unschuld und Arsenik" nennt, und sagt von sich:

Ich schild're nicht mehr schön erträumte Szenen,
Im Unschön-Wahren ist mir heimatlicher,
Ich trage mich mit Weltverbesserungsplänen, —
Da ist man nie vor einer Kugel sicher.

In einem anderen Gedicht bekennt er, daß er sein Jubelfest 1889 feiern werde, aber als das Jubeljahr der französischen Revolution herankam, schrieb er einen Artikel, den er auch „Mein Jubelfest" betitelt, in dem er gesteht, daß sich in den wenigen Jahren seine Ansichten ganz geändert haben, und daß er auf seinem eigenen Jubelfeste nicht mitthun könne. Wie hoch Strindberg selbst seine Gedichte wertet, sieht man daraus, daß er über das eine gleich eine ganze Abhandlung schrieb, als er sich selbst widersprechen zu müssen glaubte. In dem Romane „Am offenen Meere" (I hafsbandet, 1890) sagte er sich dann ganz von der Demokratie los.

Nicht weniger veränderlich wie in der Politik war Strindberg auf religiösem Gebiete. Seinen ganzen religiösen Werdegang fassen diese seine Worte zusammen.

„Jung, war ich aufrichtig fromm, und Ihr habt mich zum Freidenker gemacht. Aus dem Freidenker habt Ihr mich zum Atheisten gemacht, aus dem Atheisten zum Gottesfürchtigen".

Die „Gedichte" erschienen, noch bevor sich Strindberg eingehend mit religiösen Fragen beschäftigte, was, wie er an anderer Stelle bekennt, erst 1894 der Fall war, gleichwohl lesen wir in ihnen „Lokes Lästern", einem Stück von höchster Bedeutung, zu dessen Verständnis Strindberg selbst einige Zeilen geschrieben hat (Quickborn, August Strindberg-Heft): „Die Götter der Zeit sind die Herrengewalten, Mächte, das Fürstentum, die ich nicht lieben konnte, weil ich glaubte, sie ständen, neidkrank, zwischen dem Menschen und dem Gott der Ewigkeit. Der russische Bauer, der von dem Beamten unterdrückt wird, und dessen Klage niemals bis zum Zaren reichen kann, dem Vater, bietet ein Bild von meiner Vorstellung". So identifiziert sich der Dichter mit Loke, dem nordischen Prometheus, der seine Anklagen den „Göttern der Zeit" in's Angesicht schleudert, selbst von ihnen an den Felsen gebunden, von Schlangen

Digitized by Google

angegeifert; in dunklen Nächten aber bringt ihm seine Gemahlin lindernden Trunk und wehrt den Schlangen.

Stets dann schweigt sein Lästern wieder,
Aber jähe Blitze loh'n
Aus den dunklen Augen nieder,
Und dann ruft er seinen Sohn.

Seinem Rufe leistet Folge,
Großer Midgardlindwurm, du,
Weltzerstörer, von der Wolge
Streckst du dich dem Westen zu.

Im Wolchonsky-Urwald prasselt's,
Als durchstürmt' ihn wild der Föhn,
Und wie Fels an Felsen rasselt's
Ob den Pyrenäenhöhn.

Mit der Brust peitscht er die Seine,
Diese heiligalte Flut,
Die ich noch umflüstert wähne
Von Befreiung und von Blut. —

Wenn aber der Midgardlindwurm, Lokes Sohn, das Symbol für einen völligen Umsturz aller Dinge, sein Haupt erhebt, fallen die „Götter der Zeit", die Welt geht in Flammen auf, doch aus der Asche erhebt sich eine neue Erde.

Dann in ewig grünen Hainen
Wandert frei ein neu Geschlecht;
Götterlisten werden keinen
Dann betrügen um sein Recht!

Tod in Ehren wird euch allen,
Götter, längst zu alt zur That,
Nur geboren, um zu fallen,
Wenn des Drachen Haupt ihr saht.

Wenn man euch einst wird begraben,
Wenn ihr hingeht ohne Spur,
Keine Thränen werd' ich haben,
Ewig junge Hoffnung nur.

Euch durchfegte mein Verneinen
Und mein Spott wie dürr Gesträuch,
Weil ich glaub' an jenen Einen,
Aber nimmer glaub' an euch!

Digitized by Google

Doch dann schweigen alle Spötter,
Euer Grab umtönt es weit:
„Ruhet sanft, ihr Jetztzeitgötter,
Noch lebt der der Ewigkeit!“

Man findet das ganze Gedicht mit anderen vereinigt auf dem Strindberg gewidmeten Blatte der allbekannten „Sonnenblumen“ von Karl Henckell, der Strindberg in folgendem Vierzeiler charakterisiert:

Auf schwankem Boot von Strand zu Strand getrieben
Im tollen Sturmwind kampfdurchtobter Welt,
Ruhlos im Leben, Denken, Hassen, Lieben,
Flieht er dahin, von Höllenlärm umgellt.

Strindberg selbst spricht von „seiner Fremdlingschaft auf Erden, wo sein ganzes Leben ein Provisorium, eine Gastrolle gewesen ist, wo er sich niemals heimisch gefühlt hat“.

Auch hier der große Widerspruch: die Welt betrachtet ihn als den rücksichtslosen Kämpfer, er selbst sich als einen Fremdling auf Erden. Jedenfalls ist er Schwedens berühmtester Autor, und schon deshalb verdienen auch seine Gedichte Interesse, zumal sie weit mehr sind als metrische Übungen, wie so oft die Verse großer Prosaisten, vielmehr Teile seines Wesens, echt und wahr und darum, wenn auch nicht im landläufigen Sinne, schön.

Digitized by Google

Maxim Gorki.*)

Von Carl Conte Scapinelli, München.

In Ländern, in denen die Bildung noch nicht Gemeingut des ganzen Volkes ist, ist der Beruf des Dichters ein wesentlich anderer, als in mit Kultur übersättigten. Dort hat er dem Volke ungleich mehr zu sagen, dort ist er ihm auch ungleich mehr. Er bringt ihm gleich Prometheus das Licht vom Himmel, er ist ein sozialer Reformator, er deckt dem Volke die Volksseele auf, zeigt ihm die letzten Regungen derselben, er ist ihr Lehrer, ihr Prediger, er straft, zürnt und spendet Wohlthaten.

Darum haben die russischen Dichter unserer Tage, darum hat Tolstoi etwas vom Apostel, vom Demagogen, aber auch etwas vom Parteimann an sich. Läßt er seine Stimme ertönen, so thut er dies selten um ihnen die Geschichte eines reinen Glückes, um ihnen den Zauber eines süßen Friedens zu schildern, sondern fast immer um zu grollen, um zu mahnen, um sie von ihren Fehlern zu überzeugen. Und in dieser Art der Poesie liegt etwas furchtbar Ernstes, aber auch etwas furchtbar Gewaltiges. Der Dichter gewinnt so Macht über die Massen. Dieser Macht wegen wird auch ein Dichter in einem unkultivierteren Lande ungleich schneller und ungleich anhaltender populär.

So ist es in jüngster Zeit einem noch jungen russischen Schriftsteller ergangen: Maxim Gorki. Wie ein Wehgeschrei ging vor einigen Wochen durch alle russischen Blätter die Nachricht, der Dichter M. Gorki sei anläßlich der Studentenunruhen in Petersburg gefangen genommen worden, und an diese

*) Maxim Gorki, Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von A. Scholz. 5 Bände Mk. 10. — Verlag von Bruno und Paul Cassirer, Berlin W. 1901.

Digitized by Google

Trauernachricht schloßen sich bald kürzere Notizen an, die bezeugten, welchen tiefen Eindruck die Gefangennahme Gorki's bei der russischen Bevölkerung hervorgerufen habe. Denn auch Maxim Gorki ist in Rußland, wenn auch nicht seit allzulanger Zeit, populär.

Auch er hat etwas vom Apostel an sich, dies beweist schon der Umstand, daß er, dessen Geschicke mit denen der Petersburger Studenten engverknüpft waren, ob seiner Schriften und Reden verhaftet wurde. Aber sein dichterisches Apostolat ist anderer, ja man möchte sagen: innigerer Natur als das Tolstoi's. Tolstoi ist ein reicher, adeliger Gutsherr, der zum Volke herabsteigt, um es zu belehren, um es aufzuklären, Gorki ist einer aus dem Volke, er hat weder die Brücke der Humanität noch die des Gutsherrn nötig, um zum Volke zu kommen, er steht von jeher unter ihm, er hat mit den letzteren Not, Elend und schlechte, unentgeltliche Nachtherbergen geteilt, er ist als armer „Pilger", als stellensuchender Wanderer von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gezogen, und nun, da er endlich sich als Schriftsteller eine Existenz gegründet, ist er einer aus dem Volke geblieben, einer der für und über dasselbe schreibt.

Der Einleitung zu seinem Buche „Warenka Olessow" entnimmt die Schriftstellerin Marie Weyer in einem Aufsatze des Wiener Fremdenblattes (29. Juni 1901) folgende Daten, die auch ich hier citieren will:

Maxim Gorki (Pseudonym für A. M. Pjeskow) wurde am 14. März 1868 oder 1869, er weiß es selbst nicht genau, in Nishni-Newgorod geboren. Er nannte sich Gorki, d. i. „Der Bittere", wohl um die Mühsal seines jungen Lebens anzudeuten. Er war der Sohn eines Tapezierers. Nach dem Tode seiner Mutter ließ ihn der Großvater das Schusterhandwerk lernen. Doch der Knabe entfloh seinem Meister und trat zuerst bei einem Zeichner, dann bei einem Heiligen-Bilder-Maler in die Lehre. Dann ließ er sich unter die Schiffsköche aufnehmen. Mit fünfzehn Jahren war er Gärtnerlehrling. Während dieser ganzen Zeit las er „klassische Werke unbekannter Autoren", wie er selbst sagt. Auf dem Schiffe genoß er die Erziehung eines Oberkoches, bei dem er das Leben der heiligen Märtyrer, dann Eckhartshausen, Gogol, Gljeb Uspjenskij, Dumas den Älteren und mehrere Bücher über Freimaurerei las. Als Gärtner wurde er plötzlich von einer heftigen Neigung zum Studium ergriffen: er reiste nach Kasan, mußte jedoch, da ihm die Mittel zum Studium fehlten, in das Bäckergewerbe eintreten, womit er sich monatlich 3 Rubel verdiente. Dieses Gewerbe hält er heute noch für das schwierigste. Auch anderen Arbeiten ging er nach: so ward er Holzknecht, Lastenträger und Taglöhner. Im Jahre 1888 wollte er seinem Leben ein Ende machen und legte Hand an sich. Genesen, trug er sich mit dem Plane, einen Obsthandel zu betreiben. Inzwischen kam er nach Zarizie, wo er sich als Bahnwärter anstellen ließ. Bald aber vertauschte er auch diesen Posten mit dem freieren eines Kevasverkäufers. Schließlich nahm ihn ein Advokat, A. J. Larin, als Schreiber auf. „Der Anteil, den Larin an meiner Erziehung

Digitized by Google

nahm, war sehr groß", sagt Gorki selbst. Von einem unüberwindlichen Wandertriebe beseelt, konnte Gorki auch bei Larin nicht lange bleiben. Es drängte ihn in die Welt. Als Heimatloser durchzog er von Stadt zu Stadt ganz Rußland. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt, versuchte er es in der „Wolgazeitung" mit kleinen Skizzen. Der rasche Erfolg dieser ersten literarischen Arbeiten wies ihm endlich das lang gesuchte Ziel. Damit fand auch das irre Wandern, die Unruhe und Rastlosigkeit ihr Ende. Gorki hatte sich selbst gefunden. Fast jedes Jahr brachte nun ein größeres und mehrere kleinere Werke. Zu den Großen hatte man ihn gleich von Anfang an gezählt. Schon aus diesen kurzen Daten wird man seine Bedeutung als russischer Dichter ahnen, die vor allem darin liegt, daß er alles, was er schildert, zum guten Teil am eigenen Leibe erfahren, daß er das Land, das Volk, die Stadt aus eigener Anschauung heraus kennt".

Was ihn aber in besonderem Maße von anderen russischen und nichtrussischen Schriftstellern unterscheidet, ist die Klasse der Leute, die er mit einer gewissen Liebe schildert, die der „verlorenen Leute". Ich wüßte keinen, der dies ähnlich und mit einer solchen Vertiefung, mit einem solchen Eindringen in die tiefsten Herzensfalten dieser Leute gethan hätte, und könnte bei dieser Gelegenheit höchstens den Namen des deutschen Hans Ostwald nennen, der vor kurzem einen Roman schrieb, dessen Figuren er den „Wanderern der Landstraße" entnimmt.

Unter den „Verlorenen Leuten", nach denen er übrigens einen Novellenband benennt, versteht er Menschen aus den untersten Schichten der Bevölkerung, verkommene, versoffene, degenerierte Naturen, die einstmals etwas gewesen sind und in der menschlichen Gesellschaft eine Stelle eingenommen haben, durch Unglück, Laster und Trunksucht aber so tief gesunken sind. Es sind Strolche, Diebe, Säufer, in denen doch noch ein Funke besseren Blutes steckt, in denen sich doch noch manchmal etwas wie Verständnis, Witz, Anstand und Zartgefühl regt. Gorki weiß diese Leute, die man in Obdachasylen, auf der Landstraße, oder in einer schlechten Dorfkneipe trifft, meisterlich fein zu schildern. Von der großen Menge von Figuren, die er uns da vorführt, ist jede eine abgeschlossene, scharfcharakterisierte, originelle Erscheinung, jede hat ihre eigene Vergangenheit und ihre eigene Gegenwart. Was für eine zusammengewürfelte Gesellschaft kommt da nicht in der Herberge des gewesenen Rittmeisters Aristid Kuwalda zusammen. Und trotzdem wird uns jeder Typus haarscharf vorgeführt und erklärt, und trotzdem haben alle diese Leute einen gemeinsamen Zug; sie haben mit der „Welt" abgeschlossen, jeder in seiner Art. Zu ihrer Charakteristik seien folgende Worte aus der Novelle citiert:

„Diese Leute hatten einen sonderbaren Zug in ihrem Wesen: sie liebten es, vor einander verworfener zu erscheinen, als sie thatsächlich waren. Wenn der Mensch nichts Gutes aufzuweisen hat, prahlt er mit seiner Schlechtigkeit."

Aber in der einfachen Schilderung dieser „verlorenen Leute" allein

Digitized by Google

liegt noch nicht das Eigenartige der Gorki'schen Kunst. Strolche, Vagabunden sind ja schon oft geschildert worden, aber niemals noch wurden sie so sehr als Individuen, als komplizierte, seelenbehaftete Individuen geschildert, wie von Gorki. Er charakterisiert durch jeden Einzelnen eigentlich einen ganzen Stand. Er schildert die Welt, indem er die Vertreter gewisser Stände, gewisser Begierden und Leidenschaften, gewisser Berufe zu Vagabunden macht. Er zeigt uns verkommene ehemalige Lehrer, Offiziere, Bauern, Geistliche. Indem er das letzte, verkommenste, untauglichste Glied der Reihe herausgreift, zwingt er uns, mit ihm die Reihe weiter hinaufzugehen.

Nur noch einem Stande, dem russischen Kaufmannsstande, bringt er detailiertes Interesse entgegen (Foma Gordjejew, Roman. Aus dem Russischen von Clara Brauen 2. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1901). In diesem seinem Erstlingsroman schildert er jene Klasse der russischen Gesellschaft, die sich vom deutschen oder englischen Kaufmann so sehr unterscheidet, und rückt ihr hart auf den Leib. Auch in seinen „Verlorenen Leuten" kommen Stellen vor, wo er sich wenig schmeichelhaft über diesen Stand äußert.

Über alle seine Sachen liegt trotzdem eine versöhnliche, objektive Stimmung, die er im harten Lebenskampf sich bewahrt hat. Nur eine furchtbare, geheimnisvolle Düsterkeit schleicht oft durch seine Bücher, lagert auf den von ihm beschriebenen Landschaften, in den Seelen der handelnden Menschen. Es ist das die Art, wie sich der Dichter das erlittene Elend sozusagen: umgesetzt hat, die dichterische Art!

Denn Gorki ist durch und durch Dichter; darum predigt er niemals, sondern schildert nur, er ist nie Doktrinär. Er läßt die Figuren, die Thatsachen für sich sprechen. Und gerade darin sehe ich seine Größe. Gerade darin unterscheidet er sich von Tolstoi, dem er jetzt gerne zur Seite gestellt und als dessen Nachfolger im Amte des Volksbeglückers und Demagogen er gerne genannt wird.

Tolstoi sieht in seinem Talente nur ein Mittel, das Volk aufzuklären, zu belehren; seine Handlungen, seine Dialoge geben davon den besten Beweis. Gorki ist ungleich naiver und poetischer. Er hat mit den Armen und Verlorenen gelebt, er kennt sie und ihr Leben und vielleicht wenig mehr, und darum holt er sich seine Stoffe aus dieser Klasse. Er ist aus dem Volke und kann von ihm nicht los, das ist seine Kraft, das ist sein Charakteristikum. Seine ganze Kunst läßt er am Volke, für's Volk spielen. Er, der durch's Leben wie ein Heimatloser geirrt, haftet nun, da er das Volk, da er sein Volk gefunden, an der Scholle, sie spendet ihm die besten Gaben, und er spendet uns da heraus seine Kunst.

Digitized by Google

Zwei Gedichte in Prosa

von

Walther Eggert, Stuttgart.

I.

Im Kirchhof.

Da liegen die Gebeine nur so umher, auf dem Wege, — die Menschen achten's nicht.

Auf ein Stückchen von einem Schädel bin ich getreten, — ich heb' es auf.

Wem der Schädel wohl gehört hat, denke ich:

Vielleicht einem blühenden Mädchen?

Oder einem welken Mütterchen?

Da denk ich an mein Mütterchen:

Mit den Fingern grabe ich ein Loch in die geweihte Erde und lege das Stückchen Schädel darein

Und denke an mein Mütterchen.

Digitized by Google

II.

Ein leeres Blatt.

Einmal war mein Herz zum Zerspringen voll, und ich hatte niemand, dem ich mich anvertrauen konnte. Da nahm ich denn, wie immer, wenn mir so übervoll zu Mute ist, ein Stück Papier und wollte es darauf schreiben, was ich fühlte.

Aber die Feder entsank meiner Hand, und meine Gedanken ließen sich nicht bannen, sondern schweiften weit, weit hinaus, und eine Thräne trat mir in's Auge und fiel zitternd auf das leere Blatt, — eine einzige Thräne.

Sie ist längst eingetrocknet; noch sehe ich ihre Spuren.

Das Blatt ist mitten in meinem Gedichtbuche.

Ein anderer sieht die Thräne kaum, — sieht nur ein leeres Blatt.

Ich aber sehe darauf ein schönes, tief-inniges Gedicht, — nur ich allein. Und ich schreibe es auch nicht nieder, denn es ist nur für mich allein.

Und wenn ich diese Seite aufschlage, da tritt mir diese Thräne wieder in das Auge, und meine Gedanken schweifen wieder weit, weit hinaus, wie damals.

Digitized by Google

Von oben.

Von Anton Ilseke.

Heiß ſtachen die Strahlen der Sonne hernieder; die Luft erzitterte unter ihrem durchdringenden Blick. Das Schweigen des Mittags floß über das endloſe Sandmeer der Wüſte.

Sie ſchienen weit gewandert zu ſein, die Mutter mit ihrem etwa vierjährigen Söhnchen. Beide trugen nur einen Schurz um die Lenden und Sandalen unter den müden Füßen. Schweiß und Staub hatten ſie entſtellt bis zur Unkenntlichkeit, nur die ſtiefdunkeln Augen der Mutter ſahen noch hellleuchtend hervor.

Bald war auch deren Glanz entwichen. Lechzend haſteten ſie vorwärts.

Mit halb offenen Lippen, mit wirrem Blick ſucht die Mutter einen Pfad, die Spur eines Kameeles, — alles vergebens! Es iſt kein Zweifel mehr, ſie haben ſich verirrt, verirrt in der grenzenloſen Glut- und Sandfläche der Wüſte.

„Mutter“, ruft der Kleine, „ich bin müde!“

Schnell taſtet dieſe nach dem Waſſerſchlauch, den ſie um die Schultern trägt.

„Komm', mein Kind — der letzte Tropfen!“ — Und dicke Thränen vermiſchen ſich mit den Schweißperlen ihrer verbrannten Wangen.

Digitized by Google

Gierig leert der Knabe den Schlauch.

„Noch mehr, Mutter, noch mehr! — Auch Brot!“

„Gleich, mein Kind! Wir wollen erst noch weiter gehen, den Schutz einer Staude oder eines Strauches aufsuchen und dort den letzten Bissen verzehren“.

Ängstlich fühlt sie in den Beutel aus Lammfell, der an der linken Hüfte hängt. Ach, es ist nur noch ein einziger Brocken darin, der letzte für ihren Ismael.

Schwanken Schrittes schleppen sie sich bis zu einer Staude, deren schlaffe Blätter wenn auch wenig, so doch etwas Schutz gewähren.

Still hockt das Weib da, den Kopf des Knaben im Schoße bergend.

Weinen kann sie nicht mehr.

Voll Jammer blickt die Ärmste auf den Knaben, dessen kleine Brust zu zerspringen droht.

„Durst, Durst!“ kommt es von dessen Lippen, immer leiser und leiser.

Die Mutter zittert.

Noch einmal vernimmt sie den Hauch des brennenden Gaumens: „Durst!“ — So tönt die Stimme des Todes! Voll Entsetzen springt das Weib empor; der Kopf des Kindes fällt vom Schoße in den Sand.

„Jehova!“ Schaurig klingt dieser Ruf der Verzweiflung, schaurig, schaurig-wild!

„Jehova! Du Gott Abrahams, laß mich sterben, mich allein, schone, o schone Ismael!“

Und mit rasender Hast krallt sie die Nägel der Hände in ihre Brust, so daß ein roter Blutstrom den dürren Sand färbt.

„Komm', Ismael, o komm', eh' es zu spät ist!“

Regungslos liegt der Knabe!

Wie im Wahn rennt Hagar auf diesen zu, reißt ihn empor und netzt den vom Tode berührten Mund mit dem Blute ihres Herzens.

Der Knabe lächelt.

Und siehe! Wohlige Kühle umweht die Erschöpften. Noch steht die Sonne still zu ihren Häuptern, doch ihre Gluten brennen nicht mehr. Auf dichten, schneeweißen Wolken thront sie, die strahlengeborene Herrscherin, als wollte sie der gehetzten Erde großmütig Zeit gönnen, etwas Atem zu schöpfen.

Der Wolkenberg senkt sich. Langsam, aber stet naht er der Erde und — o Wunder! — ein lichter Bote Gottes, ein Engel, mit ihm! Friede lächelt sein Auge, Segen spendet seine Hand.

Digitized by Google

„Hagar“, ſo tönt es wie Geſang aus der Wolke, „Hagar, fürchte Dich nicht! Gott läßt nicht verderben Dich und Dein Kind!“

Unverwandt blickt Hagar nach oben, den Knaben noch immer im Arme.

Der Engel iſt entrückt. Weich und voll ſüßer Düfte koſt der Wind um die Verirrten.

Da — horch! — ein Rauſchen, Rieſeln und Rinnen! Zu ihren Füßen hüpft ein Quell, ein munteres Brünnlein.

Voll glühenden Dankes ſinkt Hagar in die Knie und läßt den Knaben zur Erde gleiten.

„Waſſer, Waſſer!“ jubelt der Kleine.

„Ja, Ismael“, haucht die Mutter, „Waſſer von oben!“

Digitized by Google

Heimatkunst.

Von Ferd. Gruner.

Im Lager der deutschen Literatur herrscht stets geschäftiges Treiben. Ein Programm verdrängt das andere, jedes Schlagwort heischt eine Gasse. Bald künden Herolde in bunten Gewändern den Aufbruch zum Ritt in's „alte romantische Land", bald wird der Naturalismus als die allein würdige Form proklamiert, in der man sich bethätigen dürfe, dann baut man dem Realismus einen Tempel. — Ob man nun der einen oder anderen Richtung anhängt und manche Phase für keinen sonderlichen Fortschritt in der Reihe des Kulturlebens betrachtet, immerhin ist diese Beweglichkeit, dieses heiße Ringen vorteilhafter, als wenn es ganz still wäre im deutschen Dichterwalde. Die kampflosen Jahre unserer Literatur sind selten die erfolgreichsten gewesen. Jede Bewegung hat im letzten Grunde einen gewissen Nutzen geschaffen, und wäre es auch nur der, daß man an ihr die Größe von dichterischen Persönlichkeiten schätzen lernte, die für ihre Zeit nichts bedeuteten, weil man sie nicht verstand! Man mag von den Bewegungen, die ich vorhin genannt habe, als von „literarischen Moden" sprechen. Wenn sie auch wirklich nichts anderes wären, so wirken sie doch durch sich selbst klärend. Denn bekanntlich ist die eine literarische Mode die stärkste Gegnerin der anderen, das Übermaß von Lob seitens der einen Partei wird dadurch von der anderen auf das richtige Maß zurückgeführt. Nur das wirklich Große bewährt sich über die herrschende Mode hinaus. Denn wahre Kunst kennt keine Tendenz, auch keine literarische. Man thut gut, in den heutigen Wirnissen sich diesen

Digitized by Google

unverrückbaren Grundsatz vor Augen zu halten, um sich nicht täuschen zu lassen durch Schlagworte.

In den letzten zwei, drei Jahren, so an der Schwelle der Jahrhundertwende, hat man bekanntlich wieder ein neues, literarisches Schlagwort geprägt: Heimatkunst. Die Melodie klang vielen angenehm im Ohr. Mancher hatte darauf gewartet, denn die alten Götter verloren allmählich ihren Glanz. Die Stümper vergröberten den feinen, künstlerischen Zug, der dem Realismus anhaften muß, wenn er nicht abstoßend wirken soll. Es kamen jene, die geflissentlich mit den stärksten realistischen Farben malten; sie sagten mit einer kleinen literarischen Geste sogar, was sonst verpönt war: sie öffneten die Thüren zu den kranken Seelen, beschrieben uns bis in das Detail die Regungen der ungesunden, verdorbenen Psyche. Wenn dies Künstler thaten, so hatte und durfte man nichts dagegen einwenden, denn Kunst heiligt, und man muß zugeben, daß uns dieser Realismus durch seine Behandlung der Psyche verfeinert hat. (Wir haben manches verstehen gelernt, das wir nicht kannten, und manches ist aufgedeckt worden an moralischen Schäden und konventionellen Lügen, die wir nicht sehen wollten, weil wir zu feig waren.) Aber wieder folgten den feinen Künstlern, die jeder Regung der Seele nachzuspüren sich bemühten, die literarischen Winkelschreiber, welche die kranke Psyche nur deswegen und ausschließlich darum behandelten, weil das Ungesunde und Perverse lüsternen Gaumen willkommen war. Ihnen ging der sittliche Ernst ab bei der Behandlung so ernster Themen; sie spielten mit dem Verbotenen, und in mißverstandener Anwendung einer „Herren"-Moral stellten sie das Ungesunde als über dem Gesetze des Anstandes und der allgemeinen Moral stehend hin. An die Stelle der Freiheit setzten sie die Zügellosigkeit, an jene der künstlerischen Wahrheit die Frechheit. Und dabei pochten sie immer auf das unbestrittene Anrecht ernster Künstler: daß ihnen nichts menschliches fremd bleiben dürfe. So entstanden eine Reihe von Werken, die von einer schwülen Atmosphäre durchsetzt sind: Laster und Verbrechen waren fast ausschließlich der Gegenstand ihrer Schilderungen. Freilich ging das Laster beinahe immer in Sammt und Seide daher, und von eitlen, hohlen Phrasen tönte es, von heuchlerisch angewandten: laissez faire, laissez aller!

Viel ist davon aus Paris zu uns Deutschen gekommen. Die französische Metropole liegt uns ja heute so nahe, und fast jeder deutsche Schriftsteller geht — wie ehedem die Maler nur nach Rom wallten, einmal dahin, um das berauschende Getümmel an sich selbst zu verspüren. Freilich bedenken die Wenigsten, daß „Moulin rouge" oder „Maxim" auch nur Episoden im Leben von Paris sind und Frankreich von jenem ungesunden, frech-müßigen Getändel nichts weiß; daß die Volkspsyche eine ganz andere ist! Man ist es nun allmählich müde geworden, nur immer wieder von der ungesunden Großstadt-Psyche zu vernehmen und ihren Äußerungen zu lauschen, fehlt ihr doch jegliche Verbindung mit den Menschen, die außerhalb dieses relativ sehr engen

Digitized by Google

Zirkels stehen, die die Welt der Kaffeehäuser, Varietés, Champagner-Pavillons umfaßt. Einige ernste Männer fanden den Mut zu sagen, daß es auch eine andere, viel größere und wichtigere Welt gebe. Sie meinten, auch diese sei literaturfähig. Avenarius, Bartels, Lienhard ꝛc. fanden bald Gefolgschaft. Denn vielen Männern von der Feder waren die Worte aus dem Herzen gesprochen. Sie hatten es schon lange als ein Unrecht empfunden, daß alles, was außerhalb des eben geschilderten Kreises lag, wenn es literarisch behandelt wurde, fast gar keinen Anwert fand. Die Rufer im Streite mehrten sich. Man mußte sich darüber verwundern, denn die hauptstädtischen Blätter haben von der neuen Bewegung wenig Notiz genommen. Das gilt sowohl von Deutschland als auch von Österreich, wo Hermann Bahr einige Lanzen für die Heimatkunst brach. Die Organe in den politischen Zentren scheinen der Bewegung andere Motive unterschoben zu haben, als in Wirklichkeit maßgebend sind. Denn der Ruf nach Heimatkunst ist kein politisches Schlagwort, er sollte und kann nicht bedeuten: Los von der Großstadt! Das wäre sehr einseitig. Denn die Kunst läßt sich natürlicherweise weder an einen Ort bannen, noch an den anderen auf Kommando versetzen. Der Ruf hatte lediglich zu bedeuten: Los von der ungesunden, zumeist in Großstädten gedeihenden Künstelei, von der nervösen, hysterischen Phrase. Die Kunst muß, soll sie echt und wahr sein, in der Natur wurzeln. Sünden gegen sie sind auch solche an der Kunst. Da nun aber die Natur am stärksten in der Heimat wurzelt, so hat man die aufkeimende Bewegung Heimatkunst genannt. Ein Name, der allerdings mißverständlichen Auffassungen Raum läßt und auch absichtlich mißbraucht wird. Das Letztere geschieht, wenn man die Heimatkunst zum Anlaße nimmt, um gegen die großen Zentren zu agitieren, und ihnen förmlich die Fähigkeit absprechen möchte, die echte Kunst in ihren Mauern zu pflegen. Geflissentlich ist diese schwulstige Phrase von gewissen Elementen wiederholt worden. Da darf man sich freilich nicht wundern, wenn einer kerngesunden Idee Widersacher entstehen, die die ehrlich Begeisterten mit den Strebern in einen Topf werfen und mit einigen, wenig achtungsvollen Sätzen die ganze Bewegung als ein Produkt der Eifersucht der literarisch Kleinen gegen die Großmeister der Kunst abthun möchten. Das ist selbstverständlich ebenso über das Ziel geschossen, als dies die Eiferer gegen die Großstadt thun. Es läßt sich gewiß darüber streiten, ob es wünschenswert ist, daß eine einzige Stadt sich berufen fühlen darf, zu bestimmen, nur das ist modern und jenes nicht; immerhin darf man nicht vornweg behaupten, die Großstadt sei kein für die wahre Kunst geeigneter Boden. Auch solche Städte sind doch die Heimat Hunderttausender, auch sie haben ein ganz bestimmtes, geistiges Leben, das ebenso existenzberechtigt ist in der Kunst, wie jenes der Provinz, der Kleinstadt und des Dorfes. Auch die Literatur, die aus der Großstadt — nicht aus ihren Kloaken — ihre Anregungen schöpft, ist im tiefsten Sinne Heimatkunst! Jede bodenständige ist Heimatkunst! Man sollte

Digitized by Google

glauben, daß dies auf der Hand liege und es eine andere Definition gar nicht geben könne. Und doch ist dem nicht so!

Als die Männer aufstanden, die die Wiederkehr einer bodenständigen Kunst forderten nach der Nervenkunst, die sich heute vielfach als die einzig echte geriert, da gesellte sich ihnen eine Anzahl Unzufriedener zu, die nicht für die Kunst, sondern für ihren Ruhm und ihre materielle Wohlfahrt kämpften. Die übersetzen Heimatkunst in skrupelloser Behendigkeit mit *Provinzkunst*, *Kleinstadtkunst*! Erst war es eine Chamade und dann eine Fanfare! Natürlich! Damit mußte und muß die ernste Sache geschädigt werden! Heimatkunst hat, wie ich im Vorstehenden dargelegt zu haben meine, mit den Orten und der Größe derselben durchaus nichts gemein. Sie bedeutet einfach bodenständig. Denn es hieße an die Stelle der alten Misère eine andere, vielleicht größere setzen, wollte man neu proklamieren: *nur* die Provinz ist literaturfähig. Es muß heißen: *auch* die Provinz hat ein Anrecht, ihr Leben in der Literatur behandelt zu sehen, und auch jener ist vollwertig, der ihr seine Feder leiht, der Vetter Handschuhmacher oder Schneider in ihrem Ringen, im Lieben und Hoffen zeigt, genau so wie jener, der die Demimonde in den Kreis seiner literarischen Erörterung zieht. Das Eine muß natürlich zugestanden werden, daß die Provinz in den letzten Jahrzehnten in der Literatur und von den kritischen Machthabern vernachlässigt worden ist. Wenn sie nun etwas mehr in den Vordergrund tritt, ist dies daher zu begrüßen. Denn sie bietet eine Menge Probleme zur Erörterung, die fast unverbraucht sind und sicherlich dem Interesse des Publikums begegnen werden. Für die Männer von *Können* freiere Bahn zu schaffen, die der Kleinstadt und dem Landleben ihre Feder gewidmet, ist ein Bestreben, das regste Förderung verdient. Gegen die „Nur-Provinz"-Leute muß man hingegen energisch Front machen, denn sie streben *dasselbe* Privileg an, um dessentwillen sie die Großstadt mit allen Mitteln bekämpfen. Sie dürfen daher auch nicht als Vertreter künstlerischer Grundsätze betrachtet werden, sondern als Angehörige literarischer Cliquen. Sie befehden die Großstadt-Literaten aus wenig lauteren Motiven und wollen mit solchen Schlagworten meistens nur die Schwäche ihres künstlerischen Könnens verbergen. Sie waren es auch, die die ehrlichen Anhänger der Heimatkunst in den Verdacht brachten, sie seien Anwälte der Unfähigkeit, die nicht imstande ist, das komplizierte geistige Leben des Großstädters in literarische Formen zu fassen, und daher das einfach-simple des Provinzlers als allein künstlerischer Darstellung würdig hinstellen will! Diese „Nur-Provinzler" diskreditieren die Bewegung der Heimatkunst. Denn sie suchen ungerechtfertigten Vorteil zu ziehen, indem sie erklären, lediglich der Kleinbürger, Bauer oder Holzknecht ist literarischer Beachtung wert und das Leben, das außerhalb enger Gassen und niedriger Stuben sich abspielt, ist ohne Interesse. Ich meine, man wendet sich von Seite der berufenen Vertreter der Heimatkunst *allzusanft* gegen diese kleinen Gernegroße und ihre Afterkunst. Sie

Digitized by Google

ist ebenso unwahr, wie jene der Halbwelt-Literaten. In den Blättern, die heimatkunstfreundlich sind, geht man zumeist geflissentlich allen belletristischen Sachen weit aus dem Wege, die nicht in Kleinstadt, Wald oder Flur spielen. Ich kann das schwer begreifen, denn man weiß in jenen Kreisen doch genau wie ich, daß in fünfzig Zeilen einer Großstadt-Skizze unter Umständen mehr Heimatkunst sein kann als in einem Dutzend Dorfgeschichten; und dennoch begegnet man in Zeitschriften der genannten Art selten bodenständiger großstädtischer Kunst. Oder sollte sie wirklich so selten sein? Ich erlaube mir, das zu bezweifeln. Es wird auch bei dieser Bewegung, wie vielfach im Anfange, Übereifer entfaltet, die äußerliche Form für die Sache genommen. Allmählich bessert sich das ja, man lernt einsehen, daß die Natürlichkeit nicht an die dampfende, frisch angebrochene Scholle geknüpft ist, wenn man sie hier auch lebhafter empfindet, und daß man im Anfang die Beschränkung der Verhältnisse mit Unrecht als eine Bedingung der Heimatkunst empfunden hat. Es scheint allerdings, daß man heute noch nicht überall zu dieser Einsicht gekommen ist. Es heften sich der Heimatkunst noch immer Dilettanten an die Fersen, die an den jungen Gluten dieser Bewegung ihr armseliges Süpplein kochen wollen.

Man darf hoffen, daß die Heimatkunst trotz alledem das erfüllen wird, was man sich von ihr versprochen hat. Es war nur ein Wort. Doch besagt es genug: Gesundung! Es sollte eine kraftvolle Kunst sein, eine im Boden, in der gesunden Wirklichkeit wurzelnde. Das soll natürlich keinen Verzicht auf die psychologischen Feinheiten bedeuten, die uns die „Großstadt"-Kunst schätzen gelernt hat. Die Form darf nicht vergröbert werden, wie den „Nur-Provinzlern" vorzuschweben scheint. Alle Fortschritte der literarischen Technik müssen benützt werden, sonst würde diese Bewegung in der That eine nach rückwärts führende sein, wie ihre Gegner behaupten.

Die Heimatkunst darf keine Kunst der Kleinen, sondern muß eine Höhenkunst sein. Nur die Besten dürfen sich in ihr bethätigen. Die seichte Mittelmäßigkeit wird auch unter der neuen Maske nicht lange unerkannt bleiben. Man säume dann nicht, sie energisch abzuschütteln!

Digitized by Google

Kritische Umschau.

Romane und Novellen.

H. Schobert (Baronin von Bode). **Kinder der Geschiedenen.** Roman, 3 Bände. Berlin, 1901. Otto Janke.

H. Schobert's kleine Geschichten „Salongespenster" haben wir nicht günstig beurteilen können. Auch diesem umfangreichen Roman stehen wir ablehnend gegenüber. Baronin Bode besitzt wie die meisten ihrer Schwestern in Apoll ein unglaubliches Fabuliertalent, aber von Originalität, von künstlerischer Größe und Tiefe und vor allem von folgerichtigem Denken und psychologischer Konsequenz finden wir bei ihr kaum eine Spur.

Wir könnten deshalb das Werk leicht abthun, aber wir bekennen gern, daß es uns doch in hohem Grade gefesselt hat, insofern es uns, was seine Verfasserin anbetrifft, einen lehrreichen Beitrag zu dem aktuellen Thema „Das nervöse Weib" und in Bezug auf die moderne Kalamität „Schlimme Ehen" zwar peinlich wirkende, aber sehr nützliche Aufschlüsse gegeben hat.

Mädchen und Frauen können wir das Buch der Baronin nur unter Vorbehalt empfehlen. Insofern sie irgendwie mit Neurasthenie, Hysterie, Hypochondrie und sonstigen physischen Entartungszuständen oder gar mit der charakterlosen Salonfreigeisterei, die so manchen modernen Frauenemanzipationsideen das Siegel aufdrücken, behaftet sind, raten wir ihnen, vor der Lektüre der „Kinder der Geschiedenen" das Buch des bekannten Neurologen Möbius über den Schwachsinn des Weibes zu lesen. Dann werden sie vielleicht aus dem Roman lernen, wie sie nicht sein sollen. Daß die Frauen in diesem unglücklich werden müssen, ist so klar, wie zweimal zwei vier ist. Schwachsinn macht in diesem Leben der Kämpfe immer unglücklich, und diese modernen Damen sind stets desto schwachsinniger, je tiefsinniger sie zu disputieren glauben. Die wahre Erkenntnis fehlt, und sie schwanken über die Lebenswogen wie ein Schiff ohne Ballast.

„Ehe ist Pflicht!" verehrte Frau Baronin Bode. Und wenn Sie dies nicht der Religion glauben wollen, dann mögen Sie es von dem Meister Theodor Fontane lernen, der dies Wort geprägt hat. Wir begreifen sehr wohl, daß die geschiedene Lore Theren Romane zu schreiben verstand, die Anklang fanden, und wohl ganz besonders in manchen Damenkreisen, weil sie den Wirrwarr ihrer Gefühle zweifellos so appetitlich mundgerecht zu machen verstand; aber daß sie als Frau des Leutnants Theren nichts taugte, begreifen wir noch mehr. Damit Sie uns nicht mißverstehen, Frau Baronin, bitten wir Sie, über die nachstehenden Worte des Seelenarztes v. Krafft-Ebing nachzudenken: „Statistiker versichern in allem Ernste, daß etwa 75 Prozent der Ehen heutzutage unglücklich ausfallen. Mag auch diese Ziffer etwas zu hoch gegriffen sein,

Digitized by Google

so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die an Gemüt- und Herzensbildung so häufig verkümmerte, zu Genuß und Luxus erzogene, über ihre soziale Sphäre hinaus gestellte, körperlich schwächliche und nach den ersten Wochenbetten bereits kränkelnde, dahinwelkende Frau keine Lebensgefährtin, wie sie sein sollte, für den Mann abgeben kann. Enttäuschungen auf beiden Seiten können nicht ausbleiben. Die Frau fühlt sich in ihrer Lebensstellung nicht befriedigt. Körperlich leidend und nervös, ist sie unfähig, ihren mütterlichen und häuslichen Pflichten in vollem Umfange nachzukommen".

W. v. Heidenberg.

Dramen.

Nordermann, Hermann. **Fastnachtsfreuden oder Die Stiefzwillinge.** Der Komödie „Johannisfeuer" von Hermann Sudermann II. Teil. Ein literarisch-ästhetisch-dramatisch-moralisch-realistisch-analitisch-parodistisch-satirischer Katzenjammer in einem Akte. Dresden, 1901. E. Pierson.

Wenn nur das Werkchen die Hälfte von dem hielte, was der lange Titel verspricht! Ich vermag es weder parodistisch noch satirisch zu finden. Abgesehen davon, daß die Parodie nur bei wirklich bedeutenden Erscheinungen oder solchen, welche einen tiefgehenden Einfluß haben, Berechtigung hat, nicht aber bei ephemeren Erscheinungen, ist eine Parodie völlig gegenstandslos, wenn der Leser erst immer auf die Beziehungen aufmerksam gemacht werden muß, die zwischen der Parodie und dem Werke, das ihr zu Grunde liegt, vorhanden sind. Der pseudonyme Autor macht das hier höchst drastisch, indem er mit Zahlen auf die Seiten der Originaldichtung hinweist. Jedesmal, wenn der Leser eine derartige Angabe wie (S. 159) oder dergleichen liest, weiß er: „Hier steht ein Witz, hier soll ich eigentlich lachen!" Diese Hinweise sind nun freilich insofern notwendig, als der Autor das wesentlichste Moment der Satire und Parodie, nämlich die Übertreibung, nicht kennt. Schreiber dieses ist durchaus nicht entzückt von „Johannisfeuer", das alles aber, was Nordermann mit wenig Witz und viel Behagen hier zu parodieren sucht, springt für solche Zwecke, wenn das Werk überhaupt ein geeigneter Gegenstand dafür wäre, am wenigsten in die Augen.

Wetter, Max. **Der Kurfürst.** Schauspiel aus Kölns Vergangenheit in 5 Akten. Köln a. Rh., 1901. Paul Neubner.

Die im Jahre 1583 spielende Handlung dieses Schauspiels führt uns die äußeren und inneren Kämpfe des Kurfürsten von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, vor, dem die Verfolgungen der Lutheraner und Kalviner durch die Römischen das Herz bedrücken. Als er selbst ohne „Pfaff und Altar" die schöne Agnes von Mansfeld fand und deshalb zum Kalvinismus übertrat, wird Ernst von Bayern zum Kurfürsten und Bischof erhoben, und wenn Gebhard auch zuerst mit den Waffen Land und Würde verteidigt, so siegt doch schließlich die Weichheit und Zartheit, um nicht zu sagen Schwächlichkeit, in ihm, und er leistet freiwillig Verzicht. Das Stück enthält große Schönheiten, es mag wohl auch, — wenn es von einem tüchtigen Regisseur unter den Blaustift genommen wird, — bühnenwirksam sein, aber der in jedem Falle talentvolle Autor vermochte doch nicht recht in die Tiefe einer Idee einzudringen, und seinen Gestalten fehlt es daher an lebendurchdringender Blutwärme. Die Worte, die sie sprechen, — in einer edel gehaltenen, zum Teil in Versprache, — klingen hohl an unser Ohr. Wir fühlen, der Autor hat nur mit dem Kopf gedichtet, nicht aus dem Innersten heraus.

E. Isolani.

Digitized by Google

Lyrik.

Neumann, Hermann Kunibert. **Das Hohelied.** Dresden und Leipzig, 1901. In Kommission bei Heinrich Minden.

Das Buch ist ein Neudruck der Ausgabe von 1864. In einem stark persönlichen Vorwort, das sehr interessante Angaben enthält, spricht sich Julius Lohmeyer darüber aus, wie die jetzigen Zeitströmungen der Tendenz des Buches entgegenkämen und eine neue Ausgabe rechtfertigten: „Die religiöse Flutwelle, welche sichtlich wieder in unserem Volke aufsteigt, die Vertiefung religiösen Empfindens, die auch in unserer Literatur ein Echo findet, alle diese Strömungen werden dieser letzten Schöpfung des Dichters und ihren tiefen Gedankengängen ein erhöhtes Verständnis entgegentragen". H. K. Neumann ist ein grüblerischer Geist; treffend kennzeichnet er sich im Nachwort: „In mir kämpfen vom ersten Gedanken zwei Kräfte, zwei Dämonen: ich bin gläubig und ohne Glauben, wie ich voll Lebenslust und voll Ekel über die Nichtigkeit dieses Lebens bin. Ich kann Gott nicht lassen und kann ihn nicht finden, ich will das Leben nicht lassen, und doch widert mich das erkannte Leben an. Wohl noch nie sind diese beiden Kräfte, Ideen, Dämonen in einem Menschen so vereinigt und in solchem furchtbaren Kampf erschienen. Ja entsetzlich ist der Kampf, den ich bis jetzt durch mein ganzes Leben gerungen". — Die Verse des Hohenliedes spiegeln den Kampf der verzweifelnden, gottsuchenden Seele wieder; aber bei aller zwingenden Glut und beredten Innigkeit ist es keine angenehme Sache, in jede Meditation des Verfassers mit einzudringen, und mancher wird seinen Rat befolgen:

Hast du den Glauben, steh', Beglückter, still
Und kehre um! — Was ich enthüllen will,
Es könnte dir die sel'ge Ruhe rauben.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Literaturgeschichte.

Hanstein, Adalbert v., Dr. phil., Privatdozent an der kgl. technischen Hochschule zu Hannover. **Das jüngste Deutschland.** Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte. Mit 113 Schriftsteller-Bildnissen. Leipzig, 1900. R. Voigtländer's Verlag.

Ein sehr interessantes Werk, an dem der Freund moderner Literatur nicht vorübergehen darf, auch wenn er die Bücher von Wolff, Meyer, Weitbrecht und Bartels kennt. Es besitzt in hohem Grade den Reiz der Unmittelbarkeit. Von kühler Wissenschaftlichkeit ist wenig in ihm zu spüren. Dazu ist sein Verfasser viel zu subjektiv im Empfinden und Urteilen. Wir halten diese Eigenschaft für keinen großen Fehler. Lessing und Schiller besaßen ihn ja auch, und gerade deshalb sind ihre Kritiken auch heute noch lesenswert. Wir stellen Scherr über Scherer, und dieser führt in unserem Bücherschrank ein sehr ruhiges Dasein, während der alte Kampfhahn Johannes von Zürich uns in mancher niederziehenden Stunde mit frischer Teilnahme und neuem Kampfesmut erfüllt.

Die Mißachtung eines anderen Grundsatzes wissenschaftlicher Methode, das „Distinguendum est", können wir Hanstein weniger verzeihen. Sie schadet seinem Werke erheblich und drückt dies an vielen Stellen auf die Linie Scherl'scher Bilderbogen herab. Er unterscheidet nicht hinreichend Wichtiges von Unwichtigem. Er scheitert damit an der Klippe der meisten Erlebnisschilderer, die da glauben, alles, was sie interessiert hat, müsse auch andere fesseln. Außerdem bringt das Buch die Namen so mancher herzlich unbekannter Dichter, und gar noch mit ihren Bildern. Hanstein wollte in dieser Beziehung jedenfalls unparteiisch sein, aber es dürfte wohl im Interesse mancher moderner Größen liegen, der Hypertrophie ihres Selbstgefühls keinen neuen Nährstoff zuzuführen.

Digitized by Google

Wir lernen aus dem Buche Hanstein's, welche Riesenarbeit in den literarischen Bestrebungen der letzten zwanzig Jahre steckt, wie viel Brauchbares, Tüchtiges und Neues sie geschaffen hat, und welche Thorheit es seitens mancher katholischer Kreise ist, der modernen Literatur verachtungsvoll den Rücken zuzukehren. Die Folgen dieses Dummstolzes zeigen sich denn auch schon in dieser Literaturgeschichte. Wir finden — mit einer Ausnahme — keinen katholischen Dichter oder keine katholische Dichterin darin. „Ach was, wir Katholiken", höre ich manchen sagen, „brauchen keine modernen Künstler und Literaten und keine solchen literaturgeschichtliche Schreibereien, wie die von Hanstein. Wir haben unsere Annette, unsern Weber, das Feuilleton der „Kölnischen Volkszeitung" und den Handweiser des Herrn Prälaten Hülskamp". Sapienti sat! Die meisten jedoch, die so sprechen, kennen „unsere Annette" nur vom Hörensagen. Sie ist beispielsweise nirgends weniger bekannt als in Westfalen, obwohl man dort sehr stolz auf sie ist und ihr in Münster vor etwa fünf Jahren sogar ein Denkmal gesetzt hat. Die Verbreitung der Werke Annettes von Droste liefert einen sehr wichtigen Beitrag zur Geschichte des katholischen Interesses für Literatur.

Man kann sich auf unserer Seite nicht genug darin thun, das literarische Jungdeutschland in Bausch und Bogen zu verurteilen und verächtlich zu machen. Man wirft ihm pessimistische Grillenfängerei vor. Waren „unsere Annette" und der Dreizehnlindendichter etwa Hedoniker?! Weber, der das tief pessimistische Wort geprägt hat: „der Menschen Geschichte ist ihre Schande?" Auch über der Droste Dichtungen schwebt wie der Höhenrauch ihrer Heimat ein melancholischer Hauch, und zuweilen klingt aus ihnen, von feinen Ohren vernehmbar, ein Verzweiflungslaut, der Weltangstschrei, wie aus unendlicher Ferne her, allmählich ansteigend, dann wie in fruchtloser Anstrengung nachlassend und in Resignation verhallend, endlich verstimmend und so ergreifend für menschliches Gefühl, daß einem unendlich wehe wird ums Herz.

Soll es ein Vorwurf für die größte Frau unserer deutschen Dichtung sein, daß sie den Weltangstschrei gehört und verstanden? Wer möchte wohl diese Frage bejahen?!

Dann hieß es von dem literarischen Jungdeutschland kürzlich in einer amerikanischen Zeitung, und katholische Redakteure, die niemals ein Sudermann'sches oder Hauptmann'sches Stück gesehen, drückten den Erguß mit schmunzelndem Behagen nach: „Wenn man das Gethue dieser Übermenschen, dieser dritten Geschlechter, dieser Überbrettl in Deutschland mit ansieht, kann einem schlecht werden. Diese Perversität der Vielzuvielen, dieses Herumpoltern des armen Ichs in dem leergebrannten Gehäuse einer auf dem krassesten Egoismus aufgebauten Lebenserscheinung! Sie winseln und schneiden Grimassen, als ob sie an Kolik litten, und nennen das Genialität. Sie verwechseln das Ebenmaß schönen Formenreizes, welches dereinst auch dem Richter ein Nichtschuldig abzwang, mit der obszönen Nudität und präsentieren ihre Gemeinheiten als Kunst".

Das klingt alles sehr kräftig, sehr richtig (für den Einzelfall) und sehr moralisch (für alle Fälle). Aber wir können nicht umhin, es für eine Borniertheit zu halten, sich mit solchen Ramschurteilen an geistigen Bestrebungen, die das Wesen der Literatur umgestaltet haben, herumzudrücken. Je länger das noch geschieht, desto größer wird der Schaden auf katholischer Seite sein.

„Prüfet alles und behaltet das Beste".

W. v. Heidenberg.

Digitized by Google

Zeitschriften.

Koppin, Richard O., & Kowalizyk, Georg. Neuland, Monatsblätter für deutsche Dichtung. Berlin-Groß-Lichterfelde, Neulandverlag. Vierteljährlich Mk. 1.50.

Dieses Berlin mit seinen neuen literarischen Zeitschriften! Es könnte einem Beklemmungen verursachen, wenn man die Zahl der Neugründungen erwägt. Allerdings wird die vorliegende Monatsschrift kaum die Erwartung aufkommen lassen, daß sie es länger mitmacht wie die allzuvielen anderen, die nach dem 4. oder 14. Hefte selig entschlummerten. Hier wäre es nicht einmal ein Verlust; denn abgesehen von Lenau, Liliencron, Kurt Geucke und Jacobowski, deren längst bekannte gediegene Beiträge wohl nicht als „Neuland" mehr reklamiert werden können, ist das übrige Neuland, das vorzugsweise die beiden Herausgeber produzieren, von der Art des unfreiwillig Humoristischen. Die Gesinnung der Landsucher in Ehren, denen Mutterliebe und Religion noch hohe Werte bedeuten: ihre in den vorliegenden drei Heften gethätigte Produktion ist mehr als mäßig.

Könnte man also über die ganze Neulandgründung als über eine harmlose hinweggehen, so sei eine andere Bemerkung nicht unterdrückt. Das ganze erste Quartal repräsentiert eine Summe von achtundvierzig Seiten Oktavformat, die Seite zu 31 Zeilen. Für diese homöopathische Dosis sogenannten Neulands nehmen die Herren Herausgeber ihren Abonnenten Mk. 1.50 ab. Sie schädigen also wissentlich andere Zeitschriften, die für den gleichen Preis mehr und Besseres geben. Werden es auch nicht viele naive Seelen sein, die auf einen solchen Gimpelfang eingehen, es erscheint nötig, auch diese Seite literarischer Schädigung hervorzuheben. Denn für 10 Pfennig beispielsweise, die dem Ankauf der „Lieder für's Volk" von Jacobowski geopfert sind, gewinnt einer mehr Neuland als durch zehn Jahrgänge dieser Zeitschrift.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Varia.

Zeitlexikon. Unter Mitarbeit hervorragender Fachleute herausgegeben von Maximilian Kraus und Dr. L. Holthof. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. In Monatsheften à 1 Mk.

Was die Herausgeber dieses Unternehmens, dessen sechstes Heft bereits vorliegt, wollen, sagen sie uns im Geleitswort des ersten Heftes: „Das Bleibende und Dauernde in der Erscheinungen Flucht zu Nutz und Frommen Aller festzuhalten — das ist mit dem neuen, eigenartigen und zeitgemäßen Unternehmen, das wir Zeitlexikon nennen, beabsichtigt. Wir übergeben dem deutschen Publikum im weitesten Sinne des Wortes, dem Handwerker, wie dem Gelehrten, dem Kleinkaufmann wie dem Großindustriellen, dem Techniker wie dem Künstler, dem Politiker, Parlamentarier, Journalisten, Finanzmann wie dem Bürger, Beamten, Landwirt, Studierenden, ein Werk, das alles, was auf den Gebieten der Politik und Volkswirtschaft, der Wissenschaften, Literatur und Kunst, des Theaters und der Musik, der Technik und Industrie, des Handels und Gewerbes an Bedeutendem und Wissenswertem in die Erscheinung tritt, alles, worüber man spricht, schreibt, streitet, was man fördert und anstrebt auf dem unendlichen Plane des modernen Kulturlebens, getreu und ohne Parteinahme, ohne die Absicht, das eigene Urteil des Lesers zu beeinflussen, registriert." In der That, dieses zuverlässige, prägnante und — last not least objektive Nachschlagewerk ist für alle Kreise warm zu empfehlen. W. E.

Digitized by Google

Mitteilungen.

Die „**Kölnische Volkszeitung**“ wirft in ihrer „Literarischen Beilage“ v. 15. August wegen der in Heft 10 der „Literarischen Warte“ erfolgten Rezension von M. Herbert's „Aus dem Buche des Lebens“ durch Carl Conte Scapinelli uns „Herbert-Hetze“ vor. Zwar vergißt die „Kölnische Volkszeitung“ ihre ungeheuerliche Behauptung zu beweisen, aber deswegen treibt die „Literarische Warte“ doch „Herbert-Hetze“; zwar konstatiert die „Kölnische Volkszeitung“ selber, daß der Kritiker ausdrücklich bemüht war, in der Form maßvoll zu sein, aber dennoch ist es „Herbert-Hetze“; zwar wurden in Heft 5 desselben Jahrgangs der „Warte“ die „geistlichen und weltlichen Gedichte“ M. Herbert's aufs Anerkennendste besprochen, aber trotzdem treibt die „Warte“ „Herbert-Hetze“; zwar zieht die „Literarische Warte“ M. Herbert eifrigst zur Mitarbeit heran, so zwar, daß sie in der Hälfte der Nummern vertreten ist, — aber dennoch treiben wir „Herbert-Hetze“; zwar ist die „Literarische Warte“ stets den speziellen Honoraransprüchen M. Herbert's entgegengekommen, — aber dennoch treibt sie „Herbert-Hetze“; zwar haben wir M. Herbert stets die Spalten der „Warte“ zur Verfügung gestellt, um auch das kleinste Unrecht, das ihr geschehen sollte, wieder gut zu machen, — aber trotzdem treiben wir „Herbert-Hetze“, weil die „Kölnische Volkszeitung“ es so behauptet. Dieses angesehene Blatt bezeichnet also eine eingehende Besprechung, die sich nicht mit billigen Phrasen begnügt, sondern dem Autor, dem Publikum und der Sache nützen will, — als „Hetze“. Wer kann da noch glauben, daß es der „Kölnischen Volkszeitung“ mit unserer Literatur und ihrer Hebung ernst ist? Lasciate ogni speranza! —

In dem Gedicht: „Jahrhundertwende“ Heft 10, Seite 627, Str. 2, V. 2 muß es lauten: „Mir weckt es Sorge, Kummer und Bangigkeit“.

In Str. 4 ist anstatt „war“ an beiden Stellen (V. 1 und 3) „ward“ zu lesen.

Zur Beachtung!

Mit diesem Hefte schließt der 2. Jahrgang der „Literarischen Warte“. Wir ersuchen unsere verehrten Abonnenten, namentlich die Postabonnenten, freundlichst, ihre Abonnements umgehend zu erneuern, damit in der Zustellung keine Störung eintritt.

Der Verlag.

Herausgeberin: „Deutsche Literatur-Gesellschaft“ in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr in München, Rottmannstr. 5. — Verlag: „Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.“ in München, Prinzregentenstr. 28. — Druck von H. Mühlberger in Augsburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 080742362
Digitized by Google

Digitized by Google